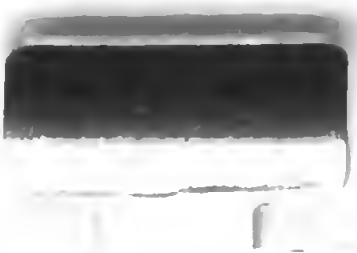


Digitized by Google

# Die Zeit Conſtantin's des Großen.

Von

Jakob Burckhardt.

Baſel,

Druck und Verlag der Schweighauſer'ſchen Verlagsbuchhandlung.

1853.

D. 1101.

Herrn Professor

**Dr. Heinrich Schreiber**

zu Freiburg im Breisgau

in ehrerbietiger Dankbarkeit

gewidmet.

# Vorrede.

Der Zweck des Verfassers vorliegender Schrift war, das merkwürdige halbe Jahrhundert vom Auftreten Dioeletians bis zum Tode Constantin's in seiner Eigenschaft als Uebergangsepoche zu schildern. Es handelte sich nicht um eine Lebens- und Regierungsgeschichte Constantin's, ebensowenig um eine Encyclopädie alles Wissenswürdigen, was sich etwa auf jene Zeit bezieht; wohl aber sollten die bezeichnenden, wesentlich charakteristischen Umrisse der damaligen Welt zu einem anschaulichen Bilde gesammelt werden.

Diese Absicht hat das Buch allerdings nur in beschränktem Sinne erreicht und der Leser wird ihm vielleicht keinen andern Titel zugestehen wollen als den von „Studien über die Zeit Constantin's." Diejenigen Lebensbeziehungen jener Epoche, welche nicht hinlänglich genau zu ermitteln sind und sich also auch nicht lebendig in das Ganze verweben ließen, sind weggeblieben, so z. B. die damaligen Eigenthumsverhältnisse, das gewerbliche Leben, die Staatsfinanzen, und so vieles Andere. Der Verfasser wollte nicht wissenschaftliche Con-

troverſen durch Herbeiziehung neuer Einzelheiten um einen Schritt weiterführen helfen, um ſie dann doch im Weſentlichen ungelöst liegen zu laſſen; er hat überhaupt nicht vorzugsweiſe für Gelehrte geſchrieben, ſondern für denkende Leſer aller Stände, welche einer Darſtellung ſo weit zu folgen pflegen, als ſie entſchiedene, abgerundete Bilder zu geben im Stande iſt. Immerhin wird es ihm von größtem Werthe ſein, wenn die neuen Reſultate, die er in den hier behandelten Partien gewonnen zu haben meint, auch bei den Männern vom Fache Billigung finden.

Abgeſehen von dieſer nicht ganz freien Wahl des Materials läßt allerdings auch das Princip der Verarbeitung und Darſtellung ohne Zweifel viel zu wünſchen übrig, und der Verfaſſer glaubt auch hierin weder das Beſte noch das einzig Richtige getroffen zu haben. Bei univerſalhiſtoriſchen Arbeiten kann man ſchon über die erſten Grundſätze und Abſichten verſchiedener Meinung ſein, ſodaß z. B. dieſelbe Thatſache dem Einen als weſentlich und wichtig, dem Andern als völlig unintereſſant, als bloßer Schutt erſcheint. Deßhalb ergiebt ſich der Verfaſſer darein, daß ſeine Behandlungsweiſe als eine ſubjective beſtritten werde. Sicherer wäre es wohl z. B. geweſen, aus den vorhandenen Geſchichten Conſtantin's mittelſt kritiſcher Prüfung eine neue zuſammenzuſtellen und mit einer gehörigen Anzahl von Quellencitaten zu verſehen; allein ein ſolches Unternehmen hätte für den Verfaſſer nicht denjenigen innern Reiz gehabt, welcher einzig im Stande iſt, alle Anſtrengung aufzuwiegen. Es ſoll hiemit über die verſchiedenen Behandlungsweiſen dieſes Stoffes durchaus nicht abgeurtheilt werden; genug, wenn man nur auch der unſrigen ihr Plätzchen an der Sonne gönnt.

Im Citiren hat ſich der Verfaſſer ein gewiſſes Maaß vorgeſchrieben. Kenner werden leicht bemerken, wie Vieles er Gibbon, Manſo, Schloſſer, Tzſchirner, Clinton u. a. Vorgängern verdankt, wie ſehr er aber zugleich auf durchgängiges eigenes Quellenſtudium verwieſen war. Von dem trefflichen Werke Tzſchirner's glaubte er, beiläufig geſagt, in einer Beziehung vollſtändig abweichen zu müſſen: der Einfluß des Chriſtenthum's auf das ſinkende Heidenthum ſchien ihm nämlich dort viel zu hoch angeſchlagen zu ſein, und er zog es vor, die betreffenden Phänomene durch eine innere Entwickelung im Heidenthum ſelbſt zu erklären, aus Gründen welche hier nicht weiter entwickelt werden können.

Die dieſem Gegenſtand gewidmeten Abſchnitte (V und VI) unſeres Buches ermangeln, wie man ſehen wird, faſt aller ſyſtematiſchen Einkleidung. Der Verfaſſer war überzeugt hierin eher zu wenig als zu viel thun zu dürfen. Im Verallgemeinern geiſtiger Wahrnehmungen, beſonders auf dem Gebiete der Religionsgeſchichte, will er ſich lieber zu zaghaft als zu dreiſt ſchelten hören.

# Inhalt.


| | | Seite. |
|---|---|---|
| I. Abschnitt: | Die Reichsgewalt im dritten Jahrhundert | 1 |
| II. Abschnitt: | Diocletian. Das System seiner Adoptionen. Seine Regierung | 39 |
| III. Abschnitt: | Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Westen | 77 |
| IV. Abschnitt: | Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Osten | 109 |
| V. Abschnitt: | Das Heidenthum und seine Göttermischung | 155 |
| VI. Abschnitt: | Die Unsterblichkeit und ihre Mysterien. Die Dämonisirung des Heidenthums | 211 |
| VII. Abschnitt: | Alterung des antiken Lebens und seiner Cultur | 281 |
| VIII. Abschnitt: | Die Christenverfolgung. Constantin und das Thronrecht | 323 |
| IX. Abschnitt: | Constantin und die Kirche | 387 |
| X. Abschnitt: | Hof, Verwaltung und Heer. Constantinopel, Athen und Jerusalem | 449 |

## Erſter Abſchnitt.

# Die Reichsgewalt im dritten Jahrhundert.

Ende der guten Kaiſer. — Commodus und der Kaiſerwahnſinn. — Die Stellung des Senates. — Das Precäre der Reichsfolge. — Letzte Aeußerung altprätorianiſchen Uebermuthes; Auction des Thrones.

Septimius Severus als Vollender der Militärdespotie. — Schiefe Stellung des Senates. — Die Leibarmee. — Verfall der Disciplin. — Die Superſtition. — Caracalla; ſein Feldzug im Reiche. — Macrinus. — Elagabal. — Alexander Severus und die letzten Verſuche eines Conſtitutionalismus von oben.

Maximin der Barbarenkaiſer. — Verzweifeltes Aufraffen des Senates zur Regierung. — Neue Soldatenherrſchaft. — Gordian und Miſithens. — Philipp der Araber.

Decius. — Charakter des ſpätern, rettenden Kaiſerthums der Illyrier. — Valerian. — Die Wahl in den Händen der Generale. — Die Zeit der dreißig Tyrannen. — Die Retter des römiſchen Orients und Occidents. — Die Lage des Gallienus. — Sein Todesurtheil.

Claudius Gothicus. — Aurelian; die Wiedervereinigung des Reiches; der Senat. — Letzte Entſcheidung des Senates über das Reich. — Tacitus. — Probus. — Carus. — Dioeletian.

## Erſter Abſchnitt.

### Die Reichsgewalt im dritten Jahrhundert.

In der vorliegenden Darſtellung der Zeiten vom Auftreten des Kaiſers Diocletian bis zum Ausgang Conſtantin's des Großen könnte jeder einzelne Abſchnitt ſeiner eigenen Einleitung bedürfen, weil die Dinge nicht nach der Zeitfolge und der Regierungsgeſchichte ſondern nach den vorherrſchenden Richtungen des Lebens geſchildert werden ſollen. Wenn dieſes Buch aber gleichwohl einer allgemeinen Einleitung bedarf, ſo wird dieſelbe am eheſten die Geſchichte der höchſten Staatsgewalt des ſinkenden Römerreiches im dritten Jahrhundert nach Chriſto enthalten müſſen. Nicht daß aus ihr ſich alle übrigen Zuſtände entwickeln ließen, aber ſie giebt immerhin den Boden für die Beurtheilung einer Menge äußerer wie geiſtiger Ereigniſſe der Folgezeit. Alle Formen und Grade welche die Gewaltherrſchaft erreichen kann, von den ſchrecklichſten bis zu den günſtigſten, ſind hier in einer merkwürdig abwechſelnden Reihe durchlebt worden. 1. Abſchnitt.

Unter den guten Kaiſern des zweiten Jahrhunderts, von Nerva bis zum Tode des Marcus Aurelius, hatte das römiſche Reich eine Ruhezeit, welche eine Zeit des Glückes ſein konnte, wenn die tiefſten Schäden alternder Nationen überhaupt dem Wohlwollen und der Weisheit auch der beſten Regenten zugänglich wären. Innere und äußere Größe eines Trajan, Hadrian, Antonin und Marcus Aurelius dürfen uns nicht verblenden über Dinge und Verhältniſſe, welche n. Chr. 96—180.

1. Abſchnitt. ſchon damals als offenes Geheimniß vor Aller Augen lagen. Die drei großen Mächte: Kaiſer, Senat und Heer mußten auf die Länge wieder an einander irre werden und ihre künſtlich geſchonte Harmonie verlieren; vollends unheilbar ſchien in der Folge die Verwirrung, als Angriffe der Barbaren, eigenthümliche Regungen der Provinzen und entſetzliche Naturereigniſſe damit zuſammentrafen.

Marc Aurel. Ein Vorſpiel hievon zeigt ſchon die Regierung Marc Aurel's ſelber. Ueber ſeine Perſönlichkeit zu reden wäre überflüſſig; unter den unvergänglichen Idealgeſtalten des Alterthums iſt der ſtoiſche Philoſoph auf dem Thron der Welt wohl nicht die ſchönſte, jugendlichſte, aber gewiß eine der ehrwürdigſten. Und doch war es ihm nicht erſpart, die drohenden Vorboten künftigen Unterganges an die Pforten des Reiches pochen zu hören. Zunächſt in Betreff des Kaiſerthumes offenbarte ſich deutlich genug, daß daſſelbe — trotz des Syſtemes von Adoptionen, welches die vier großen Kaiſer mit einander verknüpft hatte — durch einen Handſtreich uſurpirt werden könne. Dieß wagte, wenn auch ohne Erfolg, der bedeutendſte Feldherr des Reiches, Avidius Caſſius, nachdem faſt drei Generationen hindurch vortrefflich oder wenigſtens wohlwollend regiert worden war. Was ſodann das Heer anbelangt, ſo hat zwar Marc Aurel den Ruhm „den Soldaten nie in Reden geſchmeichelt noch irgend Etwas aus Furcht vor ihnen gethan zu haben"; allein dem hergebrachten Unheil, dem Rieſengeſchenke an die Armee beim Regierungsantritt, hatte er ſich in ſolcher Weiſe gefügt, daß jeder Soldat (wenigſtens von der Garde) ein Vermögen beſaß und daß die Summe Marc Aurels fortan von den Soldaten als Norm betrachtet wurde. Von äußern Unglücksfällen kam hinzu der erſte gewaltige Einbruch eines germaniſch-ſarmatiſchen Völkerbundes in das römiſche Reich, und eine furchtbare Peſt. Der gefahrvollſte Krieg, die tiefſten Sorgen füllten die letzten Jahre des Kaiſers. Aber auch in ſeinem Zelt an der Donau ſuchte er ſich über den engen, bedrohten Au-

genblick zu erheben durch den ſtillen Cultus des allgemeinen Sittlichen, des Göttlichen im Menſchenleben. 

180—192 Der Kaiſerwahnſinn.

Für ſeinen Sohn Commodus ſoll er eine Art von Regentſchaft, „die Beſten aus dem Senate", eingeſetzt haben, und jedenfalls ließ ſich der junge Fürſt in den erſten Tagen und Wochen von den Freunden ſeines Vaters leiten. Aber ungemein raſch entwickelt ſich in ihm jener ſcheußliche Kaiſerwahnſinn, deſſen man ſeit Domitian nicht mehr gewohnt geweſen war. Das Bewußtſein der Herrſchaft über die Welt, die Furcht vor Allen die nach dieſer Herrſchaft ſtreben konnten, der Ausweg: raſch das Vorhandene zu genießen und die unaufhörliche Sorge zu übertäuben — dieß Alles konnte in einem nicht ganz gut und ſtark geborenen Menſchen ſehr bald jenes Gemiſch von Blutdurſt und Ausſchweifung hervortreiben. Den Anlaß mochte ein Attentat geben, dem die eigene Familie nicht fremd war, das man aber auf den Senat ſchob. Kein Wunder, daß bald darauf der Gardepräfekt die erſte Perſon im Staate, der Bürge des kaiſerlichen Daſeins war, wie einſt unter Tiberius und Claudius, und daß die wenigen Tauſende, welche er befehligte, ſich mit ihm als die Herren des Reiches fühlten. Den einen, tüchtigern dieſer Präfekten, den Perennis, opferte freilich Commodus einer Deputation des unwilligen britanniſchen Heeres auf, welche 1500 Mann ſtark ungehindert nach Rom gekommen war; den folgenden Präfekt Kleander gab er einem Hungeraufruhr des römiſchen Pöbels Preis, allerdings nicht unverdient, weil Kleander in unbegreiflicher Habſucht nicht nur durch Confiskationen und Aemterverkauf die höhern Klaſſen, ſondern auch durch ein Getreidemonopol das ärmere Volk gegen ſich aufgebracht hatte.

Stellung des Senates.

Wenn nun der feige und grauſame Fürſt im Amphitheater erſchien um ſich als Gott verkleidet von dem tödtlich bedrohten Senat bewundern zu laſſen, ſo konnte man wohl fragen, ob dieſer „commodianiſche Senat" überhaupt noch den alten Namen verdiente, auch wenn er noch eine gewiſſe Mit-

1. Abſchnitt. regierung in den Provinzen, Ernennungsrechte, eigene Kaſſen und äußere Ehren beſaß? Auch römiſch im engern Sinne durfte er kaum mehr heißen, ſeitdem die Mehrzahl ſeiner Mitglieder vielleicht nicht einmal Italier, ſondern Provinzialen waren, in deren Familien die Würde ſogar zeitweiſe erblich geworden war. Es iſt leicht, ſich von einem idealen Standpunkte aus über dieſe entwürdigte Verſammlung in den ſtrengſten Urtheilen zu ergehen, zumal wenn man von dem Effekt einer dauernden Todesgefahr, die über ganzen Familien und Corporationen ſchwebt, ſich keine klare Vorſtellung zu machen vermag. Die Zeitgenoſſen urtheilten billiger; Clodius Albinus, als er die Würde eines Cäſar aus den blutigen Händen eines Commodus nicht annehmen wollte, hielt den Senat noch immer für lebensfähig genug, um öffentlich vor ſeinen Truppen ſich für die Herſtellung einer republikaniſchen Senatsregierung auszuſprechen. [1]) Ob er aufrichtig redete, iſt hier gleichgültig; genug daß der Senat (wie wir ſehen werden) noch immer viele von den edelſten Männern jener Zeit enthielt und in ſchwierigen Augenblicken Kraft und Entſchloſſenheit zur Staatsregierung zeigte; ſelbſt die Illuſionen, in welchen wir ihn befangen finden werden, gereichen ihm nicht durchaus zur Unehre. So iſt es denn auch begreiflich, daß er trotz zeitweiſem Eindrängen unwürdiger Subjekte noch immer als Repräſentation wenn nicht des Reiches, doch der römiſchen Geſellſchaft galt und ſich als den natürlichen Vorſtand der ſogenannten Senate oder Curien der Provinzialſtädte betrachtete [2]) ohne ihn konnte man ſich noch immer kein Rom denken, auch wenn ſein Wirkungskreis durch Gewaltübung Anderer oft auf lange Zeit zernichtet ſchien. [3])

---

[1]) Hist. Aug. Clod. Alb. 13, 14.

[2]) Hist. Aug. Florian. 5.

[3]) Sept. Severus mit ſeiner Rede bei Dio Cass. 75, 8 darf uns hier nicht täuſchen. So konnte der Senat der Antonine nicht ausſehen, ſelbſt nach der Zwiſchenregierung eines Commodus.

Nachdem Commodus noch die Senatoren gebrandſchatzt hatte, um durch ungeheure Geſchenke das murrende Volk der Hauptſtadt zu beſänftigen, fiel er durch eine gemeine Pallaſtverſchwörung.

Die Reichsfolge.

Das Schreckliche an den römiſchen Thronveränderungen lag darin, daß Niemand wußte, wem die Erhebung eines neuen Kaiſers eigentlich zuſtand. Eine Dynaſtie konnte ſich nicht bilden, weil der Kaiſerwahnſinn — das Schickſal aller nicht ſehr begabten Menſchen auf dieſem Throne — zu periodiſchen Revolutionen mit Nothwendigkeit hindrängte. Und ſelbſt ohne dieſe letztern hätte die Kinderloſigkeit der ausſchweifenden Kaiſer und auch einiger der beſſern eine regelmäßige Erbfolge unmöglich gemacht; Adoptionen aber, wie ſie ſchon im auguſteiſchen Hauſe vorkamen, hatten nur dann Ausſicht auf Beachtung, wenn der Adoptivvater ſowohl als der neue Sohn die Eigenſchaften beſaßen um ſich zu behaupten.

Letzter alt-prätorianiſcher Uebermuth.

Offenbar gehörte dem Senat, welcher einſt dem göttlichen Auguſtus einen Titel der Macht nach dem andern decretirt hatte, das größte hiſtoriſche Recht zur Ernennung eines neuen Kaiſers. Allein ſobald die Kaiſer den Senat haßten und ſich einzig auf die Garden verließen, maßten dieſe letztern ſich die Kaiſerwahl an; es dauerte nicht lange, ſo concurrirten auch die Heere in den Provinzen mit den Caſernen des prätorianiſchen Lagers zu Rom. Bald fand man hier ſeinen Vortheil bei kurzen Regierungen, weil ſich das Geſchenk an das Lager jedesmal wiederholte. Dazu rechne man die dunkle Thätigkeit entſchloßner Intriganten, deren Intereſſe es hie und da ſein mochte, zunächſt einen Bewerber zu unterſtützen, deſſen baldigen Untergang ſie voraus ſahen und wollten.

193.

So wurde von den Mördern des Commodus ein braver Mann, Helvius Pertinax, wie zur Rechtfertigung ihrer That vorgeſchoben; den zuerſt die Soldaten, dann der Senat anerkannten. Durch anfängliche Begünſtigung eines gewiſſen Triarius Maternus erpreßten die Garden von Pertinax ein enormes Donativ, zu deſſen Beſtreitung die Koſtbarkeiten des

1. Abſchnitt. Commodus veräußert wurden; die natürliche Folge war ein baldiger zweiter Verſuch zu Gunſten des Conſuls Faleo; das Drittemal aber begannen die Garden geradezu mit der Ermordung des Kaiſers. Und nun ging im Lager jene unerhörte Gant der Kaiſerwürde vor ſich; es fand ſich ein reicher Thor, Didius Julianus, der um etwa 6000 Franken an jeden einzelnen Soldaten ein paar Wochen Schwelgerei und Todesangſt erkaufte. Dieß war aber auch die letzte und höchſte Spitze prätorianiſchen Uebermuthes. Drei Provinzialheere hatten ſich gleichzeitig das Vergnügen gemacht, ihre Anführer zu Kaiſern auszurufen; darunter war der düſtre Afrieaner Septimius Severus. Der rathloſe Julian verſuchte es zuerſt mit Ausſendung von Mördern; es gab damals einen Offizier Aquilius, der bei Ermordung von Großen ſchon öfter Dienſte geleiſtet hatte [1]) und einen Ruf genießen mochte wie zu Nero's Zeit Locuſta. Darauf wollte Julian, weil er ja das Reich um ſein gutes Geld gekauft, die Sache wie einen Rechtshandel gegen Sever durchführen; weiterhin erklärte er letztern, als er näher rückte, zum Mitregenten; er war aber verlaſſen, verhöhnt, und auf Veranſtaltung des Senates hingerichtet, als Sever noch mehrere Märſche weit von Rom ſtand.

Auction des Kaiſerthums.

193—211 Vollendung der Militärdespotie.

In Septimius Severus iſt die Militärherrſchaft zum erſtenmale rein repräſentirt. Der Hochmuth des Standes und Grades, den er ſchon als Legat an den Tag legt, [2]) hat etwas Unrömiſches, Modernes. Wie wenig er dagegen die alte Hoheit des Senates begreifen und achten würde, konnte ſchon die Deputation von 100 Senatoren inne werden, welche ihn bei Terni begrüßte und die er gleich unterſuchen ließ, ob ſie etwa Dolche bei ſich führten. Die reinſte Conſequenz eines Kriegsfürſtenthums aber befolgte er, als er die Prätorianer ſchimpflich entwaffnete und aus Rom jagte. Eine ſolche bevorzugte, verdor-

[1]) Hist. Aug. Pescenn. 2. Aquilium centurionem notum caedibus ducum.

[2]) Hist. Aug. Sept. Sev. 2.

bene Garde mit politiſchen Prätentionen paßte nicht in ſein Syſtem. Seinem eigenen mitgebrachten Heere gab er einſtweilen nur ein Fünftheil von dem verlangten Donativ. Eben ſo folgerichtig benahm ſich Sever im Kampfe gegen ſeine Mitbewerber Pescennius Niger und Clodius Albinus; er rottete ihren ganzen Anhang aus; es war ihm unbegreiflich, wie eine Anzahl Senatoren ſich mit jenen in Briefwechſel hatten einlaſſen können und wie ſogar der geſammte Senat ſich hatte neutral halten mögen. „Ich bin's ja, ſchreibt er an den Senat,[1]) der dem römiſchen Volke Getreide und Oel verſchafft, der für Euch Kriege führt und jetzt — welch ein Dank? ... Ihr habt Euch ſeit Trajan's und Marc Aurel's Zeiten ſehr verſchlechtert." — Byzanz, wo ſich die Anhänger des Pescennius über ein Jahr vertheidigten, wurde, trotz ſeiner Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit als Grenzfeſte gegen die Barbaren des Pontus, dem Boden eben gemacht und die ganze Beſatzung nebſt vielen Einwohnern getödtet.[2]) Die Welt ſollte ſich ein Beiſpiel daran nehmen, wie es den Städten und Factionen ergehen müſſe, welche unter mehrern Uſurpatoren nicht ſogleich Denjenigen herausfinden würden, der bleibenden Gehorſam verdiente. Nicht beſſer ging es den Anhängern des Albinus; Sever hatte ihre Correſpondenz in die Hände bekommen und hätte ſie, wie einſt der große Cäſar die der Pompejaner, ungeleſen verbrennen können. Dieß wäre ſehr edel aber durchaus nicht zeitgemäß geweſen, weil es ſich nicht mehr um Principien und deren Amalgamirung

Schiefe Stellung des Senates.

[1]) Hist. Aug. Clod. Alb. 12.

[2]) Die lange Gegenwehr der Beſatzung erklärt ſich nicht ſowohl aus einer Anhänglichkeit an den längſt umgekommenen Pescennius, als vielmehr daraus, daß die höheren Offiziere den Charakter Sever's und demnach auch ihr Schickſal im Fall der Einnahme kennen mochten und auf einen Sieg des Albinus warteten. Auffallender iſt die eifrige Theilnahme der Einwohnerſchaft, welche zu ahnen ſcheint, daß ihre Stadt gar nicht hoch genug im Preiſe ſtehen könne. Die bereits gegen die Antiochener als Anhänger des Pescennius verhängte Strafe wirkte wohl erſt in zweiter Linie mit.

1. Abſchnitt. durch perſönliches Verſöhnen und Gewinnen handelte, ſondern um eine einfache Unterwerfung. Eine Menge Senatoren und Vornehme in und außerhalb Rom wurden hingerichtet; vor Senat, Volk und Soldaten hielt der Kaiſer Lobreden auf Commodus, gewiß nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Hohn gegen den Senat.

In Rom ſelber brach einmal während dieſes Reichskrieges bei den Circusſpielen ein plötzliches Jammern und Raiſonniren los, welches ein Ohrenzeuge [1]) ſich nur durch göttliche Inſpiration zu erklären weiß. „O Rom! Königinn! Unſterbliche! (ſo riefen die vielen Tauſende einſtimmig) wie lange leiden wir noch ſolches? wie lange führt man noch Krieg um uns?“ — Es war beſſer, daß ſie ihre Zukunft nicht wußten.

Als der Friede im Innern hergeſtellt war, wurde man inne, daß die Militärherrſchaft mit der nothwendigen Zuthat auswärtiger Kriege ſich Selbſtzweck geworden war. Ihr Mittelpunkt war Sever mit ſeiner in die höchſten Aemter vertheilten Familie, aus welcher er eine Dynaſtie machen wollte; nur ſeinen Bruder, welcher gern Mitregent geworden wäre, hielt er gefliſſentlich von ſich ab. Das nächſte Mittel zur Behauptung der Macht war die Bildung einer
Dielaarmee. neuen Garde, welche mehr als viermal ſo ſtark wurde als die alte; mit einer ſolchen ſtets disponibeln Leibarmee konnte man fortan auch den Provinzialheeren ganz anders gegenüberſtehen; mit ihr konnte man, wie ſpäter geſchah, im Reiche herum reiſen und überall morden und plündern. Die frühere Garde hatte aus Italienern, ſogar vorzugsweiſe aus Leuten der Umgegend Rom's beſtanden; jetzt füllte Severus Rom mit rohen und ſchrecklichen Barbarengeſichtern. War er mit dem Donativ ſparſam geweſen, ſo erhöhte er dafür den Sold mehr als irgend ein anderer Kaiſer; aus dem einmaligen Wegwerfen von ein paar Millionen wurde ein regelmäßiges

[1]) Dio Cass. 75, 4.

Ausſaugen des Reiches zu Gunſten der Soldaten. Jener väterliche Rath Sever's an ſeine Söhne mag wohl eher von den Zeitgenoſſen aus ſeiner Regierungsweiſe abſtrahirt als wirklich von ihm ausgeſprochen worden ſein, lautet aber bezeichnend genug: „Seid einträchtig, macht die Soldaten reich, und verachtet alle Andern.“ [1])

Die Disciplin.

Man möchte nun glauben, daß dieſer Soldatenſtand, ſo hoch geehrt und in beſtändigem Athem gehalten durch einen ſo raſtloſen Feldherrn, den größten kriegeriſchen Erinnerungen Rom's Ehre machen mußte. Allein dem war nicht ſo. Sever ſelber klagt laut genug über Verfall der Disciplin, und auf ſeinem großen aſiatiſchen Feldzuge kamen Fälle von Inſubordination vor, welchen er nur mit Nachſicht und fernern Geſchenken zu begegnen wußte. Konnte er wohl ſich verhehlen, daß ſeine Neuerung nur ihn und ſeine Regierungszeit ſicherte, während ſie einem ſchwachen und ſchlechten Nachfolger, der nicht mehr gleichſam ſein eigener Gardepräfekt war, den unvermeidlichen Untergang zuziehen mußte? Oder war ihm dieſes gleichgültig, wenn nur die Soldatenherrſchaft als ſolche ſich erhielt?

Die Superſtition auf dem Throne.

Man darf hier wie in dieſen letzten Jahrhunderten des Heidenthumes überhaupt nicht überſehen, daß die Mächtigſten oft unfrei handelten, weil ſie ſich der Aſtrologie und den Vorbedeutungen fügten. So allein wird man es z. B. bei dem gerechtigkeitsliebenden Sever erklären müſſen, wenn er einen unvorſichtigen Frevler wie Plautian ſo beharrlich in der Gardepräfektur und in der engſten Verbindung mit ſeinem Hauſe feſthielt. Mannigfache Superſtitionen umgaben das Leben Sever's von der Jugend bis zum Grabe. Da der römiſche Kaiſerthron das große Loos einer Lotterie geworden war, ſo gab es Eltern der verſchiedenſten Stände, welche das tägliche Leben ihrer begabteren Kinder ſorgfältig beobachteten, ob nicht eine Vorbedeutung künftiger Herrſchaft

[1]) Dio Cass. 76, 15. Anders bei Zonaras 12, 10.

1. Abſchnitt. ſich zeige; es wird Notiz davon genommen, wenn der Knabe abſonderliche Verſe im Munde führt, wenn Schildkröten oder junge Adler in's Haus gebracht werden, oder gar ein purpurfarbnes Taubenei, wenn Schlangen ſich als Hausgenoſſen hervorthun, Lorbeerbäume hervorſprießen u. dgl.; kommt aber ein Kind ſchon mit einer Krone von Schwielen um das Haupt zur Welt, braucht man von ungefähr ein Stück Purpurſtoff zur Bedeckung des Neugebornen — dann iſt ſein künftiges Kaiſerthum in der Stille entſchieden. [1]) Aehnliche Befangenheit begleitete manche Kaiſer ihre ganze Regierung hindurch und lenkte ihre Handlungen in einer Weiſe die wir nicht mehr berechnen können. Es erweckt Mitleid, wenn der greiſe Severus nach ſeinen letzten Siegen in Britannien unruhig und zornig wird, weil ihm ein Mohr mit einem Cypreſſenkranz begegnet, oder weil man ihn zum Opfer in den unrechten Tempel führt und dunkelfarbige Opferthiere herbeibringt, die dem Kaiſer dann bis in ſein Quartier nachlaufen.

Der Thronfolger. Es bedurfte aber der Omina im Pallaſt zu York nicht mehr; der eigene Sohn, Caracalla, ſtand ihm beharrlich und faſt offen nach dem Leben. Mit bewußter, principieller Erbarmungsloſigkeit hatte Sever jeden Gedanken an Uſurpation darniedergehalten; nur auf den Hochverrath des Thronfolgers war nicht gerechnet, und auch darauf nicht, daß ſeine Garden ſich ſo ungeſcheut mit demſelben einlaſſen würden. Es lautet wie eine ſchmerzliche Wahrung ſeines Herrſcherprincips, wenn er dem entmenſchten Sohn zuflüſtert: „Tödte mich wenigſtens nicht ſo daß es Alle ſehen"! [2]) — Ein anderes Wort ſcheint er öfter wiederholt zu haben: „Alles war ich, und es hilft doch Nichts."

Und nun beſtieg das entſetzliche Scheuſal, das man Ca-
211—217. racalla zu nennen pflegt, den Kaiſerthron. Seit ſeinem Ein-

---

[1]) S. die Hist. Aug., in den meiſten Biographien.

[2]) Zonaras XII, 10.

tritt in das Jünglingsalter zeigte er einen bösartigen Hochmuth; er rühmte ſich Alexanders des Großen als ſeines Vorbildes und lobte dabei Tiberius und Sulla. Erſt ſpäter, vielleicht ſeit der Ermordung ſeines Bruders Geta, kommt noch der eigentliche Kaiſerwahnſinn hinzu, der Mittel und Macht des ganzen Reiches zu ſeinem eigenen ſichern Untergang mißbraucht. Seine einzige Vorſichtsmaßregel, die er für genügend hielt, war die Kameradſchaft mit den Soldaten, deren Anſtrengungen und Lebensart er wenigſtens zeitweiſe theilte; daß er es mit Fechtern und Wagenlenkern eben ſo hielt, machte ihn überdieß beim römiſchen Pöbel beliebt; den Beſſern und Gebildeten aber brauchte er ja nicht mehr zu gefallen. — Seit dem Brudermorde, wozu die Soldaten anfangs finſter blickten, iſt Caracalla an dieſe Schmeichelei nach unten gänzlich verkauft; um der Soldaten willen bedarf er ungeheurer Confiscationen und tödtet 20,000 Menſchen als Anhänger Geta's, — darunter auch einen Sohn des Pertinax, während es ſonſt einer der beſſern Züge des römiſchen Uſurpationsweſens iſt, daß man die Verwandten geſtürzter Kaiſer meiſt am Leben ließ. Um der Soldaten willen macht Caracalla jenen Feldzug im eigenen, völlig ruhigen Reiche, während er die Angriffe der Nachbarn abkauft. Der Maſſenmord von Alexandrien zeigte, wie ſich der Despotismus gegen geiſtreiche Spöttereien zu verhalten gedenke. Die eigentliche Strafe ſolcher Miſſethaten lag (abgeſehen von den Gewiſſensqualen, deren die Schriftſteller erwähnen) in dem wachſenden Mißtrauen des Tyrannen gegen die bevorzugten Soldaten ſelbſt; er verließ ſich zuletzt, was ſeine engere Umgebung betraf, nur noch auf ganz barbariſche Leibwachen, die nichts von römiſchen Dingen beurtheilen konnten, auf Kelten und Sarmaten, deren Coſtüm er trug um ſie ſich geneigt zu halten. Und doch wurde er, man kann ſagen in ihrer Mitte, niedergemacht auf Veranſtaltung Solcher, die ihn aus der Welt ſchaffen mußten um nicht ſelber durch ihn zu fallen.

Der Feldzug im Reiche.

I. Abſchnitt.

Die nächſten Kaiſerernennungen mußten ganz in den Händen der übermächtigen Armee liegen. Sie erhob zuerſt

Macrinus.

den einen der beiden Gardepräfekten, Macrinus, ohne zu wiſſen, daß dieſer den Mord ihres geliebten Caracalla angeſtiftet. Er nahm deſſen Namen an und ließ ihn prächtig begraben, um jeden Verdacht von ſich abzulenken; den Senat begrüßte er mit verdeckter Unverſchämtheit um ſeine Beſtätigung und erhielt nicht ohne Zögerung die einzelnen Titel der Kaiſermacht. Die erſten ſtrengen Schritte zur Zügelung des verwöhnten Heeres brachten ihm jedoch den Untergang. Zwei junge Syrer, Seitenverwandte der Antonine und des Sever, traten auf einmal an die Spitze des Reiches; es waren die ungleichen Vettern Elagabal und Alexander Severus nebſt ihren Müttern Soämias und Mammäa und ihrer gemeinſamen Großmutter Julia Mäſa.

218—222. Elagabal.

Die Regierung Elagabals iſt bei allem Ekelhaften und Widerſinnigen nicht ohne Intereſſe für die Geſchichte römiſcher Herrſchaft; dieſe unglaubliche Schwelgerei, dieſer aſiatiſche Götzenpomp, dieſes ganz beſinnungsloſe Leben in den Tag hinein bildet eine förmliche Reaktion gegen das bewußte Soldatenkaiſerthum des Septimius Severus. Daß Elagabal allen römiſchen Formen den Krieg erklärte, ſeine Mutter und Großmutter in den Senat einführte, Tänzern, Wettrennern und Barbieren die höchſten Stellen gab und zahlloſe Aemter verkaufte, dieß Alles hätte ihn nicht geſtürzt; ſelbſt die nachläſſige Verproviantirung der Hauptſtadt wäre ihm vielleicht lange nachgeſehen worden; ſein Verderben war das in den Soldaten erwachte Schamgefühl, welchem eine Verſchwörung in der Familie ſelbſt zu Gunſten des Alexander entgegenkam. Die Soldaten wiſſen den letztern bedroht und erzwingen von dem zitternden Elagabal eine Säuberung ſeines Hofſtaates; darauf hält er ſich ſchadlos, indem er den Senat aus der Stadt jagt, was demſelben alle Ehre macht und darauf hindeutet, daß die Verſammlung durchaus nicht aus lauter „Sklaven in der Toga“ beſtand, wie Elagabal ſonſt

meinte. Endlich ermorden den letztern die Garden und erheben den Alexander Severus.

Alexander Severus.

Keiner von den vielen Imperatoren erregt ſo ſehr die Theilnahme der Nachwelt wie dieſer im Verhältniß zu ſeiner Geſammtumgebung unbegreifliche Menſch, ein wahrer Sanct Ludwig des Alterthums. Er geht unter an dem Beſtreben, von den ausgearteten Mißformen des Militärdeſpotismus aus wieder in die Bahn der Gerechtigkeit und der Milde einzulenken. Seiner jedenfalls ausgezeichneten Mutter Mammäa mag ihr Ruhm ungeſchmälert bleiben; ſein Verdienſt iſt aber doch das Größere, weil er mit ſelbſtändigem Geiſte in der begonnenen Richtung vorwärts ging und unendlich vielen Verſuchungen zum Deſpotismus zu widerſtehen vermochte, aus reinem ſittlichem Willen. Vor Allem finden wir eine Hochachtung des Senates, die ſeit Marc Aurel unerhört geweſen war, ſogar des politiſch längſt vergeſſenen Ritterſtandes als einer „Pflanzſchule für den Senat." Ein Senatsausſchuß und dann noch ein engerer Staatsrath von ſechzehn Männern haben Theil an der Regierung; endlich läßt man ſich keine Mühe verdrießen, gute, gewiſſenhafte Leute für die Verwaltung zu erziehen und die emſigſte Controle zu üben. [1]) Ungerechte, beſtechliche Beamte waren das Einzige, was Alexander aus der Faſſung bringen konnte. In Betreff der Soldaten machte er wohl kein Hehl daraus, daß das Schickſal des Staates auf ihnen ruhe, er ſtattete ſie prächtig aus und hielt ſie gut; allein wie er ſich rühmen konnte, die Steuern vermindert zu haben, ſo wagte er es auch, eine meuteriſche Legion abzudanken.

Letzte Verſuche zum Conſtitutionalismus von oben.

Daneben werden freilich Dinge berichtet, welche mit dieſen Lichtſeiten kaum in Zuſammenhang zu bringen ſind. In der Armee giebt ſich eine dauernde Gährung kund; die Gardepräfekten wechſeln unter den gewaltſamſten Umſtänden; als der bedeutendſte derſelben, Ulpian, im Verlauf bedenklicher

Die Schattenſeiten.

[1]) Welche freilich auch ihre kleinliche Seite hatte. Man ſehe, Hist. Aug. Al. Sev. 27, das Projekt eines Kleidermandates.

1. Abſchnitt. Unruhen ermordet wurde, mußte der Kaiſer es ungeſtraft hingehen laſſen; wir erfahren bei dieſem Anlaß, daß Volk und Garde ſich drei Tage lang in den Straßen von Rom blutig bekämpften und daß die Garde nur durch Brandſtiftung die Bürger zum Frieden zwang. Die albernſten Menſchen wagten als Uſurpatoren gegen den trefflichen Fürſten aufzutreten; den Einen, Ovinius, ſoll er wirklich mit ironiſcher Milde zum Mitregenten angenommen, ihm aber durch die Theilnahme an den Strapazen eines Feldzuges den Thron verleidet haben; ein Anderer, den die Soldaten erhoben, lief ihnen davon; einen dritten, den Sklaven Uranius, mußte der Kaiſer, wie es ſcheint, beſtrafen. [1]) Und als ſollte Alexander, wie einſt ſein Vorbild Marc Aurel, von ganz beſonderm Unglück heimgeſucht ſein, ſo entſtand an der Oſtgrenze ein neues kriegeriſches Perſerreich, das der Saſſaniden, welche er nur mit zweideutigem Erfolge bekriegte; an der Rheingrenze aber waren die Germanen in drohender Bewegung. Das Gemüth des noch jugendlichen Fürſten ſoll ſich allmälig verdüſtert haben; man wollte eine Neigung zum Schätzeſammeln an ihm bemerken. Auf dem Feldzug am Rhein, unweit Mainz, ermordeten die Soldaten ihn und ſeine Mutter. Es iſt ganz unnütz, auf die Motive dieſer That, ſo wie ſie angegeben werden, einzugehen; der Nachfolger eines Severus, Caracalla und Elagabal, wenn er alle gewaltthätigen Beamten abſetzen, den Soldaten Ernſt zeigen und dennoch bei den gefährlichſten Anläſſen Milde üben wollte, war von vorne herein einem gewaltſamen Untergang verfallen; die Verſchwörung lag in der Zeit, [2]) wir würden ſagen: in der Luft. Alexander ſtrebte vergebens nach Achtung in einem Jahrhundert, welches nur von Furcht wußte.

235—238.

Der Barbarenkaiſer des Grenzheeres.

Sein vermuthlicher Mörder Maximin beſtieg den Thron, ein thraciſcher Hirt, Sohn eines Gothen und einer Alaninn,

[1]) Zosim. I, 12.

[2]) Aurel. Victor Cæss.: Vitio temporum . . .

ſomit gänzlicher Barbar der Abſtammung und überdieß der Bildung nach. Aber die Armee, welche hier ſelbſt die letzte Rückſicht bei Seite ließ, beſtand auch aus lauter Barbaren von der Oſtgrenze, denen gar nichts daran lag, ob ihr Candidat von Antoninen abſtammte, in hohen Aemtern ſich gebildet hatte, Senator geweſen war oder nicht. [1]) Dafür war Maximin achthalb Fuß hoch, rieſenſtark und ein Korporal, wie vielleicht im ganzen römiſchen Heere kein zweiter.

Seine Herrſchaft war, wenn nicht im Erfolg, ſo doch im Princip furchtbarer, als die irgend eines Kaiſers. Dieſe alte Welt mit ihren Denkmälern voll Schönheit, ihrem Leben voll Bildung reizt den Barbaren, der ſich ſeines Urſprungs ſchämt, zu giftiger Wuth; mit Milde hätte ſich ſeine Uſurpation ohnedieß nicht behaupten laſſen; Confiscationen bedurfte er für ſeine Soldaten, und ſo geht nun der römiſche Kaiſer auf planmäßige Zernichtung römiſchen Weſens aus. Er ſelbſt mochte ſich in dem verhaßten Rom nicht ſehen laſſen; ſeinen Sohn, der zuerſt dort reſidiren ſollte, behielt er dann doch bei ſich in den Lagern am Rhein und an der Donau, von wo aus er das Reich regierte. Rom wurde mit Schrecken inne, daß eine Grenzarmee von Barbaren das Hauptquartier der Weltherrſchaft ſein könne, eine Armee, welche man ſich dachte, wie die des Spartacus oder Athenion im Sklavenkriege. Der tiefſte Grimm Maximins ging gegen Alles, was vornehm und gebildet war, namentlich gegen den Senat, von dem er ſich verachtet glaubte und vor deſſen Curie er große Abbildungen ſeiner deutſchen Siege aufſtellen ließ; aber auch das Volk der Hauptſtadt, welches ſonſt der Hinrichtung des ganzen Senats würde zugeſehen haben, mußte durch Schmälerung der Zufuhr und Einziehung der Fonds für die öffentlichen Spiele auf das Aeußerſte erbit-

[1]) Man vergleiche hiemit Sueton. Vespas. c. 6, wie noch im J. 69 die empörten Legionen in Aquileja ihren Kaiſer nur aus der Zahl der legati consulares wählen wollen.

1. Abſchnitt.

tert werden. Den Provinzialſtädten ging es übrigens nicht beſſer; ihr ſtädtiſches Vermögen wie das der einzelnen Reichen wurde geraubt zur Bereicherung des Heeres. So nackt und unvermiſcht iſt die Militärherrſchaft im Abendlande nicht wieder aufgetreten.

Aufraffen des Senates zur Regierung.

Es folgte eine Zeit unbeſchreiblicher Verwirrung, deren höchſtes Intereſſe in dem kräftigen, entſchiedenen Benehmen des vielverkannten Senates [1]) liegt. Die Verzweiflung treibt zunächſt in Afrika einen Aufſtand von Bauern und Soldaten hervor, an deſſen Spitze man zwei angeſehene Römer, die Gordiane Vater und Sohn zwangsweiſe ſtellt. Auf dieſe Nachricht hin erklärt ſich auch der Senat gegen Maximin; daß unwürdige Mitglieder dieſen zuerſt insgeheim gefaßten Beſchluß dem Tyrannen verrathen würden, konnte man voraus wiſſen; höchſt gewagt waren auch die brieflichen Aufforderungen zum Abfall, welche der Senat an die Provinzen erließ; man mußte es darauf ankommen laſſen, ob neben den Gordianen noch andere Kaiſer von andern Ländern und Provinzialheeren würden erhoben werden. Die Gefahr ſtieg auf das Höchſte, als ein Commandant in Afrika, Capelianus (der im Stillen ſelber nach der Herrſchaft ſtrebte), im Namen Maximins den jüngern Gordian beſiegte, wobei dieſer umkam und ſein Vater ſich erhängte. Jetzt ernannte der Senat eine Commiſſion von zwanzig kriegskundigen Mitgliedern und proklamirte dann aus eigenem Rechte zwei Kaiſer, Pu-
238. pienus und Balbinus. Der Moment muß überaus drohend und ſchrecklich geweſen ſein; das Volk, welches die beiden Kaiſer ſogleich hatte ausrufen helfen, ſchlug ſich dann doch wieder zu den Garden, welche im Aerger über die reine Senatswahl die Hinzufügung eines dritten Kaiſers oder Kronprinzen verlangten und durchſetzten, des jüngſten Gordian's nämlich, eines nahen Verwandten der beiden frühern. Bei

[1]) Vergl. beſonders Hist. Aug. Gord. 13., Pupienus 1—3 & 10., Maximin. 23 etc.

der Confuſion aller Nachrichten, welche uns z. B. einen Vernichtungskampf zwiſchen Garden, Gladiatoren und Rekruten mitten in Rom nur mit einem Wort berichten, läßt ſich kein entſchiedenes Urtheil über dieſe Kriſis fällen; doch ſcheint der Senat außerordentliche Haltung und Muth bewieſen zu haben, weil er ſeine beiden Kaiſer neben dem dritten, dem Schützling der Garden, behaupten konnte, während zugleich die ganze Vertheidigung gegen den heranrückenden Maximin auf ſeinen Schultern ruhte und ſeine Commiſſäre überall in den Provinzen die Rüſtungen leiten mußten. Allerdings kam dieſen Bemühungen entgegen der Ingrimm der Provinzialen gegen den Wütherich, ſo daß dieſer z. B. Kärnthen menſchenleer und ohne alle Lebensmittel vorfand und bei ſeinem Einzug in das öde Hämona (Laybach) hunderte von Wölfen zur Begleitung hatte. Seine Mauretanier und Kelten waren dadurch ſchon ſehr verſtimmt als er vor Aquileja anlangte. Als ſich dieſe Stadt unter Anleitung zweier Senatoren lange und verzweifelt vertheidigte, ſchlug ihn ſein darbendes Heer todt, um für ſich Frieden mit den neuen Kaiſern zu machen. 1. Abſchnitt.

Ob man klug daran that, alle oder die meiſten dieſer dieſer Truppen nach Rom zu führen, können wir nicht mehr entſcheiden; ſie wären in den Provinzen auch gefährlich geweſen. In Rom aber waren ſchon des Corpsgeiſtes wegen zwiſchen dem vorzugsweiſe germaniſchen Heere der Senatskaiſer und dem des Maximin heftige Reibungen zu erwarten; ohnehin mußte das letztere, nach Art mancher beſiegten Heere und geſchlagenen Parteien ſeinem Mißmuth irgendwo Luft machen. Das Opfer hievon wurden die beiden Senatskaiſer, nach deren Ermordung Soldaten und Pöbel den noch ſehr jungen Gordian in wildem Tumulte zum Auguſtus ausriefen. Der Senat war überwältigt, vergab ſich aber, wie es ſcheint, durchaus nichts; Soldaten, welche in die Senatsſitzung (damals auf dem Capitol) eindrangen, wurden am Altar der Victoria durch Senatoren niedergehauen. Neue Soldatenherrſchaft. 238—244.

1. Abſchnitt.

Das Nächſte war eine Pallaſtregierung von Eunuchen und Intriganten, um einen unerfahrnen Jüngling herum.

Gordian und Miſitheus.

Nach einiger Zeit nähert ſich ihm ein großer, ernſter Mann, der Redner Miſitheus, und weckt die edle Seite ſeiner Natur. Er wird, man weiß nicht wie, Vormund, Regent, auch Schwiegervater des Gordian, der ihm die beiden Präfekturen der Garde und der Hauptſtadt überträgt. Die Stellung des Miſitheus erinnert bis auf den Namen, den ihm der Senat gab: „Vater des Fürſten“ [1]) an die Atabek's der Seldſchukenſultane im zwölften Jahrhundert. Ob er ſich irgend mit dem Senat in's Einvernehmen ſetzte, iſt unbekannt; jedenfalls dauerte dieſe treffliche Regierung nicht lange. Auf einem ſonſt glücklichen Feldzuge wider die Perſer erlag zuerſt der Vormund dem Gifte des ſogenannten Arabers Philipp; darauf machte dieſer die Truppen durch eine künſtliche Hungersnoth ſchwierig, ließ ſich durch gewonnene Offiziere dem haltloſen Gordian als Mitregent aufdrängen und verſagte ihm dann ſtufenweiſe jede Stellung, zuletzt auch das Leben.

Philipp der Araber.

Auf die Todesnachricht hin griff der Senat raſch ein; aber der von ihm ernannte Kaiſer Marcus der Philoſoph ſtarb bald, ebenſo ein gewiſſer Severus Hoſtilianus, der ſich darauf irgendwie des Throns bemächtigt hatte. [2]) Nun erſt erkannte man auch den Philipp an, der inzwiſchen nach Rom gekommen war und die wichtigſten Senatoren durch geſchmeidige Reden gewann. Man thut Philipp zu große Ehre an, wenn man ihn für einen arabiſchen Sheik hält; er war aus dem verrufenen Stamme der ſüdlichen Syrer öſtlich vom Jordan.

244—249.

Wenn die Herrſchermacht nicht einen ganz verblendenden Reiz hätte, ſo könnte man dieſen Menſchen nicht begreifen,

---

[1]) Sein voller Titel Hist. Aug. Gord. 27: eminenti viro, parenti principum, prætorii præfecto et totius urbis, tutori reipublicæ.

[2]) Zonaras XII, 18 wird hier vor der Hist. Aug. Gord. 31 den Vorzug haben müſſen. Vergl. auch Zosim. I, 19.

der da meinte mit ſeinen geringen militäriſchen Gaben durch Vertheilung der Hauptſtellen an Verwandte und Vertraute das erſchlichene römiſche Reich bemeiſtern zu können. Während er in Rom das tauſendjährige Säcularfeſt der Stadt feierte, brachen von mehrern Seiten die Barbaren in's Reich ein und mindeſtens zwei Heere ſtellten neue Kaiſer auf. In Syrien erhob ſich gegen Philipp's Bruder Priscus der Abenteurer Jotapian, der von Alexander dem Großen abſtammen wollte, ein Name, welchem man noch immer einen faſt abergläubigen Cultus weihte.[1]) Gegen Philipp's Schwiegerſohn Severian in Möſien empörte ſich Marinus, als in der Nähe die Gothen einmarſchirten.

Charakter des ſpätern, rettenden Kaiſerthums.

Die bewußte, große Gefahr des Reiches rief nun noch einmal den Genius Rom's wach. Die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts iſt einer von den Zeiträumen, welche in der Werthſchätzung gewinnen müßten, wenn wir die Perſönlichkeiten und die Beweggründe ihres Handelns beſſer kennten als uns die vorhandenen Quellen geſtatten. Sind auch die leitenden Männer meiſt keine Stadtrömer, ſondern Illyrier, d. h. aus den Gegenden zwiſchen dem adriatiſchen und dem ſchwarzen Meere, ſo hat doch römiſche Bildung und Tradition, namentlich in Betreff des Krieges, ſie zu nochmaliger Rettung der alten Welt befähigt. Es war jetzt kein Vergnügen mehr, ſondern ein verhängnißvolles Amt, römiſcher Imperator zu ſein; ganz Unwürdige nehmen den Purpur meiſtens gezwungen und auch die Beſſern drängen ſich nicht mehr dazu, ſondern erkennen darin Pflicht oder Schickſal. Eine gewiſſe ſittliche Erhebung iſt nicht zu verkennen.

Mit Philipp war es Angeſichts jener großen Gefahren bald vorbei. Er wandte ſich ganz erſchrocken an den Senat und bot ſeine Abdication an; Alles ſchwieg, bis der tapfere

---

[1]) Hist. Aug. XXX. Tyr. 13. — Septim. Severus hatte das Grab Alexander's ſchließen laſſen „damit Niemand mehr deſſen Leichnam ſehe." Dio Cass. LXXV, 13.

1. Abſchnitt. Decius ſich zur Unterwerfung des Marinus erbot. Er führte ſie durch, verlangte aber eilig ſeine Abberufung, weil er ſah, daß bei der allgemeinen Verachtung gegen Philipp das Heer ihn bald würde zum Kaiſer erheben wollen. Philipp willfahrte ihm nicht und ſo geſchah das Unvermeidliche.[1]) In oder nach einer Schlacht gegen Decius kam Philipp um. Daß ſein Bruder Priscus nachher noch Statthalter in Macedonien ſein konnte, zeigt daß Decius ſich wegen des Geſchehenen nicht zu ſchämen hatte. Priscus lohnte ihm in der Folge mit Verrath.

294—251. Decius. Decius iſt überhaupt ein Idealiſt, mit den Illuſionen eines ſolchen. Seine gewaltige kriegeriſche Kraft im Dienſt einer veredelten Senatsregierung[2]) zu üben, altrömiſche Sitte und Religion und durch dieſelbe die Macht des römiſchen Namens aufzufriſchen und auf ewig feſtzuſtellen — das mochten ſeine Pläne ſein. Damit hing allerdings zuſammen, daß er die Chriſten verfolgte; ſechszig Jahre ſpäter würde er vielleicht mit demſelben Eifer verſucht haben, die chriſtliche Aufopferungsfähigkeit auf die Rettung des Reiches hinzulenken.

Dieß Ziel ſeines Lebens zu erreichen war ihm allerdings nicht beſchieden; neben dem Einbruch der Barbaren an allen Grenzen wüthete eine Hungersnoth und eine Peſt, welche im ganzen römiſchen Leben dauernde Veränderungen müſſen hervorgebracht haben, weil ein alterndes Volksthum ſolche Schläge nicht ſo überdauert wie ein jugendliches. Der Lohn des Decius war ein glorreicher Untergang im Gothenkriege.

Auch jetzt behauptete der Senat ſein Recht; neben dem 251. von den Soldaten erhobenen Gallus ernennt er[3]) ſeinen ei-

[1]) Mit der dunkeln Darſtellung des Joh. Antiochenus (Fragm. 148) ſind die bisherigen Annahmen über dieſe Ereigniſſe gar nicht zu vereinigen.

[2]) Hist. Aug. Valerian. 1 & 2.

[3]) Aur. Vict. epit.

genen Kaiſer, Hoſtilian, der indeß bald an einer Krankheit ſtarb. Als Gallus die Gothen mit Tribut abkaufte, fand ſich ein Feldherr bei den Donautruppen, der Mauretanier Aemilian, welcher ſeinen Soldaten von der „römiſchen Ehre“ ſprach [1]) und im Fall des Sieges ihnen ſelbſt den Tribut verhieß, der jetzt den Gothen bezahlt würde; ſie ſiegten wirklich und erhoben ihn dann zum Kaiſer. Aber ſo weit wirkte ſchon die Denkweiſe des Decius, daß Aemilian nur der Feldherr des Senates heißen, dieſem dagegen die Reichsregierung überlaſſen wollte.[2])

I. Abſchnitt.

253.

Eine empfindliche Lücke in der Hiſtoria Auguſta hindert uns an jeder bündigen Beurtheilung der zunächſt folgenden Ereigniſſe. Aemilian rückt nach Italien; Gallus, der gegen ihn ausgezogen, wird nebſt ſeinem Sohne von den eigenen Truppen ermordet; aber einer ſeiner Generale, Valerian, aus den Alpen heranrückend, gewinnt auf ganz räthſelhafte Weiſe das Heer des ſiegreichen Aemilian, welches ſeinen Kaiſer tödtet, „weil derſelbe ein Soldat, aber kein Regent ſei, weil „Valerian beſſer zum Kaiſerthum paſſe, oder weil man den „Römern einen neuen Bürgerkrieg erſparen müſſe.“ [3]) Das Wahre ſchimmert durch; es ſind offenbar nicht mehr meuteriſche Soldatenhaufen, welche hier handeln; das Entſcheidende war ohne Zweifel eine Transaction zwiſchen den höhern Offizieren der drei Heere. So allein war die Erhebung Valerian's möglich, vielleicht desjenigen Römers, der in bürgerlichen Aemtern wie im Kriege vor Allen gleichmäßig ausgezeichnet war; die Soldaten allein hätten entweder auf ihrem Aemilian beharrt oder einen ſchönen großen Mann mit den Talenten eines Unteroffiziers auf den Thron erhoben.

Valerian.

253.

Es nimmt aber die Kaiſerwahl fortan überhaupt eine neue Form an. In den fortdauernden Barbarenkriegen ſeit

Die Kaiſerwahl in den Händen der Generale.

[1]) Τὸ Ῥωμαίων ἀξίωμα Zosim. I, 22.

[2]) Zonaras XII, 21.

[3]) Zosim. I, 29; Zonar. XII, 22.

1. Abſchnitt. Alexander Severus muß ſich eine ausgezeichnete Generalität gebildet haben, in welcher man ſich dem wahren Werthe nach kannte und tarirte; Valerian aber erſcheint, wenigſtens als Kaiſer, wie die Seele derſelben.[1]) Sein militäriſcher Briefwechſel, der mit Abſicht in der Hiſtoria Auguſta theilweiſe gerettet iſt, beweist ſeine genaue Kenntniß der Perſonen und ihrer Talente und giebt uns eine hohe Idee von dem Manne, der einen Poſthumus, Claudius Gothicus, Aurelian und Probus erkannte und erhob. Wäre an den Gränzen Friede eingetreten, ſo hätte der Senat vielleicht im Sinne eines Decius und Aemilian einen regelmäßigen Antheil an der Herrſchaft ausgeübt; da aber die Einfälle der Barbaren auf allen Grenzen zugleich das Imperium gänzlich zu überwältigen drohten, da das wahre Rom für längere Zeit nicht mehr auf den ſieben Hügeln an der Tiber, ſondern in den tapfern Lagern römiſcher Feldherrn war, ſo mußte auch die Staatsmacht mehr und mehr an die Generale kommen. Dieſe bilden fortan einen geharniſchten Senat, der in alle Grenzprovinzen zerſtreut iſt. Eine kurze Zeit über geht freilich das Reich ganz aus den Fugen und planloſe Soldatenwillkür und provinziale Verzweiflung bekleidet bald da bald dort den Erſten Beſten mit dem Purpur; ſobald aber der erſte Stoß vorüber iſt, beſetzen die Generale den Thron mit Einem aus ihrer Mitte. Wie ſich da Berechnung und Ueberlegung mit Ehrgeiz und Gewaltſamkeit im einzelnen Falle abfinden mochten, was für geheime Schwüre den Verein enger verknüpften, läßt ſich nur ahnen. Gegen den Senat zeigt man keine

[1]) Einen Theil dieſes kaiſerlichen Stabes lernt man Hist. Aug. Aurelian. 12 u. f. kennen, bei Anlaß des feierlichen Kriegsrathes in den Thermen zu Byzanz. Es waren darunter (trotz der Andeutung bei Aurel. Vict. Cæss. sub Valeriano) mehrere von altrömiſchem Adel. Bei dieſem Anlaß ſieht man wie der Kaiſer das Conſulat an einen armen aber tüchtigen General als eine Pfründe vergiebt, ihm zur Beſtreitung der Circusſpiele aus der eignen Chatoulle nachhilft und einen reichen Römer zu ſeiner Adoption überredet.

Feindſchaft, im Ganzen ſogar Hochachtung, und es tritt ſpäter ein Augenblick ein, da der Senat ſich der vollſtändigen Täuſchung hingeben konnte, noch einmal der wahre Herr des Reiches geworden zu ſein.

Die Zeit der dreißig Tyrannen.

Doch es lohnt die Mühe, dieſe merkwürdigen Uebergänge auch im Einzelnen zu verfolgen.

Schon unter Valerian hatte der Abfall einzelner Gegenden begonnen, und als er vollends durch völkerrechtswidrige Treuloſigkeit in die Gefangenſchaft des Saſſanidenkönigs 260.
Sapor gerieth,[1]) indeß ſein Sohn Gallienus mit dem Kriege gegen die Germanen beſchäftigt war, trat die totale Verwirrung ein. Während Rom ſelbſt durch einen Einfall ſonſt unbekannter Horden bedroht wurde und der Senat eilends eine Bürgergarde aufſtellen mußte, fielen allmälig die öſtlichen Reichslande ab. Zunächſt ließ ſich der Taugenichts und Vatermörder Cyriades von Sapor als römiſcher Thronprätendent vorſchieben, bis ſich als Retter des römiſchen 260.
Orientes zuerſt Macrian mit ſeinen Söhnen und mit ſeinem tapfern Präfekten Baliſta erhob. Sapor mußte fliehen, ſein Harem wurde gefangen; die herrliche Vertheidigung von Cäſarea in Cappadocien dürfen wir hier nur mit einem Wort erwähnen.[2]) Aber die Zerſetzung des Reiches war noch im Wachſen; Feldherrn und höhere Beamte mußten ſich fortwährend zu Kaiſern erheben, nur um gegen andere Uſurpatoren ihr Leben zu retten, welches ſie dann doch bald einbüßten. So in Griechenland Valens mit dem Beinamen Theſſalonicus und der von Macrian gegen ihn entſandte Piſo; ſo nach einiger Zeit Macrian ſelbſt, als er gegen den damals 261.
noch gallieniſchen Feldherrn der Donaulande, Aureolus, zu Felde zog, welcher als Sieger ebenfalls von Gallienus ab-

[1]) Was Zonaras XII, 23 erzählt, ſieht ganz nach bösartiger Erfindung eines Zurückgeſetzten aus; wie weit vollends dem Dionyſius bei Euseb. Hist. eccl. VII, 23 über Macrian zu glauben iſt, zeigt der Ton ſeiner Rede ſattſam.

[2]) Das Nähere bei Zonar. XII, 23.

1. Abſchnitt. gefallen ſein muß. An Macrian's und ſeines Hauſes Stelle
262. trat im Oſten Odenathus, ein reicher Provinziale, dergleichen
Der Orient. mehrere in dieſer Zeit als Kaiſer aufkommen, aber keiner mit ſo viel Talent und Erfolg wie dieſer Patricier von Palmyra, der von hier aus mit ſeiner heldenmüthigen Gemahlin Zenobia ein großes orientaliſches Reich zu gründen vermochte.[1] Zenobia, die Enkelin der ägyptiſchen Ptolemäer, auch der berühmten Cleopatra, mit ihrer bunten Hofhaltung aſiatiſcher
267—273. Heerführer, herrſchte ſpäter für ihre Söhne bis nach Galatien und nach Aegypten hinein, alſo in Gegenden, wo früher die Generale Gallienus geringere Uſurpatoren mit Erfolg beſeitigt hatten, nämlich im ſüdöſtlichen Kleinaſien den Seeräuber Trebellian, den die unverbeſſerlich verwilderten Iſaurier zu ihrem Herrn erhoben; in Aegypten aber den frühern Commandanten von Alexandrien, Aemilianus, welcher von einem
262—265. Pöbelauflauf tödtlich bedroht, ſich zum Kaiſer aufgeworfen, um der Verantwortung bei Gallienus zu entgehen.

In den Donaulanden haben wir Aureolus genannt, welchen Gallienus ſogar eine Zeitlang als Herrſcher anerkennen mußte. Aber ſchon lange vorher hatten die Donautruppen, um das Land beſſer gegen die Einfälle zu ſchützen, den Statt-
258. halter Ingenuus erhoben; Gallienus hatte dieſen überwunden und furchtbare Strafe über die ganze Gegend verhängt, die nach Rache dürſtenden Provinzialen hatten darauf den
260. heldenmüthigen Dacier Regillian zum Kaiſer gemacht, der von dem daciſchen König Decebalus, dem berühmten Feinde Trajan's, abſtammen wollte; aus Furcht vor abermaliger Beſtrafung durch den zu Zeiten ſehr grauſamen Gallienus ließen ſie ihn wieder fallen. — Von einem Uſurpator in Bithynien weiß man nicht einmal den Namen; auch in Sicilien herrſchten namenloſe Räuber (Latrones). — Die

[1] Eine Zuſammenſtellung der Nachrichten über Zenobia und das palmyraniſche Reich überhaupt bei G. Hoyns, Geſchichte der ſogenannten dreißig Tyrannen, Göttingen 1852. Auch die Jahrzahlen bis auf Aurelian ſind hier nach dieſer Schrift angegeben.

merkwürdigſte Reihe von Uſurpatoren bietet jedoch der Weſten dar, nämlich Gallien, welchem ſich zeitweiſe auch Spanien und Britannien fügen. Hier erheben ſich, bei der unbeſchreiblichen Landesnoth durch die Barbaren ſchon gegenüber Valerian und dann gegenüber dem Sohn und den Generalen des Gallienus, die gewaltigen Vertheidiger des Landes Poſtumus, Lollianus (oder Lälianus) und Victorinus; und zwar nicht als bloße Soldatenkaiſer, ſondern unter eifriger, faſt regelmäßiger Theilnahme der Provinzialen.[1]) Es bildet ſich ein wahres transalpiniſches Reich, deſſen Notabeln den Senat des meiſt in Trier wohnenden Imperators ausmachen; weit entfernt eine ſchon halb vergeſſene galliſche, britanniſche oder iberiſche Nationalität als Panier zu erheben, wollen dieſe Lande ein occidentaliſches Römerreich ſein und römiſche Bildung und Einrichtungen gegen die hereindringende Barbarei ſchützen; was ſich von dem Reiche Zenobiens nicht in analoger Weiſe behaupten läßt. Merkwürdiger Weiſe iſt es aber auch im Abendlande eine Frau, Victoria, die Mutter Victorin's, welche unter dieſen Kaiſern Adoptionen und Erbfolgen einleitet, und als „Mutter der Lager", ja wie ein übermenſchliches Weſen über den Heeren waltet. Ihr Sohn und Enkel werden von ergrimmten Soldaten vor ihren Augen niedergemacht, und gleich darauf iſt die Reue ſo groß, daß man ihr die Ernennung eines neuen Kaiſers überläßt. Sie ernennt zuerſt den Soldaten zu Liebe den ſtarken Waffenſchmied Marius, nach deſſen Ermordung aber — höchſt gewagter Weiſe — einen Mann, den die Armee nicht kannte, ihren Verwandten Tetricus, deſſen unmilitäriſche Regierung ſich die Soldaten wenigſtens bis zum plötzlichen Tode Victoriens[2]) gefallen ließen.

Die Retter des Occidents.

ſeit 259.

267.

ſeit 267.

An das Ende dieſer Reihe von Uſurpationen gehört offenbar die des Celſus in Afrika, weil ſie die am wenigſten

[1]) Thierry, hist. de la Gaule, vol. 2., p. 350 et suiv.

[2]) Auf der Münze, welche ihre Apotheoſe verewigt, heißt ſie IMPerator, ſo gut als Maria Thereſia in Ungarn „König" hieß.

I. Abſchnitt. berechtigte und in ihrem Erfolge die geringſte war. Ohne den Grund oder Vorwand eines Barbarenangriffes rufen die Afrikaner (wahrſcheinlich nur die Carthager) auf Anſtiften ihres Proconſuls und eines Generals den Tribun Celſus zum Kaiſer aus; das mangelnde göttliche Recht mußte der Mantel der „himmliſchen Göttin" erſetzen, den man aus dem berühmten Orakeltempel zu Carthago holte, um den Anmaßer damit zu bekleiden. Auch hier ſpielt ein Weib die Hauptrolle; nach ſieben Tagen wurde Celſus auf Anſtiften einer Baſe des Gallienus ermordet, und ſein Leichnam von Hunden zerriſſen, worauf die Einwohner von Sicca aus Loyalität gegen den Kaiſer beſtanden. Dann kreuzigte man den Celſus noch in Effigie.

Die Lage des Centralkaiſers.

Gallienus ſelber ſcheint ſich in dieſe unerhörte, größtentheils unverſchuldete Lage keineswegs ſo gleichmüthig und feige gefügt zu haben, wie die Hiſtoria Auguſta uns will glauben machen. Einigen jener ſogenannten „dreißig Tyrannen" ertheilt er wohl Cäſaren- und Auguſten-Titel, andere aber bekämpft er auf das Aeußerſte. Die berüchtigte Indolenz muß ihn zeitweiſe befallen, aber auch plötzlich wieder verlaſſen haben; ein Zug nach Perſien zur Befreiung ſeines Vaters aber, den man wohl von ihm verlangte, wäre unter jenen Umſtänden ein ganz undenkbares Unternehmen geweſen. Man kann ſein Verhältniß zu den von ihm anerkannten Provinzialkaiſern mit dem der Khalifen zu den abgefallenen Dynaſtien vergleichen, nur daß ihm nicht einmal Ehrengeſchenke und Nennung im Kanzelgebet verblieben. Dafür behauptete er wenigſtens Italien mit aller Anſtrengung für ſich allein; außerdem blieben ihm mehrere der bedeutendſten Generale ſeines Vaters. Den Senat ſoll er gefliſſentlich vom Dienſt, ja von bloßen Beſuchen in ſeiner Armee abgehalten haben, weil ihn ſelbſt in dieſen unparlamentariſchen Zeiten die Furcht vor einer militäriſchen Senatsregierung verfolgte. [1])

[1]) Aur. Vict. Cæss.

Als Aureolus ihn auch in Italien angriff, brach er auf, zwang ihn, ſich in Mailand zu concentriren und belagerte ihn hier. Schon war Aureolus in verzweifelter Lage, als Gallienus ermordet wurde. Der Thäter war ein Oberſt der dalmatiniſchen Reiter, die nächſten Urheber ein Gardepräfekt und ein General der Donautruppen; die eigentlichen Hauptperſonen aber waren (der ſpätere Kaiſer) Aurelian, der mit Reiterei zum Belagerungsheer geſtoßen war, und der Illyrier Claudius, ein Günſtling des Senates und zugleich einer der größten Feldherrn jener Zeit, der kein Geheimniß daraus zu machen pflegte, wenn die Schlaffheit des Gallienus ihm mißfiel und der wahrſcheinlich deßhalb abſeits in Pavia ſeine Station hatte. Es ſoll ein förmlicher Rath dieſer Generale über Leben und Tod des Gallienus gehalten worden ſein, wobei auch die Reichsfolge des Claudius ihre Entſcheidung müßte gefunden haben.[1])

Sein Todesurtheil.

268.

Alles wohl erwogen, wird ſich in dieſer außerordentlichen Zeit ein ſolches Complott theilweiſe entſchuldigen laſſen; es war ein Gericht von nicht ganz Unberufenen, welches hier ſeinen Spruch that. Wenn das Reich wieder ſeine Einheit finden ſollte, ſo mußte die Perſönlichkeit des Gallienus vom Kampfplatz abtreten, was gutwillig nie geſchehen wäre, weil derſelbe ohne kaiſerliche Genüſſe nicht leben konnte. Sodann mochte Claudius den bevorſtehenden Gotheneinfall, den ſchrecklichſten jenes Jahrhunderts, vorauswiſſen, und dieß war eine Noth, die kein Gebot kannte. Abgeſehen davon ſtanden, während Gallienus vor Mailand lag, bereits die Alemannen in Italien, deren Ueberwindung die nächſte dringendſte That des Claudius ſein mußte, nachdem in der Schlacht bei Pontirolo mit Aureolus raſch aufgeräumt worden war. In der Grabſchrift des letztern ſagt Claudius, er hätte ihn am Leben gelaſſen, wenn die Rückſicht auf ſein vortreffliches Heer

Claudius Gothicus.

[1]) Den Werth des Aurelius Victor (Cæsares) gegenüber den andern Quellen können wir hier nicht erörtern.

1. Abſchnitt. es geſtattete.[1]) Wir brauchen an der Aufrichtigkeit dieſer Worte nicht zu zweifeln.

268. Claudius konnte die Rieſenarbeit der Herſtellung des
270. Reiches nur beginnen und ſeine Partei in Gallien mußte er vorerſt im Stiche laſſen; aber ſein Gothenſieg bei Naiſſus war doch diejenige That, welche hauptſächlich der alten Welt das Leben friſtete. Seiner ſonſtigen hohen Regenteneigenſchaften konnte das Reich kaum genießen, weil er ſchon nach einem Jahre ſtarb; es wäre aber ungerecht ſie zu bezweifeln, weil er das Unglück gehabt hat, in die Hände der Lobredner zu fallen. Seine wahre Lobrede liegt in dem Stolz der illyriſchen Reiterei auf die Landsmannſchaft mit ihm, in der mutbigen Zuverſicht zur Gegenwehr gegen die Barbaren, die ſein Sieg auch einzelnen ſchwachen Städten und Provinzialbevölkerungen einflößte. Spanien war bereits von Tetricus abgefallen, um ſich ihm in die Arme zu werfen.

Er hatte einen trefflichen Bruder, Quintillus, den der Senat aus Hochachtung für den Verſtorbenen zum Kaiſer ernannte. Aber auf dem Sterbebette hatte Claudius ſelbſt vor den verſammelten Generälen[2]) den Aurelian zu ſeinem Nachfolger deſignirt, und das Heer hatte ihn ſofort anerkannt. Daß Quintillus ſich nun alsbald die Adern öffnete, war jenen Zeiten nicht mehr als gemäß.

Aurelian und die Wiedervereinigung des Reiches.

Aurelian, aus der Gegend von Belgrad gebürtig, erſcheint uns zwar um einen Grad barbariſcher als ſein Vorgänger;[3]) in den weſentlichen Dingen aber des Throns kaum minder
272. würdig. In einem glänzenden Feldzug unterwarf er Zeno-

---

[1]) Laut **Joh. Antiochenus**, welcher wie dieſe Grabſchrift dem Heer einen beſondern Ingrimm gegen die Uſurpation als ſolche zuſchreibt, hieben die Soldaten den Aureolus, der ſich bereits übergeben, in der Nähe des Claudius nieder.

[2]) **Zonaras XII, 26.**

[3]) Seine Vergnügungen **Hist. Aug. Aurel. 50.** Seine gemeine Aeußerung über Zenobia **ib. Firmus 5.** Nach Malalas B. XII. hätte er ſie auch gemein behandelt.

bia und den Orient, was den Ruf ſeiner Unwiderſtehlichkeit ſogleich wunderbar ſteigerte. Marcellinus, der Statthalter Meſopotamiens, von einem Theile des Heeres zur Uſurpation angeregt, machte ſelber Anzeige bei ihm; den Antiochus, welchen die ſinnloſen Palmyrener erhoben, ließ Aurelian laufen, nachdem er jene beſtraft; den reichen Firmus, Prätendenten Aegyptens dagegen befahl er als einen Räuber an's Kreuz zu ſchlagen, wahrſcheinlich nur um nach der Möglichkeit die tiefe, traditionelle Verachtung des Römers gegen den ägyptiſchen Volkscharakter an den Tag zu legen. Dem Tetricus endlich, welcher ſich von ſeiner falſchen Stellung zu den Soldaten unerträglich gedrückt fühlte und in der Schlacht bei Chalons ſein eigenes Heer verrieth, gab 272.
Aurelian ein einträgliches Amt. Rechnet man zu dieſen Kämpfen um Herſtellung des Reiches noch fortdauernde ſiegreiche Barbarenkriege, ſo läßt ſich leicht errathen, welche unvergleichliche Kriegsſchule die Regierungszeit Aurelian's gewährte; die bedeutendſten ſeiner Nachfolger auf dem Throne haben ſich unter ihm und Probus gebildet.

Der Senat.

In weit ungünſtigerm Lichte erſcheint ſein Verhältniß zum Senat, welches uns etwa wie dasjenige des Septimius Severus geſchildert wird. Verſchwörungen und Unruhen aller Art in der Hauptſtadt läßt der Kaiſer auch den Senat entgelten, von deſſen Mitgliedern mehrere ſogar hingerichtet werden.[1]) Von welcher Seite man auch die kümmerlichen Aufzeichnungen jener Zeit betrachte, ſie genügen nirgends zu einem ſichern Reſultat und wir können nicht ſagen, ob Aurelian die eiſerne Disciplin des Lagers auch auf das bürgerliche Leben auszudehnen ſtrebte, oder ob der Senat die Zeiten verkannte und mit dem Wiedereroberer des Reiches bei der Beherrſchung deſſelben concurriren wollte. Daß Aurelian nicht perſönlich grauſam war und das Blutvergießen gerne vermied, beweiſen entſcheidende Züge aus ſeinem Leben;

[1]) Die beſchränkteſte und vielleicht richtigſte Angabe ſ. bei Zosim. 1, 49.

1. Abſchnitt.

auch nannte man ihn nicht den „Mörder", ſondern nur den „Pädagogen des Senates." Es gehört aber ſchon eine ſtarke Seele dazu, um in Lagen wie die ſeinige ſich nicht verdüſtern zu laſſen durch Menſchenverachtung und nicht blutbegierig zu werden aus eitel Feigheit und Bequemlichkeit. Es ſcheint ſchon nichts Leichtes, ſich in die Stellung eines jener Imperatoren hineinzudenken; ganz unmöglich aber iſt es zu ſagen, wie ſich auch der gutmüthigſte Menſch darin auf die Länge benehmen würde. — Von dem Sonnencultus Aurelian's, der vorwiegenden Soldatenreligion dieſer letzten heidniſchen Zeiten, wird weiterhin die Rede ſein müſſen.

Auf einem Feldzuge gegen die Perſer wurde Aurelian durch Verſchworene aus ſeiner nächſten Umgebung unweit Byzanz ermordet. Man darf annehmen, daß höchſtens Einer der angeſehenern Generale, Mucapor, bei der That betheiligt war; die übrigen waren Leute von der Garde, welchen ein compromittirter Geheimſchreiber, der Beſtrafung zu erwarten hatte, durch eine falſche Unterſchrift bange zu machen wußte.

Letzte Entſcheidung des Senates über das Reich.

Darauf vereinigen ſich die Generale zu folgendem Schreiben an den Senat: „Die glücklichen und tapfern Heere an „den Senat und das Volk von Rom. Unſer Kaiſer Aure„lian iſt durch Argliſt Eines Mannes und durch Täuſchung „Guter und Böſer ermordet worden. Ehrwürdige und ge„bietende Väter! erhebt ihn unter die Götter und ſendet uns „einen Kaiſer aus Eurer Mitte, einen, den Ihr für würdig „haltet. Denn wir wollen nicht leiden, daß Jemand von „denjenigen, welche geirrt oder wiſſentlich Böſes gethan ha„ben, über uns gebiete."

Dieſer Brief macht allen Betheiligten Ehre, dem ſo ſchön gerechtfertigten Aurelian wie dem Senat und den Armeen, in deren Namen hier offenbar wieder die Feldherrn eine Transaction eingegangen ſind.[1]) Von einer bloßen ſchönen

[1]) Die Anſicht der Hist. Aug. Tac. 2, als hätte die Armee ſelbſt, gegen den Willen der Generale ſo gehandelt, verdient kaum eine Widerlegung.

Aufwallung iſt unter Männern, welche dem Verſtorbenen hatten die Welt unterwerfen helfen, nicht die Rede.

Der Senat aber, deſſen altgeheiligtes Anſehen hier ſo über alle Erwartung glänzend anerkannt wurde, wies dieſe Ehre zurück. Nach Soldatenregierungen, wie die letztvergangenen hatten ſein müſſen, war die Ernennung eines Kaiſers durch den Senat abſolut mißlich; außerdem mochte man in Rom berechnen, daß binnen der zwei Monate, welche mit der Ueberbringung der Anfrage und der Antwort verſtreichen konnten, die Stimmung der orientaliſchen Armee ſich von ſelbſt oder durch Intriguen verändert haben dürfte. Allein nun blieb auch das Heer bei ſeinem Entſchluſſe; dreimal ſchrieb man hin und her, bis ſich endlich der Senat zur Wahl entſchloß. Während dieſes halben Jahres blieben alle hohen Beamten an ihren Plätzen; keine Armee wagte der orientaliſchen zuvorzukommen; auf eine ganz außergewöhnliche Weiſe hielt Furcht oder Achtung die beſtehenden Gewalten gegenſeitig in der Schwebe.

Wenn uns nach anderthalb Jahrtauſenden, bei ſo höchſt mangelhafter Kenntniß der Akten, ein Urtheil geſtattet wäre, ſo müßten wir es zwar billigen, daß der Senat den Kaiſer ernannte, er hätte aber einen der berühmtern, am Morde unbetheiligten Generale, wie z. B. Probus, dazu wählen müſſen. Statt deſſen erhob man einen alten, ehrwürdigen, auch kriegskundigen Senator, Tacitus, und überließ ſich dem vollen Ausbruch der Freude über das conſtitutionelle Meiſterſtück. In alle Provinzen ergingen Jubelbriefe darüber, daß der Senat ſein altes Recht der Imperatorenwahl wiederbeſitze; daß er inskünftige Geſetze geben, die Huldigungen von Barbarenfürſten empfangen, über Krieg und Frieden entſcheiden werde; die Senatoren ſchlachteten weiße Opferthiere, gingen in weißer Toga einher und eröffneten in den Hallen ihrer Palläſte die Schränke mit den imagines ihrer Vorfahren, — während Tacitus ſelber ſein Leben im Stillen verloren gab, ſein koloſſales Vermögen an den Staat ſchenkte

Tacitus.

 und zur Armee abging. Der Senat hatte ihm die Ernennung ſeines Bruders Florian zum Conſul aus einer damals rein reglementariſchen Grille keck verweigert und dieß Zeichen eines erneuten conſtitutionellen Bewußtſeins ſoll den Kaiſer ſogar gefreut haben, was wir auf ſich beruhen laſſen.

Im Orient kämpfte Tacitus mit Glück gegen Gothen und Alanen. Aber eine Faction von Offizieren, verſtärkt durch die bedrohten Mörder Aurelians, ermordeten zuerſt den ſtrengen Verwandten des Kaiſers, Maximin, Commandanten von Syrien, und dann aus Furcht vor der Strafe, auch den Kaiſer ſelbſt im Lande Pontus. Sein Bruder Florian beging die Unvorſichtigkeit, ſich ohne Zuthun weder des Senates noch des Heeres in Tarſus als Reichsnachfolger geltend zu machen, gleich als wäre das Reich erblich, in welchem Falle doch immer die Söhne des Tacitus einen natürlichen Vorrang vor ihm gehabt hätten. Nach wenigen Wochen tödteten die Soldaten auch ihn.

Probus. Inzwiſchen war bereits durch reine Soldatenwahl [1]) der gewaltige Probus auf den Thron erhoben worden, ein Landsmann Aurelians und von dieſem wenigſtens ahnungsweiſe zum Nachfolger deſignirt. Der Senat erkannte ihn ohne Widerrede an und Probus hatte den Takt, die gewiß etwas gedrückte Stimmung der Väter durch Ertheilung einiger Ehrenrechte zu verſöhnen. Die Mörder des Aurelian und Tacitus ließ er vor ſich bringen und unter Bezeigung ſeiner Verachtung tödten. Den Soldaten hatte er gleich bei der Wahl geſagt, ſie würden in ihm keinen Schmeichler finden und nun hielt er ſein Wort. Unter harter Disciplin führte er ſie zu jenen ungeheuern Siegen, welche Gallien von Germanen ſäuberten und 400,000 Barbaren das Leben koſteten.

[1]) Hist. Aug. Prob. 10. Die Wahl geſchah auf freiem Felde, unter Zureden der Offiziere, welche bei den einzelnen Compagnien herumgingen. — Die Theilnahme des Probus am Untergang Florian's iſt weder zu bezweifeln noch klar zu ermitteln. Laut Zos. I, 64 könnte man glauben, Probus habe bloß deſſen Abſetzung gewollt.

Wenn damit doch nicht mehr als die Erhaltung des Statusquo erreicht wurde, wenn die Grundbedingung aller Sicherheit Rom's, die Unterwerfung ganz Germaniens, trotz der klaren Einſicht des Probus unerfüllt blieb, ſo iſt dieß am allerwenigſten ſeine Schuld. Vom Rhein und Neckar zieht er dann nach dem Orient und ſeine Generale ſiegen im fernſten Südoſten. Daß Uſurpatoren gegen ihn aufſtanden (Saturnin, Proculus, Bonoſus), kam nicht von dem Unwillen der gemeinen Soldaten gegen ſeine Strenge, ſondern von dem verzweifelten Muthwillen der Aegypter, der Furcht der Lyoner und ihrer Partei vor einer kaiſerlichen Strafe, und der Angſt eines Trunkenboldes wegen ſchwerer Nachläſſigkeit im Grenzdienſte. Die Herrlichkeit war jedesmal von kurzer Dauer.

Der große Fürſt aber, den man für einen ausſchließlichen Soldatenkaiſer halten ſollte, hegte ein Ideal ganz anderer Art; er wollte es dahin bringen und machte kein Hehl aus dieſem Gedanken, daß nach gänzlicher Beſiegung oder Schwächung der barbariſchen Völker der römiſche Staat keiner Soldaten mehr bedürfen, daß ein Zeitalter des Friedens und der Erholung heranbrechen ſollte. Die ſehnſüchtige Ausmalung dieſes ſaturniſchen Jahrhunderts mag man in der Hiſtoria Auguſta [1]) nachſehen; genug, daß ſolche Reden ſelbſt bis zu den Soldaten durchdrangen, welche bereits unwillig darüber waren, daß der Kaiſer ſie auch außerhalb des Krieges durch Anlegung von Weinbergen, Canälen und Straßen beſchäftigte. In ſeiner Heimath, beim Canalbau von Sirmium, tödteten ſie ihn, wahrſcheinlich ohne Prämeditation [2]), mit baldiger Reue. Seine Familie, wie die mehrerer geſtürzten Kaiſer, verließ Rom, um ſich in Oberitalien anzuſiedeln.

Seine Friedenspläne.

An den Senat dachte die Armee dießmal nicht; daß übrigens auch jetzt die höhern Offiziere allein wählten oder wenigſtens die Wahl leiteten, möchte man daraus ſchließen, daß

[1]) Prob. 20 und 23.

[2]) Vgl. hiegegen Joh. Antiochenus, Fragm. 160, wonach Carus mit einer Empörung begonnen hätte.

1. Abſchnitt. Carus.

ein furchtbar ſtrenger Alter, der Illyrier Carus, mit dem Purpur bekleidet wurde. Zur Vollendung des ſarmatiſchen, zur Wiederaufnahme des perſiſchen Krieges brach er ſogleich ſammt ſeinem jüngern, beſſern Sohne Numerianus auf; den Wüſtling Carinus machte er zum Mitregenten und gab ihm den Oberbefehl gegen die Germanen; doch ſoll er dieſes bereut und die Erſetzung des ungerathenen Sohnes durch den tüchtigen und edeln Conſtantius Chlorus (den Vater Conſtantin's) beabſichtigt haben; eine merkwürdige Emancipation von dynaſtiſchen Gedanken, wenn ſie nur beſſer bewieſen wäre. [1])

Im Orient ſtarben Carus und bald darauf auch Numerianus unter geheimnißvollen Umſtänden, der letztere durch Argliſt des Gardepräfekten Aper, welcher unter den Generalen der großen Schule [2]) nicht mit aufgezählt wird und wahrſcheinlich zu einer erfolgreichen Uſurpation keine weitern Mittel als ſeine Keckheit beſaß. [3]) Als man den Tod des Cäſar's inne wurde, verlor Aper, wie es ſcheint, die Faſſung und ließ ſich bemeiſtern und vor ein Kriegsgericht in Gegenwart des ganzen Heeres ſtellen. Nachdem hier „durch Wahl der Generale und Offiziere" einer der bedeutendſten Feldherrn, Diocletian, zum Kaiſer proklamirt worden war, ſtürzte dieſer auf den noch unverhört am Fuße des Tribunals harrenden Aper los und durchbohrte ihn. Man würde wohl

Diocletian.

[1]) Auf die Miſſethaten des Carinus in Rom bezieht ſich wahrſcheinlich die Klage in der V(I) Ecloge des Calpurnius Siculus, V. 60 ff. über Gefangenſchaft und Hinrichtung vieler Senatoren und gänzliche Entwerthung des Conſulates. Auch hier ſehen wir in einen Abgrund hinein, ohne ihn erhellen zu können. In der letzten Ecloge wird Carin wieder vergöttert. Von einer großen Hungersnoth und von einer Brandſtiftung durch die öffentlichen Arbeiter, welche die Gegend zwiſchen Palatin und Capitol verheerte, wird nur mit einem Worte berichtet. F. Mommſen's Ausg. des Chronographen vom J. 354 in den Abh. der k. ſächſiſ. Geſ. d. Wiſſenſch. Bd. I. S. 648.

[2]) Hist. Aug. Prob. 22 wird dieſelbe namentlich aufgezählt.

[3]) Ein Räthſel bleibt es immerhin, wie Aper den Cäſar zu ſeinem Schwiegerſohn machen und dann gleichwohl aufopfern mochte.

mit Unrecht dem Diocletian deßhalb Mitwiſſenſchaft an Aper's Verbrechen beilegen; die einfache Erklärung der auffallenden That liegt darin, daß einſt eine Druidinn in Gallien dem Diocletian das Kaiſerthum geweiſſagt hatte, wenn er einen Eber (aper) erlegen würde. Auf allen Jagden hatte er ſeitdem Ebern nachgeſtellt; jetzt riß ihn die Ungeduld hin, weil er den rechten vor ſich ſah.

Es blieb noch übrig, mit Carinus um die Weltherrſchaft zu ſtreiten. Derſelbe war keineswegs ohne kriegeriſche Begabung; einen Uſurpator Julianus ſcheint er unterweges in Oberitalien mit Leichtigkeit überwunden zu haben; der Krieg mit Diocletian zog ſich ein halbes Jahr hin und ſelbſt in der Schlacht bei Margus (Paſſarowitz), welche gewöhnlich als die entſcheidende gilt, ſiegte vielleicht Carinus. Aber perſönliche Feindſchaft, die er ſich durch ſeine Ausſchweifungen zugezogen, koſtete ihm das Leben. Daß Diocletian nun ſofort von beiden Heeren anerkannt wurde, Niemanden abſetzte noch des Vermögens beraubte und ſelbſt den Gardepräfekten Ariſtobul in ſeinem Amte ließ, könnte man auf vorhergegangene Einverſtändniſſe im Heere Carin's beziehen, doch wollen wir es eher mit dem ältern Aurelius Victor der beſondern Milde und der höhern Einſicht des neuen Kaiſers und ſeiner Umgebung zuſchreiben. Den Tod Carin's ſelber hatte er laut ſeiner Betheurung nicht aus Ehrgeiz gewünſcht, ſondern aus Mitleid für das gemeine Weſen. Wer ſonſt mit ſo unerhörter Schonung verfuhr, dem darf man auch dieſes glauben.

## Zweiter Abſchnitt.

# Diocletian. Das Syſtem ſeiner Adoptionen. Seine Regierung.

Ernennung von Mitregenten. — Umgehung der Erblichkeit. — Der Mitouguſtus und die Cäſaren. — Theilung der Arbeit. — Der Oberherr und ſein Alleinrecht der Adoption. — Die zwanzigjährige Amtsdauer des Kaiſerthums. — Verſuch einer Ergänzung des Syſtems durch die Superſtition. — Analogien im Saſſanidenreiche.

Steigerung des Ceremoniells. — Das Coſtüm. — Der Dominus. — Seine perſönliche Unbefangenheit. — Die Stadt Rom und die neuen Reſidenzen; Nicomedien und Mailand. — Verhältniß zum Senat. — Die Bauten in den großen Städten. — Die Prätorianer. — Jovier und Herculier.

Die Lobredner. — Mamertinus. — Eumenius. — Lob des letzteren.

Nothwendigkeit der neuen Formen. — Klagen über Diocletian; ſeine Rechtfertigung. — Die Heere; der Schatz; die Beamten. — Das Maximum. — Der neue Codex. — Allgemeines Urtheil über dieſe Regierung. — Die Frumentarier.

## Zweiter Abſchnitt.

### Diocletian. Das Syſtem ſeiner Adoptionen. Seine Regierung.



Die Vorbedeutungen waren erfüllt und die Orakel hatten Recht behalten, als der Sohn dalmatiniſcher Sklaven, die dem römiſchen Senator Anulinus gehört hatten, den Thron der Welt beſtieg. Von ihrer Heimath, dem kleinen Diocleä, unweit Cattaro, hatten Mutter und Sohn ihren Namen erhalten; nur nannte ſich jetzt Diokles, „der Zeusberühmte," den Römern zu Liebe mit vollerer Endung Diocletianus,[1]) ohne deßhalb die Beziehung auf den höchſten der Götter aufzugeben, an welchen auch ſein neuer lateiniſcher Beiname, Jovius, erinnert.

Von ſeinen Kriegsthaten, ſeiner Regierung und ſeinem ſo ſehr beſtrittenen Charakter wird weiterhin die Rede ſein müſſen; uns beſchäftigt zunächſt die ganz eigenthümliche Weiſe, in welcher er ſeine Kaiſergewalt auffaßt und zu ſichern, zu theilen, zu vererben ſucht.

Die letzten Kaiſer waren zum Theil durch gewaltſamen Tod an jeder Verfügung über die Krone verhindert worden, zum Theil hatten ſie wiſſentlich den Generalen die Entſcheidung überlaſſen; daß endlich Carus ohne weiteres ſeine Söhne als Reichserben aufgeſtellt hatte, war vielleicht einer der ent-

[1]) Der Name bei Orelli, Insc. lat. sel. Nr. 1052: Gaius Aurelius Valerius Diocletianus.

2. Abſchnitt. ſcheidenden Gründe ihres Unterganges geweſen. Diocletian, der von ſeiner Gemahlin Priſca, wie es ſcheint, nur eine Tochter, Valeria, hatte, mußte natürlich auf einen andern Ausweg denken. Vielleicht hätte er bei ruhigem Zuſtande des Reiches jede Entſcheidung verſchoben, allein die heftigſten Stürme drängten von Außen heran und im Innern war ſeit Carus Alles voller Uſurpatoren, die eigene Regierung Diocletians im Grunde nicht ausgenommen, wenn ſie auch die Anerkennung des Senates erhalten haben mochte. Wie war hier zu helfen?

Was Diocletian that, verräth einerſeits einen hohen, durchdringenden Geiſt, andererſeits aber erſcheint es ſonderbar und räthſelhaft.

Ernennung von Mitregenten.

Die Erfahrung des letzten Jahrzehndes hatte gezeigt, daß auch die tüchtigſten Regenten, die Retter des Reiches, dem gemeinen verrätheriſchen Mord und dem Soldatenaufruhr unterliegen mußten. Die großen Generale, aus welchen ihre Umgebung beſtand, konnten es nicht hindern, und Einzelne wollten auch wohl nicht, weil ihr Ehrgeiz, wenn auch mit Schaudern, auf den Thron hinblickte. Auf die Länge wäre unausbleiblich ein Zuſtand wie zur Zeit des Gallienus und der dreißig Tyrannen wieder eingetreten, wozu es im Jahr 285 ſchon allen Anſchein hatte, und das Reich wäre von Neuem in Stücken gegangen, vielleicht auf immer. Diocletian ergriff das wahre Gegenmittel; er umgab ſich mit Nachfolgern und Mitregenten. Damit war der Uſurpation des Ehrgeizes Ziel und Zweck verrückt, dem Lageraufruhr der Erfolg ſehr erſchwert. Denn wenn bloß einer der Kaiſer oder Cäſaren fiel, wenn es nicht gelang, an Einem Tage die zwei oder vier Herrſcher etwa in Nicomedien, Alexandrien, Mailand und Trier zugleich aufzuheben und zu ermorden, ſo gab es für die vereinzelte Gewaltthat unfehlbar einen oder mehrere Rächer; alle Guten wußten ſofort, an wen ſie ſich anzuſchließen hatten und brauchten ſich nicht mehr in beſinnungsloſem Schrecken der erſten beſten Soldatenwahl in die

Arme zu werfen. Der zweite ſehr große Vorzug von Diocletians Maßregel war die Theilung der Reichsarbeit, die nun mit Ruhe und Beſinnung, nach feſten gemeinſamen Planen unternommen und im Ganzen glorreich durchgeführt werden konnte.

Vermeidung der Erblichkeit.

Räthſelhaft aber kömmt uns das künſtliche Syſtem dieſer Adoptionen vor. Der einfachſte Ausweg wäre es offenbar geweſen, wenn Diocletian eine begabte Familie von mehrern Brüdern adoptirt und in die Provinzen und Regierungsaufgaben vertheilt hätte. Was dem Hauſe des Carus zum Theil durch Schuld Carin's mißlungen war, konnte jetzt viel eher gelingen, nämlich der Uebergang aus dem wechſelvollen Cäſarismus [1]) in eine erbliche Dynaſtie, auf welche am Ende jede monarchiſche Herrſchaft mit Nothwendigkeit hindrängt. Oder fürchtete er ſelber von einer auf dieſe Weiſe erhobenen Familie bei Seite geſchoben zu werden? Ein ſo impoſanter Menſch läßt ſich nicht ohne Weiteres beſeitigen. Mochte er den Banden des Blutes in dieſer zerfallenen Zeit keine ſittliche Wirkung mehr zutrauen? Er ſelbſt hat nachher die Cäſaren zu Schwiegerſöhnen der Imperatoren gemacht. Mußte er möglichſt viele Ehrgeizige durch die Adoption oder die Hoffnung darauf zu befriedigen ſuchen? Er wußte beſſer als ſonſt Jemand, daß man gerade die Gefährlichſten nie zufrieden ſtellt, auch lag es gar nicht in ſeinem Weſen, ſich ſonderlich um aller Welt Zufriedenheit und Beiſtimmung zu bemühen. Faßt man aber die einzelnen Thatſachen und ihre nachweisbaren oder vermuthlichen Motive näher in's Auge, ſo läßt die lückenhafte Ueberlieferung zwar Manches unerklärt, doch leitet ſie vielleicht im Ganzen auf die richtige Spur.

Der Mitauguſtus und die Cäſaren.

Angeſichts des galliſchen Bauernkrieges erhebt Diocletian noch im Jahr 285 ſeinen Kriegsgenoſſen Maximian zum Cäſar und im folgenden Jahre zum Auguſtus; das Verhältniß 286.

[1]) Ich wüßte nicht, weßhalb die Wiſſenſchaft gegen dieſen von Romieu aufgebrachten Ausdruck ſich ſpröde erweiſen ſollte, indem derſelbe eine ganz beſtimmte Sache ſehr gut bezeichnet.

2. Abſchnitt. der Adoption drückt ſich ſchon in deſſen Beinamen Herculius aus, der vom Sohne des Zeus entlehnt iſt. Nachdem Beide ſechs Jahre lang raſtlos gegen Barbaren, empörte Provinzen und Uſurpatoren an allen Enden des Reiches gekämpft ohne daſſelbe unter ſich förmlich getheilt zu haben, erheben
292. ſie zu Cäſaren die beiden Feldherrn Galerius und Conſtantius Chlorus, wobei es ausdrücklich von Diocletian ausgeſprochen wird, „es ſollten fortan immer zwei Größere im „Staat ſein, als Herrſcher, und zwei Geringere, als Helfer. [1])“ Maximian's Sohn Maxentius wird ohne Umſtände übergangen [2]) dafür aber ein neues, künſtliches Band der Pietät geknüpft, indem die Cäſaren die Töchter der Imperatoren heirathen müſſen, Galerius die Valeria, Conſtantius die Theodora, letztere ſtrenge genommen nur die Stieftochter Maximians. [3]) Die Cäſaren waren in der Schule des Aurelian und Probus gebildet, Conſtantius von hoher Geburt und mütterlicherſeits der Großneffe des Claudius Gothicus; Galerius dagegen ein Hirtenſohn, der nur um ſo lieber ſich verlauten ließ, wie daß ſeine Mutter von einem göttlichen Weſen in Schlangengeſtalt oder gar wie Rhea Silvia von Mars geſchwängert worden. Jetzt gab es vier Höfe, Verwaltun-
Theilung der Arbeit. gen und Armeen; über Gallien, Spanien und Britannien waltete Conſtantius, über den Donaulanden nebſt Griechenland Galerius, dem Maximian waren Italien und Afrika, dem Stifter ihrer Macht endlich Thracien, Aſien und Aegypten vorbehalten. Ueber zwölf Jahre dauerte unter ſo verſchiedenen und zum Theil ſo rohen Menſchen die merkwürdigſte Eintracht, [4]) die vollends unerklärlich wird, wenn man

[1]) De mortibus persecutorum 18.

[2]) Der Lobredner Mamertinus hatte noch im nämlichen Jahre (Panegyr. III, 14) auf denſelben als vermuthlichen Thronfolger hingedeutet.

[3]) Ob die frühern Frauen, welche ſie verſtießen, geſetzlich angetraute Gemahlinnen waren, bleibt bei derjenigen des Galerius unentſchieden; die Helena des Conſtantius war offenbar eine bloße Beiſchläferin.

[4]) Der harmoniſche Vierklang, ſagt Julian in den Cäſares. — Auf den Münzen wird dieſe Concordia beſtändig gerühmt.

ſieht, wie der Eine in den Gebieten des Andern mitregiert und Heere anführt und wie wenig Diocletian z. B. den leidenſchaftlichen Galerius in Gegenwart ganzer Heere ſchont. Was von ihm kömmt, die ſchwierigſten Kriegspläne, die bedenklichſten Befehle, Alles wird mit kindlicher Unterwürfigkeit vollzogen; keinen Augenblick wird daran gezweifelt, daß er die Seele des Ganzen iſt. „Sie ſahen empor zu ihm, ſagt Aurelius Victor, wie zu einem Vater oder höchſten Gott; wie viel dieß aber heißen will, wird erſt klar, wenn man all den Familienmord von Romulus bis auf unſere Tage daneben hält.“

Die wahre Feuerprobe des Gehorſams beſtand in der Folge der Mitkaiſer Maximian, als Diocletian, nach zwanzigjähriger Herrſchaft, ihn zu der ſchon längſt abgeredeten gemeinſchaftlichen Abdankung nöthigte. Maximian fügte ſich [1]) obwohl mit großem Widerwillen; er ließ es geduldig geſchehen, daß auch dießmal bei der Ernennung zweier neuen Cäſaren (an der Stelle der zu Kaiſern beförderten Galerius und Conſtantius) ſein Sohn Maxentius übergangen wurde, und daß er ſelbſt, der alte Sieger über Bagauden, Germanen und Mauren, bei der Cäſarenwahl gar nichts zu ſagen hatte; Diocletian hatte dieſelbe ausſchließlich ſeinem Adoptivſohn Galerius vorbehalten, [2]) welcher einen getreuen Offizier, Severus, zum Cäſar des Weſtens und ſeinen ganz ungebildeten Neffen, Maximinus Daza, zum Cäſar des Oſtens erhob. Dem Conſtantius Chlorus ging es ähnlich wie dem Maximian; obwohl zur Kaiſerwürde avancirt, mußte er ſich ſtatt eines ſeiner Söhne den Severus als eventuellen

305.

Der Oberkaiſer allein adoptirt.

---

[1]) *Panegyr.* VI (Max. & Const. M.), 9: consilii *olim* inter vos placiti constantia & pietate fraterna.

[2]) In dem einzigen analogen Fall früherer Zeiten liegt gerade hier eine Verſchiedenheit; Hadrian adoptirt den Antonin unter der Bedingung, daß dieſer den Lucius Verus und den Marc Aurel adoptire; Diocletian dagegen läßt dem künftigen Oberkaiſer freie Hand.

2. Abſchnitt. Cäſar gefallen laſſen, wobei die chriſtlichen Autoren [1]) ganz unnützer Weiſe ſeine beſcheidene Mäßigung rühmen.

In einer nicht viel ſpäter verfaßten Schrift [2]) werden die perſönlichen Beweggründe dieſer Staatsactionen dramatiſch ausgeſponnen. Schon Gibbon erkannte, daß wir hier keine Geſchichte, ſondern die Dichtung eines erbitterten Feindes vor uns haben, der namentlich darin irre geht, daß er die abdankenden alten Imperatoren durch Galerius terroriſirt darſtellt. Ein höchſt merkwürdiger Zug aber [3]) iſt wohl nicht erſonnen: es wird dem Galerius die Abſicht beigelegt, einſt nach zwanzigjähriger Herrſchaft, wenn die Thronfolge auf lange hinaus geordnet ſein würde, abzudanken, gleich Diocletian. Dieſe Feſtſetzung einer zwanzigjährigen Dauer des Herrſcheramtes bildet den Schlußſtein und Regulator des Ganzen. Sie ſollte den Adoptionen und Thronfolgen den Stempel des Unabwendbaren, Nothwendigen aufdrücken.

Zwanzigjährige Amtsdauer.

306. Gleich im folgenden Jahre wird freilich dieß ganze Syſtem durchbrochen und unheilbar geſtört durch die Uſurpationen der beſeitigt geglaubten Kaiſerſöhne: Conſtantin (der Große) erbt mit Hülfe der Soldaten die Herrſchaft ſeines Vaters, Maxentius reißt Italien an ſich und auch der alte Maximian verläßt den Sitz widerwilliger Ruhe, um ſich ſeinem Sohne beizugeſellen. Diocletian aber, deſſen geweihte Reichsordnung durch dieſen Einbruch des Erbrechtes zernichtet war, mußte mit ihr das Reich ſelber dem Untergang [4]) ver-

---

[1]) Oroſius VII, 25. — Auch bei Eutrop. X, 1 liegt ein Mißverſtändniß zu Grunde.

[2]) De mortibus persecutorum, gewöhnlich dem Lactantius zugeſchrieben und leider für die Jahre wo Zoſimus lückenhaft iſt, eine nur allzu verführeriſche Quelle.

[3]) Cap. 20. Da der Verfaſſer ſonſt den Galerius mit dem glühendſten Haſſe verfolgt, ſo berichtet er dieſen ehrenhaften Zug der Mäßigung gewiß nur ungerne.

[4]) Laut Aur. Vict. Cæss. erwartete er: Intestinas clades et quasi fragorem quendam status romani.

fallen glauben; tiefe Bekümmerniß erfüllte ohne Zweifel ſeine letzten Jahre, die er krank und lebensmüde in der Heimath, in den Hallen ſeines lagerähnlichen Pallaſtes zu Spalatro zubrachte.

In der That, jenes ſein Ideal von Reichsordnung war wunderlich und auffallend geweſen. Ein doppeltes zwanzigjähriges Kaiſerthum mit einbedungener Abdankung; die Cäſarenernennung ausſchließlich dem ältern Imperator überlaſſen; die einzelnen Regenten (und wären ſie auch Helden der Entſagung geweſen) beſtändig gereizt und verletzt durch den Ausſchluß ihrer Söhne, — Alles um eine künſtliche Dynaſtie zu bilden. Mag es zugeſtanden werden, daß um der Reichsvertheidigung willen eine Theilung der Gewalt durchaus nöthig war, und daß es die Uſurpation von außen unendlich ſchwerer hatte, gegen vier Regenten aufzukommen als gegen Einen; aber wie wollte man ſie verhindern in den Kaiſerhäuſern ſelbſt? anderer Umſtände nicht zu gedenken, mit welchen uns Diocletian lauter Räthſel aufgiebt.

Die Superſtition.

Mit politiſchen und pſychologiſchen Motiven allein reicht man hier nicht aus. Die Ergänzung liegt in der Annahme einer durchgehenden, alle dieſe Verhältniſſe beherrſchenden religiöſen Superſtition.

Es wurde ſchon erwähnt, welche Stelle die Vorbedeutungen und Weiſſagungen im Leben Diocletians einnahmen. [1]) Er heißt „ein Forſcher künftiger Dinge", „den heiligen Bräuchen ſtets zugewandt"; wir finden ihn von Prieſtern umgeben als eifrigen Opferer in den Eingeweiden der Thiere wühlend, voll von Sorgen wegen ominöſer Blitze. [2]) Selbſt

[1]) Aur. Vict. Cæss. — Euseb. Vita Const. II, 51. — Zosim. II, 10. — De mort. pers. 10, 18, 19. — Sind etwa die Geſchichtſchreiber der Historia augusta, welche ihm ihre Biographien widmeten, um ſeines perſönlichen Geſchmackes willen ſo fleißig in der Aufzeichnung der Omina?

[2]) Const. M. orat. ad sanctor. coetum, c. 25 iſt ohne Zweifel ſo zu deuten.

2. Abſchnitt.

in Eigennamen ſucht er Vorbedeutungen auf; Galerius muß ſich Maximianus nennen, um dadurch zu der bewährten Treue des alten Maximian magiſch gezwungen und verbunden zu ſein, und auch der junge Daza erhält ſpäter ebendeßhalb den ähnlichen Namen Maximinus. Wahrſcheinlich ſuchte der Kaiſer in einen ganz beſondern Rapport zu ſeinem Namensgotte Jupiter zu gelangen, der z. B. auf der Rückſeite ſeiner Münzen auffallend oft wiederkehrt. Unter einem Pfeiler mit der Zeus-Statue auf dem freien Felde bei Nicomedien geſchah in der Folge auch die Abdication, und noch im Pallaſt zu Spalatro zieht der achteckige Jupitertempel vor allem den Blick auf ſich. — Auch in den öffentlichen Akten [1]) erkennen wir eine auffallende religiöſe Tendenz; der Eingang des Ehegeſetzes vom Jahr 295 lautet wie eine Predigt, und das Geſetz gegen die Manichäer vom Jahr 296 athmet einen ganz perſönlichen Eifer.

Diocletians Religioſität.

Die Mitregenten ſind faſt ſämmtlich ebenfalls für ihre Superſtitionen bekannt, ohne welche überdieß ihr langer Gehorſam kaum erklärlich wäre. Sie mochten wiſſen, daß ſie ſchon ihre Erhebung derartigen Erwägungen verdankten. Welche befremdliche, für uns ganz unbegreifliche Sorgen gingen den Adoptionen Diocletians voran! Da erſcheint ihm z. B. im Traume eine Geſtalt, welche ihn beharrlich damit beläſtigt, er ſolle einen gewiſſen Mann zum Nachfolger wählen, deſſen Name ihm genannt wird. Er vermuthet, es ſei ihm ein Zauber angethan, läßt endlich eines Tages den Betreffenden vor ſich kommen und ſagt nur: Empfange denn die Herrſchaft, die du jede Nacht von mir verlangſt und mißgönne wenigſtens dem Kaiſer nicht ſeine Nachtruhe! — Es iſt nicht bekannt, auf wen ſich dieſe Pallaſtanekdote [2]) bezieht und wie weit ſie wahr iſt, aber bezeichnend iſt ſie gewiß.

---

[1]) Codex Gregorian. V, 1 und XIV, 4.

[2]) Fragm. anonymi, bei Müller, fragm. hist. græc., Vol. IV, 198.

Maximian war ein großer, wenigſtens ein tüchtiger Feldherr, und Diocletian mochte ihm ſchon als früherm Mitwiſſer ſeiner hochfliegenden Pläne [1]) Rückſichten ſchuldig ſein; was aber bei ſeiner Erhebung möglicherweiſe den Ausſchlag gab, war etwa doch, daß er an demſelben Tage (wenn auch nicht in demſelben Jahre) mit Diocletian geboren war. [2]) Von Conſtantius können wir mit einiger Sicherheit annehmen, daß er weſentlich der Weiſſagung der Druidinnen zu Liebe [3]) von Diocletian zum Cäſar gemacht wurde.

Dieſer war, wie geſagt, ein Dalmatiner, Maximian ein Bauernſohn von Sirmium, der Heimath der tapferſten Kaiſer des dritten Jahrhunderts; [4]) Galerius ein Hirte, entweder aus Dacien oder von Sardica (dem jetzigen Sophia in der Bulgarei); Maximinus Daza wahrſcheinlich aus derſelben Gegend; Conſtantius Chlorus wohnte, als ihm ſein Sohn Conſtantin geboren wurde, zu Niſſa in Serbien; der ſpäter auftretende Freund des Galer, Licinius, war ein Bauer von der untern Donau; die Heimath des Severus iſt unbekannt. Man muß einſtweilen es ganz auf ſich beruhen laſſen, ob eine örtliche Religion oder Superſtition die Herrſcher noch beſonders vereinte. Von Maximian's Abdankung kennen wir nur die Formel, die er im Tempel des capitoliniſchen Gottes ausſprach: „Nimm zurück, o Jupiter, was Du verliehen haſt.“ [5]) Mit Schwüren, Opfern und Weihen mochte Dio-

---

[1]) Hist. Aug. Numerian. 15.

[2]) *Panegyr.* III. (Mamertini genethliacus ad Max. Herc.) cap. 1 & 2.

[3]) Hist. Aug. Aurelian. 44.

[4]) Unweit Sirmium ſah man den Pallaſt, welchen er an der Stelle hatte errichten laſſen, wo ſeine Eltern um Tagelohn gearbeitet hatten. Aurel. Vict. epit. 40. Auch Galerius ſchämte ſich ſolcher Erinnerungen nicht und benannte ſeinen Geburtsort nach ſeiner Mutter Romula Romulianum. ibid.

[5]) *Panegyr.* VI. (Max. & Const. M.) 12, und VII (Const. M.) 15. — Malalas, l. XII, ed Bonn. p. 310 läßt den Diocletian zu An-

2. Abſchnitt.

cletian erſetzen, was ſeiner politiſchen Combination an Kraft und Haltbarkeit abging.

Wer dieſer unſerer Erklärung nicht beiſtimmen will, mag annehmen, daß Diocletian bei der Erhebung Maximians deſſen Stillſchweigen und Feldherrngaben nicht entbehren wollte, deſſen Sohn Marentius aber deßhalb beſeitigte, weil Galerius mit dieſem von jeher verfeindet war. [1]) Allein man ſehe wohl zu, ob eine Handlungsweiſe dieſer Art mit dem ganzen Weſen und dem Maß von Regentengröße vereinbar iſt, welches man dem Diocletian nicht wohl ſtreitig machen wird. Es liegt ein tiefer Ernſt in ſeinen Anordnungen, zumal in der Herabſetzung des Kaiſerthums auf eine beſtimmte Amtsdauer. Damit war dem Ehrgeiz der jeweiligen Cäſaren Rechnung getragen; ſie konnten nun den Tag und die Stunde berechnen, da ſie (wenn nichts in der Zwiſchenzeit vorfiel) ſpäteſtens den Thron beſteigen würden. Mit den Gefühlen eines Menſchen, der ſeinen Todestag kennt, mochte der Imperator von fünf zu fünf Jahren die Quinquennalien und die Decennalien und Quindecennalien feiern; unabwendbar nahten die Vicennalien, da er den Purpur auszuziehen hatte. Denn ſo wollen es die „übermächtigen Schickſalsgöttinnen", welche auf einer Münze des Abdankungsjahres [2]) verherrlicht ſind. Man könnte fragen ob es wohl gethan war, auch den feindlichen Menſchen und den gährenden Elementen im Staate einen feſten Termin zum vielleicht erfolgreichen Ausbruch zu bezeichnen; allein auch die Mittel des Widerſtandes konnten in Bereitſchaft gehalten werden. Während der Krankheit Diocletians, die

Die Vicennalien.

tiochien als Alytarch (Vorſteher) den olympiſchen Spielen präſidiren, worauf er in Bezug auf ſeine Feſttracht geſagt haben ſoll: „ich lege „die Herrſchaft nieder; ich habe das Kleid des unſterblichen Zeus „getragen." Daſſelbe wird dann von Maximian wiederholt. Hier liegt vielleicht eine echte Tradition, nur entſtellt, zu Grunde.

[1]) De mort. pers. 18.

[2]) Mit der Inſchrift: FATIS. VICTRICIBVS.

ſeiner Abdankung vorausging, blieb das Volk dritthalb Monate in der Ungewißheit, ob er überhaupt noch lebe [1]) und doch rührte ſich in dem wohlgebändigten Staate [2]) keine Hand.

Analogien im Saſſanidenreiche.

Merkwürdiger Weiſe bewegten dieſelben Fragen, dieſelben Ereigniſſe gleichzeitig das feindliche Nachbarland im Oſten, das Saſſanidenreich. Bei Bahram III, welcher nur einige Monate im Jahre 293 regierte, bemerken die Schriftſteller [3]) zum erſtenmal: der König von Perſien habe denjenigen Sohn oder Bruder, den er zum Nachfolger beſtimmt, einſtweilen zum Fürſten einer Provinz gemacht, mit dem Titel Schah, und ſo habe auch Bahram früher bloß Schah von Segan oder Siſtan geheißen, ſo lange ſein Vater Bahram II noch lebte. Nach ſeiner kurzen, wahrſcheinlich von gewaltſamen Umſtänden begleiteten Regierung folgt ſein jüngerer Bruder Narſi und dieſer krönt dann ſelber ſeinen Sohn Hormuz zum Nachfolger, um ſich im Jahre 301 vom Thron in die 301.
Stille des Privatlebens, „unter den Schatten der Güte Gottes“ zurückzuziehen. Laut Mirkhond bewog ihn hiezu der Gedanke an den Tod, „deſſen Augenblick in ewigen Beſchlüſſen vorgezeichnet und unvermeidlich iſt.“ Möglicher Weiſe hatten ihm die Magier eine beſtimmte Todesſtunde geweiſſagt und ihm damit die Luſt am Leben benommen; weiterhin aber wird angedeutet, daß Narſi den Wechſelfällen des königlichen Schickſals, die er in ſeinem Kriege mit den Römern ſattſam erfahren, aus dem Wege gehen wollte. „Der „Weg iſt lang, ſagte er, man muß oft auf- und niederſteigen.“ Es iſt durchaus nicht undenkbar, daß dieſes Beiſpiel auf das Gemüth Diocletians einigen Einfluß geübt habe.

[1]) De mort. pers. 17.

[2]) Romanam gentem modestam atque tranquillam ... Cod. Gregor. XIV. IV.

[3]) Hamza Ispahanens. ed. Gottwaldt, p. 36 seq. — Mirkhond, ed. Sacy, p. 299. — Vgl. Clinton, fasti Rom. Vol. I ad a. 301. & Vol. II p. 260.

2. Abſchnitt.

Steigerung des Ceremoniell's.

Mit der Feierlichkeit, welche das ganze, abergläubiſch bedingte Leben Diocletian's umgab, ſteht ohne Zweifel in engſter Verbindung die plötzliche und auffallende Steigerung des Hofceremoniell's. Oder hätte er wirklich nur, nach der Art der Emporkömmlinge, des äußern Pompes nicht genug bekommen können, wie der ältere Aurelius Victor meint? In dieſem Falle wäre es befremdlich, daß keiner von den großen Soldatenkaiſern des dritten Jahrhunderts ihm darin vorangegangen, welche faſt ſämmtlich aus den geringſten Verhältniſſen ſich zum Thron emporgearbeitet hatten. Wir ſehen z. B. den gewaltigen Aurelian harmlos mit ſeinen alten Freunden verkehren, die er gerade ſo weit ausſtattet, daß ſie nicht mehr dürftig beißen können; ſeidene Kleider ſind ihm zu theuer; das Gold möchte er am liebſten ganz aus der Bauverzierung und aus den Gewändern entfernen, während er das koſtbarſte Geſchmeide, das man ja wieder einſchmelzen kann, Andern gerne geſtattet, ſich ſelber verſagt; ſeine Diener kleidet er nicht prächtiger als bevor er Kaiſer war; in dem prachtvollen Pallaſt auf dem Palatin, an deſſen bunten Marmorwänden das Blut ſo vieler Kaiſer klebte, iſt ihm nicht wohl zu Muthe; er bezieht (wie einſt Veſpaſian) die Gärten des Salluſt, in deren miglienlanger Halle man ihn täglich turnen und die Pferde tummeln ſah. [1] — Jetzt änderte ſich dieß Alles. Diocletian hatte Freunde aus früherer Zeit; aber das Zutrauen war, vielleicht auf beiden Seiten zugleich, verſchwunden; er fürchtete nicht mit Unrecht, daß eine Intimität mit dritten Perſonen ſeine künſtliche Harmonie mit den Collegen ſtören könnte. Statt des einfachen Purpurs, womit ſich faſt alle frühern Kaiſer (die wahnſinnigen ausgenommen) begnügt hatten, trägt er ſeidene und

ſeit 293.

goldgewirkte Gewänder und bedeckt ſelbſt die Schuhe mit

Das Coſtüm.

Edelſteinen und Perlen; das Haupt aber umgiebt er mit

[1] Hist. Aug. Aurelian. 45—50, wogegen die Notizen in Aur. Vict epit. und bei Malalas über das Diadem nicht zu allgemeinen Schlüſſen berechtigen.

dem Diadem, einer weißen, perlenbeſetzten Binde. Dieß war natürlich nur das Staatskleid, in welchem er bloß bei feſtlichen Gelegenheiten auftrat, allein außerdem ließ er ſich überhaupt nur noch ſelten ſehen, als einmal die großen Kriege ſeiner erſten Jahre vorüber waren und die Cäſaren als Kronfeldherrn den Heerbefehl größtentheils auf ſich nehmen mußten. [1]) Der Zutritt zu ſeiner geheiligten Perſon wurde täglich ſchwieriger durch das wachſende Ceremoniell. In den Sälen und Vorhallen des Pallaſtes waren Offiziere, Hofbeamte und Wachen aufgeſtellt; im Innern walteten einflußreiche Verſchnittene; wem es ſein Geſchäft oder ſein Rang möglich machten, bis zum Kaiſer durchzudringen, mußte nach orientaliſchem Brauch zur Anbetung niederfallen. Schon bei Anlaß der Zuſammenkunft Diocletians und Maximians in Mailand bezeichnet der Lobredner Mamertinus [2]) die feierliche 291.
Cour als „eine im Innerſten des Heiligthums verborgene „Verehrung, welche nur die Gemüther derer mit Staunen „erfüllen durfte, denen der Rang ihrer Würde den Zugang „zu Euch verſtattete.“ Und bei den ſtummen Formen blieb man nicht ſtehen, auch das bedenkliche Wort wurde ausgeſprochen; der Kaiſer nannte ſich nicht mehr nach den ſo harmlos gewordenen Titeln des republikaniſchen Roms, dem Conſulat, der tribuniciſchen Gewalt u. ſ. w.; er hieß jetzt Dominus, der Herr. Gegen den Titel Rex hatte ſich das Der Dominus.
römiſche Gefühl beharrlich geſträubt, weil ſich verabſcheute Erinnerungen daran knüpften; die Griechen aber, welche in Sparta und ihren halbbarbariſchen Nachbarländern des Königstitels nie entwöhnt worden und denſelben unter den Nachfolgern Alexanders Jahrhunderte hindurch gebraucht hatten, nannten ohne Bedenken die römiſchen Imperatoren von Anfang an *Βασιλεῖς*, Könige, weil bei ihnen die Behauptung

---

[1]) „Wie ſtets herumreiſende Diener“, Ammian. XIV, 11.

[2]) Panegyr. III, 11. — Conſtantin entzückte ſpäter die Biſchöfe, wenn er ſie „bis in die innerſten Gemächer“ zu ſich ließ. Euseb. V. C. III, 1.

2. Abſchnitt.

der republicaniſchen Fiction keinen Sinn gehabt hätte.[1]) Jetzt ging man plötzlich auch über dieſen Titel hinaus und führte einen neuen ein, welcher das Verhältniß völliger Herrſchaft und Dienſtbarkeit ausdrückte. Daneben konnte bald auch eine wahre Vergötterung nicht mehr auffallen; über die verſtorbenen Kaiſer hatte ja längſt der Senat das Canoniſationsrecht geübt und thatſächlich hatte man den lebenden dieſelbe Ehre immerfort erwieſen durch das Opfern und Schwören vor ihren Statuen, wenn man auch dabei den unbeſtimmten und deßhalb unüberſetzbaren Ausdruck „numen imperatoris“ brauchen mochte. — (Maximian hatte übrigens die Schwäche, ſich wie Commodus und ähnliche Vorfahren im Reiche, auf Münzen mit der Löwenhaut ſeines Namensheros abbilden zu laſſen).

Unbefangenheit Diocletians.

Ein Menſch von der Bedeutung und den Erfahrungen Diocletians nimmt die Laſt einer ſo geſteigerten Repräſentation nicht ohne genügenden Anlaß auf ſich; von ihm wiſſen wir überdieß, daß er die Uebelſtände ſeiner Abgeſchloſſenheit öfter laut beklagte.[2]) Er kannte den großen Vortheil, der dem Regenten aus der perſönlichen Berührung mit den Unterthanen, vom Oberbeamten bis zum geringen Bittſteller erwachſen kann. „Ihrer vier oder fünf, ſagte er, thun ſich zuſammen um den Kaiſer zu täuſchen; ſie legen ihm einen Entſcheid vor; Er, zu Hauſe eingeſchloſſen, kennt die wahre Sachlage nicht; er darf nur das wiſſen, was Jene ſagen; er ernennt Beamte, die beſſer nicht angeſtellt würden und ſetzt die ab, welche er an ihrer Stelle laſſen ſollte, und ſo wird auch der beſte, der klügſte Kaiſer verkauft.“

Es läßt ſich noch ein Grund anführen, der ihn trotz dieſer klaren Einſicht zu den genannten Maßregeln kann bewogen haben. Seit den Kriegen des Aurelian und Probus

[1]) Man vgl. den neuerfundenen Mythus von Baſileia und Tyrannis in der erſten Rede des Dio Chryſoſtomus, wahrſcheinlich an Trajan gerichtet.

[2]) Hist. Aug. Aurelian. 43.

mochte ſich der Hof und namentlich der Generalſtab mit einer großen Anzahl barbariſcher Offiziere angefüllt haben, welche ihrer bunten Miſchung und ihrer unrömiſchen Bildung nach auf den beinahe traulichen, kameradſchaftlichen Ton des bisherigen Kaiſerhofes gar nicht hätten eingehen können. Sodann waren [1]) an den verſchiedenen Höfen bis zur großen Verfolgung eine Menge Chriſten, welchen durch die feierlichere Haltung des Hoflebens manche unangenehme Erörterungen mit den Heiden abgeſchnitten wurde. — Wie wenig gemeine Eitelkeit und Liebe zum Pomp den Imperator beſtimmte, erhellt ſchon daraus, daß er ſeinen einzigen Triumph nach einer ſo gewaltigen Reihe von Siegen bis an's Ende ſeiner Regierung (302) verſchob, und ihn dann mit ganz beſcheidenem Glanze abhielt. [2])

Immerhin hatte Diocletian in mehr als einer Hinſicht ſehr offenbar mit dem altrömiſchen Weſen gebrochen. Es kam hinzu, daß er zu der Stadt Rom ſelber zu Anfang ſeiner Herrſchaft in gar kein Verhältniß trat. Noch die Kaiſer des dritten Jahrhunderts hatten in der Regel zu Rom auf dem Palatin gewohnt, weniger vielleicht aus Pietät für die geweihten Erinnerungen und die Heiligthümer der Weltſtadt, als weil dieſelbe durch ihre centrale Lage und ihre Fülle von Pracht und Vergnügungen ſich zur Reſidenz vor allen Städten eignete, und weil neben ihren alten Anſprüchen ihr auch ein Reſt wirklicher Macht geblieben war. Denn hier wohnte der Senat, welcher noch vor nicht langer Zeit Kaiſer abgeſetzt, gewählt oder anerkannt hatte. Ihn aus der Stadt zu treiben, wagte nur Elagabal, und ſonſt vor und nach ihm kein Imperator; andere traten ihn mit Füßen und ſuchten ihn zu demoraliſiren; die klügſten ſetzten ſich mit ihm in ein billiges Einvernehmen. Neben dieſer Rückſicht nahm

Die Stadt Rom.

---

[1]) Euseb. Hist. eccles. VIII, 1.

[2]) Zu den Spielen wurden nur 13 Elephanten und 250 Pferde mitgebracht.

2. Abſchnitt. die Beſorgniß vor dem unruhigen Pöbel und vor dem Reſt prätorianiſcher Cohorten gewiß nur eine untergeordnete Stelle ein, wenigſtens in dem Gemüth eines tüchtigen Regenten; für einen ſchwachen Fürſten aber war in Rom gerade ſo viel Gefahr als außerhalb.

Die neuen Reſidenzen.

Wenn nun die Kaiſermacht einmal aus Rückſicht auf die Grenzvertheidigung getheilt werden ſollte, ſo konnte Rom unmöglich der Wohnſitz eines der zwei oder vier Herrſcher werden. Die Erhaltung der Reichsgrenzen ſtand höher als die Freundſchaft mit dem Senat, welche letztere ein wahrhaft römiſch geſinnter Fürſt ſich außerdem wohl noch zu erhalten gewußt hätte. Maximian bekam ſeine Reſidenz in Mailand, welches bei dem erneuten Vordringen der Alamannen ſeit Probus' Tode beinahe ein Grenzpoſten heißen durfte und zugleich für die Sicherung Galliens ſo richtig gewählt war als ein Punkt ſüdlich von den Alpen ſein konnte; mußte er doch von hier aus zugleich Italien beobachten und in Africa interveniren können. Den kriegführenden Cäſar Conſtantius finden wir am häufigſten in Trier, ſpäter auch in York. Diocletian ließ ſich zu Nicomedia in Bithynien, am Ende eines tiefen Golfes des Mare di Marmora nieder; von dort aus hatte er die Bewegungen der Gothen und anderer Pontusvölker, namentlich die bedrohte untere Donau im Auge, und war zugleich nicht allzuentfernt von den Gefilden des obern Euphrat, wo ſich die Kämpfe mit den Perſern zu entſcheiden pflegten. In den erſten Jahren war indeß keine feſte Reſidenz möglich; beide Auguſti eilen von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, und ebenſo in der Folge die Cäſaren. Diocletians etwas quäleriſcher Baugeiſt hielt ſich

Nicomedien und Mailand.

inzwiſchen ſchadlos, indem er ein Quartier von Nicomedien zu einem großen, regelmäßigen Pallaſt umſchuf, der vielleicht wie der ſpäter zu Salona erbaute, die Form eines Feldlagers haben mochte. Man fand darin Baſiliken, einen Circus, eine Münzſtätte, ein Arſenal, beſondere Wohnungen für ſeine

Gemahlinn und für ſeine Tochter.[1]) Aehnliches wird von Maximian's Bauten zu Mailand gemeldet[2]); wenn man aber die vorhandenen Reſte und ihren durchaus nicht coloſſalen Maßſtab vergleicht, ſo haben dieſelben doch ein etwas provinziales Anſehen und ihr Ganzes ging ſchwerlich über das hinaus, was jede einigermaßen bedeutende Stadt von Lycien, Carien oder Jonien von früherer Zeit her beſaß. — Natürlich wuchſen dieſe Städte nun an, in der Art wie Reſidenzſtädte zu wachſen pflegen. Nicomedien ſah zu Anfang des vierten Jahrhunderts aus wie ein Quartier (regio) von Rom.[3])

Der Senat.

Rom mußte, ſelbſt wenn es keinen äußerlichen Verluſt ſpürte, doch in hohem Grade empfindlich werden. Die ſchon erwähnte feindſelige Quelle berichtet: der raubgierige Maximian habe ſich an reiche Senatoren gemacht, welche fälſchlich verklagt wurden als ſtrebten ſie nach der Herrſchaft, und ſo ſeien unaufhörlich die Lichter des Senats ausgelöſcht, ſeine Augen ausgeſtochen worden.[4]) — Jeder Verſuch, Recht oder Unrecht hier auf beide Seiten billig vertheilen zu wollen, iſt erfolglos. In dem Werke des Zoſimus, dem einzigen welches in der Darſtellung und Beurtheilung von Diocletians Charakter und Herrſchaft der Wahrheit und Vollſtändigkeit irgend nahe kommen mochte, giebt es hier eine Lücke von zwanzig Jahren. Vielleicht ſchien einem eifrigen Chriſten die letzte große Verfolgung allzuſehr zu Gunſten der Verfolger dargeſtellt, und er fand es leichter das Werk zu verſtümmeln als es zu widerlegen; gerade wie damals

---

[1]) Dieſe Aufzählung, de mort. pers. 7, bezieht ſich ohne Zweifel ganz auf den Pallaſt zu Nicomedien.

[2]) Auson. ordo. nobil. urb. — Die ſechszehn Säulen vor S. Lorenzo und der Grundplan nebſt einigen Beſtandtheilen der Kirche ſelbſt ſind die wahrſcheinlichen Ueberbleibſel des maximianiſchen Pallaſtes, u. a. der Thermen.

[3]) Ammian. Marc. XXII, 9.

[4]) De mort. pers. 8.

2. Abſchnitt. die Heiden ihrerſeits Cicero's Bücher von der Natur der Götter verſtümmelten [1]) damit die Chriſten darin keine Waffen für ihre Polemik gegen die Vielgötterei finden möchten.

Eine Spannung zwiſchen dem Senat und den Imperatoren war ſchon dadurch gegeben, daß Diocletian ohne alles Zuthun des erſtern Kaiſer geworden war und ſeine Mitregenten ernannt hatte. Dem Senat blieb nur übrig, ſie anzuerkennen und ihnen der Form halber zeitweiſe das Conſulat zu übertragen, mit welchem Diocletian bei einem ſpätern Anlaß ſo wenig Umſtände machte, daß er in einem Anfall von Mißlaune ein paar Tage vor deſſen feierlichem Antritt von Rom abreiste. [2]) — Bei der ſchon erwähnten
291 Zuſammenkunft in Mailand fand ſich auch eine Deputation des römiſchen Senates ein, wahrſcheinlich nur zur Bezeugung der Ergebenheit. Der Lobredner Mamertinus ruft in Maximian's Gegenwart [3]) aus: „Der Senat hat der Stadt „Mailand ein Abbild ſeiner Hoheit geliehen, damit es das „Anſehen habe, als ſei der Sitz des Reiches an der Stätte, „wo ſich die beiden Imperatoren zuſammengefunden.“ Dieſe Aeußerung war jedenfalls eine unliebſame und wir wiſſen nicht wie ſie aufgenommen wurde, doch ſollte man daraus ſchließen, daß wenigſtens in dem betreffenden Jahre das Verhältniß der Kaiſer zum Senat noch kein offenkundig unfreundliches geweſen. Wann und wie es ſich verſchlimmert, bleibt uns ein Räthſel. Maximian war von Hauſe aus grauſam und tückiſch und Diocletian mied vielleicht kein nützliches Verbrechen; die Römer mit ihrer „wenn nicht frechen, doch freien [4]) Redeweiſe“ waren ihnen höchlich zuwider; allein die Häupter des Senates opferten ſie gewiß nicht ohne triftigen Grund, wenn es wirklich dazu kam und wenn

[1]) Arnob. adv. gentes l. III. — Leider fehlt auch Ammianus Marcellinus und ſo Vieles andere.

[2]) De mort. pers. 17. Im Jahr 30.

[3]) Panegyr. III. Geneth. Max. c. 12.

[4]) De mort. pers. 16, und beſonders Ammian. Marc. XVI, 10.

nicht jener Autor nach ſeiner Art aus einer Kleinigkeit eine Unthat gemacht hat.

Die Bauten in den großen Städten.

Gegen die Einwohnerſchaft von Rom (um nicht den entweihten Namen des römiſchen Volkes zu brauchen) erwieſen ſich aber Diocletian und ſein Mitkaiſer ſpäter in einer ganz abſichtlichen Weiſe gefällig; als wären zu Rom noch nicht Vergnügungsanſtalten genug, bauten ſie auf dem Vi- 299.
minal jene ungeheuerſten aller römiſchen Thermen. Unter den etwa zehn Thermenbauten früherer Kaiſer und Privatleute befanden ſich die rieſigen Hallen Caracalla's, mit deren räthſelhaft weiten Wölbungen die ermüdete Kunſt nicht mehr wetteifern konnte; da wurde wenigſtens die Ausdehnung überboten, bis man ein Ganzes von 1200 Schritt Umfang, mit 3000 Gemächern geſchaffen hatte, deſſen erſtaunlicher Mittelbau mit jenen Granitſäulen von fünfzehn Fuß Umfang jetzt den Hauptraum der Karthäuſerkirche bildet, während man die übrigen Reſte weit ringsum in Klöſtern, Weingärten und einſamen Straßen zuſammenſuchen muß. — Im gleichen Jahre [1]) begann Maximian einen Thermenbau zu Carthago, möglicher Weiſe in einer ähnlichen, begütigenden Abſicht. Carthago war bisher ein Hauptſchauplatz für das erſte Auftreten von Uſurpatoren geweſen. Von andern Bauten dieſer Regierung in Rom werden namentlich erwähnt: [2]) Die Herſtellung des unter Carinus verbrannten Senatslocales, des **Forum Cæsaris**, der **Basilica Julia** und des Pompejustheaters; ſodann als Neubauten außer den Thermen die beiden Portiken mit den Beinamen Jovia und Herculea, drei Nymphäen, ein Iſis- und ein Serapistempel und ein Triumphbogen. Vielleicht hatte auch die auffallende Maſſe von Prachtgebäuden, womit Diocletian das tadelſüchtige und gefährliche Antiochien verſah, [3]) keinen andern Zweck, als die Ablenkung von politiſchen Gedanken. Es werden Tempel

[1]) **Euseb. chronicon.**

[2]) S. Mommſen's Ausg. des Chronographen v. J. 354. S. 648.

[3]) **Malalas l. XII. ed. Bonn. p. 306.**

2. Abſchnitt. des olympiſchen Zeus, der Hecate, der Nemeſis und des Apoll, ein Pallaſt in der Stadt und einer in Daphne, mehrere Thermen, Speicher, ein Stadium u. A. m. genannt, meiſt als Neubauten, weniger als Reparaturen.

Für Rom waren überdieß die öffentlichen Spenden [1]) und Schauſpiele nie unterbrochen worden; erſt nach der Abdankung des Jahres 305 wagte Galerius jede Rückſicht gegen die alte Weltherrſcherin bei Seite zu ſetzen. Aber ſchon Dioeletian hatte noch in einer andern, bereits angedeuteten Beziehung Rom beleidigt. Zunächſt hinter ſeinen Thermen, von drei Seiten durch die Stadtmauer Aurelian's umgrenzt, liegt eine große Vigne, jetzt den Jeſuiten gehörend, an der Mauer ringsum halbzerſtörte gewölbte Zellen. Es iſt das ehemalige prätorianiſche Lager, deſſen Bewohner ſo oft den Kaiſerpurpur auf der Spitze ihrer Schwerter hatten in die Luft flattern laſſen. Oefter hatte man ſie aufzulöſen, zu erſetzen geſucht; im Laufe des dritten Jahrhunderts aber ſcheint ſich das alte Verhältniß wieder feſtgeſetzt zu haben, daß nämlich in der Umgegend Rom's und in den nähern Theilen Italiens die vielleicht wenigen tauſend Mann ausgehoben wurden, die wir ſchon kaum mehr als kaiſerliche Garde, ſondern eher als Garniſon der Hauptſtadt zu bezeichnen haben. Jetzt verminderte ſie Diocletian ſehr beträchtlich, [2]) ſicher nicht bloß weil er in ihnen die unruhigen, anſpruchvollen Italier fürchtete, ſondern auch aus Sparſamkeit und weil durch den Lauf der Dinge ein neues Corps bereits an ihre Stelle getreten war. Eine herrliche Reihe illyriſcher Kaiſer ſeit Decius hatten das Reich gerettet; [3]) kein Wunder daß im Lauf von

Die Prätorianer.

[1]) Aur. Vict. Cæss. —

[2]) Aur. Vict. Cæss. — S. auch De mort. pers. 26, wo die Maßregel mit Unrecht erſt dem Galerius zugeſchrieben wird.

[3]) Panegyr. II. (Mamert. ad Max. Herc.) 2. Italia gentium domina gloriæ vetustate, sed Pannonia virtute. — Auf der andern Seite hatte auch der Neid einen Spottnamen auf die Illyrier in Umlauf gebracht, Sabaiarius, welches etwa unſerm „Bierlümmel" entſpricht. Ammian. Marc. XXVI, 8.

dreißig Kriegsjahren ſich eine getreue landsmänniſche Schaar um ſie bildete, welche ihnen in jeder Beziehung näher ſtand als jene Latiner und Sabiner, und ſich noch beſonders durch eine nationale Waffe empfahl. Es ſind dieß die beiden Legionen, jede von 6000 Mann, welche jetzt zur Belohnung mit den Beinamen der Kaiſer als Jovier und Herculier benannt wurden; [1]) früher hatten ſie Martiobarbuli geheißen, nach den Bleigeſchoſſen, deren ſie je fünf (fünf Paare?) am Schild befeſtigt trugen und die ſie mit der Schnelligkeit und der Wucht eines Pfeiles zu ſchleudern wußten. Sie erhielten jetzt den offiziellen Vorzug vor allen andern Legionen, ohne daß damit erwieſen wäre, daß ſie ihre bleibende Garniſon in der Umgebung der Kaiſer gehabt hätten. — Erregten früher in Rom die Prätorianer beim Volke meiſt Furcht und Haß gegen ſich, ſo empfand man jetzt doch ihre Auflöſung als einen Angriff auf die Majeſtät der Hauptſtadt; es bildeten ſich gemeinſame Antipathien, und die wenigen Prätorianer, welche im Lager zu Rom blieben, nahmen ſpäter im Einklang mit Senat und Volk an der Empörung gegen Galerius Theil. [2])

Jovier und Herculier.

Die Römer konnten dieſe ganze Wendung der Dinge beklagen und verabſcheuen, allein es geſchah ihnen im Grunde kein Unrecht. Irgend einmal mußte die große Täuſchung aufhören, als ob der Imperator noch immer der Beamtete

[1]) Vegetius de re milit. I, 17. — Wenn ihre Waffe aus Bleikugeln beſtand, deren je zwei durch einen Riemen verbunden waren, ſo erklärt ſich auch die Tödtung mit Bleikugeln, deren Zosim. V, 2 erwähnt.

[2]) Außerdem verminderte Diocletian auch die Zahl „der bewaffneten Leute aus dem Volk," in armis vulgi, laut Aur. Vict. Cæss. — Am leichteſten wird man dieß auf jene Bürgergarde beziehen, welche laut Zosim. I, 37 der Senat beim ſog. Scythencinfall unter Gallienus einrichtete, und deren Fortbeſtand auch z. B. zur Erbauung der Stadtmauer unter Aurelian ganz wohl paſſen möchte. — Andere deuten es etwas gezwungen auf die cohortes urbanæ, oder leſen: inermis vulgi.

2. Abſchnitt.

und Repräſentant des örtlich römiſchen oder auch des italiſchen Lebens und Volkes ſei, in deſſen Namen er über den Erdkreis zu herrſchen habe. Hätte Diocletian nicht das Erlöſchen dieſes Vorurtheils auch äußerlich durch Verlegung der Reſidenz, orientaliſche Geſtaltung des Hofweſens, Mißverhältniſſe mit dem Senat und Verminderung der Prätorianer conſtatirt, ſo hätte doch bald darauf das Chriſtenthum dieſelbe Aufgabe auf ſeine Weiſe vollbringen müſſen, indem es mit Nothwendigkeit ganz neue Schwerpunkte der Macht ſchuf.

Wir werden im Folgenden erzählen, unter welchen furchtbar gewaltſamen Umſtänden Diocletian's Neuerungen vor ſich gingen — während er und ſeine Mitregenten das Reich an allen Grenzen vertheidigen und den Uſurpatoren ſtückweiſe entreißen mußten, was man bei ſeiner Beurtheilung nie vergeſſen darf. Was den höher geſpannten Ton des Hofes und das neue Ceremoniell betrifft, ſo fanden ſich ohne Zweifel Leute genug, welche mit allem Eifer darauf eingingen, wenn ſie ſich auch noch nicht auf das wahre „Erſterben in in Demuth" verſtehen mochten. Auf Uebergangsſtufen, wie jene Zeit eine war, verſpürt der Imperator noch das Bedürfniß, ſich öffentlich anloben zu laſſen, eine Gattung von Anerkennung, welche der durchgebildete Militärdespotismus entbehren kann und verachtet, auch wohl ſich geradezu verbittet. Damals kam man noch halbfriſch aus der alten Welt und ihrer Lebensluft, der Oeffentlichkeit; alle Bildung war noch rhetoriſch und die Gelegenheitsreden von einer Wichtigkeit im ganzen Leben des antiken Menſchen, von welcher ſich die heutige Welt keinen Begriff mehr machen kann. Dazu gehörten denn auch die Panegyriken, welche bei Jahresfeſten und andern feierlichen Gelegenheiten von irgend einem angeſehenen Rhetor der Stadt oder Nachbarſchaft in Gegenwart des Kaiſers oder eines hohen Beamten gehalten wurden. Erhalten iſt uns der bekannte Panegyricus des jüngern Plinius auf Trajan; dann folgt nach einer langen Lücke zufällig ein Stoß Lobreden auf die Mitregenten Dio-

Die Panegyriker.

cletians nebſt einigen wenigen auf noch ſpätere Kaiſer. [1]) Als hiſtoriſche Quelle ſind dieſe Reden natürlich mit Vorſicht zu gebrauchen, in gewiſſen Beziehungen aber höchſt ſchätzbar und auch als literariſche Arbeiten keineswegs verächtlich. Der Styl ihrer Schmeichelei iſt wahrſcheinlich noch ganz derſelbe, welcher in den verlorenen Lobreden des dritten Jahrhunderts herrſchte. Lebhaft und faſt zudringlich verſetzt ſich der Rhetor in die möglichſt veredelte Perſon des anweſenden Kaiſers hinein und erräth ihm, eins nach dem andern, ſeine Gedanken, Pläne und Empfindungen, was der ausgelernte Höfling klüglich bleiben läßt, weil hier ſchon die idealiſirende Dichtung indiscret iſt, geſchweige denn die Wahrheit. Dieß wird jedoch überwogen durch den ſtarken Duft unmittelbaren Lobes und Entzückens, wie es dem Ohre eines Maximian angemeſſen war, mochte auch dieſer ſchwerlich genug Bildung beſitzen, um all die verbindlichen Beziehungen zu verſtehen. Da wird [2]) vor Allem der Beiname Herculius ausgenützt zu einer beſtändigen Verflechtung und Parallelisirung mit der Geſchichte des Hercules, welcher endlich gleichwohl zu kurz kömmt, inſofern Maximian's Bagaudenſieg doch etwas ganz anderes ſei als der Sieg des Alciden über Geryon. Schon etwas weiter reicht die ſonſt dem ältern Kaiſer vorbehaltene Vergleichung mit Jupiter, deſſen Kindheit bekanntlich, wie die des am Donauſtrand aufgewachſenen Maximian, von Waffenlärm umgeben war. Unermüdlich häuft der Redner Bild auf Bild, um die Eintracht der Kaiſer zu verherrlichen; die Regierung iſt ihnen gemeinſchaftlich wie das Tageslicht zweien Augen; wie ſie beide an einem Tage geboren ſind, ſo iſt ihre Herrſchaft eine Zwillingsherr-

Mamertinus.

[1]) Ich citire die Ausgabe in usum Delph., Paris 1676. Die Numerirung ſchwankt, je nachdem die Rede des Plinius, wie hier, mitgezählt wird oder nicht. — Wie unerſättlich Conſtantin in dieſem Punkte war, geht aus Panegyr. (incerti) IX, cap. 1 hervor.

[2]) Panegyr. II (Mamertin. ad Max.) und III (Genethliacus), aus den Jahren 289 und 291, u. a. beide von 292.

2. Abſchnitt. ſchaft gleich derjenigen der Heraklidenkönige in Sparta; Rom iſt jetzt glücklicher als unter Romulus und Remus, derer einer den andern todtſchlug; es darf ſich jetzt Herculea und Jovia zugleich nennen. Wie auf Maximian die Geſchichte des Hercules, ſo wird nämlich auf Diocletian der Mythus von Zeus angewandt, zumal in Betreff der Allgegenwart, welche durch die kaiſerlichen Schnellreiſen gewiſſermaßen nachgeahmt ſchien. Aber aus der wohlbemeſſenen Cadenz dieſer Phraſen heraus klingt eine ſehr kecke, ſelbſt unverſchämte Bevorzugung Maximian's, welcher dergleichen vielleicht ohne eine Miene zu verziehen ganz gerne anhörte. „Durch Ueber„nahme der Mitherrſchaft haſt du dem Diocletian mehr ge„geben als von ihm empfangen... Du ahmſt den Scipio „Africanus nach, Diocletian aber Dich," — dieß und Aehnliches wagte Mamertin im Pallaſt zu Trier vor dem ganzen Hofe zu declamiren. Freilich ſtrömt dazwiſchen ungehemmt der Blüthenregen gemeinſchaftlicher Huldigungen für Beide. „Wie der Rhein ſeit Maximian's jenſeitigen Eroberun„gen getroſt vertrocknen darf, ſo braucht auch der Euphrat „Syrien nicht mehr zu decken, ſeit Diocletian ihn überſchrit„ten... Ihr verſchiebt die Triumphe um immer neuer Siege „willen; ihr eilt zu immer größern Dingen hin". . . Auch viel kleinere Thaten werden kühnlich zu großen aufgeſtutzt. Bei Anlaß der Zuſammenkunft des Jahr 291, als Diocletian aus dem Orient, Maximian über die Alpen mitten im Winter nach Mailand eilten, ruft z. B. Mamertinus aus: „Wer nicht mit Euch reiste, konnte glauben, Sonne und „Mond hätten Euch ihr tägliches und nächtliches Geſpann „geliehen! Gegen den ſtrengen Froſt ſchützte Euch die Macht „Eurer Majeſtät; während alles erfror, folgten Euch laue „Frühlingslüfte und Sonnenſchein. Geh' doch, Hannibal, „mit deiner Alpenreiſe"! — Wozu ganz wohl paßt, daß ſeit der Herrſchaft dieſer Kaiſer ſelbſt die Erde plötzlich fruchtbarer geworden ſei. In ähnlichem, nur mehr bucoliſchem Ton hatte einige Jahre vorher der Dichter Calpurnius

Siculus (in der achten oder vierten Ecloge) den Cäſar Numerian beſungen, in deſſen Gegenwart die Wälder vor Ehrfurcht ſchweigen, die Lämmer munter werden, die Wolle und die Milch reichlicher, Saaten und Bäume üppiger, denn unter ſeiner ſterblichen Geſtalt birgt ſich ein Gott, vielleicht der höchſte Jupiter ſelber. — Etwas feiner weiß der Redner Eumenius mit dem gebildeten Cäſar Conſtantius Chlorus Eumenius umzugehen, [1]) wenn er z. B. die Jugend Galliens vor die große Weltkarte zu führen verſpricht, welche in der Halle zu Autun (zwiſchen dem Apollstempel und dem Capitol mit dem Heiligthum der Minerva) auf die Mauern gemalt war. „Dort laßt uns nachſehen wie Dioeletian's Milde das wild „empörte Aegypten beruhigt, wie Maximian die Mauren „niederſchmettert, wie unter Deiner Rechten, o Herr Con„ſtantius! Batavien und Britannien das verkümmerte Ant„litz wieder aus Wäldern und Fluthen emporheben, oder wie „Du, Cäſar Galerius, perſiſche Bogen und Köcher zu Bo„den trittſt. Denn jetzt erſt iſt es eine Freude, den gemal„ten Erdkreis zu betrachten, da wir nichts mehr darauf er„blicken was nicht unſer wäre." Neben der ſchwungvollen Schilderung dieſes erneuten „goldenen Zeitalters" mag man dem Redner die ſpielende Symbolik gerne nachſehen, welche er mit der Vierzahl der Regenten treibt. Sie erſcheint ihm als Grund und Fundament der Weltordnung in den vier Elementen, den vier Jahreszeiten, ſelbſt den vier Welttheilen; [2]) nicht umſonſt folgt je nach vier abgelaufenen Jahren das Luſtrum; am Himmel ſogar fliegt ein Viergeſpann vor dem Sonnenwagen, und wiederum ſind den zwei großen Himmelslichtern, Sonne und Mond, zwei kleinere, Morgenſtern und Abendſtern beigegeben. — Es ſollte uns nicht wun-

[1]) Paneg. IV und V (pro scholis und ad Constantium), aus den Jahren 295 und 297.

[2]) Orbis quadrifariam duplici discretus Oceano, Paneg. V, 4. Worte, deren Deutung den Kennern der damaligen geographiſchen Anſichten überlaſſen bleiben.

2. Abſchnitt.

dern, wenn irgendwo im alten Gallien etwa ein Moſaikboden ausgegraben würde, welcher dieſe Ideen zu einer großen Prachtcompoſition verarbeitet enthielte. Die bildende Kunſt und die Rhetorik mußten bei Aufgaben dieſer Art oft auf die gleichen Mittel angewieſen ſein. Eumenius zeichnet ſich übrigens nicht bloß durch Takt und Talent vor den andern Lobrednern aus; wir werden in ihm einen ganz ehrwürdigen Patrioten kennen lernen, der nicht zu eigenem Vortheil ſchmeichelte. Hier wie in tauſend Fällen muß das geſchichtliche Urtheil das, was die Zeit und die Umgebung dem Einzelnen auferlegt und das was er kraft eigenen Entſchluſſes thut, ſorgfältig zu ſcheiden ſuchen.

Sein Lob.

Ob am Hofe Diocletians die Sprache um einige Grade knechtiſcher, und mehr mit Phraſen der Anbetung vermiſcht war, wiſſen wir nicht. Jedenfalls muß das Ceremonienverhältniß, ſo weit es die kaiſerliche Perſon betraf, noch ziemlich unentwickelt und unſchuldig geweſen ſein; gewiß hielt es noch keinen Vergleich aus mit dem ſpätern byzantiniſchen Hofe, wo Kaiſer Conſtantinus Porphyrogennetos im zehnten Jahrhundert in Perſon den Hofmarſchall machen muß, um Mit- und Nachwelt durch ein ſyſtematiſches Buch in jenes Labyrinth heiliger Bräuche einzuweihen, deren Knechtſchaft die allerheiligſten und gottgeliebteſten Autokratoren ſich allmälig hatten gefallen laſſen, ſeitdem kirchliches und höfiſches Ceremoniell ſich gegenſeitig durchdrungen und geſteigert hatten.

Nothwendigkeit der neuen Formen.

Wenn nun auch vom Throne abwärts das Titel- und Rangweſen allmälig die römiſche Geſellſchaft überwältigte, ſo iſt dieß nicht nothwendig die Schuld Diocletians. Der natürliche Erſtarrungsproceß des antiken Lebens mußte unvermeidlich dieſe Form annehmen; ſeit langer Zeit war die Regierung eine faſt vollſtändige Soldatenherrſchaft geweſen; eine ſolche aber wird jederzeit auch die ganze Staatsmaſchine nach ihrem Bilde, d. h. mit ſtrenger, äußerlich kennbarer Ordnung nach Graden und Würden umſchaffen, weil die Subordination ihre Seele iſt. Viele äußere Einrichtungen

dieſer Art, die man Dioeletian beizulegen geneigt iſt, können ſchon unter frühern Kaiſern eingetreten ſein; die definitive Umgeſtaltung des Staatsweſens aber erfolgte erſt unter Conſtantin.

Allerdings vermehrte ſchon Dioeletian die Zahl der Beamten beträchtlich. Wenn man den falſchen Lactantius [1]) anhört, ſo ergeben ſich folgende ſchreckliche Klagpunkte gegen ſeine Regierung: „Jeder der vier Herrſcher hielt für ſich allein ſchon mehr Soldaten als frühere Kaiſer überhaupt gehabt hatten. Die Steuern ſtiegen unerhört; die Zahl der Empfangenden übertraf ſo ſehr die Zahl der Gebenden, daß die erſchöpften Colonen die Aecker verließen und das angebaute Land zum Wald wurde. Um Alles mit Schrecken zu erfüllen, wurden die Provinzen in Stücke zerſchnitten, und jedes Land, jede Stadt mit Beamtenſchaaren überlaſtet, mit Steuereinnehmern, Vicarien der Präfekten u. A., wovon das Ergebniß war, daß wenig Gemeinnütziges vorkam, vielmehr nichts als Verurtheilungen, Aechtungen, Ausſaugereien ohne Zahl und Ende, begleitet von unerträglichen Gewaltthaten u. ſ. w." Ja Dioeletian wird eines ganz unmäßigen Aufſammeln von Schätzen angeklagt.

Klagen über Dioeletian.

Wir halten inne, um einen ſonſt nicht weniger parteiiſchen Chriſten zu Worte kommen zu laſſen. [2]) „Welche „Worte ſollen genügen (ruft Euſeb) um die Fülle der Gü„ter und die geſegneten Zeiten zu ſchildern vor der Verfol„gung, als die Kaiſer noch mit uns in Frieden und Freund„ſchaft lebten, als mit Feſten, Schauſpielen, Gaſtmählern „und aller Fröhlichkeit ihre Vicennalien in tiefem Frieden „gefeiert wurden!" — Was bleibt nun wohl von jenen Klagen mit einigem Rechte übrig?

Seine Rechtfertigung.

Daß Dioeletian die Truppenzahl vermehrte, war äußerſt nothwendig und zweckmäßig, weil er, wie wir ſehen werden,

Die Heere.

[1]) De mort. persec. 7.

[2]) Euseb. Hist. eccl. VIII, 13.

2. Abſchnitt. das halbe Reich den Uſurpatoren und den Barbaren wieder aus den Händen reißen mußte. Wie hoch er die Kriegsmacht zu bringen hatte, konnte Niemand beſſer beurtheilen als er ſelber. Ueber das Maß der Vermehrung haben wir keine nähere Kunde; daß ſie im Verhältniß zu den Heeren eines Aurelian und Probus mehr als eine Vervierfachung geweſen ſei, mag jenem Romanſchreiber glauben wer will.

Der Schatz. Dann die gewöhnliche Anklage wegen des Theſaurirens, welcher ein Fürſt gar nicht entgehen kann. Viele Herrſcher haben wirklich in einer falſchen Anſicht vom Alleinwerth des edeln Metalls große Schätze geſammelt und es im rechten Augenblick nicht über's Herz bringen können ſie zweckmäßig auszugeben; der orientaliſche Despotismus iſt ſogar durchweg mit dieſer Unſitte behaftet und die Unterthanen machen es dem Despoten nach und vergraben jedes Silberſtück in die Erde. Allein bei Diocletian kann hievon ſchwerlich die Rede ſein; die Ausgaben für die Wiedergewinnung und Herſtellung des erſchütterten Reiches waren zu enorm, als daß noch ein unverhältnißmäßig großer Ueberſchuß in der Kaſſe geblieben wäre. Schon die Grenzbefeſtigungen allein, jene Kaſtelle von den Niederlanden bis an's rothe Meer, ſammt ihren Beſatzungen beſeitigen jenen Gedanken ſelbſt für die letzte, ruhigere Zeit ſeiner Regierung.

Das Reich mußte ſich allerdings recht ſehr anſtrengen, allein wo ſo große, meiſt glücklich erreichte Zwecke vorliegen wie hier, darf man wenigſtens den Herrſcher von der vulgären Beſchuldigung entbinden, als hätte er die Menſchen nur geplagt um das Gold und Silber gleichſam allein aufzueſſen. Wohl kann bei ſeinen vielen Bauten der Verdacht der Verſchwendung entſtehen, allein bei weitem das Meiſte waren (wie es ſcheint) politiſche Geſchenke an beſtimmte Städte, wodurch man mehr als eine Garniſon erſparen konnte. Neben der Bauverſchwendung Conſtantin's kommen dieſe Ausgaben überdieß kaum in Betracht. Der Pallaſt von

Spalatro war wohl ein großes Viereck, die einzelnen Räume aber weder an Höhe noch an Größe ausgezeichnet.

Die Beamten.

Die neuen Eintheilungen einzelner Provinzen, die wir nicht näher kennen, wurden von einer Regierung wie dieſe gewiß nicht ohne guten und hinreichenden Grund eingeführt und auch die Beamtenzahl nicht ohne Noth geſteigert. Wie ſeit Conſtantin das ganze Reich neu eingetheilt und der Beamtenſtaat im Großen organiſirt wurde, ſoll im letzten Abſchnitt erzählt werden.

Nun iſt zwar Jedermann darüber einverſtanden, daß das römiſche Finanzſyſtem im Ganzen ein ſchlechtes und drückendes war und wir haben keinen Grund, bei Diocletian eine viel höhere ſtaatsökonomiſche Einſicht oder eine Kraft zu Verbeſſerungen, die auch die tüchtigſten Kaiſer nicht gehabt, vorauszuſetzen; zudem lehrt der neueſte Zuſtand großer europäiſcher Staaten, wie weit ſelbſt die gründlichſte Erkenntniß in dieſen Dingen von der wirklichen Abſchaffung des Schlechten entfernt ſein kann. Allein was Diocletian bei einem der billigſten Beurtheiler, dem ältern Aurelius Victor, ſpeciell zum Vorwurf gemacht wird, könnte leicht zu ſeinem Lobe umſchlagen. In einer leider unklaren und verdorbenen Stelle [1]) wird darüber geklagt, daß „ein Theil von Italien" zu gewiſſen allgemeinen Steuern und Laſten (pensiones) herbeigezogen worden ſei, welche „bei der damaligen Mäßigung" leidlich geweſen, im Verlauf des vierten Jahrhunderts aber zum Verderben des Landes geworden ſeien. Welcher Art dieſe Steuer auch geweſen ſein mag, jedenfalls war es billig, daß Italien mitbezahlen half, ſeitdem es nicht mehr fähig war das Reich zu retten und zu beherrſchen. — Für die Beurtheilung des römiſchen Finanzweſens im Allgemeinen iſt auf die beſondern Forſchungen über dieſen Gegenſtand, bei Hegewiſch, Naudet, Dureau u. A. zu verweiſen; nur ein ſpecieller Punkt muß hier noch berührt werden.

---

[1]) Aur. Vict. Cæss. 39. §. 31.

2. Abſchnitt.

Das Maximum.

In verſchiedenen Annalen findet ſich zum Jahre 302 die Notiz: „Damals befahlen die Kaiſer Wohlfeilheit," d. h. Diocletian ſtellte ein Maximum der Lebensmittelpreiſe feſt. Keine Maßregel wird von der jetzt herrſchenden Anſicht ſtärker verdammt als die Maximumspreiſe, zu deren Behauptung bekanntlich der unausgeſetzte Taktſchlag der Guillotine gehört, wie das lehrreiche Beiſpiel des Nationalconventes zeigt. Die Maßregel ſetzt entweder die äußerſte, verzweifeltſte Noth voraus, oder ein gänzliches Verkennen der wahren Begriffe von Werth und Preis. Die Folgen waren denn auch die unausbleiblichen: [1]) die Waare verbarg ſich, wurde trotz dem Verbote theurer als zuvor und zog unzähligen Verkäufern die Todesſtrafe zu, bis man das Geſetz aufhob.

Von dieſer Maßregel hat ſich nun ein genaues Andenken erhalten in der berühmten Inſchrift von Stratonicea, [2]) welche das ganze Edict ſammt mehrern hundert Preisbeſtimmungen (zum Theil unleſerlich und ſchwer erklärbar) wiedergiebt. Die Imperatoren äußern ſich im Eingang ungefähr wie folgt: Der Preis der Dinge, die man auf den Märkten kauft oder täglich in die Städte bringt, hat ſo ſehr alle Grenzen überſchritten, daß die zügelloſe Gewinnſucht weder durch reichliche Ernten, noch durch Ueberfluß der Waaren gemäßigt wird.... Die Raubſucht tritt überall auf wo nach dem Gebot des öffentlichen Wohles unſere Heere hinziehen, nicht nur in Dörfern und Städten, ſondern auf allen Straßen, ſo daß die Preiſe der Lebensmittel nicht bloß auf das Vierfache und Achtfache, ſondern über jedes Maß ſteigen. Oefter ſogar iſt durch Aufkauf (?) einer einzigen Waare der Krieger ſeines Soldes und unſerer Geſchenke beraubt worden.... Dieſe Habſucht ſoll in unſerm Geſetz

---

[1]) De mort. persec. 7.

[2]) Vollſtändig bei Haubold-Spangenberg, Antiq. Rom. monum. legalia, Nachtrag. — Erläutert u. a. bei Dureau de la Malle, Économie politique des Romains, voi. I.

Grenzen und Maß finden. (Worauf den Zuwiderhandelnden die ſchwerſten Strafen angedroht werden.)

Die Erwägungsgründe ſind an ſich ſo räthſelhaft als die Verfügung ſelber. Wie war es möglich, daß das Reich, deſſen Haupteinnahmen bei Weitem in Naturalien beſtanden, bei der Verſorgung ſeiner Soldaten mit den habgierigſten Speculanten abrechnen mußte? daß nicht einmal den einfachſten Marketendergegenſtänden ein mäßiger Preis von vornherein garantirt werden konnte? Fragen, deren Löſung wir gerne den gelehrten Kennern dieſes Faches überlaſſen.

Werthe und Preiſe.

Die Tabelle ſelbſt iſt ein Document erſten Ranges, weil ſie die Werthe der Gegenſtände und der Arbeiten im Verhältniß zu einander für die damalige Zeit offiziell angiebt. Viel ſchwieriger iſt die Reduction der einzelnen Werthe auf unſern jetzigen Münzfuß. Man hat ſich nämlich über die Einheit, welche im Edict bloß mit einem * bezeichnet wird, noch nicht verſtändigen können, ſo daß die Einen den damaligen Silberdenar (9 Sous), Andere dagegen [1]) den Kupferdenar (½ Sous) dafür annehmen; im erſtern Fall entſtehen ungeheure Preiſe, im letztern Fall ſolche, die von den unſrigen nicht ſehr weit abweichen würden und gewiß die weit größere Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, d. h. ſo weit man wiederum über die vorausgeſetzten Maaße und Gewichte im Klaren iſt. Iſt wirklich der Kupferdenar gemeint, ſo ſind die Hauptreſultate folgende: die feſtgeſetzten Arbeitslöhne erſcheinen etwas niedriger als der jetzt für Frankreich geltende Durchſchnitt, dieſen zu 1 Fr. 25 Cent. angenommen; der Ackerknecht erhielt täglich 65 Centimes, der Maurer, der Zimmermann, der Schmied, der Bäcker, der Kalkbrenner 1 Fr. 25 Cent., der Maulthiertreiber, Schäfer, Waſſerträger, Kloakenreiniger u. ſ. w. die Nahrung und 50 bis 65 Cent.; von den Lehrern bekam der eigentliche

[1]) So Dureau de la Malle. Man vergeſſe nicht den Ausdruck der Annalen des Idatius: *Vilitatem iusserunt esse.*

2. Abſchnitt. Pädagog für jeden Zögling monatlich 1 Fr. 25 Cent., ebenſo der Leſelehrer und Schreiblehrer, dagegen der Rechnungslehrer und Schnellſchreiblehrer 1 Fr. 90 Cent., der Grammatiker für griechiſche Sprache 5 Fr., ebenſo der für lateiniſche Sprache und der Geometrielehrer. Ein Paar Schuhe ſollte koſten: für Bauern und Thiertreiber 3 Fr., für Soldaten 2 Fr. 50 Cent., für Patricier 3 Fr. 75 Cent., für Frauen 1 Fr. 50 Cent., wobei Geſtalt und Arbeit natürlich ungleich war. Die Fleiſchpreiſe waren, in römiſchen Pfunden zu 24 Loth, für Rind- und Hammelfleiſch etwa 28 Centimes, für Lamm- und Schweinefleiſch etwa 35 Centimes; der ſehr umſtändlich aufgezählten Würſte und der eigentlichen Leckerbiſſen nicht zu gedenken. Der gewöhnliche Wein, den Sextarius zu einem halben Litre gerechnet, wurde etwas theurer angeſetzt als er jetzt kaum jemals gilt, nämlich zu 20 Centimes, der beſſere alte Wein zu 60 Centimes, die edlen italieniſchen Weine, auch Sabiner und Falerner, zu 75 Centimes, das Bier (cervesia cami?) zu 10 Centimes, eine geringere Art (Zythum) zu 5 Centimes. In Betreff der Kornpreiſe erſcheint das Maaß ſo zweifelhaft, daß kein feſtes Ergebniß zu erhalten iſt.

Der neue Cadaſter. Von Allem, was Diocletian je gethan hat, wird man dieſe Einführung des Maximums vielleicht am ſchärfſten tadeln können. Hier hatte ſich einmal der abſolute Staat im Vertrauen auf ſeine Zwangsmittel vollſtändig verrechnet; doch wird man die gute Abſicht auch nicht ganz verkennen dürfen. Dieſelbe tritt auch in dem neuen Cadaſter deutlich hervor, welchen Diocletian im letzten Jahre ſeiner Regierung
305. durch das ganze Reich hindurch aufnehmen ließ. Wohl heißt [1]) es: „er ließ das Land vermeſſen und beſchwerte es mit Abgaben", — allein es war dabei ſicher nicht bloß auf die Erhöhung, ſondern auch auf die billigere Vertheilung der Steuern abgeſehen.

[1]) Joh. Lydus, de magistrat. Rom. I, 4.

Allgemeines Urtheil.

Ueberhaupt möchte ſeine Regierung Alles in Allem genommen, eine der beſten und wohlwollendſten geweſen ſein, welche das Reich je gehabt hat. Sobald man den Blick frei hält von dem ſchrecklichen Bilde der Chriſtenverfolgung [1]) und von den Erdichtungen des falſchen Lactanz, ſo nehmen die Züge des großen Fürſten einen ganz andern Ausdruck an. Der ältere Aurelius Victor, welcher auch für die Schattenſeiten keineswegs blind und, wo Italien in Frage kommt, ſogar ein Gegner iſt, ſagt von ihm: „Er ließ ſich „den Herrn nennen, benahm ſich aber als Vater; der kluge „Mann wollte ohne Zweifel zeigen, daß nicht ſchlimme Na„men, ſondern ſchlimme Thaten entſchieden.“ Und weiter nach Aufzählung der Kriege: „Auch die Einrichtungen des „Friedens wurden durch gerechte Geſetze befeſtigt; .... für „die Verproviantirung, für Rom, für das Wohl der Beam„ten wurde eifrig und emſig geſorgt, überhaupt durch Be„förderung der Wackern und Beſtrafung der Miſſethäter der „Trieb zum Guten geſteigert“ .... Endlich bei Anlaß der Abdankung ſchließt Victor:

„Bei dem Widerſtreit der Meinungen iſt der Sinn für „den wahren Sachverhalt verloren gegangen; unſere Anſicht „aber geht dahin, daß es einer hohen Anlage [2]) bedurfte, „um mit Verachtung alles Pompes wieder in das gemeine „Leben herabzuſteigen.“

Die Frumentarier.

Und dieſer abſolute Herrſcher, der ſein Land ſchrittweiſe der Uſurpation hatte abkämpfen müſſen, war auch großgeſinnt genug, um die politiſche Spionage abzuſchaffen. [3]) Wahrſcheinlich fand er ſeine Macht gerade durch die Theilung ſo vollſtändig geſichert, daß es deſſen nicht mehr bedurfte. Allerdings war das Späheramt in die Hände einer

---

[1]) Von deren wahrſcheinlichen Urſachen im achten Abſchnitt die Rede ſein wird.

[2]) **Excellens natura.**

[3]) **Aurel. Victor. Cæss. ibid. c. 39.**

2. Abſchnitt.

Corporation gerathen, welche der Regierung ſelber gefährlich werden konnte; es waren die Frumentarier, oder Verwalter des öffentlichen Fuhrweſens, welche durch falſche Anklagen und durch den Schrecken davor namentlich in entlegenen Provinzen die angeſehenen Leute auf das ſchändlichſte brandſchatzten. Viel mehr iſt nicht davon bekannt,[1]) aber man darf ſich den Mißbrauch wohl ſehr furchtbar ausmalen; eine Bande böſer Menſchen, unter hoher Protection, gegenſeitig ſich ſtützend und haltend, alle Stimmungen des Mißtrauens in der Seele der Herrſcher erlauſchend und benützend, und dieſen hülflos gegenüber die reichen, altangeſehenen Familien in Gallien, Hiſpanien oder Syrien, geängſtigt und zu den größten Opfern genöthigt, um nicht als Theilnehmer an erdichteten Verſchwörungen denuncirt zu werden. Später, ſeit Conſtantin, der ſonſt die Angeber haßte,[2]) kam die Sache wieder, nur unter anderm Namen; abermals waren es die Unternehmer des kaiſerlichen Fuhrweſens, welche als „Agentes in rebus" als „Veredarii" jene ſchmähliche Rolle weiter ſpielten.

Grenzen des Deſpotismus.

Sonſt iſt der Deſpotismus der römiſchen Kaiſer überhaupt nicht mit der peinlichen Aufſicht über alle Kleinigkeiten, mit dem Hineinregieren in Alles und Jedes, namentlich nicht mit dem Dictiren und Controliren geiſtiger Richtungen behaftet, die dem modernen Staat ankleben. Dieſe verrufene Kaiſerherrſchaft, welche das Leben des Einzelnen ſo wenig achtete, ſo drückende Steuern eintrieb, für die öffentliche Sicherheit ſo ſchlecht ſorgte, — ſie begnügte ſich doch mit

---

[1]) Aus Hist. Aug. Hadr. 10. Commod. 4. Max. et. Balb. 10. Claud. goth. 17. geht hervor, daß ſchon Hadrian die Frumentarier zum Spioniren brauchte und daß ſie nachher vielfach zu Botſchaften und ſelbſt zu Executionen gebraucht werden konnten, weil ſie überall hinkamen.

[2]) Aur. Vict. Epit. 41. Das Geſetz gegen Delatoren v. J. 319, Cod. Theodos. X, 10. — Die Ergänzung zum Geſetz über Majeſtätsverbrechen, vom J. 314; ibid. IX, 5.

ihren nöthigſten Zwecken und überließ ſonſt die einſt mit Strömen Blutes unterworfenen Provinzen ungehemmt ihrem lokalen Leben. Von abſtrakter Gleichmacherei war dieſe Deſpotie weit entfernt. Dieß zeigt ſich nicht nur an den örtlichen, ſondern auch an den Standesunterſchieden, die ſie beſtehen und neu aufkommen ließ. Es bildet ſich z. B. eine Ariſtokratie der Steuerfreiheit für die ſenatoriſchen Familien, die vom Staat angeſtellten Lehrer und Aerzte nebſt einigen andern Kategorien, wozu in der Folge auch die chriſtlichen Prieſter kamen. Von einer lebendigen neuen Gliederung des Staatsweſens konnte allerdings nicht mehr die Rede ſein; das Höchſte, was ſelbſt ein Regent wie Diocletian zu erreichen hoffen durfte, war die Erhaltung des Reiches in ſeinem Umfang und eine leidliche Ausbeſſerung der Schäden im Innern.

## Dritter Abſchnitt.

# Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Weſten.

Gallien. — Die Bagauden; ihre Imperatoren; ihre Unterdrückung. — Deckung der Grenzen durch Maximian und Conſtantius. — Trier. — Auguſtodunum und Eumenius. — Coloniſation von Barbaren. — Die Grenzvertheidigung Conſtantin's. — Elend Galliens; das Land und die Städte; die Clientel. — Die Romaniſirung in Sitte, Sprache und Religion. — Die Druiden und Druidinnen.

Britannien. — Caraufius und Allectus.

Die Germanen. — Summariſche Aufzählung der Kriege an der Nordgrenze. — Die Donaulande. — Der Pontus. — Das Reich Bosporus. — Das Griechenthum in Cherſonneſus und Olbia. — Der Cultus Achills. — Die Inſel der Seligen.

## Dritter Abſchnitt.

### Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Weſten.

Im vorigen Abſchnitt wurde nicht verhehlt, wie mißlich es mit den Durchſchnittsurtheilen über manche der wichtigſten Lebensfragen im ſpätrömiſchen Reiche ausſieht. Es fehlt die weſentliche Baſis: Die Kenntniß des Zuſtandes der einzelnen Provinzen. Aus vereinzelten Notizen in den Geſchichtſchreibern, aus den maſſenhaft geſammelten Inſchriften und aus den Baureſten gehen wohl manche ſichere und werthvolle Thatſachen, theils unmittelbar, theils durch Schlüſſe hervor, allein nur um ſo empfindlicher ſind die großen Lücken, welche unausfüllbar dazwiſchen liegen. Uns iſt hier nur geſtattet, digreſſionsweiſe über diejenigen Provinzen das Weſentliche zuſammenzuſtellen, welche, als die offenen Wunden des kranken Reichskörpers in dieſer Zeit, ohnedieß die größte Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen: zunächſt über das damalige Gallien, deſſen Schickſal mit demjenigen Britanniens eng zuſammenhängt.[1]) 3. Abſchnitt.

Die großen Tyrannen Galliens hatten zwar einſtweilen den Occident nach Kräften gegen die eindringenden Germanen vertheidigt. Allein die Gewaltſamkeit ihrer Succeſſion, der fortwährende Kampf nach außen, und zuletzt der Bürgerkrieg zwiſchen der Partei des Tetricus und derjenigen der Gallien.

[1]) Vgl. u. a. Am. Thierry: hist. de la Gaule sous l'administration rom., Bd. 2. — Halliſche Welthiſtorie, Zuſätze, Bd. 6.

3. Abſchnitt. italiſchen Kaiſer, wozu Aurelian's Feldzug nach Gallien mit der Schlacht bei Chalons ſ. M. den Schluß bildete, — dieſes Alles hatte das allgemeine Elend und die Auflöſung aller politiſchen und ſittlichen Bande unerträglich geſteigert. Nun erneute ſich der Kampf gegen Franken und Alamannen; noch unter Aurelian ſiegte der Feldherr Conſtantius Chlorus
274. über die letztern bei Windiſch, und zwar an demſelben Tage, da ihm ſein Sohn Conſtantin geboren wurde; aber alle Siege ſchienen nur neue Schaaren dieſer unerſchöpflich jugendlichen Völker über den Rhein zu rufen. Es half nichts mehr, ihre Geſandten durch weinfeſte Obriſten unter den Tiſch trinken und in dieſem Zuſtande aushorchen zu laſſen; es machte keinen Eindruck mehr, wenn der Kaiſer ihre Deputationen mit abſichtlichem Pomp vor der halbmondförmigen Fronte empfing, er ſelber im Purpur auf hoher Bühne, vor ihm die goldenen Legionsadler und die kaiſerlichen Bildniſſe und die mit Gold geſchriebenen Heeresverzeichniſſe auf ſilbernen Lanzen.[1]) Unter Probus nahm der Krieg wieder ganz ungeheure Dimenſionen an und ohne das Talent und den Heldenmuth des großen Kaiſers wäre Gallien entſchieden verloren geweſen. Dennoch regte ſich immer von Neuem, hauptſächlich in Lyon und der Umgegend, eine Partei, welche offenbar eine Fortſetzung des galliſchen Kaiſerthums, nach dem Vorbilde des Poſtumus und der Victorina, erſtrebte. Vielleicht mußte Diocletian ſpäter bei ſeiner Theilung der Macht auch auf dieſe Umſtände einige Rückſicht nehmen. Aber ehe es dazu kam, waren die Eroberungen des Probus im Süddeutſchland von Neuem verloren und das unglückliche Gallien noch einmal von deutſchen Schaaren überzogen
283. worden; Carinus hatte dieſe zwar geſchlagen und ein Heer dort gelaſſen, dieſes jedoch bei ſeinem Kriege gegen den Uſurpator Julian und den heranziehenden Diocletian wieder

[1]) Hist. Aug. Bonosus. c. 14. — Dexippi Fragm. 24. ap. Müller. Fragm. hist. græc. III.

abrufen müſſen, worauf in Gallien der ganze geſellſchaftliche Zuſtand aus den Fugen ging.

Die Bagauda.

Dießmal ſind es die Bauern, welche ſeitdem in den großen Kriſen des alten Frankreichs mehr als einmal plötzlich in furchtbarer Machtfülle aufgeſtanden ſind und auch in unſerm Jahrhundert ihr letztes Wort noch nicht geſprochen haben. Damals lebten ſie in altererbter Sklaverei, wenn das Verhältniß auch in der Regel nicht dieſen Namen trug.[1]) Eine Anzahl Bauern waren wirkliche Ackerſklaven, andere erſchienen als Leibeigene an die Scholle gebunden, wieder andere heißen Colonen, d. h. Kleinpächter auf halben Ertrag; auch beſſer geſtellte Pächter um Geldzins fehlen nicht; endlich gab es eine Maſſe ſogenannter freier Arbeiter und Taglöhner. Aber Alle vereinte jetzt dasſelbe Unglück. Die Grundeigenthümer, ausgeſogen durch die raubähnlich ſteigenden Bedürfniſſe des entzweiten Staates, wollten ſich an ihren Bauern erholen, gerade wie der franzöſiſche Adel nach der Schlacht bei Poitiers, als es ſich um die Loskaufsſumme für die mit König Johann dem Guten gefangenen Ritter handelte. Das einemal nannte man, was daraus entſtand: 1358.
die Bagauda, das anderemal: die Jaquerie. — Die Bauern und Hirten hatten ſchaarenweiſe ihre Hütten verlaſſen um auf Bettel herumzuziehen. Ueberall abgewieſen und von den Garniſonen der Städte verjagt, thaten ſie ſich in Bagauden, d. h. Banden zuſammen. Ihr Vieh tödteten ſie und aßen es auf; mit den Ackerwerkzeugen bewaffnet, auf ihren Ackerpferden beritten, durchzogen ſie das flache Land, nicht nur, um für ihren Hunger zu ſorgen, ſondern um es in wahnſinniger Verzweiflung zu verwüſten.[2]) Dann bedrohten ſie

---

[1]) Guizot, hist. de la civilisation en France, vol. I., p. 73.

[2]) Panegyr. II. (Mamertin. ad Max. H.), c. 4: cum arator peditem, cum pastor equitem, cum hostem barbarum suorum cultorum rusticus *vastator* imitatus est. — Vgl. auch Paneg. IV. und VIII. (Eumenius pro rest. schol. und

3. Abſchnitt. die Städte, wo ihnen oft ein plünderungsſüchtiger, im Elend verkommener Pöbel die Thore öffnete. Die allgemeine Desperation und die dem Gallier angeborne Sucht nach Abenteuern vergrößerten ihr Heer in kurzem dergeſtalt, daß ſie es wagen konnten, zwei von den Ihrigen, Aelianus und Amandus, zu Kaiſern zu erheben und ſo den Anſpruch auf das galliſche Imperium zu erneuern. Bunt und ſonderbar mag die Hofhaltung dieſer ländlichen Imperatoren ausgeſehen haben; das dritte Jahrhundert hatte zwar Bauernſöhne und Sklavenkinder genug auf den Thron der Welt geſetzt, aber in der Regel ſolche, die in den Armeen und dann im kaiſerlichen Generalſtab eine Vorſchule der Herrſchaft durchgemacht hatten. Aelianus und Amandus beſaßen einen ſolchen Anſpruch nicht, dafür aber möglicherweiſe einen andern, der die ſonſtigen Mängel aufwog. Die chriſtliche Sage, nachweisbar ſeit dem ſiebenten Jahrhundert, hat ſie nämlich zu Chriſten gemacht [1]) und ihnen auf dieſe Weiſe ein Recht verliehen gegenüber den götzendieneriſchen Kaiſern. Soviel darf immer angenommen werden, daß eine Menge Chriſten bei den letzten Verfolgungen, z. B. bei der aurelianiſchen, Wohnung und Beſitz verlaſſen hatten und nun in ihrer Hülfloſigkeit ſich den Bagauden anſchloſſen. Wir können Dasſelbe von Verfolgten aller Art, auch von Verbrechern vermuthen. [2])

Ihre Imperatoren.

Es ſcheint, daß das ſüdliche und weſtliche Gallien weni-

---

Gratiar. actio) und die wenigen Worte in den Geſchichtſchreibern. — War der Bürgerkrieg in Gallien, welchen Eutrop IX, 4 unter Decius erwähnt, ein Vorſpiel dieſer Bagauda?

1) Die Münzen, deren heidniſche Reverſe das Gegentheil beweiſen würden, ſind notoriſch aus Münzen früherer Kaiſer durch Aenderung des Namens gefälſcht.

2) Die Sage von dem Martertod der thebäiſchen Legion, welche Maximian gegen die Bagauden führen wollte, iſt leider von der Kritik vollkommen zernichtet. Vgl. Rettberg, Kirchengeſch. Deutſchlands I., S. 94.

ger von der Bewegung berührt wurden als der Norden und Oſten, wo die Noth der Barbaren wegen viel größer ſein mußte. Eine Stunde über Vincennes hinaus bildet die ſtrengfließende Marne, kurz vor ihrem Ausfluß in die Seine, eine Halbinſel, auf deren Rücken ſpäter die Benedictinerabtei St. Maur-les-fossés erbaut wurde. Schon die alten Kelten hatten mit Vorliebe ſolche Punkte zu ihren Kriegsveſten (oppida) gewählt und gewiß gab es an Ort und Stelle ſchon Wall, Graben und Mauern aus alter Zeit,[1]) als Aelianus und Amandus die Halbinſel zum „Bagaudenſchloß" machten, ein Name den ſie noch Jahrhunderte hindurch geführt hat, obwohl in dem einen Jahre 285 auf 286 das Wenigſte daran gebaut ſein konnte. Von dieſem unangreifbaren Punkte aus, dem durch keine Furt noch Untiefe beizukommen war, machten ſie ihre Streifzüge in Nähe und Ferne; bieher ſchleppten ſie auch ihre Beute zuſammen. Sie waren mit der Zeit keck genug geworden, nicht nur ſchwächere Städte ohne Weiteres zu brandſchatzen, ſondern auch ſtärkere zu belagern. Es gelang ihnen, das alte, weitläufige Auguſtodunum (Autun) einzunehmen, wo weder Tempel, noch Hallen, noch Thermen vor ihnen Gnade fanden; Alles wurde ausgeraubt und zerſtört, die Einwohner in's Elend vertrieben.

Ihre Unterdrückung.

Es mußte mit den Bagauden aufgeräumt werden, bevor ſie auf dieſe Weiſe Stadt um Stadt, und damit alle Haltpunkte gegen die Barbaren zu Grunde richteten. Dieß war die Aufgabe des damaligen Cäſars Maximianus Herculius, der ſich damit den Auguſtustitel verdiente. Wir erfahren nur, daß er raſch und leicht fertig wurde, indem er die Banden theils auf's Haupt ſchlug, theils durch Hunger,

[1]) Die vita S. Baboleni, bei Bouquet, scriptores, T. III, läßt darüber kaum einen Zweifel, wenn man die keltiſche Befeſtigung des Bremgarten bei Bern und anderer Halbinſeln damit vergleicht. Wie überall nannte die Volksſage auch in S. Maur Cäſar als Erbauer.

3. Abſchnitt. wozu ſich eine Peſt geſellte, zur Uebergabe zwang. Ob irgend eine direkte Erleichterung der erdrückenden Laſten erfolgte, welche den Aufruhr hervorgerufen hatten, iſt mehr als zweifelhaft, da die Klagen über allzuhohe Steuern ſich eher vermehren. Mittelbar beſſerte ſich wohl die Lage des Landes überhaupt, als in der Folge die Germanen für mehrere Jahrzehnde eingeſchüchtert wurden und die Uſurpation aufhörte; aber im fünften, vielleicht ſchon im vierten Jahrhundert riefen ähnliche Urſachen auch wieder ähnlichen Wirkungen; die Bagauda hebt wieder ihr Haupt empor [1]) und man möchte beinahe vermuthen, daß ſie nie ganz aufgehört hatte.

Verwüſtung Galliens. Doch wir kehren zu den Zeiten Diocletian's zurück. Viele Gegenden Galliens lagen bleibend darnieder; die tiefverſchuldeten Landbeſitzer um Autun z. B. hatten noch unter Conſtantin [2]) ſich nicht ſo weit erholt, daß ſie auch nur die alte Bewäſſerung und Reutung hätten in Gang ſetzen können, ſo daß ihr Boden in Sumpf und Geſtrüpp ausartete; die Burgunderreben ſtarben ab; das Waldgebirg füllte ſich mit wilden Thieren. „Die Ebne bis an die Saone war „einſt fröhlich und reich, ſo lange man die Gewäſſer in Ord„nung hielt, — jetzt ſind die Niederungen zum Flußbett „oder zur Pfütze geworden; die gewaltigen Weinſtöcke ſind „verholzt und verwildert [3]) und neue kann man nicht pflan-

---

[1]) Salvianus: de vero judicio et providentia Dei, l. V. Marii Victoris ep. ad Salmonem bei Wernsdorf, poëtæ lat. min. v. III. — Zosim. VI, 2.

[2]) Paneg. VIII. (Eumen. gratiar. actio) c. 6. Vom Jahr 311, wogegen Paneg. IV. (pro rest. schol.) mit ſeinem Hymnus auf den Wiederanbau der Fluren und die Herſtellung der Städte nicht als Zeugniß gelten kann.

[3]) Im Schwarzwald unweit Pforzheim ſoll man noch jetzt zwiſchen römiſchen Ueberreſten aller Art Stöcke der verwilderten Weinrebe vitis labrusca, finden. Vgl. Creuzer, zur Geſch. altröm. Cultur am Oberrhein und Neckar, S. 67.

„zen ... Von der Stelle an, wo der Weg auswärts führt „nach dem belgiſchen Gallien (alſo ſo ziemlich von Autun „ſelbſt an) iſt Alles wüſte, ſtumme, düſtere Einöde; ſelbſt „die Heerſtraße iſt ſchlecht und uneben und erſchwert den „Transport der Früchte ſowohl als die öffentlichen Sen„dungen." — Im Mittelalter kam es auch einmal, um die Zeit der Jungfrau von Orleans, ſo weit, daß die Rede ging: es ſtehe von der Picardie bis Lothringen kein Bauernhaus mehr aufrecht; allein was eine lebenskräftige Nation in zwanzig Jahren wieder einholt, gereicht einer abzehrenden zur tödtlichen Einbuße. 3. Abſchnitt.

Was halfen da die großen und dauernden Anſtrengungen des Maximian und Conſtantius? mit der Deckung des Rheines, wozu ſie es ſammt aller Tapferkeit und allem Talent brachten, war doch erſt die Möglichkeit einer Heilung des zerſtörten Innern gegeben, aber noch lange nicht die Heilung ſelbſt. Immerhin wirkte die Thätigkeit der beiden Fürſten nachhaltig, ſo daß die Germanen auf längere Zeit die Schläge fühlten. Mehrmals zieht Maximian gewaltig über den Rhein gleich Probus, und bändigt Burgundionen, Alamannen, Heruler und Franken; Conſtantius befreit das Bataverland von den letztern und ſchlägt die wieder hereingebrochenen Alamannen in der furchtbaren Schlacht bei Langres, wo ihrer 60,000 fielen. Allerdings kam den Römern dabei eine innere Kriſis unter den Germanen zu Statten, von der wir nur leider zu wenig wiſſen. „Die „Oſtgothen, heißt es,[1]) zernichten die Burgundionen, aber „für die Beſiegten waffnen ſich die Alamannen; die Weſt„gothen, mit einer Schaar Taifalen, kämpfen gegen Van„dalen und Gepiden ... Die Burgundionen haben die „Gegend der Alamannen weggenommen, aber mit ſchwerem „Verluſt bezahlt und nun wollen die Alamannen das Ver„lorne wieder erkämpfen." Hier liegt offenbar die Erklärung Deckung der Grenzen. 287—288. 294. 298, u. a. 300.

[1]) Panegyr. III. (Mamert. genethl. ad Max. Herc.) 16—18.

3. Abſchnitt. der ſeltſamen, immer nur auf kurze Zeit geſtörten Waffenruhe zwiſchen Römern und Deutſchen unter Conſtantin dem Großen; die welthiſtoriſche Veränderung, welche er zu leiten hatte, ſollte ohne allzu bedeutende Störung von außen ſich vollziehen können; ebendazu mußte gleichzeitig im fernen Oſten der Friedensſchluß vom Jahr 297 und die Minderjährigkeit des Saſſaniden Sapor II. dienen.

Maximian und Conſtantius hatten mittlerweile wenigſtens die Befeſtigung des Rheines als Grenze durchgeführt. Auf dieſe „Caſtelle mit Reiterſchwadronen und Cohorten" in der Nähe des Stromes wird man wohl den vorgeblichen Wiederaufbau der „in Waldnacht verſunkenen, von wilden Thieren bewohnten Städte" beſchränken müſſen, wenn ſchon der Lobredner, dem wir dieſe Worte verdanken,[1]) eine allgemeine Lobpreiſung des wiedergekehrten goldenen Zeitalters daran knüpft. Wo früher Städte waren, kennt das vierte Jahrhundert Caſtelle, und auch da gab es auffallende Lücken.[2])

Prachtvoll hergeſtellt wurde vielleicht nur die nordiſche Reſidenz, Trier. Da erhoben ſich aus den Trümmern, welche der Beſuch der Franken, vielleicht auch der Bagauden hinterlaſſen, ein großer Circus, mehrere Baſiliken, ein neues Forum, ein gewaltiger Pallaſt und andere Luxusbauten mehr.[3]) —

---

[1]) Paneg. IV. (Eumen. pro rest. schol.) c. 18.

[2]) Ammian. Marc. XVI, 3. — Die Inſchr. v. Oberwinterthur bei Orelli, Inscr. lat. sell. N. 467. — Ueber die einzelnen Stücke des obern rechten Rheinufers, welche auch nach Probus zeitweiſe römiſch waren, vgl. Mone, Urgeſchichte des badiſchen Landes, II, S. 286. Im Ganzen blieb eben doch der ſüdweſtliche Winkel Deutſchlands, die ſog. agri decumates, von Carus bis zu Julian verloren und der Rhein galt als Grenze.

[3]) Panegyr. VII. (Eumen. Constantino, vom J. 310) c. 22, wo dieß Alles als Werk Conſtantin's dargeſtellt wird. Den Anfang möchten doch ſchon Maximian und Conſt. Chlorus gemacht haben. — Ueber die Porta nigra vgl. Kugler's Kunſtgeſchichte, 2te Auflage. S. 351.

Das unglückliche Autun fand einen warmen Fürſprecher an Eumenius, den wir hier von der beſſern Seite kennen lernen. Er war Sekretär (magister sacræ memoriæ) des Conſtantius geweſen und hatte (wahrſcheinlich in Folge ſehr wichtiger Dienſtleiſtungen) eine Penſion von mehr als 26,000 Franken unſeres Geldes zu verzehren mit der Sinecure eines Vorſtehers der Schulen zu Autun, wo ſchon ſein aus Athen gebürtiger Großvater eine Profeſſur bekleidet hatte. Nun geht ſein ganzer Ehrgeiz dahin, ſein Einkommen (obwohl er Familie hatte) dieſen Schulen zum Geſchenk zu machen und überdieß die Gnade des Conſtantius und nachher des Conſtantin auf dieſe arg zerrütteten Anſtalten und auf die ruinirte Stadt hinzulenken. Es iſt derſelbe ſchöne, antike Localpatriotismus, der uns in den Schilderungen des Philoſtratus mit ſo manchem griechiſchen und aſiatiſchen Sophiſten des erſten und zweiten Jahrhunderts n. Chr. verſöhnt und befreundet. Man muß dieſe ſeltſame Miſchung von Edelſinn und Schmeichelei aufnehmen und würdigen wie jene Zeit ſie hervorbrachte. „Dieſe Beſoldung, ſagt „Eumenius, nehme ich, was die Ehre betrifft, anbetend in „Empfang, ſchenke ſie aber weiter ... Denn wer wird jetzt „ſo erbärmlicher Geſinnung, ſo allem Streben nach Ruhm „abhold ſein, daß er ſich nicht ein Andenken ſtiften und eine „günſtige Meinung von ſich hinterlaſſen wollte?“ — In den hergeſtellten Schulen werde man lernen die Fürſten auf würdige Weiſe zu loben, und einen beſſern Gebrauch der Eloquenz gebe es ja überhaupt nicht. Selbſt der alte Maximian kömmt hier noch zu einer recht unverdienten Parallele mit Hercules muſagetes, dem Vorſteher der Muſen; denn — ihm iſt die Ernennung eines Scholarchen für Autun ſo wichtig geweſen, als handelte es ſich um eine Reiterſchwadron oder um eine prätorianiſche Cohorte.[1]) Mit der Herſtellung der ganzen Stadt hatte es indeß noch gute Weile; erſt

[1]) Panegyr. IV, pro rest. schol. passim. — Vom J. 295.

3. Abſchnitt. Conſtantin konnte mit einem bedeutenden Steuererlaß und mit direkten Bewilligungen nachdrücklicher aushelfen.

311. Faſt rührend ſchildert Eumenius ſeinen Einzug: „Wir „ſchmückten Dir die zum Palatium führenden Gaſſen mit „ärmlichem Zierrath aus; doch trugen wir wenigſtens die „Symbole aller unſerer Zünfte und Körperſchaften und die „Bilder aller unſerer Götter hervor; einige wenige Muſik„inſtrumente haſt Du mehrmals angetroffen, weil wir Dir „damit durch Nebenwege vorauseilten. Dir entging wohl „nicht die gutwillige Eitelkeit der Armuth!“ [1])

Coloniſation von Barbaren.

In den verödeten, nördlichen und öſtlichen Theilen Galliens mußte man wohl oder übel in dem ſeit Claudius und Probus begonnenen Syſtem fortfahren und die kriegsgefangenen Germanen als Ackerknechte, theilweiſe aber auch als freie Bauern, ja als Grenzwächter anſiedeln. Die Lobredner [2]) rühmen es, wie alle Markthallen voll Gefangener ſitzen, welche ihr Schickſal erwarten; wie der Chamave, der Frieſe — einſt ſo leichtfüßige Räuber — jetzt im Schweiß ihres Angeſichtes das Feld bauen und die Märkte mit Vieh und Korn beſuchen; wie ſie ſich auch der Aushebung und der römiſchen Kriegszucht unterziehen müſſen; wie Conſtantius die Franken von den fernſten Geſtaden des Barbarenlandes hergeholt, um ſie in den Einöden Galliens [3]) zum Ackerbau und Kriegsdienſt zu erziehen, u. dgl. m. — thatſächlich waren es doch lauter Experimente der Noth und zwar ſehr gefährliche. Sobald die Stammesgenoſſen dieſer Gefangenen wieder in Gallien einbrachen, konnten ſie in

---

[1]) Paneg. VIII (gratiarum actio, vom J. 311) c. 8.

[2]) Paneg. V (Eumen. Constantio, vom J. 297) und VII (Constantino, v. J. 310). passim. Vgl. Hist. Aug. Probus 15.

[3]) Nachweisbar z. B.: in den Vogeſen, wo es noch im M. A. einen Chamavengau und einen Chattuariergau gegeben hat. Vgl. für die ganze Völkerwanderung: Zeuß, die Deutſchen und ihre Nachbarſtämme.

den letztern lauter Verbündete finden, wenn nicht eine geraume Zeit dazwiſchen verſtrichen war.

Conſtantins Grenzvertheidigung. 306.

Dieſe Eventualität einſtweilen abzuhalten, gelang dem Glück, dem Talente und der Grauſamkeit Conſtantin's, als er in dem erſten Jahre nach dem Tode ſeines Vaters den Bund einiger Frankenvölker zu bekämpfen hatte, welche zu den ſpäter ſo genannten ripuariſchen Franken gehörten (wahrſcheinlich Chatten und Ampſivarier, nebſt den Bructerern). Sie hatten ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters den Rhein überſchritten; nun ſchlug er ſie und bekam ihre Fürſten Ascarich und Regais (oder Merogais) gefangen.[1]) In dem Amphitheater zu Trier, deſſen gewaltige Ueberreſte man noch jetzt in den Weinbergen aufſucht, wurden die beiden den wilden Thieren vorgeworfen; daſſelbe geſchah maſſenweiſe mit den gefangenen Bructerern, „die zu unverläſſig waren um als „Soldaten, zu unbändig um als Sklaven zu dienen"; „die „wilden Beſtien ermatteten ob der Menge ihrer Opfer." — Noch zweimal im Jahr 313 und um 319 werden kurze Feldzüge gegen die Franken erwähnt, freilich bei den Geſchichtſchreibern nur mit einem Worte, woraus ſchon ihre geringe Bedeutung hervorgeht.[2]) Conſtantin nahm ſogar wieder von einem Stücke des rechten Rheinufers Beſitz, und erbaute zu Köln eine große ſteinerne Brücke, welche bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts vorhanden war, aber in einem ſo baufälligen und gefährlichen Zuſtande, daß Erzbiſchof Bruno, der Bruder Otto's des Großen, ſie abbrechen ließ.[3]) Den Brückenkopf bildeten die Castra Divitensia, das heutige Deutz. — Ein periodiſches Feſt, die fränkiſchen Spiele (ludi

[1]) Paneg. VII (Eumen. Constantino) c. 11, 12.

[2]) Etwas umſtändlicher Panegyr. IX, 23 und X, 17 und 18, hier mit offenbarer Uebertreibung. Bei einem dieſer Züge ſoll z. B. Conſtantin ſelber verkleidet die Feinde ausgekundſchaftet und durch Zureden zum Angriff provocirt haben.

[3]) Fiedler, röm. Geſch. 3te Aufl. S. 433. — Noch 1766 ſah man bei niedrigem Rheinſtande einige Pfeiler davon.

3. Abſchnitt. Francici) verewigte dieſe Erfolge. Bei der Siegesfeier vom Jahr 313 ſtürzten ſich die dem Tode geweihten Franken den wilden Thieren mit ſehnſüchtiger Ungeduld entgegen.

Das Bild Galliens. Vergebens ſucht man das Geſammtbild des alten Galliens, wie es unter Diocletian und Conſtantin ſein mochte, weiter zu vervollſtändigen, indem die ergiebigern Quellen erſt für die Zeit von Valentinian I. an zu fließen beginnen. Von dem Loos der Landbevölkerung kann man ſich nach dem Obigen einen ungefähren Begriff machen. Der Gallier fühlte aber auch ſeine Noth viel lebhafter als manche andere Bevölkerungen des Reiches. Schon phyſiſch ſehr bevorzugt, hoch und derb, hielt er etwas auf ſeine Perſon, liebte die Reinlichkeit und wollte nicht in Lumpen einhergehen. Er verzehrte viel, namentlich in Wein und andern berauſchenden Getränken, hatte aber dafür jene Anlage des geborenen Soldaten, welche bis ins vorgerückte Alter keine Furcht kannte und keine Anſtrengung mied. Man meinte, dieß hänge mit ſeiner kräftigen Blutfülle zuſammen und verglich ihn mit jenen magern, verkommenen Südländern, welche zwar mit einer Zwiebel des Tages ihren Hunger ſtillen, dagegen im Krieg ihr Blut ſparen, deſſen ſie ſo wenig übrig haben.[1]) Auch die galliſchen Weiber, blonde, gewaltige Figuren, ſcheuten den Streit nicht; ſie waren furchtbar, wenn ſie die weißen Arme aufhoben und ihre Schläge und Fußtritte „gleich Catapult-Schüſſen“ austheilten.[2]) Eine ſolche Bauerſchaft läßt ſich nicht zu viel bieten, und ein gewiſſer Grad von Elend wird unvermeidlich den Ausbruch herbeiführen, wie damals geſchah. — Allein auch in den Städten herrſchte Noth und Dürftigkeit; der wichtigſte Beſitz des Stadtbewohners in dieſem faſt ausſchließlichen Agriculturlande war der ausgeliehene oder durch Knechte bewirthſchaftete Boden, deſſen Unglück der Eigenthümer in vollem

Die Städte.

---

[1]) Veget. de re milit. I, 2.

[2]) Ammian. Marc. XV, 12.

Maße mitempfand. Sodann erdrückte der Staat hier wie im ganzen Reiche durch das Decurionenweſen auch die Wohlhabenden, inſofern er die Beſitzer von mehr als 25 Morgen Landes insgeſammt für die fixen, oft noch willkürlich erhöhten Steuern des Bezirkes haftbar machte; eine Lage, welcher ſich der Einzelne bisweilen durch ganz verzweifelte Schritte, ſpäter ſelbſt durch Flucht zu den Barbaren, zu entziehen ſuchte. Wenn man nun doch noch Beiſpiele von außerordentlich reichen Leuten und einem großen Luxus findet, ſo erklärt ſich dieß für's Erſte durch das Fortbeſtehen der ſogenannten ſenatoriſchen Familien, welche durch erbliche Verleihung Mitglieder des römiſchen Staates geweſen ſein müſſen und außer ihrem Titel „clarissimi" und andern Ehrenrechten auch die Befreiung von dem Ruin der übrigen Städter, dem Decurionat für ſich hatten. Ein anderer Grund liegt wohl in einem merkwürdigen Zuge des alten galliſchen Nationalcharakters, welcher aus Liebe zu Parteiungen aller Art, ſpäter dann natürlich aus Noth, beſtändig auf Verhältniſſe der Clientel, des Schutzes Geringerer durch Mächtige hindrängt. Schon Cäſar[1]) fand in dieſer Beziehung einen ganz ausgearteten Zuſtand vor; die Maſſe war bereits in die Knechtſchaft des Adels gerathen. Aber ein halbes Jahrtauſend nach ihm kehrt dieſelbe Klage faſt unverändert wieder; Salvian[2]) bejammert das Loos der kleinen Grundbeſitzer, welche aus Verzweiflung über den Beamtendruck und die ungerechten Richter den Großen des Landes ſich und ihre Habe zu eigen überlaſſen. „Dann iſt ihr Grundſtück die Landſtraße[3]) und ſie ſind die Colonen der Reichen! Der Sohn erbt nichts, weil der Vater einmal Schutz nöthig gehabt hat!" — Auf dieſe Weiſe war es ſchon möglich, daß der einzelne Vornehme, der einzelne Großpäch-

Die Clientel.

---

[1]) Bellum gall. VI. 13.

[2]) De vero iudicio et provid. Dei. l. V.

[3]) Wenn „Fundos viarum quærunt" ſo zu überſetzen iſt.

3. Abſchnitt. ter von Staatsländereien u. ſ. w. ganz endloſe Latifundien zuſammenbrachte und dann wieder in antiker Weiſe gegen ſeinen Wohnort oder ſeine Provinz freigebig ſein, z. B.: prächtige öffentliche Gebäude errichten konnte, während Alles um ihn her darbte oder von ſeiner Gnade lebte. Iſt dieß im Einzelnen für Gallien nicht nachzuweiſen, ſo bleibt es doch die einzige Erklärung des Contraſtes zwiſchen der äußern Pracht der Städte (ſoweit dieſelbe nicht kaiſerliche Munificenz war) und dem notoriſchen Elend. An Tempeln, Amphitheatern, Theatern, Triumphbögen, Fontainen, Thermen, Doppelpforten konnten namentlich die ſüdgalliſchen Städte es mit den meiſten italieniſchen aufnehmen, wie ihre Ruinen beweiſen, — noch jetzt die Zierden jedes betreffenden Ortes, wie ſie einſt als unverſehrtes Ganzes den Dichter Auſonius entzückten. Abgeſehen von Schenkungen mußten ohne Zweifel auch oft die Decurionen aus ihrem eigenen und aus dem Stadtgut dergleichen Ausgaben beſtreiten helfen.

Romaniſirung Galliens. Von den Lehranſtalten Galliens wird weiterhin die Rede ſein; durch ſie erhielt ſich das Land ſeine bedeutende Stellung im Verhältniß zum römiſchen Geiſtesleben, auf welche es ſo ſtolz war. Denn man wollte ja nicht mehr zum alten Keltenthum zurückzukehren, ſondern nach Kräften Römer ſein; mit einem wahren Eifer muß das Volk z. B. ſeine alte Sprache [1]) zu vergeſſen geſucht haben, die durch bloße römiſche Coloniſation und Verwaltung nicht ſo völlig zurückgedrängt worden wäre. Vielleicht giebt bis zu einem gewiſſen Grade

Die Sprache. der jetzige Sprachenzuſtand des Elſaß eine Vorſtellung des damaligen galliſchen; die alte Sprache dauert im täglichen Leben fort, ſobald aber ein Intereſſe höherer Bildung berührt wird, oder ſobald man ſich irgendwie offiziell zu geberden hat, tritt die neue in ihr Recht, auf deren wenn auch mangel-

---

[1]) L. Dieffenbach, Celtica, II, 84. Noch Anfang des dritten Jahrhunderts werden einzelne Urkunden keltiſch abgefaßt. — Vgl. beſ. Panegyr. IX, c. 1.

haſte Kenntniß alle Welt ſich etwas zu Gute thut. Auch die alte Religion der Gallier hatte ſich bequemen müſſen, ein römiſches Gewand anzuziehen, und die Götter haben ſich nicht bloß (wo es anging) im Namen, ſondern auch in der plaſtiſchen Darſtellung dem römiſchen Styl gefügt, mag er auch nicht wenig provinziell verwildert erſcheinen, ſobald er ſich über die alten kunſtverſtändigen Städte des Südens hinauswagt. In Einem Falle mindeſtens hat aber der klaſſiſche Bildhauer auch ein rein keltiſches Götterideal verwirklichen müſſen, nämlich die geheimnißvollen Matronen,[1]) welche in ihrem wunderlichen Kopfputz, Fruchtſchalen auf dem Schooß, zu dreien neben einander zu thronen pflegen. Von einer ganzen Menge zumal localer Gottheiten, deren Namen ſich ſchon deßhalb nicht in's Lateiniſche überſetzen ließen, haben wir bloß die Weiheinſchriften[2]) ohne Bildwerke.

Wie ſtand es aber mit dem einſt ſo mächtigen Prieſterthum, welches dieſe Religion verwaltete, mit den Druiden? Die Druiden.

Vor Zeiten hatten ſie mit den Adlichen Einen herrſchenden Stand ausgemacht; dieſen blieb Herrſchaft und Kriegsmacht, ihnen das Richteramt und die Pflege der geheimen Wiſſenſchaften, der gewaltigen Superſtitionen, womit ſie das ganze Leben des Volkes umſponnen hielten. Ihr Bann war die ſchrecklichſte Strafe; wen ſie von den Opfern ausſchloſſen, der galt als unrein und rechtlos. Als Geweihte der Gottheit waren ſie frei von Abgaben und Kriegsdienſt. Vielleicht gehörten zu ihren Heiligthümern (oder Tempeln, wenn man ſo ſagen darf) beträchtliche Domainen, jedenfalls aber Schätze in edeln Metallen, deren Fülle ſprüchwörtlich geworden war.

Aus dieſer hohen Stellung waren jedoch die Druiden

[1]) Vgl. H. Schreiber: Die Feen in Europa. Freibg. 1842. — Auch dieſe ausgezeichnete Monographie läßt nebſt mehrern andern dringend wünſchen, daß der Verf. der deutſchen Wiſſenſchaft eine Geſammtdarſtellung des Keltenthums ſchenken möchte, zu welcher er vor ſo vielen Forſchern befähigt wäre.

[2]) Orelli, inscr. lat. sel. I. cap. IV. §. 36. & 37. — S. d. V. Abſchnitt.

3. Abſchnitt. längſt verdrängt, ohne daß man genau ſagen könnte, ſeit wann und wie. Schon die unermeßlichen Erpreſſungen Cäſar's hatten gewiß auch jenen Tempelſchätzen gegolten und damit thatſächlich der Macht der Druiden, welche überdieß durch die Vermiſchung des römiſchen Götterdienſtes mit dem ihrigen und durch die Einführung römiſcher Prieſterthümer mehr und mehr beeinträchtigt wurden. Unter Auguſtus und Tiberius verrathen ſich Zuckungen der Unzufriedenheit; wenigſtens ſoll der letztere ſich veranlaßt gefunden haben, „die galliſchen Druiden und derartige Wahrſager und Aerzte aufzuheben.“ [1]) Sie dauerten aber doch fort, ſelbſt nachdem Claudius „ihre furchtbar grauſame Religion, deren Begehung bereits Auguſtus den römiſchen Bürgern unterſagt, gänzlich aufgehoben hatte.“ [2]) Damit ſind die Menſchenopfer gemeint, wozu bei Claudius noch der Widerwille gegen die gefährlichen Amulete kommen mochte, welche die Druiden im Gebrauch hielten, z. B.: Eier gewiſſer Schlangen, wodurch man ſich den Sieg in jedem Streit und den Zugang zu Fürſten geſichert glaubte. [3]) Der Stand als ſolcher mußte jetzt freilich ſeinen Zuſammenhang verlieren, die druidiſchen Tagſatzungen zwiſchen Dreux und Chartres allmälig eingehen, das Wandern der Druidenzöglinge nach dem ſeither ebenfalls römiſch gewordenen Britannien aufhören, nachdem die Inſel ſeit unvordenklichen Zeiten als die hohe Schule aller druidiſchen Weisheit gegolten; — aber es gab doch noch fortwährend Druiden bis in die chriſtliche Zeit hinein, ohne Zweifel weil das Volk des von ihnen gepflegten Aberglaubens im täglichen Leben nicht entbehren wollte. Leicht kann man ſich ihre Lage im dritten Jahrhundert vorſtellen; die gebildete Welt hat ſich längſt dem römiſchen Weſen in die

---

[1]) Plin. Hist. nat, XXX, 4. — Wie weit der Druidismus bei den verſchiedenen Aufſtänden Galliens betheiligt war, bleibt durchaus ungewiß.

[2]) Sueton. Claud. 25.

[3]) Plin. Hist. nat. XXIX, 12.

Arme geworfen und ſteht in keinem Verhältniß mehr zu ihrem altnationalen Prieſterſtande; dieſer hat darob ſeine höhere gemeinſame Weihe eingebüßt, und es iſt aus dem Prieſter ein Beſchwörer, Quackſalber und Wahrſager geworden, wie theilweiſe in Aegypten. Vorzüglich machten ſich die Druidinnen als die Zigeunerinnen des ſinkenden Alterthums bemerklich. Die Druidinnen. Aurelian befragte ihrer mehrere — möglicherweiſe ein ganzes Druidinnencollegium [1]) — über die Nachfolge im Reiche, und zwar ſicher nicht bloß im Scherze, denn der Scherz auf dieſem Gebiete war gefährlich. Sonſt gaben ſie ihre Weiſſagungen auch ungefragt, wie jenes rückſichtsloſe Weib, das dem Alexander Severus auf galliſch zurief: „Ziehe hin, hoffe keinen Sieg, und deinen Soldaten traue nicht!“ — oder wie jene druidiſche Wirthin im Tungernland (bei Lüttich), mit welcher der damalige Unteroffizier Diocles, der ſpätere Diocletian, ſeine tägliche Koſt verrechnete. „Du biſt zu geizig, zu ſparſam!“ ſagte ſie. „Ich will freigebig ſein, wenn ich einmal Kaiſer bin,“ antwortete er. „Spotte nicht, erwiederte die Wirthin; Du wirſt Kaiſer werden, wenn Du einen Eber erlegt haſt.“

Am längſten muß das Druidenthum ſich in den Gegenden gehalten haben, welche noch jetzt theilweiſe ihre keltiſche Nationalität und Sprache bewahren, alſo in der Bretagne und im weſtlichen Theil der Normandie. Noch im vierten Jahrhundert lernen wir eine von hier ſtammende Druidenfamilie kennen, deren Mitglieder zu den gelehrteſten Rhetoren

---

[1]) Wenigſtens eine **Druis antistita** (und damit eine ihr untergebene Anzahl von Prieſterinnen) iſt bewieſen durch eine Metzer Inſchrift, bei Orelli N. 2200. Aber ſie trägt den griechiſchen Namen Arete, und die Weihung, wozu ſie „ein Traumgeſicht aufgefordert,“ gilt dem Silvanus und den Nymphen. — Das Folgende aus **Hist. Aug. Aurelian. 44, Alex. Sev. 59, Numerian 14.** — Ammian's Darſtellung des Druidenweſens (**XV, 9**) iſt offenbar aus viel ältern Quellen genommen, welche zugleich diejenigen Strabo's waren, und hat für das vierte Jahrhundert gar keine Geltung.

3. Abſchnitt. der Schule zu Bordeaux gehörten. Es gab ihnen eine gewiſſe Weihe, daß man wußte, das Prieſterthum des keltiſchen Sonnengottes Belenus ſei in ihrem Hauſe erblich geweſen. Allein ſie fanden — bezeichnend genug — ihren Vortheil darin, dieſes ganze Verhältniß zu gräciſiren und ſich Phöbicius und Delphidius zu nennen. [1])

Vermuthlich hielten die Druiden, wo ſie noch exiſtirten, nach Kräften den Cultus im Gange, welchen das gemeine Volk noch bis tief in die chriſtlichen Jahrhunderte hinein den gewaltigen, formloſen Steindenkmälern des alten Keltenthums widmete, jenen Pfeilern, Deckſteinen, Spindeln, Steinbänken, Feengängen, u. ſ. w., wo des Nachts Lichter und Opfer brannten und Gelage gefeiert wurden. Darauf bedeckt tiefes Dunkel den Untergang des keltiſchen Heidenthums; in ſpäterer Zeit leben dann, durch die Ferne vergrößert, die Druiden als Rieſen, die Druidinnen als Feen fort und über die Steindenkmale, wo es nicht recht geheuer iſt, ſpricht die Kirche ihren vergeblichen Exorcismus. [2])

Britannien. Während Maximian Gallien zur Botmäßigkeit brachte, trat ein Abfall Britanniens ein, [3]) welcher einerſeits wohl das Nachſpiel ausmacht zu der rettenden Uſurpation der dreißig Tyrannen unter Gallienus, andererſeits aber das Vorſpiel war zu dem definitiven Verluſt Britanniens, wie er etwa 140 Jahre ſpäter eintrat.

Seit Probus war die Inſel, wie auch die galliſchen Küſten, umſchwärmt von Piraten, welche bald als Franken (und dann als Salier), bald als Sachſen bezeichnet werden. Gegen ſie bedurfte man einer Flotte, welche in der That zu

---

[1]) Auson. Proff. Burd. 4 & 10.

[2]) Vgl. Schreiber, a. a. O. S. 76.

[3]) S. vor Allem Gibbon, Cap. 13, wo von den frühern etwas zu phantaſtiſchen Darſtellungen des Carauſius das Bewährte geſichert iſt. — Das Material in der Abh. v. Genebrier, im 6ten Bd. der Zuſätze zur Halliſchen Welthiſtorie. — Die Hauptquellen ſind die Panegyriken II bis V.

Boulogne (Gessoriacum) ausgerüſtet wurde; den Befehl derſelben vertraute Maximian dem ſeekundigen und tapfern, auch noch im Bagaudenkrieg erprobten Carauſius an, einem Menapier (Brabanter) von dunkler, vielleicht kaum römiſcher Herkunft. Dieſer begann bald ein ſonderbares Spiel mit ſeiner Stellung zu treiben. Er ließ die Piraten ungeſtört ihre Ausfahrten bewerkſtelligen, und fing ſie erſt bei der Rückkehr auf, um die ihnen abgenommene Beute für ſich ſelbſt zu behalten. Sein Reichthum erregte Aufſehen und Maximian, der Alles erfahren, hatte ſchon Befehl gegeben ihn zu tödten, allein Carauſius wußte ihm zuvorzukommen. Durch Freigebigkeit hatte er ſeine Soldaten ſowohl als die Franken und Sachſen ſelbſt an ſich zu ketten vermocht, ſo daß er noch in Gallien ſich zum Kaiſer aufwerfen konnte, 286. doch nicht um ſich hier zu halten. Er fuhr mit der ganzen Flotte nach Britannien hinüber, wo die römiſchen Truppen ſich ſofort für ihn erklärten, ſo daß das ganze Land in ſeine Gewalt kam, während Maximian das nothwendigſte Mittel zu ſeiner Verfolgung entbehrte. Sieben Jahre lang beherrſchte er die damals reiche Inſel, indem er die Nordgrenze gegen die alten Feinde, die Caledonier, vertheidigte; auch Boulogne mit der Umgegend behielt er als Abſteigequartier nnd als Stützpunkt für ſeine Kaper bei, wie zu Ende des Mittelalters Calais dieſe Stelle vertrat. Als Herr Britanniens ſuchte er nun zwar die römiſche Bildung und Kunſt zu erhalten, allein ſeinem Bündniß mit den Franken in den Niederlanden zu Liebe trug er und ſeine Römer doch ihre Tracht und nahm ihre junge Mannſchaft in ſein Heer und auf ſeine Flotte, wo ſie alle römiſche Kriegsübung lernen konnte. Es iſt keine Frage, daß England bei einer längern Iſolirung unter ihm und ähnlichen Nachfolgern barbariſirt worden wäre, ehe es die römiſch-chriſtliche Bildung, das wichtigſte Erbtheil des alten orbis terrarum, in ſich aufnehmen und verarbeiten konnte. Von der andern Seite iſt es ein impoſanter Anblick um dieſe Inſel, wie ſie

3. Abſchnitt. zum erſtenmal in der Geſchichte ihrer künftigen Seeherrſchaft plötzlich bewußt wird, weil ein kühner Empörer von ihr aus die Mündungen der Seine und des Rheins beherrſcht und die ganze Küſte des Oceans in Schrecken hält. — Seine Popularität konnte übrigens nur darauf beruhen, daß die Piraten, jetzt in ſeinem Dienſt, die Küſten nicht mehr beläſtigten, und daß er zugleich die Nordgrenze vertheidigte.

Rüſtungen gegen ihn. 289. Maximian mußte eine neue Flotte rüſten, aber ſein Verſuch ſcheint unglücklich abgelaufen zu ſein; der Uſurpator hatte alle erfahrenen Seeleute bei ſich. In der Beſorgniß, daß derſelbe ſeine Herrſchaft noch weiter ausdehnen möchte,

290. entſchloſſen ſich die Kaiſer zur Abfindung mit ihm; er behielt die Inſel und den Titel Auguſtus, wenigſtens konnte man es nicht verhindern, daß er ſich auch fürderhin wie bisher ſo nannte. Am allerwenigſten war man aber gewillt, ihm den Raub auf die Länge zu laſſen. Sobald die beiden Cäſaren adoptirt waren, brach man wieder mit ihm,

293. gleichviel unter welchem Vorwand, vielleicht bei Anlaß von Boulogne. Conſtantius Chlorus mußte dieſe Stadt belagern; die caraufiſche Flottenſtation im Hafen ließ ſich geduldig den Eingang deſſelben durch einen Damm verſchütten und fiel in die Hände des Belagerers. [1]) Vielleicht war es der Rückſchlag dieſes Ereigniſſes auf die Stimmung Englands, welcher einen vertrauten Gefährten des Uſurpators,

Allectus. Allectus, den Muth zu deſſen Ermordung gab, worauf Volk und Soldaten ihn ohne weiteres anerkannten. Jetzt nahm ſich Conſtantius die Muße, für die künftige Eroberung Britanniens eine weite, zuverläſſige Baſis vorzubereiten, und ſich vor Allem die rechte Flanke zu ſichern durch Unterwerfung derjenigen Franken, welche das Bataverland beſetzt

294. hielten. Er ſchlug ſie und verpflanzte einen großen Theil in das römiſche Gebiet, um Trier und Luxemburg. Zugleich

[1]) Paneg. V (Eumen. Constantio) c. 6, wo Dinge mit Stillſchweigen übergangen ſind, ohne welche man dieſe Kriegsthat unmöglich beurtheilen kann.

wurde eine neue Flotte gerüſtet und zwei Jahre ſpäter war Alles bereit zum Hauptangriff. Allectus hatte eine Beob- 296.
achtungsflotte bei der Inſel Wight aufgeſtellt, aber der kaiſerliche Admiral Asclepiodotus, der am Seineausfluß unter Segel gegangen war, konnte unter dem Schutz eines dichten Nebels glücklich an derſelben vorbeikommen und irgendwo an der Weſtküſte landen, wo er ſofort ſeine Schiffe hinter ſich verbrannte, wahrſcheinlich weil ſeine Mannſchaft zu gering war um ſie in ein Angriffsheer und in ein Schutzcorps für die Flotte zu theilen. Allectus, der den Hauptangriff des Conſtantius mit der Boulogner Flotte in der Gegend von London hatte erwarten wollen, verlor die Haltung, indem er ſich nun unvorbereitet nach dem Weſten werfen mußte, wo er den Asclepiodotus unterwegs traf. Ein vielleicht ganz unbedeutendes Treffen zwiſchen ein paar tauſend Mann, in welchem Allectus fiel, entſchied das Schickſal Englands, ſo daß Conſtantius bei ſeiner Landung in Kent bereits allgemeine Unterwerfung vorfand. Der Lobredner tröſtet ſich über das in dieſem Krieg gefloſſene Blut damit, daß es nur das Blut gemietheter Barbaren geweſen ſei.

Unterwerfung der Inſel.

Conſtantius mußte der Inſel dieſelben Vortheile zu gewähren ſuchen, die ſie unter Carauſius genoſſen: hauptſächlich den Schutz nach außen und dann die öftere Reſidenz. Erſteres wurde ihm bei der jetzigen Demüthigung der Franken nicht ſchwer; in letzterer Beziehung theilte er ſich bei ruhigen Zeiten zwiſchen Trier und York, wo er auch ſtarb. 306.

So war denn die ſehr bedeutende römiſche Cultur gerettet, welche damals zwiſchen England und dem jenſeits des Hadrianswalles gelegenen Schottland, dem jenſeits der Meerenge liegenden Irland einen ſo bedeutenden, bis auf den heutigen Tag fühlbaren Unterſchied machte. Die Schickſale des fünften Jahrhunderts kamen zu ſpät, um ihre mächtigen Spuren gänzlich zu zerſtören.

Die Germanen.

Unſere Aufgabe wäre nun vor Allem, den damaligen Zuſtand der Germanen zu ſchildern, nicht nur an den

3. Abſchnitt. Reichsgrenzen, ſondern ſo weit in den Norden und Oſten ſie ſich überhaupt verfolgen laſſen. Als künftige Erben des Reiches verdienten ſie die genaueſte Betrachtung, auch wenn zufällig die Zeit Conſtantin's für ſie eine Zeit des Zurückſchreitens und der innern Zerrüttung geweſen ſein ſollte; ſelbſt die flüchtigſten Notizen und Andeutungen müßten uns von größtem Werthe ſein, um das ewig verſchwimmende, zerriſſene Bild jener großen Völkertafel ſoweit es irgend möglich herzuſtellen.

Allein der Muth zu dieſer Arbeit entſinkt dem Verfaſſer, Angeſichts einer ſeit Jahren erhobenen wiſſenſchaftlichen Discuſſion über die größten Hauptfragen der alten germaniſchen Geſchichte, in welche er auf keine Weiſe berufen iſt hineinzureden. Die Reſultate von Jakob Grimm's „Geſchichte der deutſchen Sprache" würden nämlich nicht bloß die bis jetzt geltenden Annahmen über die Weſtgermanen mannigfach umgeſtalten, ſondern auch die alten Donau- und Pontus-Völker, vor allem die Dacier und Geten, ſelbſt die Scythen dem deutſchen Stamm in näherm oder entfernterm Grade zuweiſen, und insbeſondere die Geten mit den ſpätern Gothen identificiren. Damit würde die ganze bisherige Anſicht über Macht und Ausdehnung der Germanen verändert, und nicht minder die Urgeſchichte der Slaven umgewandt, welche als die Sarmaten des Alterthum zwiſchen und unter jenen Germanenvölkern wohnend zu denken wären.

Wenn wir aber auch für das halbe Jahrhundert von Diocletian bis zum Tode Conſtantin's die Sitze, Wanderungen und Miſchungen wenigſtens der Grenzvölker von den Niederlanden bis an's ſchwarze Meer genau nachweiſen könnten, ſo blieben doch als großes Räthſel die innern Zuſtände übrig. Wer giebt uns Kunde von der Gährung und Neugeſtaltung des germaniſchen Weſens ſeit den Zeiten des Tacitus? von den Urſachen der großen Völkerbünde? von dem plötzlichen Eroberungsdrang der Pontus-Gothen im dritten Jahrhundert? von ihrem nicht minder

auffallenden Stilleſitzen [1]) in der erſten Hälfte des vierten? Wer leiht uns einen Maßſtab für das weitere oder geringere Eindringen römiſcher Sitte in den germaniſchen Grenzländern? Ja ſelbſt von Sitte und Zuſtand der in's römiſche Reich aufgenommenen Germanen, ſowohl der Soldaten als der Colonen, iſt uns wenig bekannt. — So mag es denn auch genügen, wie oben die Kämpfe an der Rheingrenze, ſo auch die übrigen Kriege am Nordſaum des Reiches nur kurz zu erwähnen. Eine große Bedeutung können die letztern, nach der Einſylbigkeit der Quellen [2]) zu ſchließen, ohnedieß kaum gehabt haben; faſt alle Nebenumſtände, ſogar Ort und Stelle bleiben völlig dunkel.

Summariſche Aufzählung.

„Die Markomannen wurden auf's Haupt geſchlagen" — ſo lautet die für lange Zeit einzige Notiz über jenes Volk, welches unter Mare Aurel als Centrum eines großen Bundes das Römerreich mit Untergang bedroht hatte. 299.

Die Baſtarnen und Carpen, wahrſcheinlich Gothenvölker an der untern Donau, werden durch Dioeletian und Galerius beſiegt und die ganze Nation der Carpen auf römiſchem Boden angeſiedelt, nachdem hunderttauſend Baſtarnen bereits unter Probus dasſelbe Schickſal gehabt. 294—295.

Eine wiederkehrende Sorge verurſachten die Sarmaten, wahrſcheinlich ein ſlaviſches Donauvolk. Dioeletian kämpfte zuerſt allein, dann mit Galerius gegen ſie und verſetzt auch von ihnen viele in das Reich. Spätere Einfälle ſtrafte Conſtantin durch einen Feldzug, welcher ihrem König Rauſimod das Leben koſtete; gegen Ende ſeines Lebens aber nahm er, wie es heißt, nicht weniger als 300,000 Sarmaten in das Reich auf, nachdem dieſelben durch einen Aufſtand ihrer Sklaven (offenbar eines früher unterjochten Volkes) aus der Heimath waren vertrieben worden. Leider fehlen zur Beur- 289. 294. 319. 334.

[1]) Die Ausnahme ſ. unten.

[2]) Die Stellen geſammelt u. a. bei Manſo, Leben Conſtantin's und bei Clinton, fasti Rom., passim. Vergl. auch Ammian. Marc. XXVIII, 1.

3. Abſchnitt. theilung ſolcher maſſenhaften Aufnahmen ganzer Völker faſt alle erklärenden Nebenumſtände, ſo daß wir weder die Grenzen des Nothwendigen und Freiwilligen noch die militäriſche und ökonomiſche Berechnung kennen, welche die römiſchen Herrſcher dabei leitete. Ein einziger erhaltener Vertrag würde größeres Licht auf dieſe Verhältniſſe werfen als alle Vermuthungen, welche den verlorenen Hergang aus Analogien wieder aufbauen müſſen. [1])

323. Auch ein Gotheneinfall wird erwähnt, wahrſcheinlich von einer andern Art als die frühern und ſpätern, ja vielleicht nur die That eines einzelnen Stammes, der durch geheimnißvolle römiſche Einwirkung über die ſchlecht bewachte Grenze gelockt wurde. Conſtantin ſoll die Feinde durch ſeinen Anzug erſchreckt und dann durch eine Niederlage zur Zurückgabe der mitgeſchleppten Gefangenen genöthigt haben. Der Zuſammenhang mit dem Angriff gegen Licinius (wovon unten) wirft ein überaus zweideutiges Licht auf dieſen gan-
332. zen Krieg. — Einige Jahre ſpäter zieht Conſtantin mit ſeinem gleichnamigen Sohn auf Anſuchen der bedrängten Sarmaten in das Land der Gothen, etwa in die Moldau und Walachei, wobei hunderttauſend Menſchen (wahrſcheinlich beider Parteien) durch Hunger und Kälte ſollen umgekommen ſein; unter den Geiſeln erhielt man auch den Sohn des Königs Ariarich. Darauf erfolgte die ſchon erwähnte Einmiſchung in die Sache der Sarmaten und deren Verpflanzung.

Es bleibt nun immer die Frage: von welchen Gothen und Sarmaten jedesmal die Rede ſei? [2]) Denn dieſe Namen umfaſſen ganze Reihen von urſprünglich einigen, aber längſt

[1]) Es genügt hier auf ein Meiſterwerk reconſtruirender und dabei gewiſſenhafter Kritik zu verweiſen, wie Gaupp: „die german. Anſiedelungen und Landestheilungen in den Prov. des röm. Weſtreiches.“ —

[2]) Was z. B. in dem bekannten Cap. 21 des Jornandes nirgends geſagt iſt.

geſchiedenen Stämmen, deren Bildungsſtand vielleicht alle Stufen und Nuancen darſtellte, welche zwiſchen einer faſt römiſchen, ſtädtiſchen Cultur und wildem Jägerleben in der Mitte liegen. Die Rückſchlüſſe, zu welchen z. B. das Daſein und die Beſchaffenheit der gothiſchen Bibel des Ulfilas (bald nach Conſtantin) berechtigt, würden eine ſehr hohe Idee von der Bildung der betreffenden Stämme ſchon in conſtantiniſcher Zeit erwecken, während andere Spuren barbariſche Rohheit verrathen. Die vorhandenen einzelnen Züge zu einem Bilde zu verarbeiten, überſchreitet jedoch unſern Zweck und unſere Kräfte.

Die Donaulande.

Auch dem Gegenbilde, den römiſchen oder römiſch geweſenen Donaulanden Dacien (Siebenbürgen, Niederungarn, Moldau und Wallachei), Pannonien (Oberungarn nebſt den weſtlichen und ſüdlichen Nachbargegenden), und Möſien (Serbien und Bulgarien) kann hier nicht die gebührende Beachtung zu Theil werden, weil dem Verfaſſer die Ueberſicht der beträchtlichen neuern Entdeckungen in dieſen Gegenden gänzlich fehlt. In der Zeit, um welche es ſich hier handelt, waren dieſelben eine Militärgrenze wie zum Theil jetzt, nur umgekehrt gegen den Norden, nicht gegen den Süden; ſeit Philipp dem Araber wollte der Waffenlärm hier gar nicht mehr verſtummen[1]) und Aurelian hatte Dacien, die gefährliche Eroberung Trajan's, bereits den Gothen ſo viel als Preis geben müſſen. Vorher aber und in den weniger bedrohten Gegenden auch nachher muß hier eine ſehr bedeutende römiſche Cultur geherrſcht haben, deren Wirkungen auf dieſem von der Völkerwanderung ganz durchwühlten Boden nicht zu vertilgen geweſen ſind, und z. B. in der romaniſchen Sprache der Walachen noch kenntlich fortdauern. Städte wie Vindobona (Wien), Carnuntum (St. Petronell), Murſa (Eſſek), Taurunum (Semlin) und

[1]) Panegyr. III genethl. Max. c. 3. in quibus (provinciis) omnis vita militia est... Als Schule von Helden wurden ſie ſchon oben bezeichnet.

3. Abſchnitt. vor allem Sirmium (weſtlich von Belgrad), dann weiter abwärts Naïſſus (Niſſa), Sardica (Sophia), Nicopolis am Hämus und das ganze reiche Itinerarium der Donau überhaupt laſſen auf ein Daſein ſchließen, welches an Fülle und Wichtigkeit vielleicht die Rheingrenze bedeutend überholte. Wenn einſt abendländiſche Hände den ſlaviſchen und türkiſchen Schutt von den alten Donauſtädten wegräumen dürfen, ſo wird auch das römiſche Leben jener Gegenden wieder zum Vorſchein kommen.

Der Pontus. Am ſchwarzen Meer endlich treffen die Germanen nebſt andern Barbaren mit den griechiſchen, meiſt mileſiſchen Colonien [1]) zuſammen, welche als nördlichſte Vorpoſten des Hellenenthums ſeit mehr als acht Jahrhunderten den Pontus zu einem „gaſtlichen" (euxeinos) machten. Ein Theil derſelben hatte ſich längſt mit einigen barbariſchen Stämmen zu dem ſogenannten bosporaniſchen Königreich verſchmolzen, welches über die Hälfte der Krim und die jenſeits der Meerenge von Kertſch beginnenden Abhänge des Caucaſus umfaßte und alſo den Eingang des Aſow'ſchen Meeres, vielleicht auch beträchtliche Stücke von deſſen Ufern beherrſchte. Münzen und Inſchriften gewähren eine Königsreihe ohne Unterbrechung bis auf Alexander Severus [2]) dann folgen zwiſchen Lücken die Namen Inintbimeuos, Teiranes, Thothorſes, Phareanzes und unter Conſtantin 317 bis 320 nachweisbar ein König Rhadamſadis. Als Rom von den kleinen Königreichen ſeiner Oſtgrenze eines nach dem andern zur Provinz machte, blieben nur Armenien und Bosporus verſchont, welches ſich dann mehr und mehr von Rom losgemacht und barbariſirt haben muß. Unter Diocletian er-

Reich Bosporus.

[1]) Für das Folgende ſ. Böckh, corpus inscrr. græcc. Vol. II, pars XI, beſ. die Einleitung dazu. — Halliſche Welthiſtorie, Zuſätze, Bd. IV.

[2]) Mehrere Fürſten dieſer Reihe führen merkwürdiger Weiſe die nämlichen Namen, welche unter den längſt erloſchenen Königen von Thracien vorkommen: Cotys, Rhoemetalces, Rhescuporis.

hoben die Bosporaner, mit Sarmaten verbunden, einen unglücklichen Krieg [1]) gegen ihre Nachbarn an der ganzen öſtlichen Seite des Pontus; Conſtantius Chlorus, der im nördlichen Kleinaſien gegen ſie im Felde ſtand, rief die Cherſoneſiten auf, von Weſten her in das bosporaniſche Land einzufallen, was denn auch mit vielem Erfolge geſchah. Die Bosporaner mußten einen Vertrag eingehen, wobei ſie faſt die ganze Krim, bis auf die Gegend von Kertſch (Panticapæum, die alte Hauptſtadt des großen Mithridat) an die Cherſoneſiten verloren. Die griechiſche Colonie hatte zu ihrem Glück ihre Lehuspflicht gegen das römiſche Imperium erkannt, während der Bosporusfürſt bei der allgemeinen Noth des letztern ſich jeder Pflicht ledig geglaubt hatte. — Im Verhältniß zu den griechiſchen Küſtenſtädten hießen dieſe Könige übrigens immer nur Archonten, welches in Hellas der Name der oberſten Stadtbeamten zu ſein pflegte; gegen die Nichtgriechen blieb es ihnen dafür unbenommen, ſich ſogar „König der Könige" betiteln zu laſſen, wie einſt die Herrſcher Perſiens.

Doch wenden wir uns nochmals aus dieſem kleinen Reiche nach Weſten zurück. In dem reichen Kranze altgriechiſcher Colonien, deren Fundſtücke die Muſeen von Südrußland zu füllen beginnen, erwecken vor Allem zwei unſere Theilnahme durch ihr eifriges Bemühen, das griechiſche Leben trotz der Umgebung rein und vollſtändig bei ſich zu erhalten. Das ſiegreiche Cherſonneſus, jetzt Sewaſtopol, war eine Colonie von Heraklea am Pontus und dadurch mittelbar von Megara. Das nahe Vorgebirge Parthenium war die Stätte einer geweihten Erinnerung; hier ſtand noch der Tempel der ſtrengen tauriſchen Artemis, welche bis zu Iphigeniens Prieſterthum durch Menſchenopfer geſühnt werden mußte; auf den Münzen der Stadt ſieht man das Bild der Göttin. Unter der Römerherrſchaft kam Cherſoneſus noch ein-

Cherſoneſus.

[1]) Constantin. Porphyrog. De administr. imp. cap. 53 giebt eine Erzählung davon, deren Werth hier gänzlich dahingeſtellt bleibt.

3. Abſchnitt. mal kräftig empor und erweiterte, wie geſagt, unter Dioeletian ſogar ſein ſtädtiſches Gebiet, während es im Innern alle ſeine griechiſchen Einrichtungen und zu dem Siege die völlige Steuerfreiheit behielt.[1]) Die Bürger bilden noch einen Demos; unter den Archonten, welche an der Spitze des Rathes ſtehen, iſt einer nach deſſen Namen man die Jahre zählt wie in Athen; es folgen ſtädtiſche Beamtungen aller Art, Strategen, Agoranomen, Gymnaſiarchen, vorzüglich Ehreninhaber ſtädtiſcher Leiſtungen, welche den Einzelnen oft theuer zu ſtehen kommen mußten. Eine Inſchrift[2]) aus der letzten heidniſchen Zeit z. B. verherrlicht den Demokrates, Sohn des Ariſtogenes, nicht nur wegen trefflicher Vorſchläge, Volksreden und zweimaliger Bekleidung der Archontenwürde, ſondern auch weil er aus eigenen Mitteln mehrmals um des gemeinen Beſten willen als Geſandter zu den Kaiſern (Diocletian und Conſtantius?) gereist, weil er Feſte und öffentliche Dienſte aller Art aus dem Seinigen beſtritten und in allen Dingen gewiſſenhaft gewaltet, „dem Erhalter, dem Unvergleichlichen, dem Freunde der Heimath, der edle Rath und das hehre Volk, zu Bezeigung des Wohlwollens.“ Sein Lohn war dieſer Stein und die alljährliche, feierliche Verleſung eines beſondern Ehrendekretes. — Wie die freien Reichsſtädte im ſpätern Mittelalter, beſaß die Stadt die trefflichſte Artillerie; im Kriege mit den Bosporanern rückt ſie ſogleich mit ihren Kriegswagen aus, welche Wurfmaſchinen trugen; auch ihre Baliſten waren berühmt.

Olbia. Nicht minder griechiſch hielt ſich das mächtige alte Olbia[3]), eine Gründung der Mileſier (unweit des jetzigen Oczakow). Von ihrer ioniſchen Herkunft gaben die Olbiopoliten noch in Sprache und Sitte deutliche Kunde; ſie wußten die

[1]) Unter Conſtantin d. Gr., dem Cherſonneſus einmal einen beträchtlichen Zuzug leiſtete, erhielt es noch weitere Ehrenrechte, eine goldene Kaiſerſtatue, beſondere Siegel, Immunität für die Schiffe u. ſ. w.

[2]) Bei Böckh., l. c. N. 2099. Vgl. auch N. 2097.

[3]) S. beſ. die 36ſte Rede des Dio Chryſoſtomus.

Ilias auswendig und vernachläſſigen dafür die nichtioniſchen Dichter; mehrere angeſehene ſpätgriechiſche Schriftſteller waren von hier gebürtig. Die innere Einrichtung und die Beamtungen gaben denen von Cherſonneſus nichts nach. Von den umwohnenden Barbaren wußte ſich die Stadt meiſt ganz frei zu halten, bisweilen jedoch war ſie denſelben zinspflichtig. Noch Antoninus Pius ſandte ihr Hülfe gegen die Tauroſcythen; wie ſie ſich aber in der Folge mit der ringsum in Bewegung gerathenen großen Gothenmacht abfand, bleibt noch zu entdecken.

Der Achilsdienſt.

Wie zum Trotz gegen die dauernd bedrohte Lage hatten die Griechen, ſoweit ihre Anſiedelungen an der Nordſeite des Pontus reichten, eine ganz beſondere Verehrung gegen das höchſte alte Heldenideal ihres Volkes, Achilleus. Er iſt der wahre Herrſcher des Pontus (*Ποντάρχης*), wie er in vielen Inſchriften heißt; in Olbia wie in allen Städten der Küſte prangten ſeine Tempel; ihm ward geopfert „wegen des Friedens, der Fruchtbarkeit und der Tapferkeit der Stadt;“[1]) feſtliche Wettkämpfe wurden ihm zu Ehren abgehalten, im Spiel auf der Doppelflöte und im Discuswerfen, vorzüglich berühmt aber war der Wettlauf der Knaben auf einer nahen Düne, welche den Namen „Laufbahn des Achill“ führte, weil einſt der Heros ſelbſt hier einen Wettlauf angeſtellt haben ſollte. Wohnten aber ſonſt auf der Düne Barbaren aſiatiſcher Herkunft (das Völkchen der Sinder), ſo gehörte doch eine Inſel des Pontus, Leuce, nicht weit von den Donaumündungen, ganz dem Schatten Achills.[2])

Die Inſel der Seligen.

---

[1]) Böckh. l. c. N. 2076 seq. — Die Schilderung der Pontusgegenden bei Ammian. Marcell. XXII, 8.

[2]) Wenn die Beſchreibungen der Alten wörtlich zu nehmen ſind, ſo weiß man dieſes Leuce gegenwärtig ſo wenig zu finden, als die Inſeln der Seligen und die der Hesperiden. Handelt es ſich aber nur um eine Oertlichkeit überhaupt, an welche der Mythus und die Phantaſie ihre Bilder knüpfen konnten, ſo genügt irgend hiezu eines der Inſelchen an den Donaumündungen, vielleicht auch ein Punkt der jetzigen Düne.

3. Abſchnitt. Ein weißes Felsgebirge (ſo lauten die Schilderungen) ſteigt aus dem Meer, zum Theil mit überhängenden Wänden; keine Wohnung, kein menſchlicher Laut weder am Geſtade noch in den einſamen Thalſchluchten; nur Schaaren von weißen Vögeln umſchweben die Klippen. Heiliger Schauer beſeelt die Vorüberſegelnden; wer die Inſel betritt, wagt doch nie die Nacht daſelbſt zuzubringen; wenn man den Tempel und das Grab Achills beſucht und die ſeit alten Zeiten von frühern Beſuchern niedergelegten Weihgeſchenke betrachtet hat, ſo beſteigt man Abends wieder das Schiff. Das iſt der Ort, welchen einſt Poſeidon der göttlichen Thetis für ihren Sohn verheißen hat, aber nicht bloß zu ſeinem Begräbniß, ſondern damit er ſelig fortlebe. Und Achill wandelt hier nicht allein; allmälig giebt ihm die Sage zu Begleitern andere Helden und glückſelige Geiſter, die auf Erden ein ſchuldloſes Daſein geführt und die Zeus nicht in dem dunkeln Orcus laſſen will. Mit Andacht ſchaute man auf jene weißen Vögel, welche dem Anblick nach den Halcyonen ähnlich ſchienen; vielleicht war dieß die ſichtbare Geſtalt jener glücklichen Seelen, nach deren Loos gerade das ſpäteſte Heidenthum ſich am meiſten ſehnte.

---

Ein Autor wie Ammian, welcher auf Leuce beſteht, mußte doch wohl einigen Beſcheid wiſſen. — Die Stellen geſammelt u. a. bei Wernsdorf, Poetæ latt. minores, zum Avienus, vol. V. — Ein ähnlicher Glaube in Betreff der Inſeln um Britannien, vgl. Plutarch. de defectu orac. 18.

## Vierter Abſchnitt.

# Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Oſten.

Blick auf die Araber. — Das neue Perſerreich der Saſſaniden. — Vorgebliche Herſtellung des alten Achämenidenreiches. — Die Magier und ihre Religion. — Verſuche des Abfalls. — Der Despotismus; der Adel; die Dynaſtie. — Die Gefahren des Reiches; Araber; weiße Hunnen. — Auswärtige Politik. — Wegnahme Armeniens; Tiridates. — Perſerkrieg des Galerius; der Friedensvertrag am Aſyrudus und ſeine Folgen. — Die damaligen Perſer. — Analogien mit dem chriſtlichen Mittelalter. — Bekehrung Armeniens; Gregorius Illuminator.

Iſaurien und ſeine Ausartung zum Räubervolk. — Der Hauptmann Lydius. — Die Römer geben Iſaurien auf und ſchließen es ein. — Die Iſaurier werden abermals Seeräuber. — Ihre Barbariſirung.

Aegypten; Stimmung der römiſchen Welt. — Alte Verbitterung des Volkes. — Zeit der Ptolemäer. — Alexandrien. — Die Römerherrſchaft; Abgaben und Induſtrie. — Das Räubervolk der Bukolen; ihre Wohnſitze und ſpätern Schickſale. — Der Charakter des Aegypters; die Spottſucht; der Fanatismus und die heiligen Thiere. — Die Empörungen und Strafen; Aemilian; Gallienus; Macrian; die palmyreniſche Zwiſchenherrſchaft; Firmus; Aurelian; Saturninus; die Blemmyer; Achilleus; Diocletian's Feldzug und Einrichtungen; die Alchymie; Aufhören der Uſurpation.

Blick auf Nordafrika; Julian und die Quinquegentianer.

## Vierter Abſchnitt.

### Einzelne Provinzen und Nachbarlande. Der Oſten.

4. Abſchnitt.

Wir wenden uns zu den orientaliſchen Grenzländern des Römerreiches. Auch hier kämpft daſſelbe um ſeine Exiſtenz; Diocletian erbt Empörungen und ſehr blutige Kriege; er und ſeine Mitherrſcher müſſen mit unendlicher Mühe den Orient vertheidigen und zum Theil neu erobern.

Die Araber.

Zwar ſchlummert noch der ſchlimmſte künftige Feind; die Araber, welche dereinſt mit Schwert und Koran den Oſten überziehen ſollen, leben noch im Rücken von Syrien und Paläſtina getrennt in hunderte von Stämmen, hingegeben ihrem Geſtirndienſt und Götzendienſt, ihrer Wahrſagung und ihren Opfern; einige ſind zum Judenthum übergetreten, und im folgenden Jahrhundert giebt es ſogar ein paar chriſtliche Stämme. Der Mittelpunkt der Nation iſt die ſchon von Jsmaël gegründete Kaaba zu Meeca; in der Nähe, zu Ocadh, wird die jährliche zwanzigtägige Meſſe gehalten, und neben dem Handel und der Andacht gedeihen hier auch die dichteriſchen Wettkämpfe, deren Ueberreſte — ſieben Gedichte, die Muallakats — bis auf unſere Zeit gekommen ſind. Die Berührungen mit Rom [1]) ſind hie und da freundlicher Art; arabiſche Reiter dienen im römiſchen Heer, und nicht ſelten beſuchen Araber die alten Heiligthümer

[1]) Ammian. Marc. XIV, 4.

4. Abſchnitt. Paläſtina's, welche zugleich Märkte ſind, wie z. B. die Eiche Abraham's bei Mamre.[1]) Meiſt aber ſind ſie gefährliche Nachbarn dieſes Landes. Man erfährt, daß Diocletian beſiegte Saracenen gefangen nahm,[2]) doch ohne Meldung näherer Umſtände. In den Kämpfen der Imperatoren um Meſopotamien und Aegypten werden ſie erſt gegen Ende des vierten Jahrhunderts genannt; ihre Stunde war noch nicht gekommen.

Das Reich der Saſſaniden. Viel größer und näher war die Gefahr, welche ſeit den Zeiten des Alexander Severus von dem Reiche der Saſſaniden aus drohte. Wenn man den nur mäßigen Umfang deſſelben und die ohne Zweifel nicht ſehr dichte Bevölkerung erwägt, ſo ſcheint das Römerreich auf jede Weiſe im Vortheil. Sollte letzteres nicht mit Leichtigkeit den Völkerſchaften vom obern Euphrat bis ans caſpiſche Meer und bis an den perſiſchen Meerbuſen, öſtlich etwa bis an die Straße von Ormuz gerechnet, widerſtehen können? In der That hatten die Angriffe der Saſſaniden einſtweilen mehr den Charakter von Raubeinfällen als von Eroberungskriegen, allein die Gefahr war und blieb doch groß und läſtig, weil die Imperatoren zugleich immer von den Germanen und oft noch überdieß von Abfall und Uſurpation bedroht waren, und alſo nur eine beſchränkte Kraft nach Oſten hin aufwenden konnten. Als ſtehender Feind des Römerreiches und auch um ſeines merkwürdigen innern Zuſtandes willen, verdient hier das Saſſanidenreich eine kurze Schilderung.[3])

---

[1]) Sozomenus II, 4.

[2]) Panegyr III. Mamert. genethl. 5.

[3]) Die Saſſanidenzeit in fragmentariſchen Sagen bei Firduſi, vgl. Görres: Heldenbuch von Iran, und v. Schack: Heldenſagen, Einleitung. — Silvestre de Sacy: Mémnires sur diverses antiquités de la Perse, mit der franz. Ueberſetzung des Mirkhond. — Hamzæ Ispahanensis Annales, ed. Gottwaldt. — Ammian. XXIII, 6. — Agathias lib II, III. IV, passim. — Malcolm, Geſch. von Perſien, I. Thl. —

Reſtauration des Alten.

Für's Erſte iſt daſſelbe ein künſtlich entſtandenes Präparat, mit dem Anſpruch auf Reſtauration eines längſt vergangenen Zuſtandes. Das alte Perſerreich, von Alexander erobert, war größtentheils den Seleuciden zugefallen; durch Abfall Meſopotamiens und der öſtlichen Gebirgsländer hatte ſich das bald wieder barbariſirte Partherreich der Arſaciden gebildet, mit welchen die Römer als Erben Vorderaſiens ſehr anſtrengende Kriege führen mußten; — weniger wegen beſonderer innerer Kräfte des nur loſe zuſammenhängenden Staates, deſſen Oberkönig vom Trotz großer Vaſallen vielfach eingeſchränkt blieb, als wegen der Natur des Landes, die einem angreifenden Heere durchaus ungünſtig war. Nachdem noch der letzte König, Artaban, den Nachfolger Caracalla's, Macrinus, zu einem ſchmählichen Frieden und zum Abzug genöthigt, fiel er durch die Uſurpation des Ardeſchir Babekan (Artaxerres Saſſan), welcher von den alten Herrſchern Perſiens abſtammen wollte und auch zunächſt die Perſer in Farſiſtan um ſich geſammelt hatte, um an die Stelle des herrſchenden Parthervolkes nach orientaliſcher Weiſe ein neues herrſchendes Volk zu ſetzen. Aber nicht nur der Staat der alten Achämeniden, der Darius und Xerxes, ſammt ſeinen Einrichtungen[1]) ſollte hergeſtellt werden, ſondern auch die alte Lehre Zoroaſters ſollte über den parthiſchen Stern- und Götzendienſt ſiegen. Die Magier, viele tauſende an Zahl, verſammeln ſich zu einem Concil; durch ein Wunder wird die vorgeblich vergeſſene reine Feuerreligion wieder zu Tage gefördert, und der König wird der erſte der Magier, deren Rath und Weiſſagung in eine wahre Mitherrſchaft übergeht. Sie laſſen ihm dafür den Titel eines Gottes, und zwar von dem Range der Izeds, der Diener des Ormuzd; er iſt ebenbürtig mit den Sternen und darf ſich den Bruder der Sonne und des Mondes nennen.[2]) Die Chri-

Die Magier und ihre Religion.

[1]) Selbſt die 10,000 Unſterblichen als Kern des Heeres kommen wieder vor. Procop. bell. pers. I, 10.

[2]) Ammian. Marc. XVII, 5.

4. Abſchnitt. ſten, welche keinen Anſpruch dieſer Art anerkannten, erhielten in der Folge einen vielleicht noch ſchlimmern Stand als im römiſchen Reiche, inſofern hier ein dogmatiſcher Fanatismus herrſchte, der in der römiſchen Vorſchrift, den Kaiſern zu opfern, nicht enthalten war. Es ſcheint, daß zur parthiſchen Zeit viele Chriſten in dieſe Länder geflohen waren, wo ihnen die Arſaciden vielleicht aus politiſchen Gründen Dul-
310—380. dung gewährt hatten; dieſe alle fielen jetzt den Magiern in die Hände. Später, unter Sapor II. ſollen auch die in Perſien ſehr mächtigen Juden, die ſogar die Königin auf ihre Seite zogen, an jener großen Verfolgung Antheil gehabt haben, welcher u. a. nicht weniger als 22 Biſchöfe unterliegen mußten.[1])

An einer Felswand unweit Perſepolis ſieht man die Gräber der alten Könige von Perſien in gewaltigem Maßſtab, in herbem altperſiſchem Styl eingehauen. Die Saſſaniden wollten ſich dieſe geheiligte Stätte nicht entgehen laſſen; eine Reihe von weiter unten angebrachten Reliefs ſtellt Scenen des Krieges, des Ceremoniells und der Jagd dar, in welcher der König als Hauptperſon auftritt.[2]) Das feindliche Römerreich ſcheint dazu die Künſtler (vielleicht Kriegsgefangene) geliefert zu haben, wenigſtens zeigen dieſe Bildhauereien wie die wenigen erhaltenen Bauwerke durchaus den Einfluß der ſinkenden römiſchen Kunſt. Es handelt ſich hauptſächlich um ein paar im Rundbogen gewölbte Eingänge zu Felsgrotten und um die im römiſchen Thermenſtyl componirten, in der Ausführung aber ſchon ſehr barbariſchen Palläſte von Firuz-Abad und von Sarbiſtan, mit großen niſchenartigen Oeffnungen und Kuppelräumen.[3]) Eigentliche Tempel gab es nicht;[4]) die Pyreen oder Feuer-

[1]) Sozomenus II, 8 u. ff.

[2]) Anderes derſelben Art bei Sbapur und Nakſchi Redjeb.

[3]) Ueber die beiden Palläſte, welche Yezdegerd Alathim um 400 durch den griech. Baumeiſter Sinmar errichten ließ, ſ. Mirkhond, p. 324 ff.

[4]) Ritter, Erdkunde VIII, pag. 770 ſcheint das Gebäude von Firuz-Abad für einen Feuertempel zu halten. — Verf. dieſes iſt nicht im

altäre waren der Herd des Cultus; an ihren Stufen dürfen wir in der Regel auch den König, von den Magiern umgeben, aufſuchen. 4. Abſchnitt.

Die Orthodoxie war hier zum nothwendigen Staatsprinzip geworden. Vergebens tritt der Reformator Mani, der aus der chriſtlichen, parſiſchen und buddhiſtiſchen Religion ein höheres, neues Ganzes machen wollte, mit ſeiner Tafel voll gemalter Symbole in Perſien auf; Bahram I. läßt ihn durch ſeine Doctoren niederdisputiren und dann lebendig ſchinden, die Haut aber zu allgemeiner Warnung am Thor von Djondiſchapur aufſpannen.[1]) Einmal jedoch bemerkt man, daß ein König ſein Geſchlecht von der drückenden Magierherrſchaft zu befreien ſucht; Yezdegerd I. Alathim läßt ſeinen Sohn Bahram-gur ferne vom Hof durch einen götzendieneriſchen, ſpäter zum Chriſtenthum bekehrten Araber, den Häuptling Noman von Hira erziehen; allein der Prinz wird in der Folge nicht anerkannt, „weil er arabiſche Sitten angenommen habe," und muß mit einem von den Großen aufgeſtellten Gegenkönig Kesra oder Khosru im eigentlichen Sinn des Wortes um die Krone ſtreiten. Unweit der Reſidenz Madain wird die Tiara der Saſſanidenherrſcher zwiſchen zwei hungrige Löwen gelegt, und es wird gefragt, welcher von beiden Thronbewerbern zuerſt danach greifen dürfe? Kesra läßt dem Bahram-gur gerne den Vortritt und dieſer tödtet die beiden Löwen und ſetzt ſich ſofort die Krone auf. Doch dauerte die Rechtgläubigkeit in vollem Glanze Verſuche des Abfalls. 400—421.

---

Stande hierüber zu entſcheiden. – Strabo XV, 3 brauchl das zweideutige Wort *αμφός*, welches ſowohl einen bloß eingehegten Raum, als eine eigentliche Kapelle bezeichnen kann. Zonaras (in Heraclio) ſagt nur *τεμένη*, d. h. geweihte Bezirke. Andere brauchen dagegen die Worte *ἱερόν*, *ναός* u. ſ. w.

[1]) Mirkhond, p. 296. Das Folgende pag. 323 ff. Von dem Manichäismus, welcher ſich trotz dem Martertode des Stifters in Perſien erhielt und bald auch in das Römerreich drang, wird weiter die Rede ſein.

4. Abſchnitt. fort. Als ſpäter (491—498) der König Cobad ſich dem Irrlehrer Mazdak hingegeben hatte, welcher die Gemeinſchaft der Weiber und den Communismus predigte, gab es eine allgemeine Empörung gegen ihn und er mußte einige Zeit in dem „Schloſſe der Vergeſſenheit" zubringen. Erſt gegen die letzten Zeiten des Reiches hin läßt ſich eine große religiöſe Erſchlaffung verſpüren.

Deſpotismus. In politiſcher Beziehung ergiebt ſich das Bild des gewöhnlichen aſiatiſchen Deſpotismus. Das Volk kann nur anbeten; wenn ein neuer König ſeine erſte Anſprache gehalten hat,[1]) werfen ſich Alle mit dem Antlitz auf die Erde und bleiben in dieſer Stellung bis der König den Befehl ſchickt, wieder aufzuſtehen. Es hat lange gedauert, bis die Demuth auch im oſtrömiſchen Reiche ſo weit entwickelt war; noch bei Diocletian beſchränkt ſich die Anbetung auf das Innere des Pallaſtes. — Die Freude des Orientalen an auffallenden Akten der Gnade und der Strafgerechtigkeit, wobei ſich eine tröſtliche Gleichheit vor dem Deſpotismus offenbart, geht auch hier nicht leer aus. Doch hat der König eine Ariſtokratie von ungewiſſem Urſprung um ſich, vielleicht die Familien der von Ardeſchir aus Farſiſtan mitgebrachten Großen. Dieſer Adel ſcheint ſich mit den Magiern in den Einfluß bei Hofe getheilt und mehr als eine Revolution auf eigene Hand verſucht zu haben; er iſt es, der Bahram II.
296—301. im Einverſtändniß mit dem Großmagier (dem Mobed der Mobeds) zur Nachgiebigkeit zwingt, Bahram III. wider Willen
301. auf den Thron erhebt, und an Shapur's III. Zelt die Stricke durchſchneidet, ſo daß der König unter deſſen Einſturz erſtickt. In manchen Thronfragen übt er jedoch ſeine entſcheidende Macht in ſo günſtigem Sinne, daß das römiſche Reich die Perſer um dieſes Element ihres Staatslebens beneiden
Die Dynaſtie. konnte; er muß nämlich für die Fortdauer der Dynaſtie ſorgen, weil ſein eigenes Anſehen auf dem Erbrecht beruht.[2])

[1]) Mirkhond. p. 304.

[2]) Eine logiſche Conſequenz, deren Verkennung ſich immer ſtrafen wird.

Wie ſehr contraſtirt es mit dem wilden Kaiſerwechſel, wenn die perſiſchen Großen nach dem Tode Hormuz II. den ſchwangern Leib einer ſeiner Frauen mit der Tiara krönen! Sie 310. behauptete zu wiſſen, daß das Kind ein Knabe ſein werde, und Hormuz ſelber hatte längſt von den Aſtrologen erfragt, daß ihm ein großer, ſiegreicher König geboren werden müſſe. Der Knabe kam zur Welt und die Großen nannten ihn Shapur II.; ſie verwalteten das Reich bis zu ſeiner Mündigkeit; zehnmal des Tages wurde ihm in ſeinem Pallaſte die feierliche Aufwartung gemacht. Zum Glück war es ein gewaltiger Menſch, der ſich ſehr frühe und ſelbſtändig entwickelte; ſein Leben und ſeine Regierung dauerten 72 Jahre, letztere wie die Ludwigs XIV. Eine zufällige Aehnlichkeit mit dieſem liegt auch darin, daß Sapor II. ſeinen Adel nöthigte, die Landſchlöſſer zu verlaſſen und ſich unter ſeinen Augen in der Hauptſtadt Madain (dem alten Kteſiphon mit Seleucia) anzuſiedeln.

An gewaltſamen Thronfolgen fehlt es indeß, wie bemerkt, auch nicht, obſchon die Könige durch Krönung eines Prinzen bei Lebzeiten (S. 51) vorzubeugen ſuchten. Die Großen und vielleicht auch die Magier nahmen öfter innerhalb des Saſſanidenhauſes für verſchiedene Prinzen Partei; auch anerkannte Könige fürchteten eine Uſurpation von Seiten der Ihrigen. Hormuz I., um ſeinem Vater Shapur I. einen Verdacht dieſer Art zu benehmen, ſchickt ihm (mit echt orientaliſcher Uebertragung des Symboliſchen in die Wirklichkeit) ſeine abgehauene rechte Hand; der Vater nimmt jedoch dieſe edelmüthige Erklärung der Thronunfähigkeit nicht an.

Die Regierung im Innern ging offenbar mit höhern Mitteln nach höhern Zielen als früher die der ſtets roh gebliebenen Parther. Von mehrern Saſſanidenkönigen werden jene Wohlthaten berichtet, welche jederzeit das Ideal eines orientaliſchen Fürſten ausgemacht haben: Schutz des Ackerbaues, Bewäſſerungsanſtalten, gleichmäßige Rechtspflege,

4. Abſchnitt. Geſetzbücher, Nutzbauten und Prachtbauten, wenigſtens an den großen Königsſtraßen, neue Städteanlagen, Mäcenat gegen Gelehrte und Künſtler von nah und fern. Von den ſämmtlichen Königen iſt nicht nur das äußere Ausſehen,[1]) ſondern auch die Sinnesweiſe in bezeichnenden Spruchverſen nach aſiatiſcher Art überliefert.

Die Gefahren des Reiches. Der Spruch des Stifters, Ardeſchir I., lautet wie ein Motto auf Schickſal ſeines Reiches überhaupt: „es giebt kein „Königthum ohne Soldaten, keine Soldaten ohne Geld, kein „Geld ohne Bevölkerung, keine Bevölkerung ohne Gerechtig„keit." Auf dieſem Umwege muß der König zur Erkenntniß eines ſittlichen Staatszweckes gelangen! Allerdings war der kriegeriſche Schutz die erſte Aufgabe. Denn dieſes Reich, welches den Römern ſo viele Sorge machte, litt ſeinerſeits an denſelben Gefahren von außen wie das Imperium. Von Süden her drängten bereits die Araber heran; daß ſie dereinſt Perſien erobern würden, ſollen die Magier ſchon damals gewußt haben.[2]) Shapur II., in deſſen Minderjährigkeit ſie ganze Stücke vom Perſerreich losgeriſſen, unternimmt
326. in ſeinem ſechszehnten Jahre einen furchtbaren Rachezug gegen ſie; er baut eine Flotte auf dem perſiſchen Meerbuſen und fährt nach Arabien hinüber; nach einem allgemeinen Blutbade auf der Bahrein-Inſel und unter dem Stämmen Temin, Beer-ben-Waiel, Abdolkais u. a. läßt er den Ueberlebenden die Schultern durchbohren und Stricke hindurch-

[1]) Aus dem „Buch der Bildniſſe" genau verzeichnet bei Hamza von Ispahan, welcher daraus ſeine weſentliche Aufgabe macht; z. B.: Narſes I., (reſign. 301) wird abgemalt in rothem geſticktem Kleid, blauen geſtickten Hoſen und grüner Tiara, beide Hände auf das Schwert geſtützt; Hormuz II. († 310) ebenſo; Shapur II. († 382) wird abgemalt in roſenfarbenem geſticktem Kleid, mit rothen geſtickten Hoſen, in der Hand eine Axt; er ſitzt auf dem Throne; ſeine Tiara, blau mit Gold, hat oben zwei Spitzen und ein goldenes Mönchen u. ſ. f. — Wozu aus Ammian. Marc. XIX, 1 noch der goldene Widderkopf als Hauptſchmuck hinzukömmt.

[2]) Mirkhond. p. 310. So fabelte man wenigſtens ſpäter.

ziehen als Leitriemen, während Conſtantin ſeine deutſchen Gefangenen nur den wilden Thieren in der Arena zu Trier vorwirft. Ein anderer gefährlicher Feind drohte vom Norden, aus den Gegenden vom caspiſchen Meere her: die Ephthaliten oder mißverſtändlich ſogenannten weißen Hunnen, einer jener Türkenſtämme, welche zu Vollziehern des Schickſals über Vorderaſien in den verſchiedenſten Jahrhunderten eigentlich geboren ſcheinen. Der ſiegreiche Krieg, welchen Bahram-gur gegen ſie führte, gehört mit zu den vielgeſtaltig 420—438.
erzählten Abenteuern, aus welchen ſein Lebensroman zuſammengeſetzt iſt; immerhin wird die Thatſache, daß er die Nomaden wieder über den Orus zurücktrieb, ihre Richtigkeit haben. Allein nicht lange nachher erhalten ſie Gelegenheit, ſich in den Erbfolgeſtreit der beiden Söhne Yezdegerd's II. 456.
einzumiſchen, und den ältern derſelben, Firuz, welcher zurückgeſetzt worden und zu ihnen geflohen war, mit einem großen Hülfsheere auf den perſiſchen Thron zu führen. Seitdem iſt ihr Einfluß, ſelbſt ihre Intervention nicht mehr zu beſeitigen, und die Saſſaniden bezahlen ihnen häufig Jahrgelder.

Die ſpätern Schickſale des Reiches, ſeine letzte Glanzperiode unter Koshru Nuſchirwan dürfen hier nicht mehr erörtert werden. Wir wenden uns zu den beſondern Ereigniſſen, welche in die Epoche Dioeletians und Conſtantin's fallen.

Auswärtige Politik.

Zur Zeit des Gallienus und der dreißig Tyrannen war das Reich von Palmyra der Vorkämpfer Rom's gegen die Perſer geweſen; Odenathus hatte Sapor I., den trotzigen Sieger über Valerian, geſchlagen und verfolgt bis Kteſiphon. Als aber ſpäter Aurelian die Palmyrener angriff, wandte ſich die ſaſſanidiſche Politik auf deren Seite, um den ſchwachen Nachbar zu erhalten; Bahram I. ſandte der Zenobia eine Schaar zu Hülfe, welche dann wie das Heer der Königinn dem römiſchen Imperator unterlag. Aurelian und nachher Probus mußten mit Geſchenken begütigt werden;

4. Abſchnitt. letzterer rüſtete ſich dann gleichwohl zu einem perſiſchen Kriege, welchen ſein Nachfolger Carus wirklich unternahm; glänzende Erfolge führten das römiſche Heer noch einmal bis über den Tigris hinaus, verloren aber ihren Werth durch den plötzlichen Tod des Carus und die Heimkehr ſeines
283. Sohnes Numerian. Es ſtand zu erwarten, daß Bahram II. nach einigem Zögern[1]) die große Verwirrung des ganzen römiſchen Reiches beim Auftreten Diocletian's eifrig benützen würde, um ſich nach Weſten hin zu ſichern und auszudehnen. Einſtweilen mußten die Kaiſer ihn gewähren laſſen, weil viel nähere Sorgen ſie in Anſpruch nahmen. Für ſie übernahm vor der Hand Armenien[2]) den Kampf.

Armenien unter den Perſern.

Dieſes Land, unter einem Nebenzweige des geſtürzten parthiſchen Königshauſes der Arſaciden, hatte früher römiſche Schutzhoheit genoſſen. Als aber zur Zeit Valerians und Gallien's das römiſche Reich in Stücken zu gehen anfing, hatte Shapur I. Armenien mit Hülfe einheimiſcher Factionen unterworfen; der Sohn des ermordeten Königs Chosroes, Tiridates, war nur durch die Treue der königlichen Diener gerettet und dann unter dem Schutz der römiſchen Kaiſer erzogen worden. Mit rieſiger Stärke und hohem Muthe begabt, ſogar als Sieger bei den olympiſchen Spielen geehrt, ſchien er ganz beſonders geeignet, als Prätendent in dem verlorenen Reiche ſeiner Väter aufzutreten. Wie einſt Nero
286. ſeinen gleichnamigen Vorfahren, ſo belehnte ihn jetzt Dio-

König Tiridates.

cletian mit Armenien. Tiridates fand ſeine Heimath unter einem ſyſtematiſchen Drucke, auch religiöſer Art; der unduldſame Parſismus der Fremdherrſcher hatte die Statuen der vergötterten Könige von Armenien und die geweihten Bilder

---

[1]) Die Stellen in Paneg. II. (Mamertin. Maxim.), c. 7, 9. 10 beweiſen nur, daß noch im Jahr 286 der Perſerkönig dem am Euphrat verweilenden Diocletian Geſchenke ſandte.

[2]) Gibbon, cap. XIII. p. 114. s. Moses Chorenensis ed. Whiston. lib. II, c. 73 seq. (wo die Eroberung des Landes nur unter Artaſires, d. h. Artaxerres Saſſan verlegt wird.)

der Sonne und des Mondes zerbrochen und dafür auf dem Berge Bagavan ein Pyreum errichtet für das heilige Feuer. Raſch ſammelten ſich Edle und Geringe um den Prinzen; man verjagte die Perſer und brachte gerettete Schätze und ſogar eine gerettete Prinzeſſin zum Vorſchein. Ein ſchon von Shapur nach Armenien verbannter vorgeblich ſcythiſcher, wahrſcheinlich turkomanniſcher Häuptling, Mamgo, ging ſammt ſeiner Horde zu dem neuen Herrſcher über. Allein Narſes I. raffte ſeine Macht zuſammen, eroberte Armenien von Neuem, und nöthigte den Tiridates, abermals bei den Römern Schutz zu ſuchen.

Perſerkrieg des Galerius.

Diocletian und ſeine Mitherrſcher waren inzwiſchen ihrer meiſten Feinde Herr geworden und konnten ſich jetzt dem Orient widmen. Während der Oberkaiſer auszog, um auch noch das ſeit langer Zeit empörte Aegypten zu unterwerfen, vertraute er ſeinem Cäſar Galerius den Kampf gegen Narſes an; das gemeinſchaftliche Hauptquartier war Antiochien. Allein zwei unentſchiedene Schlachten und eine dritte, welche Galerius durch allzukühnes Vordringen verlor, düngten noch einmal die wüſte Ebene zwiſchen Carrhä und dem Euphrat, wo einſt Craſſus zehn Legionen zum Tode geführt, mit römiſchem Blut. Diocletian, der inzwiſchen Aegypten unterworfen hatte, während gleichzeitig der Cäſar des Maximian, Conſtantius Chlorus, das abgefallene Britannien wieder zum Reiche gebracht, war doppelt erzürnt darüber, daß am Euphrat allein die römiſchen Waffen im Nachtheil ſein ſollten. Auf ſeiner Rückkehr begegnete ihm in Syrien der geſchlagene Cäſar; er ließ ihn im Purpurmantel, wie er war, eine Millie weit neben ſeinem Wagen herlaufen, Angeſichts der Soldaten und des Hofes. Mehr als irgend etwas bezeichnet dieſer Zug den wahren Ton der diocletianiſchen Herrſchaft.[1]) Und die Ergebenheit des Galerius wird dadurch

[1]) Daß die Sache im höchſten Grade auffiel, zeigt ſich durch ihre Erwähnung ſelbſt bei den kürzeſten Abbreviatoren, wie Eutrop, Aurel. Victor, Sextus Rufus, und als Präcedens bei Ammian XIV, 11.

4. Abſchnitt. nicht im Geringſten erſchüttert; ſein einziges Verlangen iſt die Erlaubniß, die Schmach durch Siege auslöſchen zu dürfen. Nun müſſen ſtatt der weniger tauglichen Aſiaten die unbeſiegbaren Illyrier ausrücken, nebſt einer Hülfsſchaar geworbener Gothen, alles gerechnet nur 25,000 Mann, aber von der tüchtigſten Art. Dießmal wandte ſich Galerius jen-
297. ſeits des Euphrat in das bergige Armenien, wo er das Volk der römiſchen Sache günſtig fand und wo die meiſt aus Reitern beſtehenden perſiſchen Heere ihm viel weniger furchtbar ſein konnten als beim Kampf in der Ebene. (Das Fußvolk galt nämlich bei den Perſern laut Ammian nur als Troß). Er ſelbſt kundſchaftete bloß mit zwei Begleitern das ſorgloſe perſiſche Lager aus,[1]) und überfiel es dann plötzlich. Der Erfolg war ein ungeheurer; nach einem allgemeinen Ge-

Niederlage des Narſes. metzel floh König Narſes verwundet nach Medien; ſeine und ſeiner Großen Gezelte fielen mit reichlicher Beute in die Hände der Sieger, und auch ſeine Frauen nebſt mehrern Verwandten wurden gefangen. Galerius, welcher die Wichtigkeit eines ſolchen Unterpfandes wohl kannte, behandelte dieſe Gefangenen mit Güte und Sorgfalt. — So kurz und dürftig die vorhandenen Nachrichten über den Krieg, ſo um-

Unterhandlung. ſtändlich ſind diejenigen über die darauf folgenden Friedensunterhandlungen.[2]) In der erſten Eröffnung, welche Apharban, ein Vertrauter des Narſes, dem Galerius allein machte, wirkt die hochmüthige Schmeichelei des Aſiaten ganz ergötzlich. Rom und Perſien ſind ihm die beiden Leuchter, die beiden Augen der Welt, die ſich nicht anfeinden ſollten; nur von einem ſo großen Fürſten wie Galerius habe Narſes dürfen beſiegt werden; übrigens ſeien die menſchlichen Dinge wandelbar. Wie furchtbar die Lage Perſiens geweſen ſein muß, erkennt man daraus, daß der König alle politiſchen Bedingungen der „Philanthropie“ der Römer anheimſtellen

[1]) Wie Conſtantin in einem der rheiniſchen Kriege. Vgl. oben 89, N. 2.

[2]) Excerpta de legationibus: Petrus Patricius, u. a. bei Müller, Fragm. hist. græc. IV, pag. 188.

läßt und nur um die Rückgabe ſeiner Familie bittet. Galerius, der den Geſandten erſt rauh anfährt und an den einſt von den Perſern zu Tode gequälten Kaiſer Valerian erinnert, giebt dann doch einige tröſtlichere Worte. Darauf[1]) trafen der Imperator und der Cäſar zu Niſibis am Euphrat zuſammen; dießmal wurde Galerius als Sieger mit den höchſten Ehren empfangen, aber nochmals bringt er der höhern Einſicht Diocletian's ſeine Neigung zum Opfer und entſagt der leichten und ſichern Eroberung des vordern Perſiens, von welchem nur die werthvollern Grenzdiſtrikte einverleibt werden ſollten. Ein Secretär, Sicorius Probus, wurde an Narſes entſandt, welcher ſich bis nach Medien zurückgezogen hatte, um Zeit zu gewinnen und Truppen zu ſammeln, deren Anblick dem ermüdeten römiſchen Geſandten einigermaßen imponiren ſollte. Am Fluß Aſprudus erhielt endlich Probus Audienz und ſchloß einen Vertrag ab, in welchem Narſes fünf Provinzen, nämlich das Kurdenland und das ganze obere Tigrisgebiet bis an den Wan-See abtrat.[2]) Damit war den Römern auch ihr älterer Beſitz, der obere Euphrat geſichert und vor das römiſche Schutzreich Armenien gleichſam ein Wall hingebaut; freilich aus einem Stoff, der vor den parthiſchen Eroberungen den Armeniern ſelbſt gehört hatte; doch wurde auch ihnen gegen Südoſten hin ein nicht unbeträchtliches Stück Land abgetreten und Tiridates nochmals als König eingeſetzt. Auch der König von Iberien ſollte fortan Vaſall der Römer ſein, eine wichtige Verfügung, weil dieſes rauhe, von Armenien nördlich gelegene Bergland (es entſpricht etwa dem jetzigen Georgien) mit ſeinen kriegeriſchen Bewohnern eine Vorwacht gegen die Barbaren von jenſeits des Caucaſus abgeben konnte.[3]) Auf dieſen Friedensabſchluß hin erhielt Narſes ſeine bisher in Antiochien verwahrte Familie zurück.

Der Friedensſchluß.

[1]) Gibbon weicht hier willkürlich von der Reihenfolge der Thatſachen ab.

[2]) Vgl. Spruner, hiſtor. Atlas. Bl. 2.

[3]) Die ſtreitige Bedingung von römiſcher Seite, daß Niſibis, eine mit

1. Abſchnitt.

Seine Folgen.

Die ganze Grenze wurde nun mit Feſtungen und Garniſonen verſehen. Es folgte eine Zeit der Ruhe für Vorderaſien, welche faſt vierzig Jahre, bis gegen das Lebensende Conſtantin's hin dauerte. Die ſiegreichen Kaiſer ahnten wohl nicht, daß ſie auch mit dieſen großen Erfolgen weſentlich der ruhigen Verbreitung des verhaßten Chriſtenthums die Wege geebnet hatten. — Wie übrigens Perſien durch ſeinen Manichäismus und durch mannigfachen Aberglauben auch in entgegengeſetztem Sinne auf das römiſche Reich einwirkte, wird unten berührt werden.

Die damaligen Perſer.

Die Bevölkerung und ihre Sitten ſind durch alle neuern Miſchungen, ſelbſt durch den ſchiitiſchen Mohammedanismus und die von ihm bedingte Bildung hindurch noch theilweiſe ſo zu erkennen, wie Ammian im vierten, Agathias im ſechsten Jahrhundert ſie ſchildern. Der zweideutige Blick unter den rundgewölbten, in der Mitte zuſammenlaufenden Augbraunen, der ſchön gepflegte Bart ſind den Perſern geblieben; gewiſſe Anſtandsregeln gelten noch wie damals; von dem alten Ruhm der Mäßigkeit wenigſtens ein Reſt; die ſonderbare Miſchung von weichlicher Ausſchweifung und großem perſönlichem Muth iſt noch heute charakteriſtiſch für ſie, ebenſo das freche Prahlen und die ſelbſtſüchtige Argliſt. Auch die weite, bunte Kleidung und der flimmernde Putz fiel ſchon den Römern auf.[1]) Was von der Religion abhing, hat ſich natürlich nur da erhalten können, wo noch jetzt Parſismus exiſtirt, wie z. B. das Preisgeben der Leichen an Hunde und Vögel. Vielen Aberglauben hat der Mohammedanismus ausgerottet oder im Mährchen fixirt; dem Perſer der Saſſanidenzeit war das ganze tägliche Leben, ja Weg und Steg voll drohenden oder lockenden Zaubers, und das heilige Feuer der Pyreen ſelbſt mußte fortwährend Orakel ſpenden. Der große Sapor II. begnügte ſich damit

an die Römer abgetretene Stadt, der τόπος τῶν συναλλαγμάτων werden ſolle, hat auch Gibbon nicht zu erläutern vermocht.

[1]) Strabo XV, 3.

nicht; unter den eigentlichen Magiern gab es auch Necromanten, welche ihm in wichtigen Augenblicken Schatten beſchwören mußten, ſelbſt den des Pompejus.[1])

Aehnlichkeit mit dem chriſtl. Mittelalter.

Es iſt oft bemerkt worden, wie ſehr dieſes ſaſſanidiſche Weſen an das abendländiſche Mittelalter wenigſtens in einzelnen Zügen erinnert. So ſchon die klöſterliche Abſtinenz der Magier; ihre Stellung neben dem Adel als eine Art von Clerus. Es iſt nur zu bedauern, daß hierüber nichts Näheres bekannt iſt und daß ſelbſt die Art wie ſie ſich in dieſer Zeit als Stand fortpflanzten im Dunkel bleibt. Ganz beſonders abendländiſch erſcheint aber der Adel ſelbſt, mit ſeiner rohen Ritterlichkeit. Zum Könige ſtand er wahrſcheinlich in einem förmlichen Lehnsverhältniß, deſſen Hauptleiſtung in der Kriegspflicht beſtand. In den Bildwerken gleichen dieſe perſiſchen Streiter in ihren Harniſchen und gefederten Helmen, mit ihren Lanzen und Schwertern, mit dem prächtigen Geſchirr ihrer Pferde durchaus den Rittern unſeres Mittelalters. Die Seele ihres Treibens war ganz wie bei dieſen das Abenteuer, ſei es im Krieg oder in der Liebe, und die Sage hat ſchon früh eine Geſtalt wie Bahramgur zu einem glänzenden Vorbilde dieſer Art umgeſchaffen, während ſie damals auch ihre Helden aus der mythiſchen Zeit, einen Roſtem und Feridun, bereits hoch in Ehren hielt. Dieſe Romantik ſteht im entſchiedenſten Gegenſatz gegen das römiſche Leben, wie alles Planloſe.

Bekehrung Armeniens.

Schauen wir noch auf Armenien zurück. Dieſes Land, mit ſeiner tapfern, bildungsfähigen Nation, hatte bis jetzt immer Einflüſſen und Eindrücken von außen gehorcht, auch eine verhältnißmäßig nur geringe Cultur zu Tage gefördert, und bald ſollte neue, dauernde Noth und Knechtſchaft hereinbrechen. Dazwiſchen liegt als lichte Epiſode dieſe Zeit des Tiridates, welche zugleich die Zeit der Bekehrung zum Chriſtenthum war; dieſes aber ſollte, als armeniſche Kirche

[1]) Ammian. XVIII, 4. seq. Meyer. Anthol. lat. N. 741.

4. Abſchnitt. geſtaltet, einſt die Hauptſtütze des armeniſchen Volksthums werden.

Folgendes erzählt der Chroniſt des Volkes, Moſes von Chorene:[1])

Gregor der Erleuchter. Gregor der Erleuchter (Illuminator), abſtammend von einem Nebenzweige des arſacidiſchen Königshauſes, wurde durch eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden ſchon als Kind nach dem römiſchen Cappadocien gebracht und daſelbſt von einer chriſtlichen Familie erzogen, ſpäter auch mit einer Chriſtin, Maria, verheirathet. Nach einer dreijährigen Ehe trennten ſie ſich, um in freiwilliger Enthaltſamkeit Gott zu dienen; von ihren beiden Söhnen wurde der jüngere Anachoret, der ältere pflanzte die Familie fort. Gregor kehrte dann mit dem noch heidniſchen Tiridates nach Armenien zurück und begann die Bekehrung des Landes unter großen Gefahren. — Aus andern Quellen erfährt man, daß neben ihm auch eine heilige Frau, Ripſime, thätig war und ſogar den Märtyrertod erlitt, daß aber die Bekehrung doch raſch vorwärts ging; noch vor der dioeletianiſchen Verfolgung, im Jahre 302, taufte Gregor den Tiridates ſelbſt und einen großen Theil des Volkes. Er überlebte noch die Zeit des niceniſchen Concils, welches er jedoch aus Demuth nicht beſuchen wollte, und brachte ſein Alter vom Jahr 332 an als Einſiedler in dem Gebirge zu, welches „die Mania-Höhle" heißt; zu ſeinem Nachfolger im Bisthum oder Hohenprieſterthum hatte er ſelber ſeinen Sohn Ariſtaces eingeſetzt. Er ſtarb unbekannt; Hirten begruben ihn; erſt lange hernach wurde ſeine Leiche wieder entdeckt und feierlich in Thordan beſtattet. — Tiridates überlebte noch den Conſtantin und ſtarb durch Vergiftung von Seiten einer Adelspartei im

Spätere Zeiten. Jahre 342. Bald brachten Bürgerkriege und Interventionen von außen ſowohl das arſacidiſche Königthum als das ebenfalls erbliche arſacidiſche Hoheprieſterthum in Noth und Ver-

[1]) A. a. O. II, 27. 71. 77 seq. Moſes ſchrieb um d. J. 440.

wirrung.[1]) Allein der Eindruck der Bekehrung blieb unter all den folgenden Fremdherrſchaften, und das ſpäter allerdings im Monophyſitismus verſteinerte Chriſtenthum vereinigt bis heute die weit bis nach Oeſterreich verbreiteten Armenier; mit Ausnahme der Römiſch-unirten, welche gegenwärtig die Beſten und Gebildetſten der Nation in ihren Reihen haben möchten.

---

Dieſes war der Zuſtand der befreundeten und der feindlichen Nachbarländer Rom's im Oſten. Die aſiatiſchen Provinzen des Reiches ſelbſt genoſſen in der Zeit Diocletians und Conſtantin's eine Ruhe, welche nur kurz durch die großen Reichskriege unterbrochen wurde. Ein Lebensbild von Syrien und Kleinaſien in dieſer Zeit würde der Gegenſtand einer eigenen, beträchtlichen Forſchung ſein. Wir beſchränken uns, auf einen wunden Fleck hinzuweiſen, der Jahrhunderte hindurch dem Körper des Reiches Schande machte, auf das Räuberland Iſaurien, welches in allen Geſchichten der römiſchen Kaiſerzeit einen ſtehenden Artikel bildet. Iſaurien.

Viel berühmter iſt allerdings der frühere, beim Sinken der Diadochenreiche in Schwung gekommene Seeraub und Sklavenhandel der Cilicier, weil ſie in dem denkwürdigen letzten Jahrhundert der Republik von dem großen Pompejus beſiegt wurden, nachdem ſie der Piraterie des ganzen Mittelmeeres lange Zeit Anhalt und Zuflucht gewährt hatten. Schon damals[2]) wird als eines der Raubneſter des Binnenlandes das uralte Iſaura genannt, nach welchem dann die ganze hinter dem eigentlichen Cilicien gelegene Gegend den Namen Iſaurien erhielt; ein rauhes Bergland vulkaniſcher Formation mit hohen Gipfeln, deſſen Städte eher als Caſtelle

[1]) Ob der bei Euseb. Hist. eccl. IX, 8 erwähnte Angriff des Maximinus Daza auf Armenien wirklich der Sinn eines Religionskrieges hatte, bleibt ſehr zweifelhaft.

[2]) Florus III, 6.

4. Abſchnitt.

gelten konnten.[3]) Sei es nun, daß vom Piratenkrieg her ſich ein Reſt von Räuberweſen in dieſem Hinterlande erhielt, oder daß erſt in der Kaiſerzeit bei gänzlichem Mangel an Aufſicht die Bevölkerung von Neuem auf dieſe Lebensweiſe gerieth, jedenfalls waren die Iſaurier im dritten Jahrhundert eine der Landplagen des ſüdlichen Kleinaſiens. Zur Zeit der dreißig Tyrannen[1]) fanden ſie es am zweckmäßigſten, einen ihrer Anführer, Trebellian, zum Imperator zu erheben, der zu Iſaura Hof hielt, Münzen ſchlug und ſich in den wilden Gebirgen eine geraume Zeit hindurch behauptete. Es iſt nicht bekannt, auf welche Weiſe es dem Cauſiſoleus, einem der Feldherrn des Gallienus, gelang, ſeiner habhaft zu werden, jedenfalls war mit ſeiner Tödtung das Land noch nicht beſiegt, vielmehr hielten die Iſaurier aus Furcht vor der weitern Rache des römiſchen Kaiſers nur um ſo feſter zuſammen. Unter Claudius Gothicus wurde ein neuer Angriff gegen ſie unternommen, ſcheinbar mit viel größerm Erfolge; der Kaiſer konnte bereits die Abſicht faſſen, ſie aus ihren Gebirgen herab nach Cilicien zu führen und daſelbſt anzuſiedeln, während ein vertrauter Diener das leere Iſaurien zum Eigenthum erhalten und jede Rebellion auf dieſe Weiſe unmöglich gemacht werden ſollte. Allein der frühe Tod des Claudius ſcheint das Projekt vereitelt zu haben und die Iſaurier regen ſich bald wieder ſo keck als je zuvor. Unter Probus[2]) machte einer ihrer Räuberhauptleute, Lydius, Lycien und Pamphylien unſicher; gegen alle Angriffe hatte er ſich in dem unzugänglichen Kremna (in Piſidien) nicht bloß befeſtigt, ſondern auch durch Ausſaat

Ausartung zum Raubvolk.

Der Hauptmann Lydus.

[3]) Plinius Hist. Nat. V, 33 (oder 27) kennt in dem benachbarten Homonadenland ein Oppidum und 44 Caſtelle „zwiſchen rauhen Schluchten verſteckt.“ — Bei irgend einem der im Text genannten Angriffe müſſen die Römer Iſaura eingenommen und zerſtört haben, wenn nicht bei Ammian. Marc. XIV, 8 ſchon die Zerſtörung durch Servilius Iſauricus gemeint iſt.

[1]) Hist. Aug. XXX. Tyr. c. 25.

[2]) Zosim. I, 69. seq.

und Ernte gegen die Aushungerung geſichert; die unglücklichen Einwohner, welche er fortgejagt hatte und welche der römiſche Kommandant ihm wieder mit Gewalt zuſchicken wollte, ließ er von der Stadtmauer in die Schluchten hinabſtürzen. Ein unterirdiſcher Gang führte aus Kremna unter dem römiſchen Lager hindurch an ferner, verborgener Stelle in's Freie hinaus; dieſen benützte die Mannſchaft um zu Zeiten geraubtes Vieh und Lebensmittel in die Stadt zu ſchaffen, bis die Feinde der Sache auf die Spur kamen. Von da an ſah ſich Lydius genöthigt, ſeine eigene Mannſchaft durch Ermordung zu verringern bis auf die unentbehrliche Zahl; auch einige Weiber blieben am Leben und zwar als ein gemeinſchaftlicher Beſitz. Endlich ging ſein beſter Wurfmaſchinenmeiſter, mit dem er ſich entzweit hatte, zu den Römern über, und ſchoß aus deren Lager auf die Maueröffnung hin, durch welche Lydius zu ſpähen pflegte. Der Räuberhauptmann, tödtlich getroffen, ließ noch die Seinigen ſchwören, das Caſtell nie zu übergeben, was ſie nicht hinderte ihr Wort zu brechen, ſobald er den Geiſt aufgegeben hatte. Allein mit dieſem Siege war höchſtens Piſidien auf einige Zeit geſichert, das öſtlich daran ſtoßende Iſaurien ſelbſt dagegen blieb in den Händen der Räuber nach wie vor. Eine Aufzeichnung aus der Zeit Diocletians[1]) ſpricht hierüber ſo klar als möglich: „Seit Trebellian gel„ten die Iſaurier als Barbaren, und da ihr Land mitten „im römiſchen Gebiet liegt, ſo werden ſie mit einer neuen „Gattung von Schutzwachen wie eine Feindesgrenze umzäunt. „Die Oertlichkeit allein ſchützt ſie; denn ſie ſelber ſind weder „ſtattlich von Wuchs, noch gefährlich durch Tapferkeit, noch „in ihrer Bewaffnung ausgezeichnet, noch beſonders klug; „ihr einziger Trotz iſt die Unzugänglichkeit ihrer Wohnſitze „in den Gebirgen."

Rom giebt Iſaurien auf und ſchließt es ein.

Jene neue Gattung von Schutzwachen und die Art ihrer

[1]) Hist. Aug. a. a. O.

4. Abſchnitt. Kriegführung gegen das Räubervolk lernt man im Verlauf des vierten Jahrhunderts bei mehrern Gelegenheiten kennen.[1]) Das Reich wandte nicht weniger als drei Legionen, ſpäter wenigſtens zwei auf dieſen einen Zweck; der Stab derſelben lag wahrſcheinlich zu Tarſus in Cilicien und zu Side in Pamphylien, die Magazine in Paleas, während die Mannſchaft entweder in den Städtchen und Caſtellen des Binnenlandes ſich aufhielt oder in mobilen Colonnen kreuzte. Doch wagte ſie ſich nicht mehr weit in die Gebirge, ſeitdem man die Erfahrung gemacht hatte, daß beim ſteilen Emporklimmen jede römiſche Taktik verloren ſei, ſobald von oben Felsblöcke herabgerollt wurden. In der Ebene mußte man die Iſaurier erwarten, wenn ſie in Cilicien, Pamphylien, Piſidien und Lycaonien auf Raub ſtreiften; da wurden ſie mit Leichtigkeit überwältigt und entweder niedergemacht oder zum Thierkampf in die Amphitheater der vergnügungsſüchtigen großen Städte, wie z. B. Iconium abgeliefert. Aber ſelbſt den ciliciſchen Seeſtrand gelang es nicht immer zu ſchützen; die alte Seeräubernatur brach bei dem Bergvolk bisweilen ſo ſtark hervor, daß ſie längere Zeit hindurch (z. B. um 353) gewiſſe Küſtenſtriche in ihrer Gewalt behielten und die ganze Schifffahrt nöthigten, ſich an die Ufer des gegenüber liegenden Cypern zu halten. Die Belagerung des wichtigen Seleucia trachea, der zweiten Stadt Ciliciens, ſchien ihnen damals nicht zu gewagt; erſt ein großes römiſches Entſatzheer bewog ſie zum Abzug. Darauf gelang es nochmals, ſie in ihrem Berglande mit einem Syſtem von Schanzen und Landwehren für mehrere Jahre einzuſchließen, bis ſie im Jahre 359 wiederum in großen Haufen hervorbrachen und durch ihre Räubereien das Land in Schrecken ſetzten; mit zweckmäßigen Drohungen mehr als mit Strafen ſollen ſie dann abermals zur Ruhe gebracht worden ſein. Ein neuer Aus-

Die Iſaurier wiederum Piraten.

[1]) Notitia dignitatum etc. c. 26, mit Böcking's Anmerkungen. Ammian. Marcell. XIV, 2. 8. XIX, 13. XXVII, 9. Zosim. IV, 20. V, 20. 25.

bruch über Pamphylien und Cilicien, wobei ſie ermordeten was ihnen in die Hände fiel, wird zum Jahre 368 berichtet; eine Schaar leichter römiſcher Truppen mit einem der höchſten Reichsbeamten, dem Neuplatoniker Muſonius an der Spitze ließ ſich in einer engen Schlucht von ihnen überfallen und niedermachen. Darauf drängte und verfolgte man ſie raſtlos von Ort zu Ort, bis ſie um Frieden baten und denſelben gegen Stellung von Geiſeln erhielten. Eine ihrer vornehmſten Ortſchaften, Germanicopolis, führte wie gewöhnlich, ſo auch bei dieſer Unterhandlung das Wort; von beſonders mächtigen Häuptlingen oder Fürſten iſt nicht die Rede. Acht Jahre ſpäter unter Valens kommen ſie von Neuem zum Vorſchein; um das Jahr 400 muß der Feldherr Fravitos Cilicien von Räubern reinigen; im Jahre 404 beſiegt der Feldherr Arbazacius die Iſaurier und läßt ſich dann von ihnen beſtechen, worauf ſie mehrere Jahre nach einander ihr altes Weſen treiben. So ging es bis tief in die byzantiniſche Zeit hinein mit Angriff, Abwehr und ſcheinbarer Huldigung. Das kleine, wenig zahlreiche Volk muß völlig verwildert ſein; die Römer nahten ihm nur noch als Feinde und es iſt begreiflich, aber auch zu bedauern, daß von dem politiſchen, ſittlichen und religiöſen Zuſtande, der ſich hier entwickelte, keine Schilderung erhalten iſt. Das Verhältniß zu Rom war gewiß in mancher Beziehung dem der Tſcherkeſſen zu Rußland ähnlich, aber in den Hauptpunkten davon verſchieden. Iſaurien iſt helleniſirt geweſen, wenigſtens oberflächlich, und hat ſich ſpäter wieder allmälig barbariſirt; daß dieß aber ſo ungehindert geſchehen konnte, iſt für den innern Zuſtand des römiſchen Reiches in mehr als einer Hinſicht bezeichnend. — Wir wenden uns nun nach dem ſüdlichen Ufer des Mittelmeeres.

Barbariſirung.

Unter den unglücklichſten Ländern des Römerreiches finden wir auch jetzt wieder Aegypten; wo ſich Dioeletian einen traurigen Namen machen wird durch grauſame Unter-

4. Abſchnitt.

drückung eines jener Aufſtände, an welchen die ägyptiſche Geſchichte ſeit der Eroberung durch den Sohn des Cyrus ſo reich iſt.

Stimmung der Römer gegen Aegypten.

Die Stimmung des Römers gegen Aegypten iſt eine ſonderbar gemiſchte; tiefe Verachtung und ſtrenge Ueberwachung der Eingebornen — ſowohl der Aegypter als der coloniſirten Griechen und Juden — geht Hand in Hand mit einer alten Ehrfurcht vor den Erinnerungen und Denkmälern der bereits um Jahrtauſende rückwärts liegenden Pharaonenzeit und einem noch ſehr lebendigen Ueberreſt derſelben: ich meine jene geheimnißvolle Prieſterreligion, deren Iſiscultus, Symbole, Weihen und magiſche Künſte zumal die ſpätrömiſche Welt am wenigſten entbehren mag. Derſelbe römiſche Präfekt oder Epiſtratez, welcher vielleicht mit Raub und Grauſamkeit über dem Volke waltet, wird doch nach dem hundertthorigen Theben und nach Philä pilgern und ſeinen Namen auf der Wade des Memnonsbildes einmeißeln laſſen,[1]) nebſt der Verſicherung deſſen berühmten Ton bei Sonnenaufgang gehört zu haben. Auch die profane Neugier des Alterthumsforſchers und Reiſenden, die romantiſche Sehnſucht der Gebildeten war dem Lande uralter Cultur in reichem Maße zugewandt. Hier ſpielen die Romane des Xenophon von Epheſus und des Heliodor; in der bunten Geſchichte ihrer Liebespaare Anthia und Habrokomes, Theagenes und Chariklea übernehmen ägyptiſche Räuberbanden ſo ziemlich die Rolle, welche neuere Schriftſteller italieniſchen Banditen zu übertragen pflegen, um vollends von dem ſymboliſchen Roman des Syneſius zu ſchweigen, welcher Ereigniſſe aus der Zeit des Arcadius in ein altägyptiſches Gewand kleidet. „Alles was von Aegypten erzählt wird, ſagt Heliodor, intereſſirt helleniſche Zuhörer

[1]) Böckh, corpus inscr. græcc. III, fasc. II, wo das ganze ſteinerne Album der Memnonsſäule, der Syringen u. ſ. w. verzeichnet iſt. — Vgl. auch Nr. 4699. — Die wichtigern lat. Inſchr. bei Orelli, Vol. I, §. 8.

„ganz beſonders.“ [1]) — Auch in die bildende Kunſt war das Aegyptiſche vorzüglich durch Hadrian als Mode eingedrungen, und noch viel ſpäter liebte man ägyptiſche Landſchaften, ſtaffirt mit den Wunderthieren, den Barkenfahrten, den Lauben und Strandbauten des allbelebenden Nils, ungefähr wie ſich unſere Mode zeitweiſe der chineſiſchen Schildereien angenommen hat. Dieſer Art iſt das berühmte Moſaik von Paleſtrina.

Verbitterung der Nation.

Doch die wirklichen Verhältniſſe waren ernſt und furchtbar. Alte Culturvölker, welche nach einer glanzvollen Vergangenheit in die Hände fremder, etwa relativ barbariſcher Eroberer gefallen ſind und lange Jahrhunderte hindurch ungefragt von Hand zu Hand gehen, nehmen leicht ein Weſen an, welches dem ausländiſchen Beherrſcher als verſchloſſene Bösartigkeit erſcheint, mag es auch nur zum Theil dieſen Namen verdienen. Den Anfang hiezu machte die perſiſche Eroberung, welche die Aegypter nicht nur durch Unterwerfung und Druck an ſich, ſondern auch durch Mißachtung ihrer alten Religion auf das ſchrecklichſte, und zwar bleibend verbitterte. Der einfache Lichtcultus der Perſer ſtieß ſich an der maſſenhaften, halbthieriſchen Götterwelt ihrer neuen Unterthanen; den Einen war gerade Alles dasjenige unrein, was den andern heilig ſchien. Daher jene nie endenden Empörungen, die mit Strömen Blutes nicht zu ſtillen waren. Die darauf folgenden griechiſchen Herrſcher brachten keinen ſolchen Zwieſpalt mit ſich; ihr helleniſcher Glaube ſuchte in dem Polytheismus Vorderaſiens und Aegyptens nicht die Verſchiedenheiten, ſondern ſehr gefliſſentlich die Verwandtſchaften mit dem ihrigen. Für Alexander den Großen iſt Ammon gleich Zeus, den er überdieß für ſeinen eigenen Erzeuger hält; und wenn der Grieche ſchon früher nicht daran zweifelte, daß ſein Apoll mit dem ägyptiſchen Horus,

Die Ptolemäer.

[1]) Aethiop. II, 27. *Αἰγύπτιον γὰρ ἄκουσμα καὶ δυσχέρημα πᾶν ἑλληνικῆς ἀκοῆς ἐπαγωγότατον.*

4. Abſchnitt. ſein Dionyſos mit Oſiris, ſeine Demeter mit Iſis eins und daſſelbe ſei, ſo wird jetzt für den halben Olymp etwas Entſprechendes am Nil aufgefunden. Ptolemäus des Lagus Sohn, welcher bei der Theilung der großen Erbſchaft unter die Generale Aegypten für ſich bei Seite gebracht hatte, war nebſt ſeinen nächſten Nachfolgern, die das neue Reich einrichteten,[1]) überhaupt bemüht, den Aegyptern in gewiſſen Dingen entgegenzukommen. Die brutale perſiſche Art, jeden Nationalcharakter ohne Noth mit Füßen zu treten und es dann auf die verzweifeltſten Aufſtände ankommen zu laſſen, lag nicht in ihrem Intereſſe; dieſes lief auf einen feſtgeſchloſſenen, wohlgeordneten Militär- und Beamtenſtaat hinaus, mit ſo viel Druck als eben nöthig war, um alle Geldmittel des Landes in den Schatz des Königs zu leiten, wo trotz der dritthalbhunderttauſend Soldaten und der viertauſend Schiffe noch immer unglaubliche Summen liegen blieben. Daneben ließ man dem Lande ſeine alte urſprünglich agrariſche Eintheilung in Nomen; ſogar ſein Kaſtenweſen war gefahrlos, ſeit es keine einheimiſche Kriegerkaſte mehr gab; die Prieſter und ihre Tempelherrſchaften hegte und pflegte man ſogar mit eigener feierlicher Theilnahme, aber nur indem man ſie zugleich beträchtliche Steuern zahlen ließ. Ptolemäus Euergetes baute noch den prachtvollen Tempel von Esne in einem Styl, der von dem altägyptiſchen kaum merklich abweicht; die Könige ſeines Geſchlechtes ließen ſich noch einbalſamiren, freilich auch neben, ja über Iſis und Oſiris als „erhaltende Götter" verehren. Dieß war das deutlichſte Symbol einer Amalgamirung, welche mehr und mehr dadurch erreicht wurde, daß die Griechen ſich nicht mehr in Factoreien einſchloſſen, ſondern im Lande zerſtreut mitten unter den Aegyptern lebten. Immerhin blieb die neue Welt-

Alexandrien. ſtadt Alexandrien überwiegend griechiſch; von hier ſtrahlte das kosmopolitiſch mittheilbar gewordene Griechenthum, welches

[1]) Vgl. Droyſen, Geſch. des Hellenismus, Bd. 2.

man den Hellenismus nennt, ſein Licht am hellſten aus. Eine Zeit lang war keine Stadt in der Welt, die ſich mit dieſer hätte meſſen können an Pracht und an äußerlicher wie geiſtiger Regſamkeit, aber auch nirgends mochte ein gleiches Maaß von Verdorbenheit beiſammen ſein wie hier, wo drei Völker (die Juden mitgerechnet), alle an ihrem altnationalen Weſen irre geworden, rein polizeilich gehütet werden mußten.

Die Römerherrſchaft.

Als Auguſtus nach dem Siege von Actium das inzwiſchen etwas herabgekommene Land übernahm,[1]) ſollte es plötzlich nur noch in Bezug auf Rom exiſtiren dürfen, als einträgliche Domäne und als Kornkammer. Keine Provinz wurde ſo überwacht wie dieſe, ſowohl wegen des gefährlichen Volksgeiſtes und bedenklicher Weiſſagungen als wegen der außerordentlichen Wichtigkeit. Ohne kaiſerliche Erlaubniß durfte kein römiſcher Senator noch Ritter die Gegend betreten; die Präfectur von Aegypten war einer der höchſten Vertrauensposten, weil man nirgends ſo eifrig als hier Abfall und Uſurpation zu verhindern ſuchte. Natürlich mußte man ihm auch eine weite Vollmacht laſſen; ſeine äußere Stellung ſollte den Aegyptern noch das alte Königthum vergegenwärtigen, an welches wenigſtens ſeine impoſanten Amtsreiſen erinnern konnten. Da ſah man ihn mit großem Gefolge, worunter auch Prieſter, auf einem jener ſchwimmenden vergoldeten Ziergebäude den Nil auf und nieder fahren, welche der Luxus der Ptolemäer in Gebrauch geſetzt hatte. Von ihm abwärts ſtuft ſich dann regelmäßig das Beamtenſyſtem ab, ungefähr wie man es von den Ptolemäern übernommen; vom Volk iſt am wenigſten die Rede und man weiß nicht ob es auch nur ſeine geringern Beamten ſelber wählen und zu irgend einem andern Zweck als um Huldigungen an die Kaiſer zu beſchließen ſich örtlich verſammeln durfte. Die Beſatzungen, welche das Land gegen innere und

[1]) Vgl. Varges, de statu Aegypti provinciæ rom., Göttingen 1842.

4. Abſchnitt. äußere Feinde zu bewachen hatten, ſind auch für das ſparſame römiſche Syſtem gering; bald nach Auguſtus entſprachen den acht Millionen Einwohner (worunter eine Million Juden) höchſtens 20,000 Mann Truppen. Als einen der wichtigſten ſtrategiſchen Punkte hatten die Römer, wie ſpäter die Araber die Gegend des alten Memphis erkannt, wo der Nil ſich zu theilen beginnt; eine Legion lag deßhalb immer in Babylon, dem jetzigen Altkairo. In Friedenszeiten mußten die Soldaten an den Nilkanälen ſchaufeln, Sümpfe abgraben u. dgl.; Probus brauchte ſie ſogar bei der Errichtung von Tempeln und andern Prachtbauten. Das Land durfte nicht zu viel koſten, wenn es im erwünſchten Maße

Abgaben. nutzbar ſein ſollte. Rom ſorgte dafür durch ungeheure Zumuthungen; ein Fünftheil des ſämmtlichen Ertrages an Getreide oder ein theilweiſes Aequivalent an Gelde als Grundſteuer (wenn nicht vollends der Doppelzehnten und die Grundſteuer) mußten an den Staat abgeliefert werden. Auch die Tempelbeſitzungen waren von dieſer Leiſtung nicht frei. Zu den mehr als dritthalb Millionen Zentner Getreide, welche jährlich auf dieſe Art aus dem Lande gingen, kamen dann noch die Kopfſteuer, und hohe Eingangs- und Ausgangszölle, welche jetzt mehr eintrugen als unter den Ptolemäern, weil ſich allmälig die ganze römiſche Welt an gewiſſe indiſche, hauptſächlich durch Aegypten transportirte Waaren gewöhnt hatte. Von den Mündungen des Nils aufwärts bis nach Oberägypten und an's rothe Meer werden die Zollkaſtelle erwähnt; die Verwalter waren ſelbſt Aegypter, wahrſcheinlich weil zu dieſem gehäſſigen Geſchäft niemand tauglicher war. Von den Bergwerken war vielleicht nur der geringſte Theil nutzbar für den Staat; die koſtbaren Mineralien Aegyptens, der Smaragd von Koptos, der röthliche Granit von Syene, der Porphyr des claudianiſchen Berges, dienten dem Luxus der Kleidung und des Bauens; neben den Arabern, welche ein beſonderes Geſchick im Auffinden der Gänge hatten, arbeiteten hier Tauſende von Verurtheilten

Was die Beſchäftigung und den ökonomiſchen Zuſtand des Volkes betrifft, ſo wird man annehmen können, daß Ober- und Mittelägypten, ſo weit es der Nil bewäſſerte, faſt ganz dem Landbau anheimgefallen waren und daß die lebhafte Fabrikation von Geweben aller Art nebſt Glas- und Töpferwaaren ſich auf Unterägypten beſchränkte, wo das Nildelta mit ſeinen Seitengegenden überdieß noch für den Landbau die größten Hülfsmittel bot. Im obern Lande dürfen wir uns die großen alten Städte ſchon ziemlich verlaſſen und auf ihre unzerſtörbaren Tempel und Paläſte reducirt vorſtellen;[1]) wenigſtens hatte die ſpätere Gründung Ptolemais (bei Girgeh) ſie ſämmtlich überholt und war dem damaligen Memphis wenigſtens gleich gekommen, was vielleicht nicht gar viel ſagen will. Die Bevölkerung des untern Landes war, wie ſich mit Sicherheit vermuthen läßt, dem überwiegenden Theile nach ein im Taglohn arbeitendes, nichts beſitzendes und ſehr wenig bedürfendes Proletariat, deſſen Geſchäftigkeit, wenigſtens in Alexandrien, noch Kaiſer Hadrian[2]) mit Verwunderung rühmt: „hier iſt keiner müßig; „die einen machen Glas, die andern Papier; wieder andere „ſind Weber; Jedermann gehört zu irgend einem Gewerbe und „bekennt ſich auch dazu; auch Podagriſche und Blinde haben „ihre Beſchäftigung und ſelbſt ſolche deren Hände lahm ſind, „liegen nicht müßig.“ Ob damit eine ſehr große Zerſtückelung des Grundbeſitzes oder im Gegentheil eine Vereinigung in ganz wenigen Händen verbunden war, iſt nicht zu entſcheiden, indem wir z. B. nicht wiſſen wie groß in Unterägypten die Tempelgüter und die kaiſerlichen Domänen ſein mochten; durch jene enorme Abgabe war übrigens auch der freie Grundbeſitz faktiſch unfrei geworden.

[1]) Schon Germanicus findet von Theben nur noch die magna vestigia. — Tac. Ann. II, 60. Juvenal. XV, 6. Ammian. Marc. XVII, 4.

[2]) Hist. Aug. Saturnin. 8. — In dem mareotiſchen Gau bei Alexandrien findet noch Sokrates (Hist. eccl. I, 27) im fünften Jahrhundert: „viele und volkreiche Dörfer mit prächtigen Kirchen.“

4. Abſchnitt.

Das Räubervolk der Bukolen.

Daneben wird uns in der Umgebung des jetzigen Damiette ein Diſtriet, die ſogenannten Bukolien, geſchildert,[1]) wo ſich eine alte, vielleicht ſeit vielen Jahrhunderten vernachläſſigte Bevölkerung zu einer Art von Räubervolk ausgebildet hatte. Das Kaiſerthum ließ ſich in Italien ſelber bisweilen die Räuberbanden nahezu über den Kopf wachſen; unter den Augen des gewaltigen Septimius Severus[2]) und ſeiner ſiegreichen Armee durfte der geniale Bulla Felix mit einer Bande von 600 Mann während zweier Jahre die ganze Via Appia brandſchatzen; ein paar Jahrzehnde ſpäter wird ganz beiläufig[3]) an der genueſiſchen Riviera, bei Albenga, ein vornehmes, reiches Räubergeſchlecht erwähnt, welches in eigenen Geſchäften 2000 bewaffnete Sklaven aufſtellen konnte. Von Iſaurien und dem Zuſtand welchen man dort duldete, iſt bereits die Rede geweſen. Mit den ägyptiſchen Bukolen aber wurde ſchon Mare Aurel gezwungen Krieg zu führen. „Sie ſtanden auf, ſagt Dio, und riſſen auch die übrigen „Aegypter zum Abfall fort; es führte ſie ein Prieſter [und] „Iſidorus. Zuerſt hatten ſie einen römiſchen Hauptmann „überliſtet, indem ſie ihm, als Weiber verkleidet, ſich näher„ten als wollten ſie ihm Gold geben zur Freilaſſung ihrer „Männer; darauf ermordeten ſie ihn und ſeinen Begleiter, „ſchworen über den Eingeweiden des letztern einen Bund und „aßen dann dieſelben . . . In offener Schlacht überwanden „ſie die Römer, und würden auch bald Alexandrien einge„nommen haben, hätte nicht Avidius Caſſius, der aus Sy„rien gegen ſie heranzog, ſie dadurch gebändigt, daß er ihre

---

[1]) Dio. Cass. 71, 4. Heliodor I, 5, ff., 28, ff., II, 17, ff., auch VI, 13. Der Romanſchreiber, welcher Aegypten offenbar kannte, darf uns hier als Quelle dienen. Er ſchrieb wahrſcheinlich im vierten Jahrhundert und benützt die Anſchauungen dieſer Zeit, obſchon er ſeine Geſchichte unter der Perſerherrſchaft ſpielen läßt.

[2]) Dio. Cass. 76, 10. Die Frechheit ſyriſcher Räuber ebendaſ. 75, 2. Ein ſyriſcher Raubdiſtrikt um Apamea, Ammian. Marc. XXVIII, 2.

[3]) Hist. Aug. Proculus. 12.

„Eintracht aufzulöſen und ſie zu trennen wußte; denn einen „Kampf gegen die ganze wahnſinnige Maſſe durfte man „nicht wagen.“

Es waren vielleicht kaum ein paar Tauſende eigentlicher Bukolen, und man könnte ſie, wo es ſich um Geſchichte des römiſchen Reiches handelt, wohl übergehen, wenn in dieſen Dingen die Zahl entſchiede. Dergleichen alte, unterdrückte, in neuer Barbariſirung begriffene Bevölkerungen würden wir im ganzen Reiche noch manche kennen, wenn die Provinzialgeſchichte nicht ſo ſtumm wäre. — Der Name Bukolen, Rinderhirten, läßt einen Reſt der alten Kaſte dieſes Namens vermuthen; allein ſie hatten wahrſcheinlich mit keinen Rindern mehr zu thun, ausgenommen etwa mit den geraubten. Einer der mittlern Arme des Nils, unweit vom Meer, nährte durch ſeinen Ueberſchuß einen großen See, deſſen ſumpfiges Röhricht rings am Ufer der Wohnſitz, wenigſtens der Schlupfwinkel dieſer Paria's war; vielleicht der ungeſundeſte Fleck von Aegypten, den ihnen ſchon deßhalb kaum Jemand ſtreitig machte. Hier lebten ſie theils auf Barken, theils auf Inſelchen in Hütten; die kleinen Kinder banden ſie an Riemen, welche nur ſo lang waren, daß ſie nicht in's Waſſer fallen konnten. Das Schilf war mit Wegen für ihre eigenthümlichen Kanots durchſchnitten, wo ſich außer ihnen Niemand zurecht fand. Auch von Räuberdörfern iſt die Rede, womit jedoch eben jene Anſiedelungen am See gemeint ſein können. Zu dieſen Bukolen zog ſich nun Alles was mit der bürgerlichen Ordnung überworfen war; welche Sitten ſich da ausbildeten, lehrt die Geſchichte ihrer Empörung unter Marc Aurel; ſchon das Ausſehen der Leute mit ihrem vorn bis auf die Augen, hinten lang herab hängenden Haar war fürchterlich.[1]) — Welche Contraſte waren hier auf einem Raum von wenigen Tagereiſen beiſammen! Das reiche

Ihr Wohnſitz.

[1]) Auf Analogien in den Zuſtänden des modernen Indiens darf hier bloß hingedeutet werden.

4. Abſchnitt. induſtrielle Alexandrien, der Räuberſtaat im Sumpfe, und weſtlich am mareotiſchen See die letzten jüdiſchen, in der nahen nitriſchen Wüſte aber die erſten chriſtlichen Einſiedler. — Die Bukolen ſelber wollten in der Folge vom Chriſtenthum nichts wiſſen; noch gegen Ende des vierten Jahrhunderts war unter dieſen „wilden Barbaren" kein einziger Chriſt.[1])

Doch es iſt Zeit, auf den Charakter und die beſondern Schickſale der Aegypter in der ſpätern römiſchen Zeit zu kommen.

Der ägyptiſche Charakter. „Der Aegypter ſchämt ſich, ſagt Ammian,[2]) wenn er „nicht an ſeinem dürren, braunen Leib Striemen über Strie„men aufzuweiſen hat, die ihm wegen Verweigerung von Ab„gaben zu Theil geworden. Man hat noch keine phyſiſche „Qual zu erfinden vermocht, die einen recht verhärteten ägyp„tiſchen Räuber dahin gebracht hätte, ſeinen Namen zu be„kennen." — Dieß war die Stimmung der untern Klaſſen gegen die Behörde. Bei jedem allgemeinen Unglück, gleichviel ob Krieg oder Mißwachs, ging die erſte Anklage gegen die Regierung; die Geſinnung der Maſſen war permanent aufrühreriſch und wäre es auch gegen beſſere Herrſcher geweſen. In gewöhnlichen Zeiten offenbarte ſich dieß durch

Die Spottſucht. eine giftige Spottſucht, welche zwiſchen den kriechendſten Schmeicheleien hervorbrechend, keine Grenzen kannte. Eine ehrbare römiſche Matrone,[3]) welche als Gemahlin eines Präfekten in Aegypten wohnen mußte, erſchien dreizehn Jahre lang nicht öffentlich und ließ keinen Aegypter ins Haus, um wenigſtens ignorirt zu werden; wer ſich aber nicht auf dieſe Weiſe ſchützen konnte, mußte ſich die ſchändlichſten Reden und

---

[1]) Hieronym. vita S. Hilarion. 43.

[2]) Ammian. Marc. XXII, 16. vgl. XXVIII, 5. u. XXI, 6.

[3]) Seneca, consol. ad Helv. 17. — Dieſe Spottſucht iſt auch der ſtets wiederkehrende Klagepunkt in der 32ſten Rede des Dio Chryſoſtomus, die den Zuſtand Alexandriens im erſten Jahrhundert nach Chr. behandelt.

Spottlieder gefallen laſſen; „Dinge,[1]) die den Alexandrinern „ſelbſt ſehr hübſch vorkommen mochten, dem Betreffenden aber „kränkend.“ Bei Caracalla geriethen ſie damit bekanntlich an den Unrechten; er entſchädigte ſich durch ein ſeit Jahren prämeditirtes Gemetzel vieler Tauſende. Auguſtus und Nero[2]) waren klüger verfahren, ſie hatten das Geſpötte der Alexandriner überhört und ſich an ihrem Talent des Schmeichelns und Applaudirens ergötzt.

Aber nicht nur nach oben, ſondern auch unter ſich zeigten die Aegypter ein Bedürfniß nach Zank und Streit, namentlich eine betrügeriſche Proceßſucht ohne Gleichen. Da ſah man dieſe ſonſt düſtern Menſchen (moestiores) in wilder Schmähung, in glühendem Zorn aufflammen, und wäre es auch nur geweſen, weil man einen Gruß nicht erwiedert, in den Bädern nicht Platz gemacht,[3]) oder ſonſt irgendwie die bösartige Eitelkeit verletzt hatte. Da der geringſte Lärm für Tauſende gleichmäßig verbitteter Menſchen zum Signal des Ausbruches ihrer innern Gährung dienen konnte, ſo war immer eine allgemeine Gefahr bei dieſen Händeln, und der Oberbeamte, welcher die Ruhe und den Gehorſam Aegyptens auf ſich genommen hatte, konnte damit auch eine ganz unmenſchliche Repreſſion wenigſtens beim Kaiſer rechtfertigen. — Man wußte, es wurde nicht eher ruhig, bis Blut gefloſſen war.[4]) Es charakteriſirt namentlich Alexandrien, daß hier früher als irgendwo im Reiche, ja vielleicht ſchon zur Ptolemäerzeit, die Parteinahme für die Wagenlenker des Hippodrom's[5]) regelmäßig zu Mord und Todtſchlag führte.

Der Fanatismus.

Eines iſt es vorzüglich, was ſolche uralte, mißverſtandene und mißhandelte Nationen zu einer wahnſinnigen Anſtrengung entflammen kann: ihre alte Religion, welche obwohl

---

[1]) Herodian. IV, 9.

[2]) Suetan. Aug. 97. Nero 20.

[3]) Hist. Aug. XXX. Tyr. 22, Firmus 3 u. f., Saturninus 7 u. f.

[4]) Socrates, hist. eccl. VII, 13.

[5]) Philostratus, vita Apollon. V, 26.

4. Abſchnitt. entartet und jeder ſittlichen Belebung fremd, doch weſentlich die Stelle des verlorenen nationalen Bandes vertritt. So iſt den Aegyptern ihr Heidenthum, ſpäter ſelbſt ihr Chriſtenthum, der Canal geworden, in welchen ſich die unbeſtimmte verhaltene Wuth ergoß. Das Bedürfniß fanatiſchen Taumels war vorhanden; über den zufälligen Gegenſtand verfügten Zeit und Schickſal. Das heidniſche Rom hütete ſich, in dieſen Dingen Anſtoß zu geben; die Kaiſer machten Weihen und Opfer mit, wenn ſie das Land beſuchten; in den Bildwerken treten ſie durchaus als altägyptiſche Könige auf, mit den Beiſchriften „der Ewiglebende, der Iſis-geliebte, der Phtha-geliebte;" Tempel wurden von ihnen oder als Gelübde für ſie erbaut, andere vollendet.[1]) Aber innerhalb Aegyptens ſelbſt war hinlänglicher Anlaß zum religiöſen Hader gegeben durch die Eiferſucht von Tempel zu Tempel, welche ſich beſonders in abweichender Parteinahme für die heiligen Thiere ausſprach. Juvenal und Plutarch haben

Die Thiercultte. uns Genrebilder dieſes Inhalts hinterlaſſen, welche man mit ungetheiltem Ergötzen leſen würde, wenn nicht der Schattenumriß des älteſten Culturvolkes der Erde doch immer etwas Ehrwürdiges hätte, das man ungern völlig in den Staub getreten ſieht.[2]) In der einen Stadt hat die Orthodoxie nichts dagegen, wenn man daſſelbe Thier verſpeist, welches in der andern angebetet wird; in Cynopolis (Hundeſtadt) wird ein Stör geſchlachtet, was die von Oxyrynchus (Störſtadt) alſobald durch Opferung und Verſpeiſung eines Hundes vergelten; darob entſteht zwiſchen beiden Orten blutiger Krieg,

[1]) Der Gebrauch der Hieroglyphen iſt bis auf Caracalla erweislich; ihr Verſtändniß war noch im ganzen fünften Jahrhundert nicht erloſchen. — Vgl. die Einleitung zum betreffenden Abſchnitt in Böckh's corpus inscr. græcc. III, fasc. II.

[2]) Juv. Sat. XV. — Vgl. Plutarch de Iside & Os. 72. — Hieronym. adv. Jovinian. II, 7. — Die beiden hier vorkommenden Thiere gehören laut Strabo XVII, 1 noch immer zu den im ganzen Lande verehrten, nicht zu den heiligen Diſtriktsthieren.

den die Römer durch Strafen ſtillen. So Plutarch; bei dem von Juvenal geſchilderten ſchändlichen Ueberfall der Tentyriten gegen das in trunkenem Feſtjubel ſorgloſe Ombos kömmt es nicht bloß zu den ſcheußlichen Verſtümmelungen und Tödtungen, man theilt ſich auch in die Stücke eines zerſchnittenen Leichnams, wie die Bukolen in jenem oben erzählten Falle.[1]) — Leicht konnte ſich da die Sage bilden, einſt habe ein alter König weislich den verſchiedenen Orten verſchiedene Thierculte anbefohlen, weil ohne die daraus entſtandene ewige Zwietracht das große unruhige Aegyptervolk gar nicht zu bändigen geweſen wäre. — Wir werden in der Ueberſicht des Heidenthums auf dieſe gewaltige Religion, ihre Prieſter und Zauberer und ihr ſtolzes Verhältniß zum griechiſch-römiſchen Heidenthum zurückkommen müſſen.

Die noch immer am Leben befindliche und noch ſpäter bekanntlich im ſog. Koptiſchen fortdauernde ägyptiſche Sprache[2]) war damals nicht mehr die weſentliche Trägerin dieſer Religion. Menſchen aus allen Gegenden des Reiches unterwarfen ſich eifrig dem Modeaberglauben. Das überwiegend griechiſche Alexandrien beſaß vollends in ſeinen Fabriken und an ſeinem Hafen einen ſo fanatiſchen Pöbel als er ſich irgend am Nil finden mochte, was beſonders die Chriſten ſchwer zu empfinden hatten. Um ein volles Jahr kam man hier der Verfolgung des Decius zuvor,[3]) indem ein Wahrſager das Volk mit wilden Improviſationen aufgeregt hatte. Auch hier tritt die ausgebildete Henkersphantaſie zu Tage,

Die Alexandriner.

251.

---

1) Vgl. die Exceſſe der Juden in Aegypten und Cyrenaica unter Hadrian, Dio Caſſ. LXVIII, 32.

2) Sie war ſonſt noch die vorherrſchende Landesſprache. Vgl. Apoſtelgeſch. XXI, V. 37 f. Auch Aegypter von Stande beſchränkten ſich darauf und brauchten zum Umgang mit Griechen Dolmetſcher. So z. B. S. Antonius, deſſen Bibelkunde überdieß auf ein hohes Alter der ägyptiſchen Bibelüberſetzung ſchließen läßt. Vgl. Athanas. vita S. Anton. col. 473. s.

3) Euseb. Hist. eccl. VI, 41.

4. Abſchnitt. wie ſie gedrückten Völkern eigen iſt; man ſticht die Verfolgten mit ſpitzigem Rohr in's Geſicht und in die Augen, ſchleift ſie auf dem Pflaſter, ſchlägt ihnen alle Zähne aus, bricht ihnen die Glieder einzeln, u. dgl. m., der gerichtlichen Folter nicht zu gedenken.[1])

Den Römern war der ganze Charakter dieſes Volkes ſchon in geſelliger Beziehung zuwider; wo man im weiten Reiche mit reiſenden Aegyptern zu thun bekam,[2]) konnte man auf irgend eine grobe Unſchicklichkeit rechnen, „weil ſie von Hauſe aus ſo erzogen waren.“ Vor öffentlichen Perſonen, und mochte es auch der Kaiſer ſein, war ihr freches Schreien und Kreiſchen unleidlich. Um ſo weniger wurden Umſtände gemacht, wenn es galt, Aegypten durch Strafen zur Beſinnung zu bringen. Zu dem allgemeinen Reichsunglück, welches ſeit Mitte des dritten Jahrhunderts in Geſtalt von Krieg und Peſt die Erde entvölkerte, ſollte für dieſes Land noch beſonderes Unheil kommen.

Unglück Aegyptens. 254—268. Unter Gallienus begab es ſich, daß der Sklave eines alexandriniſchen Beamten[3]) auf militäriſche Weiſe mit Ruthen geſtrichen wurde, weil er (ohne Zweifel mit ägyptiſchem Hohn) geſagt hatte, ſeine Sandalen taugten mehr als die der Soldaten. Der Pöbel nahm Partei und es ſammelten ſich Aemilian. dichte Maſſen vor der Reſidenz des Präfekten Aemilian, ohne daß man anfangs gewußt hätte, wem es eigentlich galt. Bald folgen Steine, Schwerter wurden gezückt, Wuth und Lärm ſtiegen grenzenlos; entweder war nun der Präfekt das Opfer des Pöbels, oder (wenn er mit größter Mühe Meiſter wurde) er hatte Abſetzung und Strafe zu erwarten. In dieſer Noth erhob er ſich zum Kaiſer, wie es ſcheint auf

[1]) Wie noch in der chriſtlichen Zeit, im Jahr 415 die Philoſophin Hypatia mit Scherben geſteinigt und die Leiche in Stücke zerriſſen wurde, erzählt umſtändlich Socrates hist. eccl. VII, 15.

[2]) Eunap. vitæ philoss., sub Aedesio.

[3]) Hist. Aug. XXX. Tyr. 22, und Gallien. 4. Die Motive bleiben doch meiſt dunkel.

Verlangen der Truppen, welche den indolenten Gallienus haßten und gegen die das Land bedrängenden Barbaren einer Anführung bedurften, die von kleinlicher Verantwortlichkeit frei ſein mußte. Er durchzog Aegypten, drängte die eingefallenen Völker zurück und behielt das Getreide im Lande; man durfte eine Rettung hoffen, wie der Occident ſie damals durch Poſtumus und ſeine Nachfolger fand. Aber als Aemilian bereits eine Expedition über das rothe Meer rüſtete, gab ihn Aegypten dem von Gallienus geſandten General Theodotus Preis, der ihn gefangen ſeinem Herrn ſchickte. Vielleicht wurde er an derſelben Stelle im tullianiſchen Kerker zu Rom erdroſſelt, wo einſt Jugurtha den Hungertod geſtorben.

Ob das Land noch insbeſondere der Rache des Gallienus unterlag, iſt nicht bekannt. Jedenfalls hätte es dieſem nicht viel geholfen, denn bald hernach geht ihm Aegypten abermals verloren,[1]) einſtweilen nur für kurze Zeit, allein unter Umſtänden der entſetzlichſten Art, die wir freilich nur ahnen können. Ein Jahr über iſt Macrian Herr des Orientes; was für Kämpfe damals in Alexandrien wütheten, und zwiſchen wem, iſt unbekannt; nachher aber ſchildert der Biſchof Dionyſius die Stadt, wie ſie unkenntlich geworden durch all die Gräuel, wie die große Hauptſtraße, vielleicht jene von dreißig Stadien Länge, ſo öde liegt als die Wüſte des Sinai, wie in den ſtille gewordenen Häfen der Stadt das Waſſer von Blut geröthet iſt, und der nahe Nilkanal voll Leichen ſchwimmt.[2])

261. Macrian.

Nochmals wird Gallienus Meiſter, aber unter ſeinen Nachfolgern Claudius Gothicus und Aurelian läßt die große

---

1) Manſo, Leben Conſtantin's, S. 468 glaubt Aemilian's Aufſtand erſt in das Jahr 263 verſetzen zu müſſen, und citirt dazu, offenbar aus Verſehen, Hist. Aug. Gallien. c. 9. Aus c. 4. ibid. ließe ſich im Gegentheil ſchließen, daß das Ereigniß vor 259, d. h. vor die Erhebung des Poſtumus zu ſetzen ſei.

2) Bei Euseb. Hist. eccl. VII, 21 und 23. Valeſius bezog dieſe Schilderung auf die Ereigniſſe zur Zeit Aemilians.

4. Abſchnitt. Königin von Palmyra, die Enkelin der Ptolemäer, Aegypten,
269. wenigſtens Alexandrien zweimal für ſich erobern.[1]) Da zeigt
Die palmyreniſche Zwiſchenherrſchaft. ſich (ähnlich wie damals in mehrern Provinzen) die letzte nationale Regung von größerm Maßſtabe bei dem ſonſt unkriegeriſchen, gealterten Volke; heftig nimmt man Partei für und gegen Zenobia; Volksheere verſtärken (ſo ſcheint es) die beiderſeitigen Truppen. Die Palmyrener bleiben Sieger; allein nicht lange hernach ſtürzt ihr eigenes Reich durch den großen Feldzug Aurelians. Jetzt konnte die bisherige pal-
273. myreniſche, römerfeindliche Partei unter den Aegyptern nichts als harte Strafe erwarten; vermuthlich durch ihre Verzweiflung erhob ſich ein reicher in Aegypten angeſeſſener Seleucier, Firmus, zum Kaiſer. Der einzige Referent,[2]) den wir hier-
Firmus. über beſitzen, verſpricht zwar die drei Firmus, welche damals in Afrika figurirten, nicht mit einander zu verwechſeln; er ſchildert aber denjenigen, um welchen es ſich hier handelt, den Uſurpator von Aegypten, mit ſo fabelhaft auseinander laufenden Umriſſen, daß man dieſelben doch auf mehr als einen Menſchen glaubt vertheilen zu ſollen. Sein Firmus reitet auf Straußen, kann aber auch einen ganzen Strauß und das Fleiſch von Nilpferden verdauen, ſeiner Bekanntſchaft mit den Crocodilen zu geſchweigen; ſelbſt einen Amboß läßt er ſich auf den Leib legen und darauf mit Hämmern ſchlagen. Ebenderſelbe iſt der Freund und Genoſſe Zenobiens und einer der größten Kaufleute und Fabrikanten von Aegypten. Mit dem Ertrag ſeiner Papierfabriken allein rühmte er ſich ein Heer unterhalten zu können; er ſtand in großen Lieferungscontracten mit den Arabern ſo wie mit den Blemmyern, welche den Handel nach dem rothen Meere und dem innern Afrika vermittelten; häufig gingen ſeine Schiffe nach Indien. Mochte überall ſonſt der Kaiſerpurpur von Offizieren, Provinzialadlichen und Abenteurern aller Art um-

---

[1]) Zosim. I, 44.

[2]) Hist. Aug. Firmus 2. seq. & Aurelian. 32.

geſchlagen werden, — für Aegypten iſt es ganz bezeichnend, daß auch der Großhändler den Verſuch wagt, nachdem der unaufhörliche Krieg ihn ohnedieß mit Ruin bedroht hat.

Aurelian's Eroberung.

Aurelian aber wollte raſch mit dem „Throndieb" fertig werden; er ſiegte in einer Schlacht und belagerte ihn dann zu Alexandrien.[1]) Hier ſcheint ſich Firmus mit ſeiner Partei noch ziemlich lange in dem Bereich der alten Königsburg, Bruchion, gehalten zu haben; wenigſtens fand es Aurelian, nachdem er ihn in ſeine Hände bekommen und getödtet, für angemeſſen, jenes ganze, herrliche Stadtquartier[2]) ſchleifen zu laſſen. Da ſank in Schutt der Pallaſt der Ptolemäer, ihre prächtige Gruft, das Muſeion an welches ſich alle geiſtigen Erinnerungen des ſpätern Griechenthums knüpften, und die Rieſenſäulen der Propyläen, über welchen ſich noch ein hoher Kuppelbau erhoben hatte; der verwüſteten Theater, Hallen, Gärten u. ſ. w. nicht zu gedenken. War es Rache? oder folgte der Sieger bloß ſtrategiſchen Gründen? Man vergeſſe nicht, daß gewiſſe Gegenden des Reiches verhungern konnten, wenn das empörte Aegypten, wie noch unter Firmus geſchah, die Ausfuhr zurückhielt. Immer bleibt es aber ein trauriges Zeichen für Herrſcher und Beherrſchte, wenn ſolche Opfer gebracht werden müſſen, um einer Stadt die Fähigkeit der Empörung und Vertheidigung zu benehmen.

276—282.

Saturninus.

Bei den Aegyptern wirkte dergleichen überdieß nur wie ein Reiz mehr. Unter Probus oder ſchon vorher kam einer der tüchtigſten Generale, der Gallier Saturninus, in das Land, den die frechen Alexandriner ſogleich als Kaiſer begrüßten. Entſetzt floh Saturnin vor dieſer Zumuthung nach Paläſtina; da er aber die große Seele des Probus[3]) nicht kannte, hielt er ſich bei weiterem Nachdenken doch für verloren und nahm den purpurnen Peplos eines Aphroditenbildes jammernd

---

[1]) Maller, hist. de l'école d'Alexandrie, I, p. 300.

[2]) Strabo XVII, 1.

[3]) Hist. Aug. Saturnin. 11.

4. Abſchnitt. um ſich, während ihn die Seinigen adorirten. Sein Troſt war: ich werde wenigſtens nicht einzig umkommen. Probus mußte ein Heer ſenden; gegen ſeinen Willen wurde der unglückliche gefangene Uſurpator erwürgt. Später mußte Probus nochmals in Aegypten Krieg führen laſſen, weil der ſchon längſt gefährliche nubiſche Stamm der Blemmyer einen

Die Blemmyer. Theil des obern Landes, namentlich das ſchon erwähnte Ptolemais am Nil, eingenommen hatte, und zwar mit Connivenz der unheilbar aufrühreriſchen Einwohner. Dieſe Blemmyer, ein hageres, braunes, flüchtiges Wüſtenvolk[1]) hatten den Transport von den Hafenſtädten des rothen Meeres nach dem Nil in ihre Hände bekommen; ſie zu unterwerfen oder zu vertilgen war von jeher gleich unthunlich geweſen, und ſo mußte man von Zeit zu Zeit mit ihnen abrechnen. Auch dießmal wurden die römiſchen Generale Meiſter, gewiß nicht ohne Anwendung harter Strafen. — Aber unter Diocletian fällt ganz Aegypten von Neuem ab und zwar für eine Reihe von Jahren, indeß die Kaiſer von dem kaum gebändigten Gallien aus zugleich Britannien wieder erobern, einen Uſurpator in Carthago bekämpfen, die Einfälle mauriſcher Völker zurückweiſen und ſonſt faſt überall an den Grenzen Krieg führen mußten. Während die Blemmyer ſich abermals Ober-

286. ägyptens bemächtigten, erhob ſich in Alexandria ein ſonſt

Achilleus. ganz unbekannter Menſch, L. Elpidius Achilleus,[2]) zum

296. Auguſtus. Erſt nach zehn Jahren war Diocletian im Stande, auch hier einzuſchreiten. Durch Paläſtina zog er nach Aegypten, mit ihm[3]) der 22jährige Conſtantin, deſſen große, ma-

---

[1]) Avienus, orbis terr. descr. Vs. 329. — Gibbon, Cap. 13. taxirt die Schwierigkeit eines Kampfes gegen ſolche Völker, denen man nie mit einer großen Armee folgen kann, zu gering.

[2]) Wahrſcheinlich ein Nationalägypter; ſein Name erinnert an den berüchtigten Miniſter der letzten Ptolemäer, an den 311 erwählten Patriarchen von Alexandrien, u. A. dieſes Namens.

[3]) Nach den Titeln im Edict des Galerius (bei Euseb. H. E. VIII, 17) ſcheint auch dieſer dabei geweſen zu ſein.

jeſtätiſche Geſtalt in den Augen der Menſchen den Impera-
tor verdunkelte. Abermals eine lange, achtmonatliche Be-
lagerung von Alexandrien, nebſt Zerſtörung der Aquäducte
und, nach der Tödtung des Achilleus, eine abermalige, ſchreck-
liche Züchtigung. Die Hauptſtadt wird dem vermuthlich höchſt
erbitterten Heere zur Plünderung überlaſſen, der Anhang
des Thronräubers geächtet und eine Menge Menſchen hinge-
richtet. Als Diocletian einritt, meldet die Sage, gebot er
zu morden, bis das Blut ſeinem Roß an die Knie reichen
würde; aber nicht weit vom Thor glitt das Thier auf den
Leichen aus und wurde am Knie blutig, worauf dem Mord-
befehl ſogleich Einhalt gethan wurde.[1]) Ein ehernes Pferd
bezeichnete noch lange die Stelle. In Mittelägypten wurde
die Stadt Buſiris gänzlich zerſtört. Nicht beſſer ging es
den Oberägyptern; hier hatte der reiche Stapelplatz Coptos,
wo die Blemmyer ſich vorzüglich mochten feſtgeſetzt haben,
daſſelbe Schickſal wie Buſiris.[2]) Bei dieſem Anlaß aber traf
Diocletian (wie Eutrop ſagt, ſein chriſtlicher Bearbeiter
Oroſius dagegen verſchweigt) auch viele umſichtige Anord-
nungen, die nachher eine bleibende Geltung behielten. Dazu
gehört ohne Zweifel, daß er, den Blemmyern gegenüber,
einen andern afrikaniſchen Stamm von der großen Oaſe
her, die Nobaten, in den bleibenden Sold des Reiches nahm
und ihnen ein bisheriges, wenig einträgliches Stück römi-
ſchen Gebietes oberhalb Syene abtrat, wo ſie fortan als
Grenzhüter wohnen ſollten.[3]) Es war nicht ſeine Schuld,
daß dergleichen Auskunftsmittel bei der Erſchöpfung der
Heere und der Kaſſen zur Nothwendigkeit geworden waren,
und daß man den Nobaten und den Blemmyern gleichwohl
noch eine Art von Tribut bezahlen mußte. Ganz diocletia-

Diocletians Rache.

Die Südgrenze.

[1]) Malalas, l. XII, ed. Bonn. p. 309.

[2]) Euseb. chron. und Zonaras XII, 31 nehmen für die Kataſtrophe dieſer beiden Städte einen frühern Zug des Kaiſers nach Aegypten an, erſterer zum Jahr 294 (d. h. nach unſerer Rechnung 291).

[3]) Procop. bell. pers. I, 15.

4. Abſchnitt. niſch iſt aber die Art und Weiſe, wie man ſie in Eid und Pflicht nahm; auf der Grenzinſel Philä, welche übrigens neue, ſtarke Befeſtigungen erhielt, wurden Tempel und Altäre für gemeinſchaftliche Sacra zwiſchen ihnen und den Römern neu erbaut oder doch die vorhandenen neu geweiht und mit beiderſeitigen Prieſterſchaften beſtellt. Die beiden Wüſtenvölker waren ägyptiſchen Glaubens, die Blemmyer mit beſonderer Neigung zu Menſchenopfern; ſie erhielten oder behielten jetzt auch das Recht, zu gewiſſen heiligen Zeiten das Iſisbild von Philä in ihr Land abzuholen und es dort eine beſtimmte Zeit zu behalten. Noch ſchildert uns eine Inſchrift[1]) den feierlich auf dem Nil ſich bewegenden Barkentempel mit dem Bild der Göttin.

Auch eine neue Stadt tauchte ſeitdem in Oberägypten, nahe bei dem zerſtörten Coptos auf: Maximianopolis, welche der Kaiſer nach dem Namen ſeines älteſten Mitregenten benannte. Vielleicht war es ein bloßer Garniſonsort, vielleicht liegt darunter das alte, nur umgetaufte Apollinopolis.[2])

Hebung Alexandriens. Selbſt das tief in Jammer verſenkte Alexandrien erhielt wenigſtens einigen Troſt; Diocletian wies der Stadt wieder beſtimmte Kornvertheilungen zu, eine Gnade, welche längſt ſehr viele auch außeritaliſche Städte genoſſen. Dafür rechneten fortan die Alexandriner die Jahre[3]) nach ſeiner Regierungszeit; dafür errichtet ihm der Präfekt Pompeius im Jahre 302 die mit Unrecht nach ſeinem eigenen Namen benannte Säule, welche noch die Weiheinſchrift trägt: dem heiligſten Autokrator, dem Stadtgenius[4]) Alexandreia's, dem unbeſiegten Diocletian. Von einem ältern Prachtbau entnommen oder für einen unvollendeten beſtimmt, ragt der

---

[1]) Böckh, corp. inscr. gr. I. c. N. 4953.

[2]) Vgl. Böcking, notitia imperii I, p. 320.

[3]) Vgl. l'art de vérifier les dates, Einleitung.

[4]) Böckh, corp. inscr. gr. I, c. N. 4681. Man wird *Ηολιοῦχος* kaum anders überſetzen können.

rieſige Monolith noch jetzt aus den kaum mehr kenntlichen Reſten des Serapeum's empor.

Die Alchymie.

Endlich meldet eine ſpäte[1]) und theilweiſe entſtellte Notiz: Diocletian habe damals die Schriften der alten Aegypter über die Hervorbringung von Gold und Silber zuſammenſuchen und verbrennen laſſen, damit die Aegypter nicht mehr aus dieſer Quelle Reichthümer ſchöpfen und in dem daher entſtandenen Uebermuth ſich gegen Rom empören möchten. Man hat dagegen ſehr einleuchtend bemerkt, daß Diocletian die Bücher wohl zu ſeinem eigenen und des Reiches Gebrauch würde wohl behalten haben, wenn er an die Möglichkeit der Alchymie geglaubt hätte. Aber aus lauter wohlgemeinter Aufklärung, wie Gibbon annimmt, ging ſein Schritt doch auch ſchwerlich hervor. Vielleicht hing die ägyptiſche Goldmacherei mit anderm ſcheußlichem Aberglauben zuſammen, welchem der in ſeiner Art fromme Fürſt damit begegnen wollte.

Aufhören der Uſurpation.

Mit Diocletian hören nun die Empörungen Aegyptens plötzlich für eine geraume Zeit auf. Hatte ſeine Weisheit etwa in der That dem Lande weſentlich zu helfen, den Charakter der Einwohner zu beſſern oder wenigſtens ſie auf die Dauer einzuſchüchtern vermocht? Genügten die neuen allgemeinen Reichseinrichtungen, um ihnen die Empörung zu verleiden und unmöglich zu machen? Die wahrſcheinlichſte Erklärung wurde ſchon früher angedeutet: Zunächſt hinderte allerdings die Theilung der Herrſchergewalt das Aufkommen eingeborner und localer Uſurpatoren in den Provinzen; ſeit Conſtantin aber fand die ägyptiſche Leidenſchaft in den kirchlichen Streitigkeiten einen Tummelplatz, der den ſinkenden Kräften der unglücklichen Nation allmälig angemeſſener war als das verzweifelte Ankämpfen gegen römiſche Beamte und Armeen. Der melitianiſche und der arianiſche Streit beginnen dieſe lange Reihe theologiſcher Aufregungen, ſobald

---

[1]) **Suidas, sub v. Diocletianus,** nebſt mehrern Spätern. — Es iſt, wie Gibbon bemerkt, die älteſte vorhandene Erwähnung der Alchymie.

4. Abſchnitt. das Chriſtenthum proclamirt iſt; aber auch die Heiden wehren ſich hier wie nirgends im Reiche für ihre Religion durch blutige Aufſtände.[1])

In einer Beziehung war Aegypten, wie ganz Africa, der ſicherſte Beſitz des damaligen römiſchen Reiches; abgeſehen von einer Anzahl halbwilder Nationen, deren Einfälle man bei einiger Aufmerkſamkeit leicht zurückweiſen konnte, hatte es die Wüſte in ſeinem Rücken. Während die Rhein-, Donau- und Euphratgrenze von ſtarken, feindlichen Nationen bedroht war, genügten hier verhältnißmäßig geringe, paſſend vertheilte Garniſonen.[2]) Denn das konnte in jener Zeit noch Niemand ahnen, daß einſt von Arabien aus ein religiöſer und erobernder Fanatismus den ganzen Süden und Oſten des Römerreiches in ſeinem unwiderſtehlichen Siegeslauf vor ſich aufrollen und ſich aſſimiliren würde. — Die Nordküſte Nordafrika. von Afrika war im dritten Jahrhundert gewiß ungleich bevölkerter als ſie ſeitdem je wieder geweſen iſt. Die Monumente Algeriens, die große Zahl der ſpäter nachweisbaren Biſchofsſitze, die beträchtliche geiſtige Bewegung und die derſelben entſprechende Stellung in der ſpätrömiſchen Literatur laſſen auf einen Zuſtand ſchließen, den man nicht nach der verhältnißmäßigen Armuth an äußern Ereigniſſen beurtheilen darf. Vor Allem war das von Cäſar hergeſtellte Carthago durch ſeine Lage eine der erſten Städte des Reiches[3]) geworden, allerdings auch eine der gefährlichſten. Die verworfenen Sitten,[4]) welche die Stadt ſpäter auch zum Capua der tapfern Vandalen machten, mögen ganz außer Berech-

---

[1]) Socrates, Hist. eccl. III, 2; V, 16. Sozom. V, 10.

[2]) Ihre Aufſtellung in der ſpätern Zeit giebt die Notitia Imp. Rom. I, cap. 25, 28, II, cap. 23, 24, 29, 30.

[3]) Auson. ordo nob. urb. Neben Rom und Conſtantinopel: tertia dici fastidit.

[4]) Salvian. l. c. lib VII & VIII. Noch zur chriſtlichen Zeit blieb ein geheimnißvoller Cultus eines dæmon coelestis übrig, und zwar bei den Chriſten ſelbſt.

nung bleiben; der von ſchon der Dido geſtiftete Tempel der himmliſchen Göttinn, der „Aſtroarche," war dem Reiche fatal, weniger durch die gefälligen Hierodulen als durch die aufreizenden Orakel die er ſpendete[1]) und durch die Unterſtützung, die er mehr als einer Uſurpation verlieh. Der Purpurmantel, welcher über das löwenthronende, Blitz und Scepter haltende Bild herunterhing, hat mehr als eines Gegenkaiſers Schultern bedeckt. — Auch jetzt wieder, beim Auftreten Diocletians, ſtellt ſich ihm in Afrika ein gewiſſer Julian entgegen, von deſſen Herkommen und weiterm Schickſal man gar nichts weiß,[2]) er müßte denn die ſogenannten Quinquegentianer oder Fünfvölker angeführt haben, gegen welche Maximian zu Felde ziehen mußte und von welchen wir nicht viel mehr wiſſen. Sie waren ohne Zweifel Mauretanier,[3]) d. h. aus der weſtlichen Hälfte von Nordafrika, wo der Atlas wie heutigen Tages eine Reihe kleiner Völker beherbergen mußte, welchen angriffsweiſe ſchwer beizukommen war; eine ernſtliche Occupation hatte man von ihrer Seite nicht zu befürchten, wenn die römiſchen Beamten nicht mit Willen ihre Pflicht verſäumten.[4]) Maximian nahm ſich erſt nach einer Reihe von Jahren die Muße zu dieſem Kriege, 297.
woraus wir ſchließen dürfen, daß die Gefahr keine der dringendſten war und daß die Kornlieferungen nach Italien nicht unterbrochen worden waren. Bei dem bis ins vorhergehende Jahr andauernden Abfall Aegyptens hätte das Reich des afrikaniſchen Getreides weniger als je entrathen können.

Julian und die Quinquegentianer.

[1]) Vgl. Hist. Aug. Macrin. 3. Pertinax 4.

[2]) Die einzige Erwähnung in Aurel. Vict. Cæss. und (anders) in der Epit. — Außerdem eine verdächtige Münze.

[3]) Manſo's Beweis, a. a. O. S. 325. f. Mit der libyſchen Pentapolis haben ſie nichts zu thun.

[4]) S. Ammian. Marc. XXVII, 9 und beſ. XXVIII, 6.

## Fünfter Abſchnitt.

# Das Heidenthum und ſeine Göttermiſchung.

Numeriſches Verhältniß der Chriſten zu den Heiden. — Das Chriſtenthum als Kirche; ſeine Anziehungskraft; ſeine Verfaſſung; ſeine wahre Stärke.

Das Heidenthum. — Die klaſſiſche Religion; ihre ſeine Neutraliſirung; Grad ihrer Fortdauer; Abſterben einzelner Theile. — Der populäre Cultus. — Stellung der Mythologie zur Kunſt, zum Theater und zur Poeſie; Repoſicuus und Calpurnius; Abneigung einzelner Dichter.

Die Göttermiſchung und Götterverwechſelung. — Vermeidung der Entwicklungsſtufen des Polytheismus. — Active Göttermiſchung: die galliſchen Gottheiten werden romaniſirt.

Paſſive Göttermiſchung. — Die Gottheiten Vorderaſiens; Baal in Syrien, Paläſtina und Rom; die große Göttin als Aſtarte, Urania, Atargatis; der Tempel von Hierapolis; die Verſchnittenen; Adonis; die große Mutter und der Attys Phrygiens; ihr Eindringen in Rom; das große Jahresfeſt; der tyriſche Hercules; die Tempel Vorderaſiens.

Die ägyptiſchen Götter. — Religionszuſtand Aegyptens; Abſterben der Prieſterweisheit; Fortdauer der Hierarchie. — Das Serapeion und Alexandrien. — Canopus. — Die heiligen Thiere. — Die Iſispriester. — Iſis bei den Griechen und Römern; ihre Nebengötter; die Kaiſer als Iſisdiener. — Die Iſisproceſſion; das Iſisſchiff. — Willkürliche Auffaſſung dieſes Götterkreiſes.

Gänzliche Hingebung an die Fremdgötter. — Elagabal und Alexander Severus. — Die Pantheen. — Zerſplitterung des Heidenthums.

## Fünfter Abſchnitt.

### Das Heidenthum und ſeine Göttermiſchung.

5. Abſchnitt. Numeriſches Verhältniß der Religionen.

Die letzte Zeit des Diocletian und Maximian iſt durch die Martern und Blutſtröme der großen Chriſtenverfolgung in einen ſchrecklichen Ruf gekommen. Man hat ſich vergebens bemüht, den Umfang derſelben und die Zahl der Opfer auch nur annähernd zu ermitteln, ja es fehlt ſchon die Grundlage jeder Berechnung, nämlich ein zuverläſſiges Datum über die Zahl der um jene Zeit überhaupt im römiſchen Reich vorhandenen Chriſten. Nach Stäudlin hätten ſie die Hälfte der Geſammtbevölkerung ausgemacht, nach Matter ein Fünftheil, nach Gibbon bloß den Zwanzigſtel, nach La Baſtie ein Zwölftheil, welches vielleicht der Wahrheit am nächſten kömmt. Noch genauer dürfte man für den Weſten ein Fünfzehntheil und für den Oſten ein Zehntheil annehmen.[1])

Sehen wir jedoch einſtweilen von dem numeriſchen Verhältniß ab und betrachten wir den damaligen innern Zuſtand der beiden großen ſtreitenden Organismen, Chriſtenthum und Heidenthum.

Eine hohe geſchichtliche Nothwendigkeit hatte das Chriſtenthum auf Erden eingeführt, als Abſchluß der antiken Welt, als Bruch mit ihr, und doch zu ihrer theilweiſen Rettung und Uebertragung auf die neuen Völker, welche als

[1]) Chastel, Hist. de la destruction du Paganisme dans l'emp. d'Orient, p. 36.

5. Abſchnitt. Heiden ein bloß heidniſches Römerreich vielleicht gänzlich barbariſirt und zernichtet haben würden. Sodann aber war die Zeit gekommen, da der Menſch in ein ganz neues Verhältniß zu den ſinnlichen wie zu den überſinnlichen Dingen treten ſollte, da Gottes- und Nächſtenliebe und die Abtrennung vom Irdiſchen die Stelle der alten Götter- und Weltanſchauung einnehmen ſollten.

Das Chriſtenthum. Bereits hatten drei Jahrhunderte das Leben und die Lehre der Chriſten in eine feſte Form gebracht; die beſtändige Bedrohung und die häufigen Verfolgungen hatten die Gemeinde vor frühzeitigem Verfall bewahrt und es ihr möglich gemacht, den ſchwerſten innern Zwieſpalt zu überwinden. Sie hatte ſowohl die asceticſchen Schwärmer (Montaniſten u. a.) als die ſpeculativen Phantaſten, welche das Chriſtenthum zum Rahmen platoniſcher und orientaliſcher Philoſopheme machen wollten (die Gnoſtiker), glücklich von ſich ausgeſchieden; mit dem neuſten und gewaltigſten Verſuche dieſer Art, dem Manichäismus, hatte der Kampf nur erſt begonnen; die Vorboten des Arianismus — Streitigkeiten über die zweite Perſon der Gottheit — ſchienen ſo viel als beſeitigt; endlich war der mannigfach obwaltende Zwiſt über einzelne Punkte der kirchlichen Disciplin in dieſer Zeit der ecclesia pressa noch nicht ſo gefährlich als ſpäter in den Jahrhunderten der herrſchenden Kirche, welche von ſolchen Dingen Anlaß nahm zu bleibenden Spaltungen.

Gar vielen Dingen war noch innerhalb des Chriſtenthums ſelbſt freier Platz gegönnt, die man ſpäter nicht mehr damit vereinigen konnte. Im vierten und fünften Jahrhundert verwundert man ſich erſt recht, wie es möglich war, die Speculation und die ſymboliſche Schriftauslegung eines Origenes in der Kirche zu dulden; aber auch in mehrern Andern, die der werdenden und kämpfenden Kirche als Väter gegolten, erkennt man in der Folge halbe Ketzer. Von all zu verſchiedenen Seiten her, all zu verſchieden gebildet und aus allzu abweichenden Beweggründen traten die Catechumenen

Seine Anziehungskraft.

in die alte Kirche ein, als daß eine völlige Gleichheit der Lehre und des Lebens möglich geweſen wäre. Die idealen Menſchen voll geiſtiger Tiefe und praktiſcher Hingebung waren gewiß die kleine Minderzahl wie in allen irdiſchen Dingen; die große Maſſe hatte ſich angezogen gefühlt durch die in den Vordergrund geſtellte Sündenvergebung, durch die verheißene ſelige Unſterblichkeit, durch das Myſterium, welches die Sacramente umgab und gewiß für Manchen nur eine Parallele der heidniſchen Myſterien war. Den Sklaven lockte die chriſtliche Freiheit und Bruderliebe, manchen Unwürdigen endlich das ſehr bedeutende Almoſen, welches namentlich von der Gemeinde zu Rom in einem wahrhaft univerſellen Maße geſpendet wurde.[1])

Die große Anzahl heldenmüthiger Martyrien, welche von Zeit zu Zeit in der ausartenden Gemeinde die Spannkraft herſtellen und eine immer neue Todesverachtung pflanzen, beweiſt viel weniger für die innere Vollkommenheit der Kirche als man wohl annimmt. Es hat ſchon Märtyrer in Maſſe für alles Mögliche gegeben, und wäre es auch nur der Wagen Dſchaggernaut's. Der feſte Glaube an einen ſofortigen Eintritt in den Himmel begeiſterte gewiß auch manchen innerlich unklaren und unmoraliſchen Menſchen zur freiwilligen Hingabe des Lebens, deſſen Werthſchätzung ohnedieß in jener Zeit der Leiden und des Despotismus eine geringere war als in den Jahrhunderten der germaniſch-romaniſchen Welt. Zeitweiſe herrſchte eine wahre Epidemie der Aufopferung; die Chriſten drängten ſich zum Tode und mußten von ihren Lehrern ermahnt werden ſich zu ſchonen. Bald werden die Märtyrer die leuchtenden Ideale alles Lebens; ein wahrer Cultus knüpft ſich an ihre Gräber, und ihre Fürbitte bei Gott wird eine der höchſten Hoffnungen des Chriſten.

Die Kirchenverfaſſung.

Die Verfaſſung der Kirche zeigt um dieſe Zeit bereits die Anfänge einer eigentlichen Hierarchie. Zwar blieb den

[1]) Euseb. Hist. eccl. IV, 23. VI, 43. VII, 5.

5. Abſchnitt. Gemeinden die Wahl der Geiſtlichen, oder wenigſtens die Beſtätigung, aber mehr und mehr ſchieden ſich dieſe als „Kleros" von den „Laien" aus; es entſtanden Rangunterſchiede zwiſchen den Biſchöfen je nach dem Rang ihrer Städte und mit beſonderer Rückſicht auf die apoſtoliſche Stiftung gewiſſer Gemeinden. Die Synoden, welche der verſchiedenſten Urſachen wegen gehalten wurden, vereinigten die Biſchöfe noch insbeſondere als höhern Stand. Unter ihnen ſelbſt zeigte ſich aber ſchon im dritten Jahrhundert ſchwere Ausartung; wir finden manche von ihnen in weltlichen Pomp verſunken, als römiſche Beamte, als Kaufleute, ja als Wucherer; das ſehr grelle Beiſpiel des Paul von Samoſate wird mit Recht als ein keineswegs vereinzeltes betrachtet.[1]) Natürlich meldet ſich neben der Verweltlichung auch der ſchroffſte Gegenſatz: das Zurücktreten aus Zeit, Staat und Geſellſchaft in die Einſamkeit, das Eremitenweſen, deſſen Urſprung uns nebſt manchen andern der eben berührten Punkte noch insbeſondere beſchäftigen wird.

Eine große verbreitete Literatur, welche mehrere der ausgezeichnetſten neuern Geſchichtswerke mit umfaßt, giebt die Ausführung des Obigen im Einzelnen, je nach dem Standpunkte, welchen der Verfaſſer einnimmt und der Leſer verlangt. Daß der unſrige nicht der der Erbaulichkeit ſein kann, welcher z. B. bei Neander ſeine gute Berechtigung hat, wird man uns nicht verargen.

Wahre Stärke. Suchen wir nun in kurzem die wahre Stärke der chriſtlichen Gemeinde beim Beginn der letzten Verfolgung uns zu vergegenwärtigen, ſo lag dieſelbe alſo weder in der Zahl, noch in einer durchgängig höhern Moralität der Mitglieder, noch in einer beſonders vollkommenen innern Verfaſſung, ſondern in dem feſten Glauben an eine ſelige Unſterblichkeit, welcher vielleicht jeden einzelnen Chriſten durchdrang.[2])

[1]) Schloſſer, Univ. hiſt. Ueberſicht d. alten Welt, III, 2. S. 119.

[2]) Lactantius, Divin. Inst. III. 12 ſchließt ſeine Unterſuchung über das höchſte Gut mit den Worten ab: Id vero nihil aliud potest esse quam immortalitas.

Wir werden zeigen, daß die ganze Bemühung des ſpätern Heidenthumes demſelben Ziele zu ging, nur auf düſtern, labyrinthiſchen Nebenwegen und ohne jene ſiegreiche Ueberzeugung; es konnte auf die Länge die Concurrenz des Chriſtenthumes nicht aushalten, weil dieſes die ganze Frage ſo unendlich vereinfachte. — Zweitens war hier dem politiſchen Bedürfniß der alten Welt, die ſeit der römiſchen Gewaltherrſchaft an allem Staatsweſen irre geworden, ein neuer Staat, eine neue Demokratie geboten, ja eine neue bürgerliche Geſellſchaft, wenn ſie ſich rein hätte erhalten können. Viel antiker Ehrgeiz, draußen im Römerſtaat ohne Stellung, bedroht, zum Schweigen gebracht, hat ſich in die Gemeinden, auf die biſchöflichen Stühle gedrängt, um wenigſtens irgendwo etwas zu gelten; andererſeits mußte aber auch den Beſten und Demüthigſten die Gemeinde ein heiliger Zufluchtsort ſein gegen den Andrang des verdorbenen, bald in Fäulniß begriffenen römiſchen Weſens und Treibens.

Das Heidenthum.

Dieſen mächtigen Vorzügen gegenüber finden wir das Heidenthum[1]) in voller Auflöſung begriffen, ja in einem ſolchen Zuſtande, daß es auch ohne den Zutritt des Chriſtenthums kaum noch lange fortlebend zu denken iſt. Nehmen wir z. B. an, Mohammed hätte in der Folge ſeinen fanatiſchen Monotheismus ohne alle Einwirkung von chriſtlicher Seite her zu Stande bringen können, ſo hätte das Heidenthum am Mittelmeer dem erſten Angriff deſſelben ſo gewiß erliegen müſſen als die Heidenthümer Vorderaſiens. Es war ſchon allzu tödtlich geſchwächt durch innere Zerſetzung und neue willkürliche Miſchung.

[1]) Aus der hiehergehörigen Literatur ſind vorzüglich zu nennen: Tzſchirner, der Fall des Heidenthumes (herausg. von Niedner, unvollendet); Beugnot, hist. de la destruction du Paganisme en occident, 2 vol.; Chastel, hist. de la destr. du Paganisme dans l'empire d'Orient. — Eckermann, Lehrb. d. Religionsgeſch. und Mythol. Bd. II, S. 205. ff.

5. Abſchnitt.

Die Staatsreligion.

Die Staatsreligion des Kaiſerthums, von welcher ausgegangen werden muß, war allerdings der griechiſch-römiſche Polytheismus, wie er ſich durch die Urverwandſchaft und ſpätere Amalgamirung dieſer beiden Culte gebildet hatte. Aus Naturgottheiten und Schutzgöttern aller möglichen Lebensbeziehungen war ein wunderbarer Kreis übermenſchlicher Geſtalten erwachſen, in deren Mythus doch der antike Menſch überall ſein eigenes Bild wieder erkannte. Die Beziehung der Sittlichkeit zu dieſer Religion war eine überaus freie, ja dem Gefühl jedes Einzelnen anheimgeſtellt geweſen; die Götter ſollten zwar das Gute belohnen und das Böſe beſtrafen, allein man gedachte ihrer weit mehr als Geber und Hüter des Daſeins und Beſitzes denn als hoher ſittlicher Mächte. Was die verſchiedenen Myſterien dem Griechen noch außer ſeinem Volksglauben gewährten, war nicht etwa eine reinere Religion, noch weniger eine weiſe Aufklärung für Eingeweihte, ſondern nur ein geheimer Ritus der Verehrung, welcher die Götter dem Myſten beſonders geneigt machen ſollte. Eine wohlthätige Wirkung lag in der wenigſtens dabei ausgeſprochenen Bedingung reiner Sitten, ſowie auch in der Belebung des Nationalgefühls, welches hier wie bei den feſtlichen Spielen den Hellenen mehr als je begeiſterte.

Ihre frühe Neutraliſirung.

Dieſer Religion gegenüber hatte die Philoſophie, ſobald ſie ſich über die kosmogoniſchen Fragen erhob, die Einheit des göttlichen Weſens mehr oder weniger deutlich ausgeſprochen. Damit war der höchſten Religioſität, den ſchönſten ſittlichen Idealen die Bahn eröffnet, freilich auch dem Pantheismus und ſelbſt dem Atheismus, welche dieſelbe Freiheit gegenüber dem Volksglauben in Anſpruch nehmen konnten. Wer die Götter nicht läugnete, erklärte ſie pantheiſtiſch als Grundkräfte des Weltalls, oder ſtellte ſie, wie die Epicureer, müſſig neben die Welt hin. Auch ein eigentlicher „Aufklärer" miſchte ſich in die Frage: Euhemeros, welcher die Götter zu ehemaligen Regenten, Kriegern u. ſ. w.

machte und die Wunder rationaliſtiſch durch Betrug und Mißverſtändniſſe entſtehen ließ; eine falſche Fährte, von welcher ſich aber ſpäter die Kirchenväter und Apologeten bei der Beurtheilung des Heidenthums beſtändig irre führen ließen. — Dieſen ganzen Gährungszuſtand hatten die Römer neben der griechiſchen Cultur mit übernommen, und die Beſchäftigung mit dieſen Fragen wurde bei ihren Gebildeten Sache der Ueberzeugung wie der Mode. Neben allem Aberglauben entwickelte ſich in den höhern Schichten der Geſellſchaft ein ſyſtematiſcher Unglaube. Die Mode hörte aber mit dem dritten Jahrhundert, unter der Einwirkung der großen Gefahren des Reiches, ſichtbar auf und eine gewiſſe Gläubigkeit begann vorzuherrſchen, die allerdings weniger der alten Staatsreligion als den Fremdculten zu Gute kam. Uebrigens war in Rom der alte einheimiſche Cult ſo enge mit dem Staatsweſen verflochten und die betreffende Superſtition ſo ſtark gegründet,[1]) daß ſowohl der Ungläubige als der Fremdgläubige offiziell römiſch fromm ſein mußte, ſobald es ſich um das heilige Feuer der Veſta, um die geheimnißvollen Unterpfänder der Herrſchaft, um die Staatsauſpicien handelte; denn die Ewigkeit Roms hing von dieſen Heiligthümern ab. Die Imperatoren ſelber waren nicht bloß **Pontifices maximi** mit beſtimmten rituellen Verpflichtungen, ſondern ſchon ihr Beiname Auguſtus bezeichnet eine übernatürliche Weihe, Berechtigung und Unantaſtbarkeit, und es iſt keine bloße Schmeichelei, wenn der ſpäteſte Aberglaube ihnen den Rang von Dämonen zuwies,[2]) nachdem bereits das Chriſtenthum ihrer ſeit dreihundert Jahren gebräuchlichen Apotheoſe, ihren Tempeln, Altären und Prieſterthümern ein Ende gemacht hatte.

[1]) Vgl. Gerlach und Bachofen, Geſchichte der Römer. Bd. I, Abthl. 2. S. 211 ff.

[2]) **Firmicus Maternus libri Matheseos II, c. 33.** — Die wunderbaren Heilungen, welche man zu Alexandrien ſchon von Veſpaſian verlangt, **Tacit. Histor. IV, 81.**

5. Abſchnitt.

Grad ihrer Fortdauer.

Nun iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß auch dieſe echte griechiſche und römiſche Religion noch in der ſpäteſten Zeit des herrſchenden Heidenthums bei vielen Einzelnen nicht verdrängt war durch die fremden Gottheiten, nicht erſetzt durch Magie und Beſchwörung, nicht verflüchtigt durch philoſophiſche Abſtraction. Dieß iſt unmöglich direkt zu beweiſen, weil die Verehrung der alten Götter die der neuen nicht ausſchloß, und weil bei der weiter zu berührenden Götterverwechſelung unter dem Namen eines alten Gottes ein neuer und umgekehrt verehrt werden konnte. Allein die Vermuthung läßt ſich kaum ablehnen, wenn man noch hie und da das alte naive Verhältniß des geſunden antiken Menſchen zu Göttern und Schickſal mit überzeugender Kraft hervorbrechen ſieht. „Dich verehre ich, ruft Avienus[1]) der Nortia, „der etruskiſchen Fortuna zu, ich den Vulſinii gebar, der zu „Rom wohnt, zweimal geehrt durch das Proconſulat, der „Dichtung geweiht, ſchuldlos und unbeſcholten, glücklich durch „mein Weib Placida und durch die ſtarke, lebhafte Kinder„ſchaar. Das Uebrige mag ſich erfüllen nach dem Geſetz des „Schickſals.“ — Bei Andern behauptete ſich wenigſtens die alte Religion mit ihrer Weltanſchauung ſehr nachdrücklich neben den neuen Zuthaten. Dieſer Art mochte wohl der Glaube Diocletian's ſein, wenigſtens iſt er der etruskiſchen Haruſpicin treu geblieben,[2]) welche an ſeinem Hofe noch nicht wie ſpäter bei Julian im Kampfe liegt mit den neuplatoniſchen Beſchwörern; ſein Schutzgott iſt und bleibt Jupiter, und das Orakel welches er in einer hochwichtigen Sache beräth, iſt das des mileſiſchen Apoll. Seine Moralität und Religioſität, wie ſie ſich z. B. in den Geſetzen ausſpricht, hat wohl am meiſten Aehnlichkeit mit derjenigen des

Die Religion Diocletians.

---

[1]) Bei Wernsdorf, poetæ latt. min. V, pars II.

[2]) De mort. pers. 10, 11. Seine Sorge wegen ominöſer Blitze, Const. M. orat. ad sanctor. cœt. c. 25. — Vgl. S. 47. f.

Decius;[1]) im Cultus der guten Kaiſer,[2]) namentlich des als Dämon verehrten Marc Aurel, ſchließt er ſich außerdem an Alexander Severus an. — Hinwiederum darf man annehmen, daß manche Beſtandtheile und Conſequenzen der alten Religion bereits völlig abgeſtorben und vergeſſen waren. So gehörte vielleicht jene Maſſe kleiner römiſcher Schutzgottheiten für Bagatellſachen, ſo ſehr ſich auch die chriſtlichen Schriftſteller[3]) darüber als über etwas Beſtehendes empören, größtentheils in das Gebiet der Antiquitäten.[4]) Man gedachte ſchwerlich mehr beim Feuerheerd des Gottes Lateranus, beim Salben der Unxia, beim Gürten der Cinxia, beim Baumſtutzen der Puta, bei den Knoten der Fruchthalme des Nodutis, bei der Bienenzucht der Mellonia, bei der Hausſchwelle des Limentinus u. ſ. w.; denn eine ganz andere, verallge-

Abſterben einzelner Theile.

[1]) Eine Weiheinſchrift Diocletian's an Mithras kommt allerdings vor bei Orelli Nr. 1051, eine an Sol und eine an Belenus bei Bertoli: le antichità d'Aquileja Nr. 71 und 643. — Sein Tempelbau in Antiochia gilt nur klaſſiſchen Göttern, dem olympiſchen Zeus, der Nemeſis, dem Apoll und der Hecate; vgl. Malalas XII. Ueber die Religion des Gallienus, welcher in der Reichsnoth alle alten Götter als Erhalter auf ſeinen Münzreverſen anruft, vgl. Creuzer, „zur röm. Geſch. und Alt. Kunde." Ob er auch die ägyptiſchen und orientaliſchen Gottheiten verehrte, die auf den damaligen alexandriniſchen und aſiatiſchen Stadtmünzen mit ſeinem und der Salonina Bilde vorkommen, iſt wohl nicht ganz ſo ſicher, wie die treffliche Abhandlung annimmt.

[2]) Hist. Aug. Marc. Aurel. c. 19. — Aus einem Kalender der ſpätern Zeit des vierten Jahrhunderts (Kollar, Analecta Vindobon. I.) lernen wir, daß damals noch die Geburtstage (natales, welches auch den Tag des Reichsantritts bezeichnen kann) folgender Kaiſer gefeiert wurden: Auguſtus, Veſpaſian, Titus, Nerva, Trajan, Hadrian, Marc Aurel, Pertinax, (Septimius?) Severus, Alexander Severus, Gordian, Claudius Gothicus, Aurelian, Probus, ſowie natürlich Conſtantin und ſein Haus. — Freilich auch der Cultus des Antinous dauerte noch bis in's vierte Jahrhundert.

[3]) Arnob. adversus Gentes l. I & IV zu Anfang. — Lactant. Inst. divin. I, 20.

[4]) Sie kommen nämlich weder in den Inſchriften noch in den Denkmälern vor.

5. Abſchnitt. meinernde Anſicht des Genien- und Dämonenweſens hatte ſich ſeit langem der Gemüther bemächtigt. Vieles von jener Art war wohl ganz local römiſcher Glaube geweſen und geblieben. — Vollends bewahrte Griechenland noch in der Kaiſerzeit mit Vorliebe ſeine örtlichen Culte und Geheimdienſte. Pauſanias, welcher im zweiten Jahrhundert Hellas beſchrieb, giebt mannigfach Zeugniß von der in jeder Stadt, jeder Landſchaft beſonders geſtalteten Götter- und Heroenverehrung, nebſt den verſchiedenen Prieſterthümern, welchen dieſelbe oblag; daß er die Myſterien beſchweigt, war für ihn eine heilige Pflicht, für deren Uebertretung ihm freilich die Nachwelt ſehr dankbar ſein würde.

Der populäre Cultus.

Wie nun der römiſche Staat gewiſſer Sacra durchaus zu ſeinem Fortbeſtehen bedurfte, ſo daß man z. B. bis tief in die chriſtliche Zeit hinein das heilige Feuer durch die veſtaliſchen Jungfrauen hüten ließ, ſo hatte ſich auch das Privatleben von der Wiege bis zum Grabe völlig mit den religiöſen Gebräuchen durchdrungen. Im Hauſe ſchon gehörten Opfer und Schmauſerei untrennbar zuſammen; auf den Straßen der Städte begegnete man jenen theils ſchönen und würdigen, theils baechantiſch ausgelaſſenen Zügen und Aufführungen, welche den griechiſchen wie den römiſchen Feſtkalender füllen, und auch auf dem Lande war des Opferns bei Kapellen, Höhlen, Kreuzwegen und unter alten mächtigen Bäumen kein Ende. Der neubekehrte Arnobius erzählt, wie er als Heide Andacht empfunden, wenn er an Baumſtämmen mit bunten Bändern umſchlungen, an Felsblöcken mit Spuren des darauf gegoſſenen Oeles vorüberging. Es wird uns ſchwer, dieſem ganz äußerlich erſcheinenden, oft ſehr frivolen Cultus den ſittlich religiöſen Gehalt abzugewinnen, und Mancher wird ihn geradezu läugnen. Und erhebt ſich nicht nach anderthalb Jahrtauſenden über die Feſt-Andacht des katholiſchen Südländers faſt dieſelbe Frage? Eine durchaus ſinnliche Muſik umrauſcht das Hochamt und begleitet von Kanonenſalven unterbrochen das Sacrament;

ein belebter Markt, eine reichliche Zehrung, laute Freude aller Art und Abends das unerläßliche Feuerwerk bilden den zweiten Theil des Feſtes. Wer daran ein Aergerniß nehmen will, dem kann es Niemand wehren, nur vergeſſe man nicht, daß dieſe äußern Begehungen nicht die ganze Religion ſind und daß die höchſten Gefühle in jedem Volk anders erregt werden wollen. Denkt man ſich das chriſtliche Gefühl der Sündhaftigkeit und der Demuth aus der alten Welt, die deſſen einmal nicht fähig war,[1]) hinweg, ſo wird man auch ihren Götterdienſt richtiger würdigen.

Stellung der Mythologie.

Das Detail der Mythologie, welches niemals Glaubensſache geweſen war, gab man freilich ſchon lange völlig Preis, noch ehe Lucian daraus eine vergnügliche Poſſe gemacht hatte. Die chriſtlichen Apologeten, welche eine Auswahl alles Schändlichen aus den verſchiedenſten Mythen zuſammenſuchen und durch Mißverſtändniß und Vermiſchung des Ungleichartigen auch den Schein der Lächerlichkeit auf den alten Glauben überhaupt werfen, ſind hierin nicht ganz aufrichtig; ſie mußten wiſſen, daß die Anklagen dieſer Art, welche ſie aus den alten Dichtern und Mythographen ſchöpften, nur geringſten Theils auf ihr Jahrhundert paßten; mit demſelben Recht könnte man z. B. den Proteſtantismus für die Abgeſchmacktheiten in manchen Legenden haftbar erklären. Das religiöſe Bewußtſein der Maſſen hatte mit dem Mythus nicht mehr viel zu ſchaffen, es begnügte ſich mit dem Daſein der einzelnen Gottheiten als Herrſcher und Schützer der Natur und des Menſchenlebens. Wie vollends die damalige Philoſophie die Mythen zerſetzte, wird noch beſonders zu erwähnen ſein. Aber die Heiden gaben der chriſtlichen Polemik doch immer wieder die Waffen in die Hände durch die dramatiſche Darſtellung einzelner und zwar oft der anſtößigern Mythen.

Die Mythen in der Kunſt.

Denn Ein Gebiet gehörte der Mythologie noch an, wo ſie als Herrſcherin bis in die ſpäteſte Zeit ſchaltete: das der

[1]) Die Demuth bei Stoikern wie Epiktet beſtätigt als Ausnahme nur die Regel.

5. Abſchnitt.

Kunſt und der Dichtung. Homer, Phidias und die Tragiker hatten einſt die Götter und Heroen ſchaffen helfen, und nun lebte in Stein, Farbe, Maske, Schrift und Ton fort was aus dem Glauben entſchwunden war. Aber es wird mehr und mehr ein Scheinleben. Die Schickſale der bildenden Kunſt und die Urſachen ihres Verfalls werden uns noch insbeſondere beſchäftigen; hier muß nur bemerkt werden, daß ſie der alten Mythologie um ſo weniger zur Stütze dienen konnte, als ſie in die Dienſte der mythiſirenden Philoſophie und ſelbſt der Fremdculte trat. — Das Drama war großentheils und vielleicht völlig verdrängt durch die Localpoſſe (Mimus) und durch die ſchweigende Pantomime mit Muſik und Tanz,[1]) wobei jede religiöſe Beziehung, die einſt das alte attiſche Drama zum Gottesdienſt machen konnte, von ſelbſt wegfiel. Die Beſchreibung des prächtigen korinthiſchen Ballettes „Paris auf dem Ida," im zehnten Buche des Apulejus, belehrt uns, wie ſelbſt in Griechenland zur Zeit der Antonine das Theater nur noch der Augenluſt diente. Und hier dürfen wir wenigſtens noch ein edel ſtyliſirtes Kunſtwerk vorausſetzen; während in den lateiniſchen Gegenden des Reiches, zumal in den nur halb, nur durch Militäreolonien romaniſirten, dieſe Aufführungen zur größten Rohheit ausarten mußten, wenn die Theater überhaupt ſich noch zu etwas Dramatiſchem hergaben und ſich nicht mit Gladiatorſpielen, Thierhetzen und dergleichen begnügten. Die ſkurrile Seite der Mythologie ließ man ganz abſichtlich überwiegen;[2]) alle Ehebrüche Jupiters, auch wenn er dabei als Thier verwandelt auftrat, alle Scandale der Venus kamen hier unter lautem Gelächter zur Darſtellung; ſelbſt in die gewöhnlichen Poſſen (Mimen) miſchte man Göttererſcheinungen ein, wahrſcheinlich von derſelben Gattung.

Die Mythen auf der Bühne.

[1]) Auch wohl mit Geſang. Meyer, Anthol. lat. ep. 954.

[2]) Vgl. u. a. Arnobius, adv. gentes IV. pag. 151 u. VII. pag. 238. — Firmicus de errore, pag. 10.

Ein ariſtophaniſches Publikum konnte dergleichen ertragen ohne an den Göttern ſelbſt irre zu werden; in einer kranken Zeit dagegen war es der Gnadenſtoß für die alte Religion überhaupt. — Gehen wir von dieſer Sphäre, in welcher der Balletmeiſter und der Maſchiniſt walteten, zu der Kunſtpoeſie über, ſo weit wir ſie in den wenigen erhaltenen Sachen vom Ende des dritten Jahrhunderts verfolgen können, ſo zeigt ſich zwar noch ſtellenweiſe ein großes Talent mythologiſcher Behandlung, welche ſogar hundert Jahre ſpäter in Claudian ihren brillanteſten Vertreter findet; allein die letzte Spur von innerer Ueberzeugung iſt längſt erloſchen. Das Gedicht eines gewiſſen Repoſianus[1]) z. B., welcher um das Jahr 300 geblüht haben mag, ſchildert das Beilager des Mars und der Venus durchaus mit derſelben Abſicht, welche wir in den Pantomimen vorausſetzen dürfen: ſinnlich hübſche Bilder, wobei es auf eine Gemeinheit mehr oder weniger nicht ankömmt. Venus, die auf den Kriegsgott wartet, vertreibt ſich die Zeit mit Tanzen, und der Dichter ſchildert mit einem ſehr entwickelten Sinn für die Coketterie ſeiner Zeit ihre einzelnen Attituden; dann ruft er, als Mars erſcheint, zu deſſen Entkleidung den Cupido, die Grazien und die Mädchen von Byblos herbei. Aber welch ein Mars iſt dieß! ebenſo abſichtlich ungeſchlacht als die Göttin buhleriſch. Bleiſchwer läßt er ſich auf das Blumenlager niederfallen und bei der Schilderung ſeines Schlafes wird dem Leſer ſelbſt das lüſterne Röcheln nicht erſpart. Wenn z. B. Rubens ſich auf ſeine Weiſe in dem antiken Mythus ergeht, ſo kann er wieder verſöhnen durch den Eindruck einer zwar verirrten aber gewaltigen Energie; hier aber ſtehen wir auf der letzten möglichen Stufe der Entwürdigung der alten Götterſage, ohne durch etwas Anderes als durch hübſche Verſe entſchädigt zu werden. Ein ſatyriſcher Chriſt hätte es nicht zweckmäßiger anfangen können, und man wäre in der That

Die Mythen in der Poeſie.

Repoſian.

[1]) Bei Wernsdorf, poëtæ lat. m. IV, pars I.

5. Abſchnitt. zu einer derartigen Erklärung bereit, wenn nicht das niedliche Bild des Cupido dazwiſchen träte, welcher die abgelegten Waffen des Mars neugierig muſtert, ſie mit Blumen ausputzt, und ſich nachher beim polternden Eintritt des eiferſüchtigen Vulcan unter den Helm verkriecht. — Es gab indeß auch Dichter, welchen die Mythologie als eine ausgetretene Straße gänzlich verleidet war. „Wer hat nicht ſchon, „ruft Nemeſian aus, den Jammer der verwaisten Niobe beſungen, und die Semele, und ... (nun folgen dreißig Hexameter Mythentitel). Das Alles hat eine Schaar großer „Dichter vorweggenommen und die ganze Sage der alten „Welt iſt ausgenützt.“ [1]) Der Poet wendet ſich daher zu den grünen Wäldern und Haiden, doch nicht um eine Landſchaftsdichtung zu ſchaffen, ſondern um auf ſein eigentliches Thema, die Zucht der Jagdhunde zu kommen. Nachher, wenn er damit zu Ende ſein wird, gedenkt er auch die Thaten ſeiner Gönner, der Cäſaren Carinus und Numerianus zu beſingen. — Ein ähnliches Gefühl hatte ſchon ſeit langer Zeit, namentlich bei den Römern, der didaktiſchen Poeſie jene auffallend vortheilhafte Stellung gegenüber der epiſchen verſchafft; allein ſo mit dürren Worten hatte man wohl dieſen Vorzug noch nie ausgeſprochen. [2]) — Ein ſehr liebliches Gedicht mythologiſchen Inhalts, der „Bacchus“ des Calpurnius Siculus (Ecloge III.), mag hier noch beſonders angeführt werden, weil es auf merkwürdige Weiſe abhängig iſt von Werken der bildenden Kunſt; es erinnert an die Gemäldebeſchreibungen des Philoſtratus, die es freilich im Styl weit übertrifft. Da fehlt auch der greiſe Silenus nicht, welcher als Kindswärter den kleinen Bacchus auf den Armen wiegt, zum Lachen bringt, ihm mit Caſtagnetten vorſpielt, ſich gutwillig von ihm an Ohren, Kinn und Bruſthaar zupfen läßt;

Abneigung einzelner Dichter.

Calpurnius.

---

[1]) Nemes. Cynegeticon. Vs. 47. Omnis et antiqui vulgata est fabula secli. — Vom J. 283.

[2]) Vgl. Juvenal. sat. I. Anfang.

nachher lehrt der heranwachſende Gott die Satyrn die erſte Weinleſe, bis ſie von dem neuen Trank berauſcht, ſich mit Moſt bemalen und Nymphen entführen. Dieſes Bacchanal, wobei der Gott auch ſeinen Panthern aus dem Miſchkruge zu ſaufen gibt, iſt eines der letzten antiken Werke von lebendiger Schönheit.[1])

Man wird indeß nach all Dieſem zugeben, daß die Mythologie eher eine Laſt als eine Stütze für die ſinkende klaſſiſche Religion war. Von der philoſophiſchen Deutung, womit man die Mythen aufrecht zu halten und zu rechtfertigen ſuchte, wird weiterhin die Rede ſein.

Die Göttermiſchung.

Aber dieſe klaſſiſche Religion war noch auf andere Weiſe getrübt und gebrochen, nämlich durch Miſchung mit den Gulten der unterworfenen Provinzen und des Auslandes. Wir ſtehen im Zeitalter der vollendeten Theokraſie (Göttermiſchung).

Dieſelbe war eingetreten nicht durch die Völkermiſchung im Reiche,[2]) oder durch Willkür und Mode allein, ſondern durch einen uralten Trieb der vielgötteriſchen Religionen,

---

[1]) Ueber die ſpätern, merkwürdigen Schickſale der Mythologie bei den chriſtlichen Dichtern und ihre Einmiſchung in die chriſtliche Kunſt ſ. Piper, Mythologie und Symb. der chriſtlichen Kunſt, Bd. I. — Von Auſonius abwärts werden die Götter mehr und mehr theils zur bloßen Decoration und Redensart, theils zu abſtracten Symbolen für Lebensbeziehungen. Außer Marcianus Capella iſt vorzüglich bezeichnend für dieſen Uebergang das Epithalamium Auspicii et Aëllæ, von einem gew. Patricius, welchen Wernsdorf (IV, II) in das vierte, Meyer (Anthol. lat.) offenbar mit größerm Recht in das ſechste Jahrhundert verſetzt. In der conſtantiniſchen Zeit konnte man noch nicht ſo willkürlich mit dem Mythus umgehen und z. B. Cupido weiblich als Schweſter der Venus auffaſſen.

[2]) Garniſonswechſel, Handel und Sklavenweſen hatten z. B. Aegypter und Aſiaten nach der deutſchen Grenze geführt. Tac. Ann. XIV, 42 von den Sklaven in Rom: nationes in familiis habemus, quibus diversi ritus, externa sacra aut nulla sunt . . .

5. Abſchnitt. ſich einander zu nähern, die Aehnlichkeiten aufzuſuchen und zu Identitäten zu erheben. Zu allen Zeiten iſt dann aus Parallelen dieſer Art die reizende Idee einer gemeinſamen Urreligion hervorgegangen, die ſich jeder auf ſeine Weiſe ausmalt, der Polytheiſt anders als der Monotheiſt.[1]) So ſuchten und fanden ſich, theils unbewußt, theils mit philoſophiſchem Bewußtſein, die Bekenner ähnlicher Gottheiten vor denſelben Altären. Man erkannte die helleniſche Aphrodite gern wieder in der Aſtarte der Vorderaſiaten, in der Athyr der Aegypter, der himmliſchen Göttinn der Carthager, und ſo ging es der Reihe nach mit einer ganzen Anzahl von Gottheiten. Dieß iſt es auch, was noch in der ſpätern römiſchen Zeit vorzüglich beachtet werden muß; die Göttermiſchung iſt zugleich auch eine Götterverwechſelung; die Fremdgottheiten verbreiten ſich nicht nur neben den einheimiſchen, ſondern ſie werden denſelben je nach der innern Verwandtſchaft geradezu ſubſtituirt.

Die Götterverwechſelung.

Als eine zweite Urſache der Theokraſie erkennt man die gewiſſermaßen politiſche Anerkennung, welche der Grieche und Römer, ja der Polytheiſt überhaupt den Göttern anderer Völker zollt. Sie ſind ihm Götter, wenn auch nicht die ſeinigen. Kein ſtrenges dogmatiſches Syſtem hütet hier die Grenzen des heimiſchen Glaubens; ſo ſtrenge auch die vaterländiſchen Superſtitionen gewahrt werden, ſo fühlt man doch gegen die fremden eher Neigung als Haß. Einzelne feierliche Götterübertragungen von Land zu Land werden von Orakeln und andern überirdiſchen Mahnungen geradezu befohlen; ſo die des Serapis von Sinope nach Alexandrien unter Ptolemäus dem Erſten,[2]) und die der großen peſſinuntiſchen Mutter nach Rom während des zweiten puniſchen Krieges. Bei den Römern war es dann faſt zum be-

Götterübertragungen.

[1]) Ein Urmonotheismus aller Völker wird z. B. vertheidigt von Lactantius, Div. Inst. II, I.

[2]) Daß Serapis ſchon früher in Aegypten verehrt wurde, kommt hier nicht in Betracht.

wußten, halbpolitiſchen, halbreligiöſen Princip geworden, die Götter der vielen unterworfenen Nationen nicht zu beleidigen, eher ihnen Verehrung zu erweiſen, ja ſie unter die eigenen Götter aufzunehmen. Das Benehmen der Provinzen war hiebei ein ſehr verſchiedenes; der Kleinaſiate z. B. kam bereitwillig entgegen; der Aegypter dagegen hielt ſich ſpröde, und überſetzte, was er von Ptolemäern und Römern annahm, in ſeinen Ritus und ſeine Kunſtform, während ihm der Römer den Gefallen that, die ägyptiſchen Götter wenigſtens annähernd auch in ägyptiſcher Geſtalt zu verehren. Der Jude endlich ließ ſich mit der römiſchen Religion gar nicht ein, indeß die Römer von gutem Ton ſeinen Sabbath beobachteten und die Imperatoren im Tempel auf Moriah zu beten kamen. Es geſtaltet ſich, wie wir ſogleich ſehen werden, eine theils mehr active, theils mehr paſſive Göttermiſchung.

Eine dritte Urſache des Ueberhandnehmens der Fremdculte lag in der Furcht und Angſt, welche den gegen die bisherigen Götter ungläubig gewordenen Heiden verfolgt. Jetzt hieß es nicht mehr in dem ſchönen Sinn früherer Jahrhunderte „Götter überall", ſondern der Denkende ſuchte täglich neue Symbole, der Gedankenloſe täglich neue Fetiſche, die um ſo willkommener waren, je ferner und geheimnißvoller ihre Herkunft ſchien. Die Verwirrung mußte hier noch aus einem beſondern Grunde ſich vervielfältigen. Der Polytheismus alter Culturvölker lebt nämlich auf allen ſeinen Entwicklungsſtufen[1]) zugleich fort, als Fetiſchismus betet er fortwährend zu Aerolithen und Amuleten, als Sabäismus zu Geſtirnen und Elementen, als Anthropomorphismus theils zu Naturgöttern, theils Schutzgöttern des Lebens, — während die Gebildeten innerlich ſchon längſt dieſe Hüllen abgeſtreift haben und zwiſchen Pantheismus und Monotheismus ſchwanken. Und nun wirken alle dieſe Stadien

Vermiſchung der Entwicklungsſtufen.

[1]) Die zum Theil ſchon auf uralter Völkermiſchung beruhen können.

5. Abſchnitt. der verſchiedenen Heidenthümer kreuzweiſe auf das römiſch-griechiſche Heidenthum ein und umgekehrt. Merkwürdige Ergebniſſe, allerdings nicht ſelten von der traurigſten Art, werden uns berichtet. Nero war in der römiſchen Religion erzogen; bald verachtete er ſie und hielt ſich nur noch an die ſyriſche Göttinn; auch von dieſer fiel er ab, behandelte ihr Bild mit bübiſchem Hohn und glaubte fortan nur noch an ein Amulet, das ihm ein Mann aus dem Volke geſchenkt und dem er nun täglich dreimal opferte.[1])

Dieſes Beiſpiel, welches ſtatt vieler dienen könnte, enthält einen Wink über den Cultus der fremden Götter überhaupt. Man nahte ihnen nicht wie den alten Olympiern; herausgeriſſen aus ihren nationalen Umgebungen, ohne Zuſammenhang mit dem römiſchen Leben, Staatsweſen und Klima konnten ſie dem Römer nur als unheimliche, dämoniſche Mächte gegenüber ſtehen, welchen bloß durch Myſterien und magiſche Begehungen beizukommen war. Und dieſe Art von Cultus demoraliſirte dann auch das Verhältniß zu den alten nationalen Göttern.

Active Theokraſie. Verfolgen wir zunächſt die (vom römiſchen Standpunkt aus geſprochen) active Göttermiſchung, wobei die Römer mehr die Gebenden als die Empfangenden waren.

Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß dieß Verhältniß hauptſächlich bei denjenigen Völkern eintrat, welche Rom in halbbarbariſchem Zuſtande übernommen hatte, und bei welchen es mit ſeiner Religion auch ſeine überwiegende Bildung geltend machen konnte, alſo bei Gallien, Hiſpanien und Britannien. Leider iſt uns nur der Religionszuſtand Galliens einigermaßen bekannt, und auch dieſer faſt nur durch Weiheinſchriften[2]) und Bildwerke.

Die galliſchen Götter. Die ſpätern Römer, in ihrem wahrhaft univerſellen Aberglauben, machten zwar in Gallien ſo gut als anderswo den

---

[1]) Sueton. Nero. c. 56.

[2]) Eine Auswahl bei Orelli, inscr. lat. sel. I. cap. IV. §. 36 .37.

örtlichen Cultus mit, ſoweit er noch am Leben war; ſie fragten nicht bloß die Druiden über die Zukunft, wie oben erzählt wurde (S. 93, f.), ſondern ſie nahmen auch an eigentlichen Weihen Theil. So feierte der ſpätere Kaiſer Peſcennius Niger in Gallien einen Geheimdienſt mit, zu welchem nur enthaltſame Menſchen geladen werden durften.[1]) Allein man übertrug keinen galliſchen Gott nach Italien,[2]) Africa oder Griechenland. (Denn wenn z. B. der keltiſche Sonnengott Belenus in Aquileja, andere keltiſche Gottheiten in Salzburg und Steyermark, der Apollo Grannus zu Lauingen in Schwaben u. ſ. w. vorkommen, ſo ſind dieß nicht Uebertragungen aus der Zeit der Theokraſie, ſondern die uralte keltiſche Bevölkerung dieſer Gegenden giebt ein letztes Zeugniß ihres Daſeins ab, ehe Germanen, Slaven und Avaren die Alpen überziehen). In Gallien ſelber bemühte man ſich nach Kräften, der Volksreligion ein römiſches Gewand anzulegen. Die Götter nehmen nicht bloß römiſche Namen, ſondern auch die Kunſtform des klaſſiſchen Anthropomorphismus an. Taran muß Jupiter heißen und als ſolcher abgebildet werden, Teutates als Mercurius, Heſus oder Camulus als Mars. Andere Gottheiten behalten wenigſtens ihren alten Namen bei, entweder allein oder neben dem römiſchen: Belenus oder Apollo Belenus; häufig auch Apollo Grannus, Mars Camulus, Minerva Beliſana u. ſ. w. Dann werden den romaniſirten Göttern noch beſondere Beinamen gegeben, die man theils von Oertlichkeiten ableitet, theils nur durch Vermuthungen oder gar nicht zu erklären weiß: Diana Abnoba

---

[1]) Hist. Aug. Pescennius. c. 6.

[2]) Die in römiſchen Sammlungen zerſtreut vorkommenden Inſchriften galliſcher Götter mögen entweder bloß nach Rom verſchleppt oder von Galliern, welche daſelbſt wohnten, geſetzt worden ſein. Vgl. Orelli l. c. N. 1960. 1978. 2001. 2006. — Daß Caracalla laut Dio LXXVII, 15 den Apollo Grannus verehrte, hatte ſeinen ſpeciellen Grund in der Verzauberung, die ihm durch vermeintliche Kelten (nämlich Alamannen) angethan ſein ſollte.

5. Abſchnitt. (die Bezeichnung des Schwarzwaldes); Diana Ardoinna (vielleicht die Ardennen); Mars Vincius (Veuce in Südfrankreich); Hercules Maguſanus und Saranus (beſonders in den Niederlanden); Mars Lacavus (zu Nismes); Apollo Toutiorix (zu Wiesbaden); oder man giebt dem romaniſirten Gott eine nichtromaniſirte, vielleicht verwandte Gottheit bei, ſo dem Apoll den Veriugodumnus (in Amiens), die Sirona (in Bordeaux und in Süddeutſchland, etwa als Diana oder Minerva aufzufaſſen, wie ſonſt Beliſana). Weiter aber reicht die Romaniſirung nicht; eine ganze Menge von Gottheiten behalten ihre keltiſchen Namen meiſt mit dem Vorwort Deus (a), Sanctus (a), ſelbſt Auguſtus (a), welches hier ohne Beziehung auf den Kaiſertitel geſagt iſt. Man iſt auf den erſten Blick verſucht, alle dieſe Götter für local zu halten und manche ſind es ohne Zweifel, wie der Voſegus in Bergzabern, der Remauſus in Nismes, die Aventia in Aventicum, der Veſontius in Beſançon, der Luxovius in Luxeuil, die Celeia in Cilly; andere aber tragen keine ſolche Deutung mit ſich, z. B. der Abellio in Convennes, die Acionna in Orleans, der Agbo in Bagnères, der Bemilucius in Paris, die Hariaſa in Köln, der Intarabus in Trier, und manche kommen an weit auseinander gelegenen Orten vor, der Taranucus in Heilbronn und in Dalmatien, die Waſſergöttinn Nehalennia in Frankreich und in den Niederlanden. Wie gerne man die Götter romaniſirte, wo es möglich war, zeigen dann wieder die römiſchen Gattungsnamen für jene zahlreichen kleinern Collectivgottheiten: Matres, Matronen, Campeſtres (Feldgeiſter), Silvanen (Waldgeiſter), Bivien, Trivien, Quadrivien (Götter der Kreuzwege), Prorumen und Vicanen (Genien der Nachbarſchaft) u. ſ. w. Die Sulevien und Comedoven, welche in daſſelbe Geſchlecht gehören, müſſen der Ueberſetzung widerſtrebt haben. In dem „Genius des Ortes," dem „Genius des Gaues" kann man ſtrenge genommen nur römiſche Verehrungsweiſe darthun, keltiſche aber vermuthen.

Der Rückſtrom dieſer occidentaliſchen Religionen auf Rom ſelber war, wie geſagt, ungemein gering oder geradezu null.

Paſſive Theokraſie.

Ganz anders verhielt es ſich mit den uralten Culturvölkern des Orientes, Perſern, Aegyptern, Kleinaſiaten und Semiten. Den letztern kam ſchon die geographiſche Ausdehnung ihrer Anſiedelungen ſehr zu Statten; denn nicht erſt in Syrien lernten die Römer ihren Götzendienſt kennen; ſeit vielen Jahrhunderten war durch Phönicien und Carthago am ganzen Mittelmeer und ſelbſt über die Säulen des Herakles hinaus ſemitiſche Religion verbreitet worden; mit der allmäligen Einverleibung Spaniens, Africa's und der Inſeln übernahm Rom eine Maſſe puniſchen Gebietes und puniſchen Cultus. Man hatte Carthago gehaßt, nicht aber ſeine Götter. Dagegen ſchien der perſiſche Dualismus, namentlich in ſeiner ſpätern orthodoxen Erneuerung durch die Saſſaniden, aller Miſchung und Vermittlung mit dem römiſch-griechiſchen Götterkreis ſo ſehr zu widerſtreben als der jüdiſche Monotheismus; — da bot ſich eine ältere, abgöttiſch ausgeartete Metamorphoſe des Parſenthumes dar, und aus dieſer entlehnte Rom den Mithras.

Die Götter Vorderaſiens.

Die Vorderaſiaten vom Euphrat bis an das Mittelmeer, den Archipel und den Pontus, mit welchen billig begonnen wird, ſind zwar keineswegs von einem und demſelben Stamme, allein ihre Religionen liegen ſchon ſeit uralten Zeiten dergeſtalt durcheinander, daß wir ſie hier, wo es ſich um ſo ſpäte Epochen handelt, als Eins betrachten müſſen; die Ermittelung der Urſprünge gehört nicht hieher und würde uns weit ſeitab führen. Sodann war lange vor den römiſchen Siegen über Antiochus den Großen eine andere Göttermiſchung vorgegangen, nämlich diejenige des vorderaſiatiſchen mit dem griechiſchen Cultus ſeit der Gräciſirung Kleinaſiens und noch mehr zur Zeit der Nachfolger Alexanders; und dieſe ging parallel mit der Miſchung der griechiſchen und der orientaliſchen Bildung und Sprache. Die prächti-

5. Abſchnitt.

gen griechiſchen Städte, welche in unbegreiflicher Fülle überall in den Diadochenländern aus der Erde wachſen, behalten zwar mit ihrer helleniſchen Sprache, Stadtverfaſſung und Sitte auch die helleniſchen Götter bei; dafür hält ſich auf dem Lande, zumal in einiger Entfernung vom Meere, bald mehr bald weniger hartnäckig die alte Sprache, und kommt ſogar in der ſpätern Zeit bei der innern Müdigkeit des griechiſchen Bildungselementes wieder mehr zu Kräften. In Paläſtina, freilich unter dem Schutz einer höchſt excluſiven Religion und Lebensweiſe, erhält ſich das Aramäiſche trotz der fürchterlichſten geſchichtlichen Stürme; in Syrien, ſobald es ſich um populäre Wirkſamkeit und nicht mehr um klaſſiſche Eleganz handelt, fällt man in die Landesſprache zurück, wie ſich im zweiten Jahrhundert bei dem Gnoſtiker Bardeſanes, im vierten bei dem heiligen Ephrem zeigt, und wie die ſyriſche Bibelüberſetzung außerdem zur Genüge beweist. Wie es ſich in ſprachlicher Hinſicht mit Kleinaſien verhielt, iſt nicht näher bekannt.[1]) Mit der Volksſprache aber hielten ſich auch die Volksgötter aufrecht.

Die Grundlage der betreffenden Religionen[2]) iſt im Ganzen der Geſtirndienſt, aber bis zur Unkenntlichkeit getrübt durch ein Götzenthum, welches theils als fremde Zuthat, theils als nothwendige innere Entwicklung gelten mag. Ein umſtändlicher Opferdienſt ſuchte die Götter zu verſöhnen durch Darbringung hauptſächlich des thieriſchen Lebens, wozu auch regelmäßige wie außerordentliche Menſchenopfer gehörten. Dieſe hielten ſich beſonders in den Gegenden phöniciſcher Cultur mit ungemeiner Hartnäckigkeit und überlebten den Sturz und den Wiederaufbau von Carthago noch lange, ſo daß ſelbſt Tiberius mit den ſtrengſten Strafen dagegen einſchreiten mußte.[3]) Das höchſte Götterpaar, Baal und Aſtarte

[1]) Vgl. den bedeutenden Wink Apoſtelgeſch. 14, Vs. 5. 11 ff. freilich über eine Stadt des tiefen Binnenlandes.

[2]) Vgl. C. Schwenck, die Mythologie der Semiten.

[3]) Tertullian. Apolog. 9.

(Sonne und Mond, Morgenſtern und Abendſtern) lebte in der römiſchen Zeit noch unter den verſchiedenſten Namen und Perſonificirungen in zahlreichen Tempeln fort, als Herr und Herrinn alles Lebens. Aus dem alten Teſtament kennt man Baal-Sebub, Baal-Peor, Baal-Berith u. ſ. w., deren Namen allerdings längſt vergeſſen ſein mochten. In Palmyra ſcheint Baal ſich in zwei Gottheiten, für Sonne und Mond, getheilt zu haben, als Aglibol und Malachbel, die auf einem ganz ſpäten palmyreniſchen Relief des capitoliniſchen Muſeums dargeſtellt ſind,[1]) mit dem römiſch-griechiſchen Namen des Donators: Lucius Aurelius Heliodorus, Sohn des Antiochus Hadrianus. In dem prächtigen und überaus großen und hohen Tempel zu Emeſa lag der ſchwarze Stein, ein Aerolith, welcher als Bild des Sonnengottes Elagabal[2]) galt und bis in weite Ferne als ſolcher verehrt wurde. Sein Prieſter ging in langer, goldgeſtickter Purpurtunica und einem Diadem von Edelſteinen einher. Im Tempel von Hierapolis ſtand neben der berühmten ſyriſchen Göttinn (wovon unten) das goldene Bild des Baal als Zeus, auf einem von Stieren gezogenen Wagen. Zu Heliopolis (Baalbek) wurde Baal in einer ganz ſpäten, halbrömiſchen Perſonification verehrt; ſein goldenes Bild trug nicht bloß die Geißel des römiſchen Sonnengottes, ſondern auch den Blitz Jupiter's. Erſt Antoninus Pius hatte auf den coloſſalen Unterlagen eines alten Tempels den neuen erbaut, deſſen Ruinen noch jetzt den ihm damals ertheilten Namen eines Weltwunders rechtfertigen.[3]) Der

Baal in Syrien

---

[1]) Wenn nicht trotz des Halbmondes bloß die Prieſter ſtatt der Gottheiten gemeint ſein ſollten.

[2]) Die Bedenken Schwenck's (S. 197) gegen die Sonneneigenſchaft des Elagabal kann ich nicht theilen. — Heliodor am Ende ſeiner Aethiopica nennt ſich einen Emeſener und zwar τῶν ἀφ' Ἡλίου γένος, aus dem Geſchlecht der Sonnenkinder.

[3]) Malalas XI. pag. 119. — Vgl. Macrob. Sat. I. 23. Der Cultus ſollte aus Aegypten ſtammen.

5. Abſchnitt. Name des Zeus, welchem Antonin das Heiligthum widmete, darf uns nach dem oben geſagten nicht irre machen, wenn der alte Ortsname auf Baal, und der griechiſche auf Helios lautet. Dieſer Tempel war wie derjenige zu Emeſa durch ſeine Orakel weit berühmt, die man auch brieflich erhalten konnte, was bei aſiatiſchen Orakeln nicht ſelten vorkömmt. Zweifelhaftere und weniger bedeutende Spuren des Baalsdienſtes unter den Kaiſern mögen übergangen werden; genug, daß dieſer Cultus, mehr oder weniger umgeſtaltet,

In Paläſtina. noch immer eine Hauptandacht Vorderaſiens war, welcher gerade einige der allerwichtigſten Tempel gewidmet waren, und alſo wahrſcheinlich noch viele andere, von denen wir keine Kunde haben. Vielleicht war der Gott Carmel, der auf dem gleichnamigen Berge einen Altar beſaß und Orakel gab, auch eine Umbildung des Baal.[1]) Auf dem Vorpoſten dieſes Cultus gegen Süden ſteht Marnas, der Gott von Gaza, wenn er wirklich eine Form des großen Gottes geweſen iſt. Er war es, welcher die chriſtlichen Lehrer und Einſiedler jener Gegend noch das ganze vierte Jahrhundert hindurch in Verzweiflung ſetzte,[2]) und die Gegend von Gaza zu einem faſt unzerſtörbaren Schlupfwinckel des Heidenthumes machte. Wir werden ihm als perſönlichem Feinde des heiligen Hilarion wieder begegnen.

In Rom. Schon dieſer alte ſemitiſche Hauptgott drang nun gewiß in mehr als einer Geſtalt in die römiſche Religion ein. Römer die im Orient lebten oder gelebt hatten, mochten ihn als Zeus, Jupiter anbeten, ganz beſonders aber muß die Verehrung des Sonnengottes, die in der ſpätern Zeit ſo ſehr überhand nimmt, ſich weſentlich zwiſchen Baal und Mithras getheilt haben, während man an den alten Sol-Helios weniger dachte. Sodann erhielt Elagabal wenigſtens für einige Jahre eine große, ſolenne Stelle in dem römiſchen

---

[1]) I. Könige 18, Vs. 19. Tacit. Hist. II, 78.

[2]) Hieronym. vita. s. Hilarionis. 14. 20. Sozom. V, 9. 10. VII, 15.

Götterkreis durch den wahnſinnigen Jüngling, welcher auf dem Thron der Welt den Namen des Gottes annahm, deſſen Prieſter er früher geweſen und noch war. Als dieſer Antoninus Baſſianus den ſchwarzen Stein von Emeſa nach Rom brachte (zwiſchen 218 und 222), konnte man ſagen, daß die Theokraſie ſich ihrer Vollendung nähere. Der neue Gott erhielt einen großen Tempel und coloſſale Opfer, bald auch eine Gemahlinn. Der Kaiſer ließ nämlich das Bild und die Schätze der himmliſchen Göttinn aus dem Tempel von Carthago kommen und vermählte dieſelbe mit dem Elagabal, wogegen ſich mythologiſch gar nichts vorbringen ließ. Rom und Italien mußten dieſe Vermählung auf das Feſtlichſte begehen. Auch das Palladium, das Feuer der Veſta und andere altrömiſche Heiligthümer brachte er in den Tempel des neuen Gottes. Nach der Ermordung des kaiſerlichen Prieſters ſoll der Stein wieder nach Syrien verabfolgt worden ſein, wahrſcheinlich wegen der ſcheußlichen Erinnerungen, die ſich daran knüpften.[1])

Die große Göttinn.

Allein viel gewaltiger als der Baalsdienſt iſt im römiſchen Reiche derjenige der großen vielnamigen Göttinn repräſentirt. Sie iſt im Verhältniß zum Sonnengott der Mond, in weiterm Sinne aber die Mutter alles Lebens, die Natur; von alten Zeiten her hat Vorderaſien ſie mit wildem baechantiſchem Taumel gefeiert, wie es einer von allen ſittlichen Beziehungen entblößten Gottheit zukam; Jubelgeſchrei und Klagegeheul, raſender Tanz und trauernder Flötenklang, Proſtitution der Weiber und Selbſtentmannung der Männer haben von jeher dieſen Cultus des ſinnlichen Naturlebens begleitet; ein nicht ſehr ausgedehnter, aber in ſeinen Formen je nach Ländern und Zeiten verſchieden ausgeprägter Mythus hat ſich um dieſe Feiern herumgeſponnen und noch ganz ſpät den Römern Anlaß zu wunderlichen Myſterien gegeben.

---

1) Die bekanntern Quellen: Herodian, Dio Caſſius und die Hist. Aug.

5. Abſchnitt. Wir ſehen einſtweilen ab von der ägyptiſchen Iſis, welche eine verwandte Nebenform dieſer großen Göttinn iſt, und verfolgen dieſe letztere unter ihren noch im dritten Jahrhundert nachweisbaren Geſtalten.

Aſtarte. Das alte Teſtament kannte und verabſcheute ſie als Aſtharoth, und noch immer gab es in Phönicien Tempel der Aſtarte; Lucian kannte einen ſolchen in Sidon. Er ſpricht davon beiläufig in der berühmten Schrift „von der ſyriſchen Göttinn," welche uns hier zunächſt als Quelle der Thatſachen intereſſirt, nicht weniger aber, weil ſie die Stellung des frivolen, griechiſch gebildeten Syrers zu ſeinem heimiſchen Cultus ſo merkwürdig bezeichnet. Nirgends hat er den Hohn ſo weit getrieben als hier, wo er ſich naiv ſtellt und den Styl und den ioniſchen Dialekt des ehrlichen alten Herodot nachahmt um die ganze gloriöſe Lächerlichkeit jenes Götzendienſtes recht unmittelbar wirken zu laſſen. Hier lernt man aber auch erkennen, welche Bilder die Jugend des Spötters umgeben und beherrſchen mußten, bis er mit allen Culten und allen Religionen brach. Ein Athener hätte dieſe Bücher nicht ſchreiben können.

Urania. Von Phönicien aus verbreitet ſich derſelbe Dienſt unter dem Namen der „himmliſchen Göttinn" weit über das Mittelmeer, und vermiſcht ſich mit dem klaſſiſchen Cultus; die Griechen erkennen ſie als Aphrodite urania, die Römer als Venus cöleſtis an, und dieſe Namen bekommen ſpäter auch in den eigentlich ſemitiſchen Ländern Geltung. Man dachte dabei nicht an Aphrodite als Göttinn der Liebe und des Liebesreizes, ſondern als Erzeugerinn.[1]) Die Inſel Cypern, wo griechiſche und ſemitiſche Bildung ineinander floſſen, war dieſer Göttinn vorzüglich geweiht, Paphos und Amathunt ſprichwörtlich für ihren Dienſt. Auch die Inſel Cythere (Cerigo) und das Heiligthum des Berges Eryx in

[1]) Ob Aphrodite überhaupt und ſelbſt ihr Name ſemitiſchen Urſprungs ſei? Vgl. Schwenck, a. a. O. S. 210.

Sicilien gehörten der Urania; in Carthago war ſie wenigſtens in ihrer ſpätern Umbildung die wichtigſte Gottheit, und ſelbſt in dem Namen der Stadt Gades, Gadeira (Cadix) liegt vielleicht die Räumlichkeit eines alten Uranientempels angedeutet. Dieſe Heiligthümer waren ganz anders angelegt als die Göttertempel der Griechen; da ſtand unter freiem Himmel in hoher unbedeckter Niſche[1]) das Idol, öfter nur ein Stein von koniſcher Form; Gitter, Hallen und Höfe, wo man Schaaren von Tauben hegte, umgaben das Sanctuarium; auch freiſtehende Pfeiler kommen in dieſen Anlagen vor, wobei man ſich an die Pfeiler Jachin und Booz vor dem Tempel von Jeruſalem erinnert.

Atargatis.

Eine Umgeſtaltung des Namens Aſtarte iſt Atargatis, die Göttinn welche oben menſchliche, unten Fiſchgeſtalt hatte. Auch ſie beſaß ohne Zweifel noch ihre einſt berühmten Tempel zu Ascalon, in der Nähe des alten philiſtäiſchen Fiſchgottes Dagon, und anderswo. In ganz ſpäter, gräciſirter Geſtalt thronte ſie in dem berühmten Tempel von Hierapolis im nördlichen Syrien, welchen Lucian ſchildert und welcher noch bis in das vierte Jahrhundert ſich unberührt erhalten haben mag. Hinten in einem erhöhten Raum,[2]) den nur die Prieſter betraten, ſah man neben dem ſchon erwähnten Baal-Zeus das goldene Bild der Göttinn auf einem mit Löwen beſpannten Wagen.[3]) Ihre Attribute waren von den verſchiedenen griechiſchen Göttinnen entlehnt; in den Händen Scepter und Spindel, um den Leib den Gürtel der Urania, auf dem Haupte Strahlen und Mauerkrone, nebſt einem Steine welcher des Nachts den ganzen Tempelraum

Der Tempel v. Hierapolis.

---

1) Ein Sacellum dieſer Art als bekannter Gegenſtand in einem pompejan. Gemälde Antichità di Ercol. III, 52. Der Tempel von Paphos öfter auf römiſchen Kaiſermünzen.

2) Im Tempel von Baalbek iſt ein ſolcher Chor oder Thalamos noch nachzuweiſen.

3) Möglicherweiſe ſaß ſie auf den Löwen ſelbſt, der Ausdruck iſt unklar.

5. Abſchnitt. erleuchtete.[1]) Außerdem hatten ſich aber noch verſchiedene griechiſche oder gräciſirte Gottheiten in dem Tempel eine Stelle verſchafft; ſo ein bärtiger bekleideter Apoll, welcher ſich bewegte wenn man ein Orakel verlangte; dann erhoben ihn die Prieſter und trugen ihn herum wie er ſie leitete; vorwärts galt als ja, rückwärts als nein auf die geſtellten Fragen; er ſoll dabei ſtark geſchwitzt haben. Auch ein Atlas, ein Hermes, eine Ilithyia ſtanden im Innern, draußen aber, bei oder an dem großen Altar, welcher vor der Hauptpforte der Tempel im Freien zu ſtehen pflegte, ſah man eine Unzahl eherner Bilder, Könige und Prieſter vom höchſten Alterthum bis auf die Seleucidenzeit darſtellend, in der Nähe auch eine Anzahl Geſtalten aus dem homeriſchen Sagenkreiſe. Allein das Merkwürdigſte waren überhaupt nicht die Bilder, ſondern der Cultus von deſſen wüſter Maſſenhaftigkeit man nur hier einen vollſtändigen Begriff erhält. In dem großen Tempelhofe gingen heilige Stiere, Pferde, zahme Löwen und Bären frei herum; dabei war ein Teich voll heiliger Fiſche, in der Mitte ein Altar, zu welchem täglich Andächtige laut Gelübde hinſchwammen um ihn zu bekränzen. Um den Tempel war ein Volk von Flötenbläſern, entmannten Prieſtern (Galli) und raſenden Weibern angeſiedelt, welche mit pomphaften lärmenden Prozeſſionen, mit Opfern und aller möglichen Unſitte ihre Zeit hinbrachten. Ganz dem Wahnſinn geweiht erſcheint zumal das Frühlingsfeſt, zu welchem ſich eine ungeheure Wallfahrt aus ganz Syrien in Hierapolis einfand. Bei dieſem Anlaß wurde nicht bloß ein halber Wald mit Opfern aller Art (Thieren, Gewändern, Koſtbarkeiten) verbrannt, ſondern auch die Re-

---

[1]) Mit dem Semeion, welches zwiſchen beiden Göttern in der Mitte ſtehen ſoll, hat Lucian (a. a. O. 33) wahrſcheinlich ſeine Leſer zum Beſten, wie mit mehrern andern Einzelheiten, wo der Spott mit ihm durchgeht.

crutirung der Galli ſcheint ſich daran [1]) angeſchloſſen zu haben, indem der wüthende Taumel viele Unglückliche ergriff, daß ſie ſich durch Selbſtentmannung der Göttinn weihten. Und dieſer Tempel war einer der geehrteſten von Vorderaſien, und zu ſeinen Schätzen hatte Cappadocien wie Aſſyrien, Cilicien wie Phönicien beigeſteuert. Weithin leuchtete er mit ſeinen joniſchen Säulenreihen von einem Hügel rings über die Stadt, ruhend auf Mauerterraſſen mit gewaltigen Propyläen. Merkwürdiger Weiſe findet ſich in dieſem Tempelbezirk, wo es ſo bunt hergeht, auch das Vorbild der ſpätern Säulenheiligen; aus den Propyläen ragten zwei enorme Steinpfeiler [2]) (Sinnbilder der Zeugungskraft) empor, dergleichen in ganz Kleinaſien, ſo weit ähnliche Culte reichten, hie und da vorkamen, und auf dieſe ſtieg alljährlich ein Menſch, um daſelbſt ſieben Tage und ſchlafloſe Nächte zu beten; wer ſeine Fürbitte wünſchte, trug ein angemeſſenes Geſchenk an den Fuß des Pfeilers. Konnte man ſpäter in der chriſtlichen Zeit ſolche Denkmäler eines ruchloſen Cultus beſſer entſündigen, als wenn ein heiliger Büßer hinaufſtieg um droben nicht Wochen, ſondern Jahrzehnde hindurch auf ſeine Weiſe Gott zu dienen? [3])

Ein beſonders ſcheußlicher Dienſt dieſer Göttinn endlich, welche hier wiederum als Aphrodite bezeichnet wird, knüpfte ſich an den einſamen Tempel in dem Hain von Aphaca auf

Aphaca.

---

1) A. a. O. 49. 50 will Lucian offenbar Beides verknüpfen. Die meiſten Verſchnittenen mochten indeß Sklaven ſein, welche durch Schenkung ihrer Herrn an die Tempel gelangten. Vgl. Strabo XI, Ende.

2) Die φαλλοὶ τριηκοσίων ὀργυιέων, a. a. O. 28. beruhen entweder auf einer abſichtlichen Uebertreibung Lucians oder auf einer falſchen Lesart für τριάκοντα. Man rechne nach, welche Pfeiler das gäbe, die Orgyie zu 5⅔ Fuß gerechnet.

3) Wobei es nicht in Betracht kömmt, daß ſpätere Byzantiner z. B. den heil. Ephrem auf einer eigentlichen Säule abbilden.

3. Abſchnitt. dem Libanon. Die Hurerei und die Unzucht der Verſchnittenen ſetzte hier jede Scham bei Seite; und doch kamen Jahr aus Jahr ein die Andächtigen und warfen die koſtbarſten Geſchenke in den See in der Nähe des Tempels und warteten auf das Wunder, nämlich auf die Feuerkugel, welche von der Höhe des Gebirges her erſcheinen und ſich dann in das Waſſer ſenken ſollte. Man glaubte, das ſei Urania ſelber.[1])

Neben dieſer großen vielgeſtaltigen Lebensmutter tritt nun, ebenfalls unter den verſchiedenſten Formen, eine Perſonification des von ihr Hervorgebrachten, des im Lenz Aufblühenden und im Winter Abſterbenden auf. Bald iſt es ihr Sohn, ihre Tochter, bald auch ihr Gemahl und beſonders ihr Liebling. Auf den wilden Jubel der Lenzfeſte folgt ſpäter das Trauern und Klagen um den Hingeſchiedenen, womit der Schmerz der großen Göttinn gefeiert wird. Wie in Aegypten Iſis um den getödteten Oſiris, ſo trauert in Phö-

Adonis. nicien die himmliſche Aphrodite um Adonis, den „Herrn," welcher dann auf Cypern völlig heimiſch und auch in den griechiſchen Cultus tiefeingedrungen iſt, ſo daß ihn Rom als griechiſche Göttergeſtalt aufnehmen konnte. Vorzüglich prächtig wurde dieſer Dienſt aber in Alexandrien gefeiert, wo er auch noch die Einführung des Chriſtenthums um ein Jahrhundert überdauerte, allerdings wohl ſchwerlich mehr in derjenigen Fülle, die Theokrit unter den erſten Ptolemäern in ſeinen Adoniazuſen (Idylle XV) ſchildert. Das Feſt ſchloß mit einer Frauenproceſſion an die Meeresküſte, wobei man das Adonisbild in die Fluth verſenkte. Auch in Antiochien waren die Adonien eines der hartnäckigſten heidniſchen Feſte.[2])

Konnte dieſer Gott kraft ſeiner unvordenklichen Stellung im klaſſiſchen Götterkreiſe als ein griechiſch-römiſcher gelten,

---

[1]) Euseb. vita Const. III, 55. Zosim. I, 58. Sozom. II, 5.

[2]) Ammian. Marc. XXII, 9. Das Eindringen des Adonisdienſtes in das Abendland, Firmicus, de errore etc. p. 14.

ſo war dieß weit weniger der Fall mit einer andern, ſpeciell kleinaſiatiſchen Geſtaltung deſſelben. In Phrygien und den Nachbarlanden lernen wir nämlich die große Göttiun als Cybele, als Magna mater, als Aedeſtis, als Dindymene, als Berecynthia, als Peſſinuntis u. ſ. w. kennen und neben ihr als Geliebten den Atys oder Attis,[1]) um deſſen Entmannuug und Tödtung geklagt wird. Der alte Tempel von Peſſinunt mit ſeinen fürſtlich herrſchenden Prieſtern und ſeinen großen Einkünften hatte zwar längſt ſein Idol und ſeinen Cultus nach Rom gegeben und noch früher[2]) hatten auch die Griechen die Göttinn unter verſchiedenen Namen adoptirt, ſo daß man überall ihres Bildes mit der Mauerkrone und mit dem Löwengeſpann gewohnt war und in Rom ſich auch die entmannten phrygiſchen Prieſter gefallen ließ. Aber man hielt wenigſtens Anfangs darauf, daß dieſer Schwarm von Eunuchen, Flötenſpielern, Hornbläſern, Paukenſchlägerinnen u. ſ. w. ſich nicht aus der römiſchen Bevölkerung ergänzte; wollte man ihnen das einmal bewilligte Betteln und Terminiren in der Folge nicht mehr wehren, ſo diente dieß vielleicht nur um ſo mehr dazu, dieſen Cult vom eigentlichen römiſchen Leben getrennt zu halten. Auf Geheiß der ſibylliniſchen Bücher und des Orakels von Delphi hatte man ihn angenommen; ihn freiwillig weiter zu verbreiten in die Provinzen war das republikaniſche und lange Zeit auch das kaiſerliche Rom nicht geneigt. Unter Schiffleuten, Dieben, entlaufenen Sklaven und Mördern findet Juvenal den weinbetrunkenen Eunuchen in einer Winkelwirthſchaft ſchlafend;

Die große Mutter und Atys.

Ihr Eindringen in Rom.

---

[1]) Vgl. Zoega, Bassirilievi XIII, mit Welckers Anmerkgn. — Eine ſehr alte Umgeſtaltung der großen Lebensmutter iſt anerkannter Maßen auch die Artemis von Epheſus, die denn auch in ſpät römiſchen Exemplaren öfter als „vielgeſtaltige Natur und Mutter aller Dinge" benannt wird.

[2]) Der gewöhnlichen Anſicht nach zur Zeit der großen Peſt am Anfang des peloponneſ. Krieges 430 v. Chr. Das Metroon zu Athen diente zugleich als Staatsarchiv.

5. Abſchnitt. neben ihm liegt das Tamburin. Durch ihre Bettelei aber drängen ſich die Prieſter der Göttermutter mit ihren phrygiſchen Kappen ſchon weiter und weiter in das Haus des reichen Römer's hinein, und hängen ſich einſtweilen an den Aberglauben der Weiber, welche für die geſchenkten Eier und abgetragenen Kleider ſich guten Rath geben laſſen gegen die drohenden Fieber des Spätſommers.[1]) Von dieſer Aufwartung der Galli bei der Toilette der vornehmen Dame war kein großer Schritt mehr zu ihrer Aufnahme in die Domeſticität und zum perſönlichen Mitmachen. Superſtitionen griffen in jener Zeit um ſo leichter um ſich, je abgeſchmackter ſie waren. Bald finden wir Inſchriften von Prieſtern der großen Mutter, Archigallen und Erzprieſterinnen mit römiſchen Namen; die Heiligthümer dieſes Cultus fangen an, ſich über ganz Italien und Gallien zu verbreiten. Es bilden ſich herumziehende Prieſterſchaften, welche als ein wahrer Auswurf der Geſellſchaft haufenweiſe von Ort zu Ort reiſen und im Namen des kleinen Götterbildes das ſie auf dem Rücken eines Eſels mit ſich führen, die unverſchämteſte Bettelei treiben. Weibiſch gekleidet und geputzt ſingen und tanzen ſie zu Tamburin und Flöte, peitſchen und verſtümmeln ſich blutig,[2]) um ſich dann durch Diebſtahl und namenloſe Ausſchweifung ſchadlos zu halten. So werden die Bettelprieſter bei Lucian und Apuleius zur Zeit der Antonine geſchildert. Später muß wenigſtens in Rom dieſer Cultus der großen Göttinn wieder eine ehrbare Seite gehabt und namentlich die Caſtration aufgehört haben, indem ſonſt die öffentlich durch Denkmäler eingeſtandene Theilnahme vieler ſehr angeſehenen Leute ſich nicht erklären ließe. Von den eigenthümlichen Myſterien, welche ſich mindeſtens ſeit dem dritten Jahrhundert daran anſchloſſen, wird weiter die Rede ſein.

Zunahme dieſes Cultus.

---

[1]) Juvenal Sat. VI. 511. vgl. mit VIII, 172 seq.

[2]) Vgl. 1. Könige 18. Vs. 28.

Das große Jahresfeſt im April gab durch ſeine ſymboliſchen Begehungen, die man längſt nicht mehr verſtand, den Kirchenſchriftſtellern [1]) beſondern Anſtoß. Es begann mit der Frühlingsnachtgleiche; da wurde im Walde eine Pinie gefällt — derjenige Baum unter welchem Atys ſich verſtümmelt hatte — und in Prozeſſion zu dem Tempel der Göttinn getragen, welcher z. B. zu Rom an dem palatiniſchen Berge lag. Eine beſondere Würde, die der Baumträger (Dendrophoren) wird ſpäter mehrfach in Inſchriften erwähnt; die Galli erſchienen bei dieſem Anlaß mit aufgelösten Haaren und ſchlugen ſich wie in raſendem Schmerze auf die Bruſt. Am zweiten Tage ſuchte man unter Trompetenſchall den verirrten Atys; der dritte heißt der Bluttag, weil ſich die Galli dem Andenken des Atys zu Ehren im Schatten der mit Veilchenkränzen und einem Bilde des unglücklichen Jünglings geſchmückten Pinie verwundeten. Dieß ſind Tage der düſtern, wilden Trauer, ſogar einer Art von Faſten. Am vierten Tag, den ſogenannten Hilarien, ging Alles in ausgelaſſene Freude über, und dabei hielt ganz Rom mit, wahrſcheinlich weil ein älteres Frühlingsfeſt ſich mit dieſem verſchmolzen hatte; ſonſt galt die Feier der Aufnahme des Atys unter die Unſterblichen. Der fünfte Tag war eine Pauſe; am ſechsten wurde das Bild der Göttinn — ein Kopf von ſchwarzem Stein in eine ſilberne Geſtalt eingelaſſen — nebſt den heiligen Geräthen an das Waſſer (zu Rom an das Flüßchen Almo) gefahren, daſelbſt gewaſchen und dann in barfüßigem, ausgelaſſenem Zuge zum Tempel zurückgebracht.

Das Jahresfeſt.

So wenig der Abendländer dieſes Feſt nach ſeinem urſprünglichen mythologiſchen Sinn würdigen konnte, ſo ſtark muß die Gewöhnung und der willkommene Anlaß zum Unfug gewirkt haben. Die Ceremonie war in der Folge eine von denjenigen, von welchen ſich die Heiden gar nicht trennen wollten und trotz der verſchiedenen Monate möchte das

[1]) Beſ. Arnob. adv. gentes V. — Die Stellen bei Zoega. a. a. O.

5. Abſchnitt. Aufſtellen des Maibaums vor den Kirchen, in Italien piantar il Maggio, ein letzter Nachklang des Feſtes der großen Mutter ſein. — Eine andere Folge dieſes Cultus darf man zum Theil in der Zunahme des Eunuchengefolges vornehmer Römer und Römerinnen vermuthen. Im vierten Jahrhundert iſt dieſe verſchnittene Hausdienerſchaft ſelbſt in frommen chriſtlichen Familien[1]) etwas das ſich von ſelbſt verſteht, das aber als bloße orientaliſche Mode ſich nicht ſo leicht Bahn gebrochen hätte, wäre man nicht durch den Schwarm der peſſinuntiſchen Göttinn an den keineswegs erfreulichen Anblick jener halbſchlächtigen Menſchen gewöhnt geweſen.

Die Verſchnittenen im Hauſe.

Noch eine andere Geſtalt der großen Göttinn mag hier nur kurz erwähnt werden: die Anaïtis (Enyo) der öſtlichen Kleinaſiaten, mit nicht minder ausgelaſſenem Cultus. Ihr gehörte die mächtige Tempelherrſchaft zu Comana in Cappadocien, mit ihren zahlreichen Hierodulen beider Geſchlechter. Man glaubt ſie wieder zu erkennen[2]) in der ſchon altrömiſchen Kriegsgöttinn Bellona, deren Prieſter ſich alljährlich in wildem Taumel die Arme zerſchnitten. Später, im dritten Jahrhundert, gab es ſogar Myſterien unter dieſem Namen, wobei das Blut des Bellonenprieſters auf einem Schilde aufgefangen und an die Einzuweihenden vertheilt wurde.[3])

Anaïtis.

---

1) Hieronym. vita S. Hilar. 14. Epist. 22. ad. Eustoch. c. 16 & 32 u. a. a. O. — Noch Domitian hatte für den ganzen Umfang des römiſchen Reiches jegliche Caſtration ſtrenge verboten, (Ammian XVIII, 4) und noch der Gardepräfekt des Septimius Severus, Plautian, hatte nur auf die gewaltſamſte Weiſe ſeiner Tochter Plautilla ein Eunuchengefolge verſchaffen können (Dio. Cass. LXXV, 14. s.)

2) Schwenck, a. a. O. S. 271. u. f., wo die Bellonenfeier wohl irrig vom 3. Juni (Ovid. Fasti. VI, 199) auf den Bluttag der großen Mutter, verlegt und damit identificirt wird.

3) Bei Apuleius. Metam. VIII ruft der Bellonprieſter vier Perſonificationen der großen Göttinn nach einander an: Dea Syria, . . . . . et Bellona, et mater Idæa, cum suo Adone Venus domina. . .

Außer dieſen beiden großen Gottheiten der Semiten darf hier noch eine dritte nicht übergangen werden, obſchon ihre Einmiſchung in die griechiſch-römiſche Religion nicht der Kaiſerzeit, ſondern der Urzeit angehört: nämlich der Melkart der Phönicier, von welchem der griechiſche Herakles nur eine Seite iſt. Sein Cultus, wenn auch jetzt unter römiſchem Namen, reichte von jeher ſo weit als die phöniciſchen und carthagiſchen Niederlaſſungen und einer ſeiner berühmteſten Tempel war derjenige bei Gades (Cadix). In Italien und Griechenland hätte man ſich mit der klaſſiſchen Auffaſſung des Sohnes des Zeus und der Alemene begnügen können, allein die ſpätere Göttermiſchung nahm auch den ſogenannten tyriſchen Hercules ausdrücklich in ihr großes Pantheon auf. Eine unteritaliſche Inſchrift aus der Zeit des Gallienus iſt ihm gewidmet, ungefähr wie in neuerer Zeit die Namen und die Copien weit entfernter Gnadenbilder auf manchen Altären wiederholt werden.

Hercules von Tyrus.

Mit allem bisherigen ſind wir nun doch nicht im Stande, ein wahrhaft lebendiges Bild des Religionszuſtandes von Kleinaſien und Syrien in der ſpätern Kaiſerzeit zu entwerfen. Die Miſchung war jedenfalls eine ſehr verſchiedene, je nachdem das griechiſche Leben überhaupt durchgedrungen oder gehemmt worden war. Einen trüben Eindruck machen immer jene herrlichen Tempel griechiſch-römiſchen Styles,[1]) die für irgend ein formloſes aſiatiſches Götzenbild erbaut waren, wo ſich alſo das Edelſte und Schönſte in den Dienſt der häßlichſten Befangenheit begab, weil vielleicht irgend eine Tempelherrſchaft liegende Gründe, Gelder und Almoſen genug beiſammen hatte um einen Luxusbau erſten Ranges zu unternehmen. Und zwar trieb der wachſende Aberglaube auch die Griechen und Römer Kleinaſiens mehr und mehr dieſen Altären orientaliſcher Götter zu, ja ſelbſt neu auf-

Die Tempel Vorderaſiens.

[1]) Das Prachtwerk von Texier, Descr. de l'Asie mineure, giebt u. a. den gewaltigſten Bau des Binnenlandes, den Tempel von Aizani.

5. Abſchnitt. tauchenden Gottheiten, wenn nur der Dolmetſcher oder Prieſter derſelben eine genügende Frechheit beſaß. Man kennt aus Lucian jenen Betrüger Alexander, welcher im zweiten Jahrhundert mit ſeinem kleinen Schlangengott zuerſt die einfältigen Paphlagonier von Abonoteichos, bald aber ganz Kleinaſien und die vornehmſten römiſchen Beamten zum Beſten hatte.

Leider fehlen genügende Nachrichten über die ſpätere Exiſtenz jener Tempelherrſchaften überhaupt, welche Strabo zur Zeit des Augnſtus in nicht unbeträchtlicher Zahl gekannt hatte.[1]) Selbſt bei Palmyra iſt das Verhältniß unklar, in welchem die kriegeriſche und handeltreibende Ariſtocratie zu dem großen Sonnentempel und ſeinen Schätzen ſtand. Wie viele ſtumme Ruinen birgt nur dieß Vorderaſien der Römerzeit! anzufangen von dem herrlichen Petra in Arabien, von der Säulenſtadt Geraſa öſtlich vom Jordan — beides Orte, die aus den Schriftſtellern der Kaiſerzeit kaum dem Namen nach bekannt wären, wenn nicht die neuern Reiſenden mit Erſtaunen die einſame Pracht wieder entdeckt hätten.

Die ägyptiſchen Götter. Bei der Aufnahme vorderaſiatiſcher Gottheiten hatte es ſich ſchlechthin um eine neue Superſtition und um eine Erweiterung des Götterdienſtes gehandelt; ein neues Bildungselement kam mit dieſem Cultus nicht nach Rom. Ganz anders impoſant treten die Götter Aegyptens in der großen Miſchung auf. Es begleitete ſie die uralte Ehrfurcht des Griechen vor der ägyptiſchen Prieſterweisheit, in welcher man Theologie, Aſtronomie, Naturbeobachtung, Heilkunde und Mantik gleichmäßig vollendet zu finden hoffte. Hier handelte es ſich nicht um raſende Verſchnittene, ſondern um eine Prieſterkaſte, welche einſt die Pharaonen und ihr Volk beherrſcht und die größten Denkmäler hinterlaſſen hatte.

Dieſe Kaſte erſcheint allerdings ſchon bedeutend herabgekommen zur Zeit der Ptolemäer, und ihre Tempelgüter werden ohne Widerſtand zu Tragung der Staaslaſten herbei-

[1]) Strabo XI. 14. XII, 2, 3, 5, 8. XIV, 4. XVI, 2. u. a. a. O.

gezogen. (S. oben S. 134). Das alte Vorurtheil zu Gunſten ihrer geheimen Weisheit iſt geſchwunden, ſeitdem auf der Düne des Delta die Stadt Alexanders ſich erhoben hat, wo griechiſche Gelehrte und griechiſch gebildete Aegypter die größte Werkſtätte des damals modernen kritiſchen Sammelns, Forſchens und Wiſſens aufſchlagen. Der macedoniſche König, ſeine Beamten und Soldaten werden nicht mehr von den Tempeln aus gelenkt, und ſeitdem lohnt es ſich auch nicht mehr der Mühe, das große alte Syſtem prieſterlichen Wiſſens aufrecht zu halten. Strabo, bei Anlaß ſeines Beſuches zu Heliopolis in Unterägypten,[1]) erzählt: „wir ſahen auch große Häuſer, in welchen die Prieſter wohnten, einſt Philoſophen und Aſtronomen; aber Corporation „und Tradition ſind dahin, wenigſtens ließ ſich kein Vorſteher dieſer Art ſehen, ſondern nur Opferer und Cuſtoden, „welche den Fremden die Sehenswürdigkeiten des Tempels „erklärten." Man zeigte u. a. die Stelle, wo einſt Plato dreizehn Jahre gewohnt haben ſollte ohne den Prieſtern das Weſentliche ihrer Geheimniſſe abgewinnen zu können; — jetzt dagegen wurde derjenige unter gebildeten Leuten ausgelacht, welcher von dieſen Dingen Aufhebens machen wollte. Allein von der Seite des Aberglaubens erobert Aegypten bald den Einfluß wieder, den es von Seiten des Wiſſens eingebüßt hat.

Die Prieſterweisheit.

Für's Erſte iſt die alte Religion noch im Lande ſelbſt außerordentlich ſtark befeſtigt. (S. 141 ff.) Sie verdankte dieß theils dem angeborenen Trotze des Aegypters, der ſeine Nationalität auf keine Weiſe beſſer gegen die fremden Herrſcher wahren konnte, theils ihrem altbergebrachten Organismus. Kein Volk der alten Welt hatte ſein ganzes Leben ſo völlig von heiligen Lehren und Vorſchriften abhängig gemacht, wie das ägyptiſche. Die beſten Kräfte der Nation ſind hier ſeit Jahrtauſenden darauf gewandt worden, das

Religionszuſtand Aegyptens.

[1]) Strabo l. XVII.

5. Abſchnitt. Verhältniß zum Ueberirdiſchen durch Symbole zu verherrlichen; Tempelbau, Feſte, Opfer und Begräbniß nehmen einen Raum ein, neben welchem das bürgerliche Leben, der Ackerbau und der Handel nur eine untergeordnete Geltung können behauptet haben. Ein ſolcher Zuſtand, der nie gründlich abgeſchafft oder durch etwas weſentlich Neues verdrängt worden war, mußte noch auf das ſtärkſte nachwirken. Noch ſtanden die meiſten Tempel unberührt; was Cambyſes und die Perſer zerſtört hatten, davon hielt ein leidenſchaftlicher Abſcheu das Andenken ſelbſt in der römiſchen Zeit friſch. Die Prieſter, welche noch die Paläſte bei und an den Tempeln inne hatten, thaten ohne Zweifel das Mögliche, um die Orakel und Opfer in Glanz und Ehren zu halten und die Prozeſſionen durch die weiten Hallen und Hofräume, durch die Alleen von Sphinxen und Widdern mit alter Pracht zu feiern. Wenn wir annehmen dürften, daß die ganze Hierarchie noch in demſelben Umfang fortgedauert habe, wie ſie unter den Ptolemäern nachzuweiſen iſt,[1]) ſo würde dieß ein Heer von geweihten Perſonen ausmachen. Zwar hatte man dieſer gefährlichen Macht die Spitze abgebrochen; die Ptolemäer hatten den Oberprieſter ihrer eigenen vergöttlichten Perſon mit dem Oberprieſter von ganz Aegypten identificirt und ihm ſeinen Sitz in Alexandrien angewieſen; auch die Römer wußten ſich zu helfen, wenigſtens unter Hadrian verſah dieſe Stelle eines „Oberprieſters von Alexandrien und ganz Aegypten“ ein Römer L. J. Veſtinus, der zugleich Vorſteher des Muſeion's von Alexandrien war.[2]) Aber die Maſſe der Prieſter beſtand ohne Zweifel fortwährend aus Aegyptern; da war der Prophetes, welcher Orakel ſpendete oder gewiſſe beſonders heilige Opfergebräuche vollzog; die Hieroſtolen, welche die Garde-

Die Hierarchie.

---

1) Für das Folgende ſ. Böckh, corpus inscr. græc. III, fasc. II, Einleitung.

2) Womit Strabo XVII, 1 zu vergleichen.

robe der Götterbilder beſorgten; die Pterophoren, welche Flügel auf den Köpfen trugen; die Hierogrammateis, welche einſt alle heilige Weisheit verwalteten, jetzt aber ſchon zu Traumdeutern degradirt ſein mochten; die Horoscopen oder Sterndeuter; die Paſtophoren, welche in den Proceſſionen die Gehäuſe mit den Götterbildern trugen; die Sänger; die Stempeler der Opferthiere; die Hüter der heiligen Thiere; die verſchiedenen Rangklaſſen der Einbalſamirer und Grabwärter; endlich zahlreiche Tempelſklaven, welche theils wie Mönche in freiwilliger Clauſur lebten, theils als Terminirbettler herumgingen. Vollſtändig oder unvollſtändig erhalten, hatte dieſe ganze große Schaar nur das eine Intereſſe: den ägyptiſchen Aberglauben mit allen Kräften aufrecht zu halten, und auch den Römern ſo viel als irgend möglich zu imponiren.

Neben einer großen Anzahl mehr oder weniger local gedachter Götter hatten überall die allgemeinen ägyptiſchen Gottheiten Iſis, Oſiris, Anubis ihre Tempel. In Alexandrien und mehrern andern Städten kam hinzu der aus Sinope geholte, vorgeblich mit Oſiris als Todtengott verwandte Serapis, deſſen Tempel als eines der Wunder der antiken Baukunſt galt und von Anbauten umgeben war, welche ſeit dem Untergang des Muſeion's unter Aurelian die noch immer höchſt wichtigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten u. a. die eine große Bibliothek enthielten. Es iſt der Mühe werth, die Ausſage Ruſin's,[1]) ſo fabelhaft und undeutlich ſie klingt, in Betreff dieſes außerordentlichen Gebäudes anzuhören, weil ſich hier klarer als ſonſt erkennen läßt, wie ſehr ſich der Hellenismus in dieſer Heimath alles Aberglaubens der nationalen Denkweiſe zu fügen wußte. Das Serapeion, auf hundertſtufigem Unterſatz hoch über die Stadt emporragend, ſcheint ein rieſiger Gewölbebau geweſen zu ſein, der auf allen vier Seiten mit Kammern, Treppen und geheimen Gängen, oben

Das Serapeion.

---

1) Hist. Eccl. II, 23. seq. Ammian. XXII, 16. Avieni orbis descr. Vs. 374.

5. Abſchnitt. ſogar mit Prieſterwohnungen und Zellen für Büßer umgeben war; dann lief ein vierfacher Porticus entweder um das Gebäude ſelbſt oder erſt um einen Hof herum. An dem ganzen Tempel war das prachtvollſte Material, auch Gold und Elfenbein nicht geſpart. In der großen mittlern Halle ſtand das Bild des Gottes, überaus coloſſal, ſo daß es mit den ausgeſtreckten Händen die beiden Seitenmauern berührte;[1]) es war nach Art der Chryſelephantinſtatuen aus verſchiedenen Metallen über einen hölzernen Kern zuſammengeſetzt, die nackten Theile von irgend einer wahrſcheinlich geheiligten Holzart. Die Wände waren mit Erz bekleidet, hinter welchem die alexandriniſche Phantaſie eine zweite Bekleidung von Silber und eine dritte, innerſte von Goldblech vermuthete. Der ganze große Raum war dunkel und alſo auf künſtliche Beleuchtung berechnet; nur an dem Feſttag, da man das Bild des Sonnengottes auf Beſuch zu Serapis brachte, wurde in einem beſtimmten Augenblick eine kleine Oeffnung gegen Oſten aufgedeckt, durch welche plötzlich der glühende Sonnenſchein auf die Lippen des Serapisbildes fiel, und dieß nannte man den Sonnenkuß. Andere optiſche und mechaniſche Künſte, wozu der Tempel wie ein Theater eingerichtet geweſen ſein muß, werden nicht näher bezeichnet, oder ſie ſind von durchaus märchenhafter Art, wie die Geſchichte von dem Magnet in der Decke, welcher das aus dünnem Eiſenblech gefertigte Sonnenbild in der Luft ſchwebend erhielt, was ſpäter bekanntlich auch vom Sarge Mohammed's berichtet wird. Der Tempel war ſonſt noch, wie die Serapistempel überhaupt, berühmt für die ſogenannte Incubation; Kranke nämlich ſchliefen daſelbſt oder ſchickten Andere zum Schlafen hin, um in gottgeſandtem Traum[2]) das Mittel der Geneſung zu erfahren; eine Methode, welche die Grie-

[1]) Oder hätte berühren können; bei dem ſonſt als Zeus ſtyliſirten Serapis wären ausgeſtreckte Arme zu auffallend.

[2]) Tacit. Hist. IV, 81.

chen in ihren Asklepiostempeln ebenfalls anwandten und welche Anlaß gab, die beiden Götter geradezu mit einander zu identificiren. — Uebrigens war in der ganzen Stadt jede Wand, jeder Thürpfoſten mit einem Symbol des großen Gottes bezeichnet, wozu noch zahlloſe Tempel, Kapellchen und Bilder aller übrigen Gottheiten auf allen Gaſſen kamen.[1]) Jene Einrichtung auf betrügeriſche Phantasmagorie u. dgl. glaubte man freilich auch in andern Tempeln zu finden oder vorausſetzen zu dürfen; ſo war in dem Tempel eines Gottes, der in dem lateiniſchen Bericht als Saturn bezeichnet wird,[2]) das große Bild an die Wand angelehnt und innen hohl, ſo daß ein Prieſter hineinſteigen und durch den offenen Mund reden konnte; die Tempelleuchter hatte man zu plötzlichem Erlöſchen präparirt. Doch war vielleicht gar Manches dieſer Art kein abſichtlicher Betrug, ſondern eine von Jedermann zugeſtandene und gekannte Maſchinerie zum Behuf der großen ſymboliſchen Feiern, an welchen das alte Aegypten von jeher reich war; wer dabei den einfältigen Fanatismus hatte, durchaus an Wunder zu glauben, dem widerſprachen natürlich die Prieſter nicht. Wir werden dieſelben allerdings mit Theurgie und Geiſterbannung beſchäftigt finden, allein ſie ſtehen ſelber mitten in dem Wahne, wenigſtens nicht ganz als Betrüger außerhalb deſſelben. Denn der Aberglaube war hier die eigentliche Lebensluft geworden; noch ganz ſpät treibt die ägyptiſche Götterfamilie neue Schößlinge, wie z. B. Serapis ſelbſt und der häßliche Canopus, welcher in der gleichnamigen Deltaſtadt als ein Krug mit menſchlichem Kopf und Extremitäten verehrt wurde.

Alexandrien überhaupt.

Canopus.

---

[1]) Strabo XVII, 1: die Stadt iſt voll von geweihten Stellen und von Tempeln. Ruſin. l. c.

[2]) Auch Eutychius Alex. p. 435 ed. Oxon. kennt einen Saturnstempel mit einem großen ehernen Bilde; es könnte aber hier wie bei Ruſin doch wieder Serapis genannt ſein, welcher öfter mit Saturn identificirt wird.

5. Abſchnitt. Zu Strabo's Zeit war Canopus mit ſeinen Wirthshäuſern der Lieblingsausflug der Alexandriner geweſen; der Nilkanal, auf welchem man hinausfuhr, war Tag und Nacht belebt durch Barken voller Weiber und Männer, welche zum Flötenſpiel tanzten und ſich aller Ausgelaſſenheit ergaben.[1]) Damals war noch ein Serapistempel, wo man ebenfalls Kurträume hatte, das Hauptgebäude der Stadt; ſpäter tritt das Heiligthum des Canopus ſelbſt in den Vordergrund und wird im vierten Jahrhundert eine hohe Schule aller Zauberei.[2])

Die heiligen Thiere. Von der Fortdauer und Rivalität der Thierculte[3]) iſt ſchon im vierten Abſchnitt die Rede geweſen. Jeder Nomos oder Diſtrikt verehrte ſein beſonderes Thier, das Schaf, den Wolf, den Pavian, den Adler, den Löwen, den Bock, die Spitzmaus u. ſ. w. Allgemeine Verehrung genoſſen vor Allem die beiden berühmten Stiere: der Mnevis, welcher beim Tempel von Heliopolis in einer Kapelle noch zu Strabo's Zeit unterhalten wurde, und der Apis, in welchem die Seele des Oſiris fortleben ſollte, zu Memphis. Es gab nicht zu jeder Zeit einen ſchwarzen Stier mit weißem Stirnfleck und mondförmigem Seitenfleck; im vierten Jahrhundert mußte einſt lange darnach geſucht werden.[4]) Fand man ihn, ſo wurde er in ehrfurchtsvoller Proceſſion, ſammt der Kuh die ihn geboren, nach Memphis geführt, wo ihn hundert Prieſter in Empfang nahmen und in den Tempel brachten, der ihm zum Stalle dienen ſollte. Hier und in dem davor liegenden Hof beſchauten ihn die Fremden und fanden in jeder ſeiner Bewegungen eine Vorbedeutung. Als er einſt dem Germanicus nicht aus der Hand freſſen wollte, ahnte den

[1]) Noch Ammian XXII, 16 rühmt die fröhlichen Wirthshäuſer und die milde Luft. Hadrian in ſeiner Villa bei Tibur hatte ſich u. a. Herrlichkeiten der alten Welt auch ein Canopus im Kleinen hinbauen laſſen.

[2]) Ruſin. Hist. eccl. II, 26.

[3]) Die verſchiedenen Erklärungen ſtellt zuſammen Plutarch. de Iside et Osiride 72.

[4]) Ammian. XXII, 14. vgl. Hist. Aug. Hadrian. c. 11.

Leuten nichts Gutes. — In Arſinoë gab es noch immer Prieſter, welche die dort göttlich verehrten Crocodile zu zähmen, wenigſtens zu füttern verſtanden. — Unter den zahlloſen göttlich verehrten Naturweſen durfte endlich das mächtigſte, dem ganz Aegypten ſein Daſein verdankte, nicht fehlen; der Nil hatte ſein eigenes Prieſtercollegium von Eunuchen, welche ihn mit Opfern „bewirtheten und wohlleben ließen," damit er es dem Lande wieder vergelte. Conſtantin, der ſie laut Euſeb[1]) abgeſchafft haben ſoll, blieb bei der bloßen Abſicht ſtehen, wenigſtens ſind ſie nachher noch lange vorhanden. Was er thun konnte, beſchränkte ſich vielleicht auf die Uebertragung des Nilmeſſers von Serapeum in eine chriſtliche Kirche.

Die Iſispriester.

Von den übrigen ägyptiſchen Prieſtern, wie ſie bis zur Zeit Trajan's waren, ſchildert Plutarch[2]) mit etwas zu viel Ehrfurcht die Iſisprieſter, und deutet ihre Bräuche und Ceremonien nach Kräften ſinnbildlich aus. Ihre Abzeichen waren vorzüglich das weiße Linnenkleid und das geſchorene Haupt; ſie lebten mit einer gewiſſen Abſtinenz und mieden manche Speiſen um nicht fett zu werden und ſonſt noch aus allen möglichen ſymboliſchen Gründen; ſelbſt das Meer und das Salz ſcheuten ſie. Ihrem Cultus fehlt bei all der ewig wiederkehrenden Trauer doch völlig die erhabene Würde; ein wildes Klaggeheul, bacchantiſche Geberden vertreten deſſen Stelle; hier wird ein Eſel vom Fels herabgeſtürzt, dort ein vergoldeter Ochſe in einem ſchwarzen Mantel herumgeführt; ein eigenthümliches Lärminſtrument, das Siſtrum, ſoll mit ſeinem Getöſe den ſchlimmen Typhon (das zerſtörende Princip) abhalten. Manches in dieſem Cultus trägt den Stempel ſpäter, müſſiger Erfindung oder Ausdeutung; das Iſisbild wird in verſchiedenen Farben, bald dunkel, bald hell bekleidet, um Tag, Nacht, Feuer, Waſſer, Leben und Tod

---

[1]) Vita Const. IV, 25, vgl. mit Liban. pro templis p. 182.

[2]) Plutarch. de Iside et Osiride, passim.

5. Abſchnitt. zu verſinnlichen; die Räucherungen ſind nach Tageszeiten verſchieden, des Morgens Harz, um die Dünſte der Nacht zu verſcheuchen, des Mittags Myrrhen, des Nachts das aus ſechszehn Ingredienzen während beſtändigen Betens bereitete Kyphi, welches auch in trinkbarer Geſtalt dargeſtellt wurde; ein Specificum, deſſen Beſtandtheile ſich alle ſinnbildlich auslegen ließen, deſſen Wirkung aber narkotiſch geweſen ſein muß.

Das Uebermaß. Plutarch, der ſeinen Gegenſtand durchaus mit Ernſt behandelt, giebt doch zu verſtehen, daß auch unter den Aegyptern Menſchen vorhanden waren, welchen des Aberglaubens und beſonders des Thiercultes zu viel wurde. „Während „die Schwachen und Einfältigen, ſagt er, in eine ganz unbedingte Superſtition verfallen, müſſen kühnere und trotzigere Menſchen auf gotteslängneriſche, wilde Gedanken gerathen.“ — Es wird nun zu erörtern ſein, wie Vieles von dieſer Religion das blühende und ſpäter das ſinkende Rom ſich aneignete und in welchem Sinne.

Abgeſehen von der bloß künſtleriſchen Aneignung, welche namentlich zur Zeit Hadrian's eine ganze Anzahl ägyptiſcher Figuren und Decorationsformen nach Rom brachte, iſt es faſt ausſchließlich der Kreis der Iſis, welcher ſeit Jahrhunderten in der griechiſchen und römiſchen Religion Aufnahme gefunden hatte.

Iſis bei den Griechen. Iſis — die Erde und zwar das geſegnete Aegypten ſelber, und Oſiris — der befruchtende Nilſtrom, ſind beide ſchon von den Aegyptern ſelbſt als allgemeinere Symbole alles Lebens gefaßt und ſo zum Eintritt in den Göttercult anderer Völker ausgerüſtet worden. Eine Nebenbedeutung, welche das Götterpaar vielleicht von ſemitiſcher Seite erhielt, nämlich als Mond und Sonne, tritt ſchon zur Zeit Herodot's faſt in den Hintergrund; die Griechen vereinigen ſich, in Iſis die Demeter, in Oſiris den Dionyſos zu erkennen, ohne deßhalb die Eigenſchaft der Iſis als Mondgöttinn gänzlich aufzugeben; ja ſie erhält der Reihe nach Antheil an den

Geſchäften der verſchiedenſten göttlichen Weſen,[1]) als Göttinn der Unterwelt, der Träume, der Entbindung, ſogar als Meerbeherrſcherinn. Seitdem Aegypten durch Alexander's Eroberung in den großen Umfang griechiſch-orientaliſchen Lebens aufgenommen worden, verbreitet ſich der Iſisdienſt noch weiter in der ganzen griechiſchen Welt,[2]) und geht endlich auch auf Rom über, wo er ſeit Sulla, und zwar die erſten hundert Jahre nicht ohne ſtarken öffentlichen Widerſtand, auftritt. Iſis bei den Römern iſt begleitet einerſeits wohl von ihrem Gemahl Oſiris, doch viel häufiger von Serapis als dem Oſiris der Unterwelt; von dem hundsköpfigen Anubis (einem Baſtard des Oſiris, der als Bote zwiſchen den Göttern und der Unterwelt mit Hermes identificirt wird); endlich von Horus, gräciſirt Harpocrates, welchen die Iſis erſt nach dem Tode des Oſiris geboren. — Mit der mythologiſchen Urbedeutung dieſer Weſen würde man indeß, auch wenn ſie unbeſtritten wäre, nicht ausreichen zur Ermittelung desjenigen Sinnes, welchen die Römer damit verknüpften. Serapis wird neben ſeiner Bedeutung als Heilgott auch ein Sonnengott,[3]) wie eine ganze Anzahl von Fremdgöttern und ſelbſt von heimiſchen in dieſe Bedeutung ausmünden müſſen; wiederum benimmt ihm dieß keineswegs die Herrſchaft über die Seelen in Leben und Tod. In ähnlicher Weiſe werden Iſis und die übrigen einerſeits zu Göttern des Heiles im weitern, der Heilung im engern Sinne umgedeutet, ohne deßhalb die Beziehung zur Unterwelt zu verlieren. Auf dieſem Stadium iſt Iſis ſchwer zu ſcheiden von der dreigeſtaltigen Unterweltsgöttinn Hecate, welche am Himmel als Luna, auf Erden als Diana, in der Unterwelt als Proſerpina herrſcht. Bei den Elegiendichtern iſt ſie dagegen die gefürchtete oft geſühnte Herrinn über Liebesſachen.

Iſis bei den Römern.

Ihre Nebengötter.

[1]) Vgl. Pauly, Realencyclop. der claſſ. A. W., Artikel Iſis, von Georgii.

[2]) Wie ſich Iſiscultus in die Nähe des Delphiſchen Tempels drängte (nach Titherea), erzählt Pauſan. X, 32.

[3]) Zahlreiche Inſchriften, u. a. bei Orelli I, cap. IV, §. 32.

5. Abſchnitt. Je mehr Lebensbeziehungen ihrer Herrſchaft unterthan werden, deſto weniger wird es möglich, ihr Weſen, wie es die Spätrömer auffaßten, unter eine gemeinſchaftliche Definition zu bringen; findet man ſie doch nach den verſchiedenſten Metamorphoſen ſogar als Fortuna, als Tyche wieder,[1]) der rein philoſophiſchen Ausdeutung gar nicht zu gedenken, welche zuletzt in ihr die große Allgottheit entdeckte. Auch die Geſtalt der Göttinn hatte ſich längſt romaniſirt und den bekannten ägyptiſchen Kopfſchmuck abgelegt; das Coſtüm der Prieſterinn ſcheint dasjenige der alten Göttinn verdrängt zu haben; ein Mantel mit Franſen, unter den Brüſten mit der Tunica eigenthümlich zuſammengeknüpft, und in der Hand das Siſtrum — dieß ſind in Gemälden und Bilderwerken jetzt die bleibenden Kennzeichen.

Steigerung des Iſisdienſtes. Der Iſisdienſt verbreitete ſich mit den römiſchen Waffen bis an die Grenzen des Reiches, in den Niederlanden wie in der Schweiz und in Süddeutſchland; er durchdrang auch das Privatleben viel gründlicher und auch früher als der Cultus der großen ſemitiſchen Göttinn. Kaiſerliche Gunſt genoß er erſt ſeit Veſpaſian, der ſchon in Alexandrien dem Serapis ausdrückliche Andacht erwies; ſein Sohn Domitian baute dann in Rom ein Iſium und Serapium, nachdem die beiden Gottheiten ſich bisher wenigſtens innerhalb der Stadtmauern mit Winkeltempeln begnügt hatten. Später gab es in Rom ſogar mehrere nicht unbedeutende Heiligthümer der Göttinn. In dem zu Pompeji aufgefundenen, ſechszehn Jahre vor der Verſchüttung bereits reſtaurirten Iſistempel giebt eine geheime Treppe und eine leere Vertiefung hinter dem Piedeſtal, welches die Bilder trug, ſowie ein kleines Nebengebäude mit Souterrain einigen Anlaß zu Vermuthungen; allein zu großen und blendenden Phantasmagorien findet man weder

---

[1]) Womit der Schutz, welchen Iſis ihrem Geweihten gegen die als Zufall gedachte Fortuna gewährt (Apul. metam. XI.) keineswegs im Widerſpruche ſteht.

den Raum noch die Anſtalten genügend, was indeß die Phantaſie der Archäologen und Dichter nicht gehindert hat, über dieſes ziemlich geringe Gebäude bunte Gedanken zu Tage zu fördern. Die Iſispriester, in den größern Städten zu zahlreichen Collegien vereinigt (als Paſtophoren u. ſ. w.), genoſſen noch im erſten Jahrhundert durchgängig einen ſchlechten Ruf, u. a. als Gelegenheitsmacher bei Liebſchaften, zu deren Schutz ſich Iſis und ihre Tempel, wie oben bemerkt, ebenfalls hatten hergeben müſſen. Mit der tiefſten Verachtung behandelt Juvenal [1]) den geſchorenen Schwarm im Linnenkleid, welcher ſich mit prieſterlichem Klaggeheul in das Gemach der vornehmen römiſchen Dame drängt, das die Eunuchen der großen ſyriſchen Göttinn ſo eben verlaſſen haben. Die letztern bettelten bloß, der im Anubiscoſtüm auftretende Anführer der Iſispriester dagegen darf obendrein drohen und Bußen auflegen für gewiſſe angenehme Sünden; und gälte es auch ein Bad in der Tiber mitten im Winter — er wird Gehorſam finden, denn die Dame hat einen feſten Glauben und meint ſelber im Schlaf der Iſis Stimme zu hören. — Vom zweiten Jahrhundert an erhält dann der Iſisdienſt wie derjenige der Magna mater einen höhern Ton und wahrſcheinlich auch größere Würde durch die Theilnahme der Kaiſer und der höhern Stände.[2]) Der Unterſchied im Vergleich mit der frühern Uebung war ſo groß, daß die Anſicht entſtehen konnte, erſt Commodus oder Caracalla hätten dieſen Cultus nach Rom gebracht. Bei den großen Proceſſionen giebt es fortan Pauſae, d. h. Haltplätze, vielleicht mit beſonderer baulicher Ausſchmückung. Commodus ließ einen ſolchen Feſtzug in einer Halle ſeiner Gärten in Moſaik darſtellen. Er ſelber, als Prieſter geſchoren, pflegte bei ſolchen Anläſſen das Bild des Anubis zu tragen und mit deſſen Schnauze die nebenan gehenden Iſispriester arg auf den Kopf zu treffen. Bei weitem die umſtändlichſte Schilderung

Die Kaiſer als Iſisdiener.

[1]) Juvenal. Sat. VI. 522.

[2]) Hist. Aug. Commodus 9. Pescennius 6. Carac. 9.

5. Abſchnitt.

Die Iſisproceſſion.

einer Iſisproceſſion jedoch, welche für die Opferzüge dieſer Zeit überhaupt zum Maßſtab dienen kann, giebt Apuleius, im letzten Buch ſeiner Metamorphoſen. Die Scene iſt in das ausgelaſſene Corinth verlegt. Der Zug beginnt im heiterſten Carnevalsſtyl, mit den bunten Masken von Soldaten, Jägern, Gladiatoren, prächtig friſirten Frauenzimmern, Magiſtratsperſonen, Philoſophen (mit Mantel, Stab, Pantoffeln und Bocksbart), Vogelſtellern und Fiſchern; dann folgt ein zahmer Bär als alte Dame verkleidet auf einem Tragſtuhl, ein Affe als Ganymed mit einer Mütze und orangefarbenem Kleidchen, in der Hand einen goldenen Becher, ſogar ein Eſel mit angeſetzten Flügeln zum Pegaſus traveſtirt, und nebenherlaufend ein gebrechliches Männchen als Bellerophon. Nun erſt eröffnet ſich die eigentliche Pompa; weißgekleidete, bekränzte Frauen, die Toilettedienerinnen der Iſis, ſtreuen Blumen und Wohlgerüche und geſticuliren mit Spiegeln und Kämmen; eine ganze Schaar beiderlei Geſchlechtes folgt mit Lampen, Fackeln und Kerzen, wie zur Huldigung an die Geſtirngottheiten; darauf Saitenſpieler, Pfeifer und ein weißgekleideter Sängerchor; dann die Flötenſpieler des Serapis, eine rituelle Tempelmelodie blaſend, nebenein Herolde um Platz zu ſchaffen. Sodann kommen die Eingeweihten jedes Standes und Alters, in weißem Linnenkleid, die Frauen mit geſalbtem Haar und durchſichtigem Schleier, die Männer glatt geſchoren; die Siſtren, die ſie rauſchend ſchwingen, ſind je nach dem Vermögen von Silber und ſelbſt von Gold. Jetzt erſt folgen die eigentlichen Prieſter mit den geheimnißvollen Symbolen der Göttinn: Lampe, Altärchen, Palmzweig, Schlangenſtab, offner Hand, und mehrern Gefäſſen von beſonderer Form; andere tragen die eigentlichen Götter, das Bild des Anubis mit halbſchwarzem, halbgoldenem Hundskopf, eine aufrecht ſtehende Kuh, eine myſtiſche Kiſte; endlich folgt der Oberprieſter, die goldene Urne mit Schlangenhenkeln, welche die Göttinn ſelber darſtellte, an die Bruſt drückend. In dieſer Ordnung bewegt ſich der Zug

aus der Stadt Corinth, wohin der Romanſchreiber ſeine Scene verlegt, ans Meer hinab. Hier wird das bunt mit Hieroglyphen bemalte „Iſisſchiff" unter vielen Ceremonien mit Wohlgerüchen und Weihgeſchenken gefüllt und Angeſichts der am Strand aufgeſtellten Heiligthümer den Wellen übergeben; die Inſchrift ſeines Segels „für glückliche Schifffahrt im neuen Jahre" und das anderweitig bekannte Datum des überall von den Römern gefeierten „navigium Isidis," der fünfte Merz, geben die Erklärung des ganzen Feſtes, welches die Eröffnung des während des Winters geſchloſſenen Meeres verherrlichen ſollte.[1]) Denn gerade in dieſer ihrer ſpäteſten, nichtägyptiſchen Eigenſchaft als Herrſcherinn der See genießt Iſis am Mittelmeer ausdrückliche Verehrung, und die Corinther an ihren beiden ſchiffreichen Golfen mußten ihr beſonders ergeben ſein. Die Proceſſion kehrt in den Tempel zurück, vor deſſen Pforte ein Prieſter von einer hohen Kanzel herab einen Glückwunſch oder Segen ſpricht über den Kaiſer, den Senat, die Ritter, das römiſche Volk, die Schifffahrt und das ganze Reich; er ſchließt mit der Formel λαοῖς ἄφεσις, welche mit dem ite, missa est! des chriſtlichen Gottesdienſtes gleichbedeutend iſt. Bei dieſer ganzen Feier unterſcheiden ſich die fröhliche und andächtige Menge und die Eingeweihten der Myſterien, von welchen im folgenden Abſchnitt die Rede ſein wird.

5. Abſchnitt.

Das Iſisſchiff.

Was bei dieſem und andern Anläſſen von heiligen Schriftzeichen theils hieroglyphiſcher theils ſonſtiger geheimer Art erzählt wird, kann in der Thatſache richtig ſein; aber der römiſche, griechiſche, galliſche Iſisprieſter, der dieſe Schriften verwahrte und vielleicht nachmalen und ableſen konnte, verſtand doch ſicherlich nichts davon. Ja weit entfernt, irgend

Willkürliche Auffaſſung.

[1]) Man fuhr auch wohl das Schiff auf einem Wagen durch die Stadt. Der Feſtzug dieſes carrus navalis (Schiffwagen) iſt ſehr wahrſcheinlich die Grundform des neuern Carnevals, welcher allerdings der Faſten wegen nicht auf dem 5. Merz bleiben konnte, ſondern ein bewegliches Feſt wurde.

5. Abſchnitt. eine tiefſinnige Wiſſenſchaft aus dem prieſterlichen Aegypten zu entlehnen, deſſen ſtarke Seite ohnedieß nicht mehr die Lehre war, nahm Rom ſelbſt die vielgenannten Götter ohne alle theologiſche Treue in willkürlich verändertem Sinne auf. In Betreff der Iſis wurde dieß bereits bemerkt; ein anderes ſprechendes Beiſpiel iſt die Geſtalt des Harpocrates, deſſen Geberde (mit dem Finger nach dem Munde) den von Iſis geſäugten andeuten ſoll; in der trefflichen capitoliniſchen Statue aus hadrianiſcher Zeit findet man nun ſtatt des ägyptiſchen Götzen einen jungen Amorin, der mit dem Finger auf den Lippen Stille gebietet, als **Deus silentii**. Dagegen mußte Anubis, obwohl man ihn für identiſch mit Hermes hielt, ſeinen Hundskopf beibehalten, der ſich dann über einem menſchlichen Körper mit römiſcher Draperie ſonderbar widerlich ausnimmt.

Einen Inbegriff der Symbole dieſes ganzen Kreiſes gewähren die hie und da vorkommenden bronzenen Hände, welche als Ex-voto's von Wöchnerinnen an die geburtshelfende Iſis erkannt worden ſind.[1]) Die Finger in ſchwörender Haltung, die innere wie die äußere Fläche der Hand ſind völlig bedeckt mit Attributen, Myſteriengeräthen und Bruſtbildchen der Gottheiten Iſis, Serapis, Oſiris und Anubis, nur daß letztere als Dionyſos und Hermes dargeſtellt ſind. Die Aufzählung jener Symbole gehört nicht hieher; vielleicht entſprachen ſie ebenſo vielen Anrufungen in der Noth.

Gänzliche Hingebung an die Fremdgötter. Mit den bisher genannten Fremdgottheiten iſt die Miſchung der Culte noch lange nicht erſchöpft; Manches was dahin gehört, wird paſſender erſt im folgenden Abſchnitt beiläufig behandelt werden. Bisher war nur von den offiziell anerkannten und allgemein verbreiteten Sacra peregrina die Rede; dem einzelnen Andächtigen blieb es unbenommen, nach Wunſch die Bilder und Symbole aus allen Landen

[1]) U. a. bei Montfaucon, Ant. expl. II, p. 330, kleine Ausg. p. 78.

und Religionen maſſenweiſe um ſich zu häufen. Wie verſchieden und dabei wie bezeichnend war hierin die Subjectivität der beiden ungleichen Vettern, Elagabal und Alexander Severus! Erſterer trägt ſeine ſemitiſchen Götzen, die Palladien Rom's und die Steine des Oreſt aus dem Dianentempel von Laodicea mechaniſch auf einen Haufen zuſammen; wie der ſchwarze Stein von Emeſa mit dem Bilde der Urania von Carthago vermählt wird, ſo heirathet der kaiſerliche Prieſter ſelbſt die oberſte Veſtalin; ja er ſoll die Abſicht ausgeſprochen haben, ſein Centralheiligthum auch zum Vereinigungspunkt für den Gottesdienſt der Samaritaner, der Juden und der Chriſten zu machen. Alle Götter ſollten ſeines großen Gottes Diener ſein, alle Myſterien ſich in dem Prieſterthum deſſelben concentriren. Alexander Severus dagegen feiert von allen Religionen die Stifter als Ideale der Menſchheit und ſtellt ihre Bilder in ſeiner Hauskapelle zuſammen, wo nun Abraham und Chriſtus Platz fanden neben Orpheus als vorgeblichem Gründer der helleniſchen Myſterien und Apollonius von Thyana als neuphiloſophiſchem Wunderthäter; auch die beſten unter den frühern Kaiſern [1]) waren daſelbſt aufgeſtellt, wie er ihnen denn noch außerdem auf dem Forum des Nerva koloſſale Statuen ſetzte; eine zweite Kapelle enthielt die Statuen Virgils, Cicero's, Achill's und anderer großer Männer; der edle unglückliche Fürſt ſucht ſich aus dem Beſten was er kennt, einen neuen Olymp zuſammen. Was aber im Kaiſerpallaſt zu Rom im Großen geſchah, wiederholte ſich gewiß mannigfach im Kleinen. Manche der Edelſten hätten gerne dem Chriſtenthum die ihnen zugänglichen Seiten abgewonnen; noch begieriger aber mochte der gemeine Aberglaube zu den chriſtlichen Myſterien aufblicken,

Elagabal.

Alexander Severus.

[1]) Wozu als Parallele Hist. Aug. Tacit. c. 9 zu vergleichen iſt. Divorum templum fieri iussit, in quo essent statuæ principum bonorum etc. Beſonders die Statuen Marc-Aurels ſtanden noch zur Zeit des Diocletian in vielen Häuſern unter den Dii penates Hist. Aug. Marc. Aur. c. 18. 5.

3. Abſchnitt. mit welchen es ja eine beſondere Bewandtniß haben mußte, weil ſie ihren Bekennern eine ſo merkwürdige Haltung im Leben und im Sterben mittheilten. Es iſt ſchwer, ſich dieſes aus Abſcheu und Lüſternheit gemiſchte Gefühl mancher Heiden lebendig vorzuſtellen, und eine unmittelbare Kunde davon iſt kaum vorhanden, wenn man nicht die Geſchichte vom ſamaritaniſchen Zauberer Simon [1]) dahin rechnen will. Von der philoſophiſchen Annäherung der beiden Religionen wird im Folgenden die Rede ſein.

Wenn nun einmal die Scheu vor den Fremdgöttern völlig verſchwunden war, wenn man namentlich in dem orientaliſchen Cultus den übermächtigen Reiz des Geheimnißvollen fand, ſo war überhaupt nicht mehr vorauszuſagen, wo dieſe Aneignung des Fremden inne halten werde.[2]) Schon drangen mit der neuplatoniſchen Philoſophie und mit dem Manichäismus nicht bloß perſiſche, ſondern ſelbſt indiſche Religionsprincipien in die römiſche Welt ein; was ſich irgend ein geheimnißvolles Anſehen geben und auf eine Affinität mit dem römiſchen Götterweſen Anſpruch machen konnte, war der Aufnahme ſicher.

Die Pantheen. Es ſind gerade aus dieſer ſpätern römiſchen Zeit zahlreiche Inſchriften vorhanden, welche „allen Göttern und Göttinnen," „allen Himmliſchen," „der Verſammlung der Götter" u. ſ. w. gewidmet ſind. Ohne Zweifel gedachte man dabei auch der fremden Götter, deren Keiner beleidigt werden ſollte. Oft übertrug man auch die Attribute einer ganzen Anzahl einheimiſcher und fremder Gottheiten auf Eine Geſtalt, die dann als Deus Pantheus, als „allgöttlicher Gott" bezeichnet wurde. So kommt Silvanus Pantheus, Liber Pantheus vor; an Bildern der Fortuna ſieht man

[1]) Nebſt den Andeutungen, welche Euseb. Hist. Eccl. II, 1. dazu giebt. Die Secte Simon's exiſtirt unter Conſtantin noch und drängt ſich „wie Peſt und Ausſatz" in die Kirche ein.

[2]) Rom als templum mundi totius bei Ammian. XVII, 4.

außer dem ihr zukommenden Ruder und Füllhorn auch den Bruſtharniſch der Minerva, den Lotos der Iſis, den Donnerkeil des Jupiter, das Hirſchfell des Bacchus, den Hahn des Aesculap u. ſ. w. Es iſt dieß vielleicht nur ein compendiöſer Ausdruck für die ganze Götterſchaar und muß ſomit wohl unterſchieden werden von dem philoſophiſchen Monotheismus, welcher (vgl. unten) eine wirkliche Identität ſämmtlicher Götter in einem höchſten Weſen anerkannte.

Es giebt eine bekannte Ausſage des Philoſophen Themiſtius,[1]) aus einer beträchtlich ſpätern Zeit, da der Kaiſer Valens als Arianer die rechtgläubigen Chriſten auf das bitterſte verfolgte. „Es dürfe, meinte der Philoſoph, die „Glaubenszwietracht unter den Chriſten nicht befremden; ſie „komme gar nicht in Betracht neben der Maſſe und der „Confuſion der verſchiedenen heidniſchen Glaubensanſichten. „Denn da gebe es über dreihundert Secten, ſintemal die „Gottheit auf verſchiedene Weiſe verherrlicht ſein wolle und „nur um ſo viel größern Reſpekt genieße, je weniger ihre „Erkenntniß gleichmäßig Jedermanns Sache ſei.“ — Die angegebene Zahl möchte wohl hoch genommen ſein, auch ſchließen ſich dieſe heidniſchen Secten, Dogmata, in der Regel nicht aus wie die chriſtlichen, ſo daß man mehrern zugleich angehören konnte. Allein ſchon dreihundert verſchiedene Arten der Götterverehrung, ſelbſt wenn ſie ſich nicht widerſprachen, zeugen von einer Zerſplitterung des Heidenthums, welche durch die bloßen Fremdgötter nicht hervorgebracht worden wäre. Wir werden nun zu zeigen haben, wie nicht bloß durch die Gegenſtände, ſondern vorzüglich durch die innern Principien des Cultus eine unendliche Mannigfaltigkeit in die verfallende heidniſche Religion hinein kommen mußte, während zugleich große durchgehende Tendenzen auf Vereinfachung hindrängen.

Zerſplitterung des Heidenthums.

[1]) Socrates, hist. eccl. IV, 32.

## Sechster Abſchnitt.

# Die Unſterblichkeit und ihre Myſterien. Die Dämoniſirung des Heidenthums.

Religiöſer Charakter des dritten Jahrhunderts. — Das Jenſeits und der Heidenhimmel. Mangel der wahren Grundbedingungen dieſes Glaubens.

Die neuen Myſterien als Umweg zur Unſterblichkeit. — Amor und Pſyche. — Die Geheimdienſte des Bacchus und der Hekate. — Die Sabazioswethen und die Taurobolien. — Die Verheißungen der Iſis; ihre Traumbotſchaften und Myſterien. Illuſion oder Symbolik?

Der Mithrasdienſt; ſein Urſprung und ſeine Bildwerke. — Die Bedeutung des Mithras als Gott der Krieger; als Seelenführer. — Die mithriſchen Prüfungen und Grade. — Lokale und zeitliche Unterſchiede. — Die Mithrashöhlen. — Miſchung mit andern Cultus und mit ſpeculativen Ideen. — Sol invictus comes. — Aurelian.

Der Manichäismus und ſeine Unſterblichkeitslehre. — Die Verfolgung.

Neue Beziehungen des Göttlichen zum Irdiſchen. — Die bisherige Magie und ihre Erneuung. — Die Aſtrologie; ein Verſuch zu ihrer Verſittlichung; der heidniſche Firmicus; der Sterndeuter und das Kaiſerſchickſal. — Einzelheiten des Syſtems.

Stellung der Philoſophie zur religiöſen Kriſis. — Die Neuplatoniker; ihr bedingter Monotheismus; ihre Seelenlehre; die aſcetiſche Richtung und ihre Ideale: Pythagoras und Apollonius von Tyana. — Einwirkung des Orients.

Die Neuplatoniker als Beſchwörer; Plotinus, Porphyrius und Jamblichus; das Beſchwörungsſyſtem; die Rangordnung und Erſcheinungsart der Geiſter. — Lehre von den Träumen und Inſpirationen. — Verhältniß zur Aſtrologie. — Einzelne Wunder aus dem Leben dieſer Philoſophen. — Kaiſer Julian.

Dämoniſirung der Götter und Heroen auch im Volksglauben. — Der dämoniſirte Monotheismus. — Ammianus Marcellinus. — Die Sonnendiener. — Die Charakterloſen.

Sonſtiger Aberglaube. — Die Haruſpicin. — Die Orakel. — Die Vorbedeutungen. — Die Zauberei im Leben, am ſpätern Kaiſerhofe, bei den Philoſophen. — Dämonenglaube der Chriſten. — Bannung von Menſchenſeelen. — Evocation von Leichnamen bei Heiden und Chriſten. — Magiſcher Gebrauch todter Körper; die Todtenhand. — Beſchauung menſchlicher Eingeweide. — Macht des Wahns.

Schluß. Die chriſtlichen Apologeten. — Die Zerſetzung des Heidenthums bahnt dem Chriſtenthum den Weg.

## Sechster Abſchnitt.

### Die Unſterblichkeit und ihre Myſterien. Die Dämoniſirung des Heidenthums.



Religiöſer Charakter des dritten Jahrh.

Neben dem alten Götterdienſt und den eingeführten Fremdculten hatte ſich die gebildete Welt, wie oben bemerkt, früher in einem Unglauben gefallen, welcher im günſtigen Falle philoſophiſch gefärbt war. Mit dem dritten Jahrhundert, unter dem Einfluß der großen Unglücksfälle des Reiches, war jedoch unter den höhern Claſſen eine große Sinnesänderung eingetreten; ſie näherten ſich einestheils der Wundergier und dem Aberglauben des gemeinen Volkes, anderntheils entſtand für ſie ein neues geiſtiges Medium, welches die Philoſophie mit dem potenzirteſten Aberglauben zu verbinden wußte: der ſogenannte Neu-Platonismus.

So wenig im damaligen Leben dieſe beiden Richtungen getrennt waren, ſo wenig werden ſie ſich in unſerer Darſtellung durchgängig trennen laſſen. Es iſt ganz unmöglich zu ſagen, wo der Populärglaube aufhört und wo der philoſophiſche Aberglaube anfängt; der letztere erkennt den erſtern in der Regel an, um ihn ſeinem Syſtem, namentlich ſeiner Dämonenlehre unterzuordnen.

Die einzelnen Phänomene, die zunehmende Wunderſucht und der heidniſche Fanatismus, die Myſtik und die ſchwärmeriſche Abſtinenz ſind auf jedem Blatt der Geſchichte des dritten Jahrhunderts kenntlich verzeichnet. Die Geſammt-

6. Abſchnitt. wahrnehmung aber iſt die, daß das ganze Verhältniß zum Ueberſinnlichen ſich verrückt hatte und weſentlich anders geworden war. — Zunächſt zeigt ſich dieß bei Betrachtung der Anſichten über das letzte Schickſal des Menſchen ſelber.

Die Jenſeitigkeit.

Die Feinde des Chriſtenthums machen es ihm zum beſtändigen Vorwurf, daß es ſei eine Religion des Jenſeits, welche das Erdenleben nur als trübe, prüfungsreiche Vorbereitungszeit für ein außerirdiſches, ewiges Leben auffaſſe; ſie rühmen dagegen das lebensfrohe Heidenthum, welches die antiken Menſchen gelehrt habe, hienieden ihre Kräfte, Anlagen und Beſtimmungen auf die Jedem angemeſſene Weiſe durch- und auszuleben. — Es muß nun zunächſt feſtgeſtellt werden, daß das Heidenthum des dritten Jahrhunderts auf dieſes Lob, oder wie man es nennen will, keinen ungetheilten Anſpruch mehr machen kann, daß es ebenfalls eine Religion des Jenſeits geworden war. Die chriſtliche Dogmatik ſtellt ihre Lehre von Tod und Unſterblichkeit erſt an das Ende der Lehre vom Menſchen, im vorliegenden Fall müſſen wir damit anfangen, weil das ganze Verſtändniß der ſpätheidniſchen Religion an dieſem Punkte hängt.

Der jammervolle Zuſtand des Staates und der bürgerlichen Geſellſchaft hatte gewiß großen Antheil an der Ausbildung dieſer Jenſeitigkeit, doch erklärt er dieſelbe nicht völlig. Aus unerforſchlichen Tiefen pflegt ſolchen neuen Richtungen ihre weſentliche Kraft zu kommen; durch bloße Folgerungen aus vorhergegangenen Zuſtänden ſind ſie nicht zu deduciren. Die frühere heidniſche Anſicht gönnte dem Menſchen wohl eine Fortdauer nach dem Tode, allein in bloßer Schattengeſtalt, als ein kraftloſes Traumleben; wer weiſer ſein wollte, redete nach ägyptiſcher oder aſiatiſcher Lehre von einer Seelenwanderung; nur ganz wenigen Freunden der Götter wurde der Aufenthalt im Elyſium oder auf den Inſeln der Seligen vorbehalten. Mit der Criſis des Heidenthumes wird der Kreis dieſer Bevorzugten auf einmal erweitert, und bald nimmt Jedermann die ewige Seligkeit in Anſpruch. An

Der Heidenhimmel.

zahlloſen Sarkophagen findet man Züge von Tritonen und Nereiden, für dieſe ſpäte Zeit oft recht ſchön dargeſtellt; es iſt die Reiſe nach den Inſeln der Seligen gemeint. Vorzüglich aber laſſen die Grabſchriften in dieſer Beziehung keinen Zweifel übrig.[1]) „Ihr unglücklichen Ueberlebenden, heißt „es etwa, beweint dieſen Todesfall; Ihr Götter und Göttinnen aber freuet Euch über den neuen Mitbürger!" — Anderswo wird in aller Form zugeſtanden, daß erſt jenſeits das wahre Leben beginne. „Jetzt erſt lebſt Du Deine ſelige „Zeit, fern von allem Erdengeſchick; hoch im Himmel genießeſt Du mit den Göttern Nektar und Ambroſia." Auch für Kinder, für achtjährige Mädchen wird dieſe ſelige Unſterblichkeit verlangt. „Ihr hochgelobten Seelen der Frommen, führet die ſchuldloſe Magnilla durch die elyſiſchen Haine „und Gefilde in Eure Wohnungen!" — Selbſt ein zehnmonatliches Kind wird redend eingeführt: „meine himmliſche, „göttliche Seele wird nicht zu den Schatten gehen; das Weltall „nimmt mich auf, und die Geſtirne; die Erde hat nur den „Leib, der Stein meinen Namen empfangen." Ein Wittwer will auch ſchon das Sternbild kennen, wo ſeine Gattinn wohnt, es iſt die Krone der Berenice in der Nähe der Andromeda.[2]) Beſcheidener lautet das Gebet eines Sohnes: „Götter der „Unterwelt, eröffnet meinem Vater die Haine, wo purpurn „ein ewiger Tag leuchtet." Eine deutliche Hoffnung des Wiederſehens wird ebenfalls ausgeſprochen, doch erſt auf einem ſpätheidniſchen Steine des vierten Jahrhunderts.[3]) Auch eine andere Conſequenz des Unſterblichkeitsglaubens

[1]) Vgl. Meyer, Anthologia lat. N. 1182, 1195, 1246, 1262, 1265, 1282, 1318, 1329, 1401, 1402 u. a. a. O. Wie bedingt noch die Hoffnungen der ſpätern Stoiker in dieſer Beziehung waren, zeigt M. Antonin. III. 3. X,31. XI, 3. XII, 5. 14. u. a. a. O.

[2]) Von dieſer Bedeutung der Geſtirne wird unten noch die Rede ſein. — Vgl. S. Hieronym. epist. 23, wo eine Wittwe ihren Mann in die Milchſtraße verſetzt.

[3]) Meyer, a. a. O. N. 1318.

6. Abſchnitt. ſcheint nicht zu fehlen: der Glaube an die Fürbitte für die Ueberlebenden; ein hoher Beamter ſpricht: „Wie ich für „Euer Heil geſorgt auf Erden, ſo bin ich nun auch unter „den Göttern [1]) dafür bemüht.“ Man hat mit Unrecht mehrern dieſer Inſchriften einen chriſtlichen Urſprung geben wollen, was durch die ganz deutlichen mythologiſchen Zuthaten hinreichend widerlegt wird. — Daß im diocletianiſchen Zeitalter dieſe Unſterblichkeitsidee allgemein verbreitet war beweist auch die Warnung, welche Arnobius [2]) den Heiden zuruft: „Schmeichelt euch nicht mit leerer Hoffnung, wenn „aufgeblaſene Weiſe behaupten, ſie ſeien aus Gott geboren „und den Geſetzen des Schickſals nicht unterworfen; nach„dem ſie einigermaßen ſittlich gelebt, ſo ſtehe ihnen der Hof „Gottes offen und ſie könnten nach ihrem Tode ohne Hin„derniß dahin als in ihre Heimath emporſteigen.“ — Das Beſte an der Sache war, daß fortan wenigſtens die ſo tief gewurzelte Anſicht von einem irdiſchen Fatum nicht mehr in ſo ausgeſprochener Feindſchaft mit der Sittlichkeit ſtand, ſeitdem eine jenſeitige Beſtimmung des Menſchen anerkannt wurde.

Mängel dieſes Glaubens. Zu dieſem fromm lautenden Glauben ſchienen in der That vom heidniſchen Standpunkte aus weiter nichts zu gehören als ein aufgeklärter Monotheismus und eine ſtreng gefaßte Sittlichkeit, wie ſie z. B. unter den Stoikern im Princip und zum Theil auch im Leben vorhanden geweſen war. Allein ſo einfach geſtaltete ſich für die damaligen Menſchen dieſes Problem nicht; zwiſchen ſie und die höchſten Fragen ihres Daſeins hatten ſich zahlloſe Götter und Götterſyſteme ſchichtweiſe gelagert und mit dieſen dämoniſchen Gewalten mußte unterhandelt werden. Selbſt wo ſich in dieſer Zeit der Heide zu einem ſogenannten Monotheis-

---

[1]) In superis, wobei es freilich ungewiß bleibt, ob der Sprechende nicht ſelber geradezu als Gott gedacht wird.

[2]) Adversus gentes II, p. 86.

mus aufſchwang, werden wir ihn auf merkwürdige Weiſe gebunden finden an die Idee untergeordneter göttlicher Weſen, welche auf ihre Weiſe gefeiert und geſühnt ſein wollen. — Die Sehnſucht nach der Unſterblichkeit, weit entfernt durch einen unmittelbaren ſittlich-religiöſen Akt ſich dem Ewigen zutrauensvoll an den Buſen werfen zu können, mußte ſich zu einem weiten Umweg entſchließen. Nun hatten ſich von jeher an die antiken Gottesdienſte gewiſſe Geheimdienſte angehängt, welche den Eingeweihten dem Gotte näher brachten und zugleich mehr oder weniger deutliche Beziehungen auf eine beſſere Unſterblichkeit enthielten, als die ſchattenhafte des gewöhnlichen Hades war. In den helleniſchen Myſterien der Demeter wie des Dionyſos ſchließt ſich dieſe Hoffnung an die Feier des Sterbens und Wiederauflebens der Natur, zumal des Saatkorns an, ohne daß ſie als das Weſentliche dieſer Culte in den Vordergrund träte. Dieſe Myſterien wurden noch immer gefeiert; Kaiſer und Vornehme, wenn ſie nach Griechenland kamen, ließen ſich gerne einweihen. Noch jene berühmte Zuſchrift des chriſtlichen Firmicus an die Söhne Conſtantin's [1]) denuncirt die Weihen von Eleuſis, die kretiſchen Myſterien des Dionyſos, die Sacra der Korybanten als etwas Fortbeſtehendes; ja wir dürfen vielleicht annehmen, daß die Maſſe von Myſterien, von welchen Griechenland im zweiten Jahrhundert zur Zeit des Pauſanias wimmelte,[2]) ſämmtlich oder größtentheils wenn auch in verkümmerter Form am Leben blieben bis in die theodoſiſche Zeit.[3])

Die alten Myſterien.

---

[1]) I. Firmicus: de errore profanarum religionum, passim. — Vor ihm bei mehrern chriſtlichen Apologeten, beſonders eifrig behandelt bei Arnob. adv. gentes, V.

[2]) Ein beſonders intereſſantes Beiſpiel ſtatt vieler, das Orakel des Trophonios bei Lebadea, Pausan. IX. 39.

[3]) Vgl. Zosim. IV, 3. wo der Proconſul von Achaja dem Kaiſer Valentinian I. vorſtellt, wie ohne die Myſterien dem Griechen das Leben unerträglich ſein würde.

6. Abſchnitt.

Allein ſo merkwürdig dieſe myſtiſchen Begehungen an ſich ſein mögen, ſo dürfen ſie uns doch hier nicht näher beſchäftigen, weil ſie mehr zurückdeuten in das frühere Griechenthum und ganz beſonders weil ſie local, ſogar an Bürgerrechte gebunden waren und ſich alſo nicht weiter verbreiten konnten. Aus demſelben Grunde müſſen hier die römiſchen Myſterien der Bona Dea u. dgl. übergangen werden.

Die neuen Myſterien.

Ganz anders verhält es ſich mit den univerſellen, über den ganzen römiſchen Länderkreis verbreiteten Myſterien der Kaiſerzeit, die vorzugsweiſe den fremden Göttern gefeiert wurden.

Es iſt nicht die Schuld der neuern Forſcher, wenn hier das Weſentliche oft unbekannt, wenn Vieles bloße Vermuthung bleibt. Von vornherein muß bemerkt werden, daß die qualitative wie die quantitative Theilnahme an dieſen Geheimdienſten nach einzelnen Reichsgebieten, Ständen, Bevölkerungsmaſſen großentheils ein Räthſel iſt. Es können dabei Tauſende, aber vielleicht auch Hunderttauſende mehr oder weniger eingeweiht geweſen ſein; es kann einzelnen Ländern zufällig oder aus innern Gründen ganz daran gefehlt haben, oder die betreffenden Zeugniſſe — Inſchriften und Bildwerke — liegen noch unter der Erde. Eine durchgehende Wahrnehmung aber iſt als ſicher anzunehmen: dieſe Myſterien ſind ſchon frühe, zum Theil ſchon zur Zeit der Republik in Rom vorhanden, nur in untergeordneter, ſelbſt mißachteter Geſtalt; mit dem dritten Jahrhundert jedoch ſteigt auf einmal die Theilnahme ſowohl in Betreff der Zahl als der Bedeutung der Myſten, woran ſich auch ein neuer, tieferer Gehalt knüpfte, deſſen Mittelpunkt die Verheißung der Unſterblichkeit bildete.[1])

[1]) Die beſondere Hingebung an einen „Gott“ führt allein zur ſeligen Unſterblichkeit. Sehr deutlich ſagt dieß die griechiſche Grabſchrift von Aix, bei Millin, Voyage dans les Dep. du Midi, II. p. 198, „Unter den Todten ſind zwei Schaaren, die Einen irren auf Erden „umher, die Andern tanzen mit den ätheriſchen Geſtirnen; zu letztern gehöre ich, da ich einen Gott zum Führer erhalten.“

Am Eingang in dieſes Labyrinth ſtehen die beiden ſchönen Geſtalten Amor und Pſyche.[1]) Es mag ſein, daß ſie ſchon früher auf einzelnen Denkmälern vorkommen; Thatſache iſt, daß von den bekannten Marmorgruppen keine über das zweite Jahrhundert hinaufſteigt, und daß die Beiden, getrennt oder in Liebkoſung vereinigt, von da an bis in die ſpäteſte heidniſche Zeit namentlich an Sarkophagen ſehr häufig wiederholt werden, daß auch die erſte und einzige umſtändliche Aufzeichnung ihres Mythus, bei Apuleius, aus der Zeit der Antonine ſtammt. Das Gewand, in welches hier der Mythus ſich hüllt, iſt allerdings ein orientaliſches Mährchen, deſſen Einzelheiten keine ſtrenge Beziehung geſtatten; der Sinn des Ganzen aber iſt offenbar das Schickſal der menſchlichen Seele. Göttlichen Urſprunges, iſt ſie doch abgefallen und unterliegt im Erdenleben dem Irrthum; durch Prüfungen und Läuterungen muß ſie wieder vorbereitet werden zur Fähigkeit eines ſeligen Lebens; der himmliſche Eros, der ſich ihrer annimmt und ſie als ſeine Braut heimführt, iſt eine Offenbarung der Gottheit, welche die verlorene Menſchheit wieder an ſich zieht und mit ſich vereinigt.

Amor und Pſyche.

Es iſt nicht bekannt, daß mit dieſem Symbol zur römiſchen Zeit beſondere Dienſte oder Weihen verbunden geweſen wären. Es bezeichnete nur im Allgemeinen eine gewiſſe Sinnesweiſe. Der Kreis der Kunſtwerke und der poetiſchen Andeutungen erweitert ſich dann noch zu mancherlei Seitenbildern; Pſyche als Schmetterling wird durch eine Reihe von Scenen hindurch dargeſtellt, wie z. B. Pallas ſie dem von Prometheus geſchaffenen Menſchen auf das Haupt ſenkt, wie ſie dann dem Geſtorbenen wieder entſchwebt und von Hermes zur Unterwelt geführt wird, — hieran aber ſchließt ſich[2]) als deutliches Sinnbild der endlichen Erlöſung der an

---

[1]) Vgl. Creuzer, Symbolik, Bd. III. S. 536. ff.

[2]) An dem bekannten ſpätrömiſchen Sarkophag eines Kindes im capitoliniſchen Muſeum.

6. Abſchnitt. den Fels geſchmiedete Prometheus, welchen Herakles durch einen Pfeilſchuß von dem Adler befreit; fortan lebt er göttlich auf dem Olymp.

Von dieſem allgemeinen Symbol ſpätrömiſcher Sehnſucht nach der Unſterblichkeit gehen wir nun zu denjenigen Myſterien über, in welcher ſich ein analoger Inhalt zu erkennen giebt.

Die Myſterien des Bacchus. Vielleicht müſſen hievon die damals noch im Reiche verbreiteten Bacchusmyſterien ausgeſchloſſen werden. Ihr Gehalt in dieſer Zeit iſt nicht mehr zu ermitteln; [1]) man weiß bloß, daß dabei noch immer das Fleiſch von Zicklein roh und blutig verzehrt wurde und daß die Myſten in ihrem heiligen Wahnſinn ſich mit Schlangen umwanden.

Der Hecate. Schon näher dem Unſterblichkeitsglauben verwandt erſcheinen die Myſterien der dreigeſtaltigen Unterweltsgöttinn Hecate (als Luna, Diana und Proſerpina). Die Schriftſteller ſagen gar nichts darüber; allein in den Inſchriften wird dieſer Dienſt parallel mit den bedeutendſten Myſterien, denjenigen des Mithras und der großen Mutter genannt, kann alſo wohl nicht unwichtig geweſen ſein. An einem zu Hermannſtadt in Siebenbürgen befindlichen Bilde dieſer Diva triformis bemerkt man Reliefſtreifen; welche allerlei Scenen und Grade der Weihe darzuſtellen ſcheinen. Welche bedeutende Mittel auf dieſen Geheimdienſt gewandt wurden, läßt ſich aus der Anlage des von Diocletian in Antiochien 365 Stufen tief unter der Erde angebrachten Hecatetempels [2]) ſchließen.

Der Venus. Die ſpäteſte Geſtalt der Venusmyſterien, deren noch hin und wieder [3]) Erwähnung geſchieht, iſt ebenfalls unbekannt.

[1]) Arnob. V. ſpricht von Bacchanalien überhaupt, I. Firmicus pag. 9. ſpeciell von den kretenſiſchen und thebaniſchen. — Laut Creuzer, Bd. III, bezieht ſich die bacchiſche Geheimlehre auf die Seelenwanderung, nicht auf die reine Unſterblichkeit.

[2]) Malalas, l. XII.

[3]) Z. B. bei Arnob. adv. gentes. V. — Bei Ferreti, musæ lapidariæ, p. 240 rühmt ſich ein geretteter Geiſt: Nam me sancta Venus sedes non nosse silentum Iussit, et in cœli lucida templa tuli(t).

Die wichtigſten Geheimdienſte aber bezogen ſich auf einige Fremdgötter.

Des Sabazios.

Zweierlei Myſterien ſchloſſen ſich an den phrygiſchen Cultus an. Die eine, ältere, ſchon in der Blüthezeit Griechenlands vorkommende Form iſt der Geheimdienſt des Sabazios,[1]) welcher vielleicht bei den alten Thraciern mit dem Sonnengott, bei den Phrygern mit Attys zuſammenfällt, in Griechenland aber meiſtens als eine Perſonification des Dionyſos galt, und als ſolcher auch einen öffentlichen Cultus genoß. Nach aſiatiſcher Art war dabei lärmender Geſang mit Cymbeln und Tamburins und der wilde Sikinnis-Tanz die Hauptſache. Von den geheimen Weihen, wie ſie in der griechiſchen Zeit gefeiert wurden, iſt wohl das Aeußerliche des Rituals bekannt: Umhängen eines Hirſchkalbfelles (Nebris), Trinken oder Beſprengen aus Miſchkrügen, Reinigungen u. ſ. w., zum Schluß der Ausruf „ich floh das Böſe und fand das Gute," ſowie das Herumtragen einer Wanne oder Wiege. Von der geheimen (nach Creuzer cosmogoniſchen) Lehre aber weiß man nichts und darf ſich auch um ſo weniger einen hohen Begriff davon machen, als das Ende und für die Meiſten wohl auch das Ziel der Weihen in nächtlicher Ausſchweifung der gröbſten Art beſtand, was dem ganzen Sabaziosdienſt ſchwere Mißachtung zuzog. — Später iſt derſelbe im Römerreich ziemlich verbreitet, möglicher Weiſe mit einem neuen religiös-philoſophiſchen Inhalt; auch tritt er in eine Art von Verbindung mit dem unten zu beſprechenden Mithrascult. Jetzt — wenn nicht ſchon früher — wurde den Myſten unter ſymboliſchen Sprüchen eine goldene Schlange in das Kleid geſenkt und unten wieder herausgezogen, vorgeblich zum Andenken an die Liebe des Zeus und der Demeter.[2]) Dann wurde man in das Innerſte des Heiligthums eingeführt, indem man die Worte ſprechen mußte: „aus dem Tamburin

[1]) Vgl. Pauly, Real-Encyclop. Bd. VI, Art. Sabazius.

[2]) Arnob. adv. gentes. V.

6. Abſchnitt. „habe ich gegeſſen, aus der Cymbel habe ich getrunken, ein „Eingeweihter bin ich nun" — anderer undeutſamer Formeln zu geſchweigen. Es läßt ſich übrigens vermuthen, daß wenigſtens im dritten und vierten Jahrhundert dieſe Sabaziosweihen außer einer neuen Bedeutung auch eine ehrbarere Haltung möchten angenommen haben. Die chriſtlichen Schriftſteller,[1]) welche in der goldenen Schlange eine offenbare Entlarvung des Satans ſehen, der ſich endlich hier mit ſeinem eigenen Namen nenne, hätten ſicher nicht geſchwiegen, wenn die Ceremonie noch mit allgemeiner Unzucht geendigt hätte. Zudem müſſen ſich ſehr angeſehene Leute daran betheiligt haben; Firmicus (um 340) ſpricht von ſolchen, die im Purpurgewand, Gold und Lorbeer im Haare, hinzutreten.

Deren Steigerung.

Viel merkwürdiger, leider aber nicht viel genauer bekannt, iſt die zweite, neuere Gattung phrygiſcher Myſterien im Römerreich: die Taurobolien, welche ſich direkt an die Geſtalten der großen Mutter und des Attys anſchloſſen und eine unmittelbare Verheißung der Unſterblichkeit enthielten.[2])

Die Taurobolien.

Seit den Antoninen finden ſich Inſchriften, wonach der großen Mutter und dem Attys ein Taurobolium (Stieropfer) und ein Kriobolium (Widderopfer) dargebracht wurden; der Opferer aber rühmt ſich, er ſei:

IN. AETERNVM. RENATVS

d. h. auf ewig wiedergeboren. Von der Lehre, die dieſe Hoffnung vermittelte, weiß man nichts, und von dem Ceremoniell nur Unvollſtändiges. Der klaſſiſche Ort der Weihen befand ſich zu Rom am vaticaniſchen Berg, von wo aus eine beſtändige Mittheilung nach den Provinzen könnte ſtattge-

---

[1]) Vgl. u. a. Arnob. adv. gentes V. Jul. Firmicus de erroro. pag. 23. seq. & 34.

[2]) Die Inſchriften u. a. bei Orelli I. cap. IV. 1899 seq. cap. V. 2319 seq. — Die Hauptſchilderung bei Prudentius, peristeph. X. Vs. 1011. s. Ein Fragment bei Meyer, Anthol. lat. N. 605. — Vgl. Marmora Taurinensia, Tom. I.

funden haben. Die übliche Zeit war Mitternacht (mesonyctium). Nachdem man unter der Erde eine tiefe Grube gemacht und mit einem vielfach wie ein Sieb durchlöcherten Bretterboden bedeckt hatte, ſtellte ſich darunter der Einzuweihende,[1]) angethan mit Goldſchmuck und ſymboliſcher Kleidung; während oben die Opferthiere, Stier und Widder, bisweilen auch noch eine Ziege, geſchlachtet wurden, ſuchte er mit Geſicht, Haaren und Kleid möglichſt viel von dem niederrinnenden Blut derſelben aufzufangen.[2]) Allein mit dieſer ekelhaften Feierlichkeit war noch nicht Alles gethan; man mußte nun die blutgetränkten Kleider öffentlich und zwar dauernd tragen und ſich damit der Verehrung wie dem Spotte ausſetzen. Es ſcheint ſogar, daß dieſe Reinigung durch Blut nur für einen Zeitraum von zwanzig Jahren gültig war und dann wiederholt werden mußte, ohne Zweifel unbeſchadet der oben genannten Ewigkeit. Und dennoch war es eine der verbreitetſten Weihen, und man vollzog ſie nicht bloß für die eigene Perſon, ſondern auch für andere, für das Heil des kaiſerlichen Hauſes, ja für ganze Städte, wenigſtens im zweiten und dritten Jahrhundert.[3]) Wie die Ceremonie modificirt wurde, wenn ganze Corporationen ſie

Die Blutweihe

[1]) Prudentius a. a. O. ſchränkt dieß auf den Summus Sacerdos (der großen Mutter?) ein, ohne Zweifel mit Unrecht, da die Inſchriften die Eingeweihten neben den Prieſtern erwähnen. Taurobolus aber war jeder Eingeweihte. Auch Frauen erhielten Weihe und Prieſterthum. Uebrigens treten hier oder für das Prieſterthum der großen Mutter überhaupt ganze Collegien von Quindecemvirn auf, und zwar in galliſchen wie in italiſchen Inſchriften. — Von einem etruskiſchen Ritus, welcher mit dem Opferblut gewiſſer Thiere die Unſterblichkeit erzielen wollte und in den „acherontiſchen Büchern" verzeichnet war, erzählt **Arnob. adv. gentes, II pag. 87.**

[2]) Dieſer Akt iſt wohl am eheſten unter der Redensart **vires excipere** verſtanden, welche man ſonſt auf die Teſtikeln oder auf die Hörner des Stieres bezieht.

[3]) Wie ſich der Charakter des Taurobolismus im vierten Jahrhundert verändert haben mochte, bleibt dahin geſtellt.

6. Abſchnitt. mitmachten, iſt gänzlich unbekannt. Es kam vor, daß die große Mutter, wahrſcheinlich durch Traumgeſichte, ſolche Weihen anbefahl. So ſchwer es nun fallen mag, mit dieſen rohen Gebräuchen höhere Gedanken zu verbinden, ſo lag doch in den Vires æternæ, dem ewigen Weiheblut (des Stieres) ein Troſt für die raffinirte Zeit. Ein Eingeweihter, noch dazu Proconſul von Africa und Stadtpräfekt von Rom, dankt[1]) ganz ernſtlich den Göttern dafür, daß ſie nunmehr ſeine Seele hüten wollen.

Daß Attys auf den Weiheſteinen, zumal den ſpätern, oft Menotyrannus heißt, beweist ſeine urſprüngliche Einerleiheit oder ſpätere Identification mit dem kleinaſiatiſchen Men, dem Mondgott[2]) und dient weiter nicht zur Erklärung dieſer Myſterien.

Die Iſismyſterien.

Wichtiger und jedenfalls von edlerm Styl waren die Myſterien der Iſis, welche auch in der Literatur deutlichere Spuren zurückgelaſſen haben. Es wurden nämlich für ſie Proſelyten geworben durch Bücher, welche weſentlich im Intereſſe dieſes Dienſtes geſchrieben ſcheinen. So vor Allem die Metamorphoſen des Apuleſus, dann auch der ebenfalls noch im zweiten Jahrhundert abgefaßte[3]) Roman des Xenophon von Epheſus, von der Liebe der Anthia und des Habrokomes. Hier iſt Iſis die Gottheit, welche rettend und ſchützend über dem von zahlloſen Abenteuern bedrängten Paare waltet. Und Iſis ſelber hat ſich gebeſſert; ſie giebt nicht, wie früher in ſo manchen ihrer Tempel, Gelegenheit zur

---

1) Bei Orelli a. a. O. 1900.

2) Strabo XII, 3 und 8. — Es iſt derſelbe Deus Lunus, welcher zu Carrhä in Meſopotamien jenen weltberühmten Tempel hatte. Hist. Aug. Carrac. 6 & 7.

3) Die Beweiſe hiefür in der Biographie univ., art. Xénophon l'éphésien. — Beiläufig mag auf einen Wink des Ammian. Marcell. (XVI. 12.) aufmerkſam gemacht werden, welcher die Iſismyſterien in Gallien noch zu Anfang des vierten Jahrhunderts als beſtehend vorausſetzt. Ein eingeweihter Alamanne nennt nämlich ſeinen Sohn Serapio.

Unzucht, ſondern ſie bewahrt die Keuſchheit des Mädchens, deren Triumph der lobenswerthe Inhalt mehrerer dieſer ſpätrömiſchen Romane iſt.

Es ſoll hier nicht von den alten echten Iſisfeſten Aegyptens die Rede ſein, wobei der zerriſſene Oſiris geſucht und wieder gefunden wurde,[1]) ſondern von dem univerſellen iſiſchen Geheimdienſt der römiſchen Kaiſerzeit. Sinn und Gehalt deſſelben werden um ſo weniger genau zu ermitteln ſein, als ſelbſt der populäre Iſisglaube der Römer eine ſchwankende, abwechſelnde Form hatte. Die einzige zuſammenhängende Auskunft giebt Apulejus in dem oben genannten letzten Buche der Metamorphoſen, allerdings in einem ſolchen Sinne, daß man ungewiß bleibt, ob aus ſeinem Lucius mehr der ſpeculative Philoſoph oder der gläubige Myſte ſpricht. Eins aber bleibt außer allem Zweifel: auch dieſe an ſich ſehr bunten Myſterien verhießen eine ſelige Unſterblichkeit. Die „Königin Iſis," die ſich als Mutter Natur und Grundform alles göttlichen Weſens zu erkennen giebt, verlangt von dem unglücklichen Lucius als Preis ſeiner Wiederverwandlung aus dem Eſel in einen Menſchen, er ſolle nicht vergeſſen, daß fortan ſein ganzes Leben bis zum letzten Athemzuge ihr gehöre. „Du wirſt aber glücklich le„ben, glorreich durch meinen Schutz; und wenn du einſt „deine Zeit durchlaufen haſt und in die Unterwelt geheſt, „ſo wirſt du auch dort mich finden wie du mich hier ſiehſt, „leuchtend über dem Dunkel des Acheron, herrſchend über „die ſtygiſchen Tiefen, und als Bewohner der elyſiſchen Ge„filde wirſt du zu meiner Gnade beten ohne Unterlaß." Freilich im gleichen Athemzug verſpricht Iſis auch ſchon ein langes Leben auf Erden, wenn Lucius ihr durch emſigen Dienſt und durch Caſteiung wohlgefällig ſein würde, und nachher verheißt ihm der Oberprieſter unmittelbaren Schutz und Sicherheit gegen das gewöhnliche von den Sternen be-

Die Unſterblichkeit.

Das Erdenglück.

[1]) In Aegypten dauerten auch dieſe bis tief in das vierte Jahrh. fort. I. Firmicus, de errore, pag. 3. s. — Lactant. Divin. Inst. I, 21.

6. Abſchnitt.

dingte Menſchenſchickſal. Es ſcheint, man fand noch Glauben für ſolche Vorſpiegelungen.

Sehr tief ging wohl die heilige Belehrung nicht, die dem Einzuweihenden, vorgeblich aus hieroglyphiſchen Büchern, gegeben wurde; das äußere, pomphafte Ceremoniell tritt gar zu ſehr in den Vordergrund, als daß ein höheres, geiſtiges Element, eine Sinnesänderung, auch nur eine daurende Aſceſe das Gemüth des Myſten hätte ergreifen können. Wurde er wirklich darüber aufgeklärt, daß Iſis die Natur und zugleich die Summe alles göttlichen Weſens ſei, oder iſt dieß bloß perſönliche, tendenzhaft ausgeſprochene Anſicht des Apuleius? — wir wiſſen wie geſagt, nur ſo viel, daß dieſe Myſterien auch eine der damals beliebten Arten waren, ſich durch gewiſſe Ceremonien und magiſche Künſte gegen Unglücksfälle im irdiſchen Leben und gegen ein trübes Jenſeits oder gegen die gänzliche Zernichtung nach dem Tode zu verſichern. Das Einzige was bei dieſen Weihen auf eine ſyſtematiſche Behandlung des geiſtigen Menſchen hindeutet, ſind die beſtändigen, gewiß nicht ganz unwillkürlichen Träume, während welcher man den Willen der Iſis über alle und jegliche Angelegenheiten vernimmt. Neben eigentlichem Betrug von außen, der ja dem Schlafenden Träume in's Ohr flüſtern kann, iſt doch auch eine dauernde, künſtlich genährte Nervenaufregung gar wohl denkbar. Die äußern Bräuche dagegen ſind entweder halb mißverſtanden aus Aegypten herübergenommen oder auf eine eigenthümlich erregbare Phantaſie berechnet. Die Vorbereitungen während der Belehrung waren die in den meiſten Myſterien üblichen: Enthaltung von Wein, Fleiſchſpeiſen und Wolluſt für ganze zehn Tage, ein Bad, Beſprengungen mit Weihwaſſer u. dgl.; Freunde und Miteingeweihte bringen Pathengeſchenke. In der durch Traumgeſichte beſtimmten Weihenacht verharrt man im Tempel, zuerſt in rauhem Linnenkleid, dann wechſelt man zwölfmal das Gewand und erhält zuletzt einen geblümten Rock und die mit myſtiſchen Thierfiguren bemalte olympiſche Stola.

Träume und Weihen.

Von den Aufzügen und Erſcheinungen, die dem Myſten zu Theil wurden, darf Lucius nur ſo viel andeuten, daß er ſymboliſch ſterben und durch die Gnade der Iſis wieder aufleben mußte (precaria salus). „Ich durchſchritt die Pfor„ten des Todes, ich betrat die Schwelle der Proſerpina, und „nachdem ich durch alle Elemente gefahren, kehrte ich zu„rück. In der Mitte der Nacht ſah ich die Sonne in ih„rem hellſten Schein. Vor die untern und die obern Götter „trat ich hin und betete ſie in der Nähe an.“ Dieß ſind Dinge, über welche man nie ins Klare kommen wird. Soll man für jede einzelne Weihe denjenigen Aufwand optiſcher und dioramatiſcher Künſte vorausſetzen, welcher nach unſerem Maßſtabe zu einer auch nur äußerlichen Illuſion nöthig wäre? Wohl beſaß man, wie bei anderer Gelegenheit erzählt werden wird, hinlängliche Mittel, um die damaligen Menſchen an dieſe oder jene Beſchwörung und Geiſtererſcheinung glauben zu machen, allein die Sinnesweiſe dieſer Zeit war doch noch genugſam von dem Werthe alles Symboliſchen durchdrungen, um auch durch bloße rituell impoſante Vorzeigung von Sinnbildern einen tiefen Eindruck auf die Phantaſie hervorzubringen. Unſere jetzige Welt dagegen iſt dergeſtalt mit Abneigung und Hohn gegen das Symboliſche getränkt, daß wir einen andern Geſichtspunkt kaum verſtehen können. Mancher ſtellt ſich z. B. als ungetheilten Bewunderer der antiken Kunſt, und doch iſt das bloß Andeutende, Beziehungsſchwere derſelben ſeiner modernen Seele im Innerſten zuwider. Dieſe Kunſt erſcheint eben erſt in ihrer wunderbaren Größe, wenn man ihre verlorene Ergänzung mit hinzurechnet, nämlich den griechiſchen Volksgeiſt, welcher ihr entgegen kam und ſie zu deuten wußte.



Illuſion oder Symbolik?

Doch wir kehren in den Iſistempel von Corinth zurück. Es iſt die Zeit gegen Morgen; Lucius in ſeinem bunten Kleid, eine brennende Fackel in der Hand, einen Strahlenkranz von Palmblättern um das Haupt, ſteht auf einer hölzernen Eſtrade vor dem Bild der Göttinn; plötzlich öffnet

6. Abſchnitt. ſich vor ſeinen Augen der Vorhang, und die draußen im Schiff des Tempels verſammelte Menge erblickt ihn als lebendes Bild der Sonne. Feſtliche Schmäuſe beſchließen die Feier.

Die wahre sacrosancta civitas iſt aber dem Iſisdiener Rom ſelbſt, wo denn auch Lucius in der Folge beim Tempel der Iſis campenſis ſein Quartier aufſchlägt. Im folgenden Jahr wird er im Traume ermahnt, auch des Oſiris nicht zu vergeſſen, und ſich an einen beſtimmten Paſtophoren zu wenden, welcher natürlich ſeinerſeits ſchon von Lucius geträumt haben muß. Nach allerlei Schwierigkeiten, zum Theil pecuniärer Art, empfängt der fromme Dulder auch die Weihen des Oſiris; dieſer „allergrößte der alleroberſten Götter" verſpricht ihm ſogar ausdrücklich ſeinen Segen für die von ihm angetretene Advocatenlaufbahn und bezeichnet ihn, wiederum in einem Traumgeſicht, zum Mitgliede des Paſtophorencollegiums. Der Verfaſſer giebt keine nähere Schilderung dieſer Weihen.

Weit die mächtigſte Geheimreligion aber, ebenfalls mit dem Anſpruch auf Erlöſung und Unſterblichkeit, war der

Mithras. Mithrasdienſt.[1])

Die älteſte perſiſche Religion kennt einen Sonnengott Mithras, welchem ſpäter die Lehre Zoroaſters, da ſie ihn nicht beſeitigen konnte, die Stelle eines Mittlers zwiſchen Ormuzd und Ahriman, Licht und Finſterniß zuwies. Mithras wird der erſte der himmliſchen Ized's, und (mit Beziehung auf den Sonnenuntergang) auch ein Schutzherr des Todtenreiches, er richtet die Seelen auf der Brücke Dſchinewat. Vor Allem aber iſt er der Schützer der Erde, des Feldbaues, der Fruchtbarkeit, deren Symbol — der Stier — ihm von

[1]) Hierüber zahlreiche Schriften von Lajard, Hammer-Purgſtall, Seel, u. a. Beſonders iſt zu verweiſen auf Creuzer, Symbolik Bd. I. Das Mithreum von Neuenheim, von demſelben; — Nielas Müller: Mithras; — C. Schwenck: die Mythologie der Perſer, S. 185 ff.

uralten Zeiten her angehörte. Zahlreiche Anrufungen auf ihn ſind im Zendaveſta erhalten.

Man würde aber irre gehen, wenn man die Züge dieſes alten Mithras des rechtgläubigen Perſiens in dem Mithras des ſinkenden Römerreiches unverändert wiederfinden oder vorausſetzen wollte. Diejenige Ueberlieferung, welche zu den Römern gelangte, war eine ketzeriſche, d. h. ſie ging von einer den Magiern feindlichen Religionspartei im Perſerreiche aus; ſodann erhielt man ſie erſt aus zweiter Hand und alſo wahrſcheinlich ſehr getrübt, nämlich bei Anlaß des Vertilgungskrieges, welchen der große Pompeius gegen die meiſt aus Cilicien gebürtigen Seeräuber führte.[1]) Dieſelben feierten, heißt es, verſchiedene Geheimdienſte, und brachten auch den des Mithres auf, welcher ſich ſeitdem erhalten hat. Auf welchen Wegen und in welcher Form hatte ſich dieß Stück perſiſchen Glaubens in Kleinaſien feſtgeſetzt? war es ein Ueberbleibſel aus der Zeit des großen Perſerreiches, oder erſt ſpäter (ſ. unten) nach dem Mittelmeere verſchleppt? Die ganze Mithrasforſchung iſt an neugierigen Hypotheſen überreich, und wir müſſen uns hüten, dieſen Vorrath ohne Noth zu vermehren; doch geſtatte uns der Kenner wenigſtens eine Frage: hat etwa der Mithrasdienſt erſt bei den ciliciſchen Piraten als martialiſche Räuberreligion diejenige Faſſung angenommen, welche ihn ſpäter vorzugsweiſe zur römiſchen Kriegerreligion geeignet machte?

Die ciliciſchen Seeräuber.

Zahlreiche Reliefs, bisweilen von ſehr großem Maßſtab, in den meiſten Antikenſammlungen Europa's, ſtellen den räthſelhaften Mythus dar, ohne ihn zu erklären. Sie ſind faſt ſämmtlich von geringem Kunſtwerth, und im beſten Fall kaum älter als die Antonine. Man ſieht eine Höhle, über welcher in der Regel der auffahrende und niederfahrende Sonnenwagen oder auch Sonne und Mond angedeutet ſind. In der Höhle kniet ein Jüngling in phrygiſcher Tracht — es iſt Mithras — auf einem Stier, dem er einen Dolch in

Die Mithrasbilder.

[1]) Plutarch, vita Pomp. c. 24.

6. Abſchnitt. den Hals ſtößt. Aus dem Schweif des Stieres ſprießen Aehren; ein Hund ſpringt an den Stier heran, eine Schlange leckt ſein Blut, ein Scorpion nagt an ſeinen Hoden. Dieſe Thiere aber, welche den Mithras bei der Tödtung des Stieres zu unterſtützen ſcheinen, gehören nach der echten perſiſchen Lehre dem Ahriman, woraus man jene obige Folgerung zieht, daß man nämlich dieſe ganze Abzweigung des Mithrasdienſtes eine heterodoxe geweſen ſei.[1]) Zu jeder Seite ſteht ein Fackelträger, der eine mit gehobener, der andere mit geſenkter Fackel, ohne Zweifel Phosphoros und Heſperos, Morgenſtern und Abendſtern, oder Sinnbilder von Morgen und Abend überhaupt, wie jener doppelte Sonnenwagen. Ueber Mithras erſcheint ein Rabe, bekanntlich der Vogel der Weiſſagung, vielleicht auch als Vogel der Schlachtfelder zu deuten. Ein Löwe oder Löwenkopf, der bisweilen rechts in der Ecke ſichtbar wird, ſoll noch ein Symbol des Lichtes, der Sonne ſein.

Uebergehen wir zahlreiche andere Zuthaten, die auf den einzelnen Mithrasſteinen vorkommen,[2]) und fragen wir nach der Bedeutung, welche dieſe Bilder für Diejenigen haben konnten, welche ſie errichteten.

Mithras als Kriegergott. Urſprünglich ſollte Mithras offenbar als Herr der äußern phyſiſchen Welt verherrlicht werden; der Stier den er durchbohrt, iſt die Erde die von dem allbefruchtenden Licht ge-

[1]) Creuzer (Neuenheim S. 17 ff.) nimmt an, Mithras ſei ſchon vor der Diadochenheit beim Verfall des reinen perſiſchen Lichtdienſtes das Centrum eines neuen Polytheismus geworden, der ſich aus einer Miſchung perſiſcher und vorderaſiatiſcher Beſtandtheile bildete. Es ſind zwar wiederum lauter Lichtgötter, aber götzenhaft perſonificirte. Das Gebiet dieſer neuen Religion würde von Armenien und Cilicien bis an den Indus gereicht haben. — Man wußte übrigens im römiſchen Reiche, daß dieſer Cultus nicht orthodox perſiſch war. Vgl. Firmicus, de errore etc. pag. 8 ... dicitis in his templis rite sacrificari non Magorum ritu persico etc.

[2]) S. die in den Hauptſachen vollſtändige Ueberſicht in der Abbildung zu N. Müllers Mithras.

zwungen wird, Aehren zu tragen, oder der Weltſtoff überhaupt, oder wie man ſonſt dieſe Verbindung von Zeugung und Tod erklären will. Ob dieß aber noch in der römiſchen Zeit der Hauptgedanke war, den man mit dieſer Geſtalt verband, iſt höchſt zweifelhaft. Die Inſchriften [1]) geben einen Wink anderer Art; ſie lauten: dem unbeſiegten Gott Mithras, — der unbeſiegten Sonne Mithras, — der Sonne, dem unbeſiegten Begleiter u. ſ. f.; die letztgenannte Inſchrift iſt zudem eine der häufigſten auf den Münzen [2]) Conſtantin's des Großen, welcher vielleicht ſein Lebenlang ſich nicht völlig von dem Aeußerlichen des Mithrasglaubens losmachte. Der Unbeſiegte war ſicher zugleich der Siegſpender und alſo vorzugsweiſe der Kriegsgott, eine Eigenſchaft, die nach neuern Forſchungen [3]) auch ſchon im altperſiſchen Mithras wenigſtens ſecundär angedeutet ſein ſoll. Endlich iſt Mithras der Führer der Seelen, die er aus dem Erdenleben hinaus, in welches ſie gefallen, wieder zum Lichte emporleitet, von dem ſie ausgegangen ſind. Und hieran knüpft ſich das Gefühl der ſpätern römiſchen Welt; ſie hat es nicht bloß aus den Religionen und der Weisheit der Orientalen und der Aegypter, noch weniger erſt aus dem Chriſtenthum entlehnt, daß das Erdenleben ein bloßer Uebergang zu einem höhern Leben ſei; ihr eigener Schmerz und das Innewerden ihrer Alterung ſagen ihr deutlich genug, das irdiſche Daſein ſei lauter Beſchwerde und Bitterkeit. [4])

Mithras als Seelenführer.

---

[1]) Vgl. Orelli l. c. I, cap. IV, §. 34. und cap. V, § 17. Eine Inſchrift, N. 1912, nennt Mithras den unbegreiflichen Gott, IMDEPRENSIVILIS, was auch die neuern Erklärer ſich zu Herzen nehmen mögen.

[2]) Den eigentlichen Mithras der Höhlenreliefs durfte man freilich nicht zum Münzrevers entweihen; ſeine Stelle vertritt die gewöhnliche Geſtalt des Sonnengottes, mit Strahlenglanz, Globus oder Geißel.

[3]) Schwenck, a. a. O. S. 201.

[4]) Porphyrius, de antro nympharum, in der Mieyllſchen Ausgabe des Homer, p. 235.

6. Abſchnitt. Der Mithrasdienſt wird eine, und vielleicht die bedeutendſte der erlöſenden Religionen des ſinkenden Heidenthumes.

Allein der antike Menſch hat das Gefühl des Elends ohne das Gefühl der Sünde; mit der Sündenvergebung durch das Wort iſt ihm daher nicht geholfen; er bedarf einer Erlöſung von ganz beſonderer Art. Um dem rettenden Gott ſich anſchließen zu können, muß jeder Einzelne ſein eigener Erlöſer ſein durch furchtbare freiwillige Leiden, mit welchen man es hier ernſthafter nahm als in allen andern Myſterien. So entſtanden bei den Mithrasweihen jene ſogenannten Prüfungen, gegen welche das Taurobolium und die Iſisprüfungen als wahres Kinderſpiel erſcheinen. Die Dinge, um welche es ſich hier handelt, waren gewiß nicht bloß erſonnen um die Unberufenen und die Maſſe abzuhalten, ſie heißen „Züchtigungen" und müſſen Manchem das Leben gekoſtet haben.[1]) Es gab achtzig verſchiedene Momente der Züchtigung, als da ſind: Hungerfaſten bis auf fünfzig Tage, Schwimmen in weitem Umkreis, Berührung des Feuers, Liegen im Schnee bis auf zwanzig Tage, Aengſtigungen aller Art, zweitägige Geißelung, Liegen auf einem Marterbette, Aushalten in qualvollen Stellungen, auch ein nochmaliges Faſten in der Wüſte u. ſ. w. Sieben verſchiedene Stufen der Einweihung werden genannt, nur iſt die Reihenfolge nicht ganz ſicher, darunter ein Rabengrad, Kriegergrad, Löwengrad; die oberſten hießen Väter. Man weiß nicht bei welchen dieſer Grade die einzelnen Weihen eintraten, welche die chriſtlichen Zeitgenoſſen geradezu als Sacramente bezeichnen. Beim Löwengrad wuſch man die Hände mit Honig und gelobte ſie rein zu halten von aller Miſſethat.[2]) Irgendwo kam auch Brod und ein Becher Waſſer vor, ſelbſt ein entſündigendes Bad;[3]) dann ſuchte man dem „Mithras-

Die mithriſchen Prüfungen.

Die Grade.

[1]) Die Stellen bei Creuzer, d. M. v. Neuenheim S. 24 und 71.

[2]) Porphyr. de antro. p. 234.

[3]) Tertullian. de præscript. ſpricht hier von einer förmlichen expiatio delictorum, was dahingeſtellt ſein mag. Dann aber läßt er eine

krieger“ mit einem Schwert einen Kranz auf das Haupt zu werfen, den er mit der Hand wegfangen und an die Schulter drücken mußte, weil Mithras ſelber ſein Kranz, ſeine Krone ſei. Im Hinblick auf die vielen Kaiſer, Hofleute und Mächtigen der Erde, welche dieſen Cultus mitmachten, hat man beharrlich vermuthet, es ſei mit den Weihen und Züchtigungen nicht ſo genau genommen worden, und Vieles davon möchte zum Symbol, ja zur bloßen Redensart eingeſchrumpft geweſen ſein. Wer konnte z. B. einem Commodus befehlen, ſich jenen wunderlichen Qualen zu unterziehen! und wie gefällig waren nicht die Hierophanten der verſchiedenen Myſterien gegen hohe Perſonen überhaupt! — Allein die Ausſagen über die Wirklichkeit jener Züchtigungen lauten viel zu beſtimmt, als daß man ſie mit Hypotheſen beſeitigen dürfte.[1]) Nur Eines kann man gerne zugeben: daß der Ritus einer Verehrung, die durch keine gemeinſame Hierarchie gehütet und geleitet war, in den verſchiedenen Gegenden des Reiches ſich ſehr verſchieden geſtalten mochte. So weit dem Schreiber dieſes bekannt iſt, ſind Diejenigen Mithrasſteine, welche direkte Andeutungen jener Leiden enthalten, ſämmtlich am Rhein, in Tyrol und in Siebenbürgen gefunden; es ſind diejenigen von Heddernheim unweit Frankfurt, von Neuenheim bei Heidelberg, von Apuleum unweit Carlsburg, von Sarmizegethuſa ebenfalls in Siebenbürgen und das höchſt bedeutende von Mauls in Tyrol, welches ſich jetzt zu Wien befindet; hier ſtellen zwei Reihen kleiner Bilder zu den Seiten des Hauptreliefs die Martern einzeln dar: das Qualbette, das Stehen im Schnee und im Waſſer, das Sengen am Feuer u. ſ. w. Die vielen in Italien ge-

Locale u. zeitliche Unterſchiede.

---

ſymboliſche Handlung folgen, welche die Auferſtehung bezeichnete, **imaginem resurrectionis**, und dieß iſt ſicher ein echter Zug. — Mehrere Grade ſind genannt in der Inſchrift bei Orelli. N. 2343.

[1]) Die Stelle **Hist. Aug. Commod. 9.** liefert keinen Gegenbeweis. Es darf hier erinnert werden an die abſchreckende Enthaltſamkeit der manichäiſchen Electi, der chriſtlichen Anachoreten u. ſ. w.

6. Abſchnitt. fundenen Steine dagegen zeigen nichts von dieſer Art. Die einzelnen Logen des Ordens (wenn man dieſe verfänglichen Ausdrücke nicht zu ſtrenge nehmen will) können eben in Aufnahme, Lehre und Cultus ſehr von einander abgewichen ſein. Sodann ſtammen jene oben aufgezählten Denkmäler wohl erſt aus dem dritten Jahrhundert, einer Zeit der Gährung für das Heidenthum, welches damals im Gefühl ſeiner innern Auflöſung ſich partiell herzuſtellen, zu ſteigern bemüht war und ſtellenweiſe einen plötzlichen Fanatismus entwickelte. Wer kann nun ſagen, ob hier neben den örtlichen Unterſchieden nicht auch zeitliche mitwirkten?

Die erwähnten Mithrassteine nördlich von den Alpen und der Donau rühren nach aller Wahrſcheinlichkeit und zum Theil erweislich von römiſchen Kriegern her. Welche Geltung nahm der Eingeweihte im täglichen Lagerverkehr ein? Wie hing dieſe ganze Andacht mit der kriegeriſchen und politiſchen Aufgabe der höhern Offiziere zuſammen? Bildete ſie ein wirkſames Band unter denſelben? Hatte ſie ſittlichen Antheil daran, als das römiſche Weſen ſich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts noch einmal aufraffte? — alle dieſe Fragen bleiben unbeantwortet, ſo lange die Mithraslehre nur aus den wenigen Stellen meiſt chriſtlicher Die Mithreen. Autoren bekannt iſt. Der Fundort der Mithrassteine ſind künſtliche oder natürliche Höhlen, bisweilen auch Freibauten, oft von wenigen Fuß in's Gevierte, deren Hinterwand das Relief einnahm; ein Raum der höchſtens ein paar Menſchen faßt; wenn ſich eine Menge einfand, ſo muß man ſich dieſelbe draußen ſtehend denken. Selbſt das große Heddernheimer Mithreum iſt keine 40′ lang und von ſeiner 25′ Breite bleibt der Nebenzellen wegen nur ein 8′ breiter Gang übrig. In dem kleinen Neuenheimer Mithreum von 8′ in's Gevierte war das Innere überdieß verſtellt mit Altären und Bildwerken verwandter Gottheiten, wie z. B. Hercules, Jupiter, Victoria, auch fanden ſich Geſchirre, Lampen u. a. Fragmente vor. Die baulichen Zuthaten, reich-

verzierte Säulen u. dgl. zeigen, daß ſich dieſe Heiligthümer keineswegs dem Blick zu entziehen ſuchten. Wer hätte ſie auch zu entweihen gewagt? Die Soldaten, welche hier Geheimdienſte feierten, waren die Herrn der Welt.[1])

Viel prächtiger und größer darf man ſich die Mithrashöhle in Rom vorſtellen, (wo ſie in den capitoliniſchen Hügel hineinging)[2]) ebenſo diejenigen in den übrigen großen Städten des Reiches. In Alexandria lag das Heiligthum tief unter der Erde;[3]) als man es in der chriſtlichen Zeit wieder aufgrub, um eine Kirche dorthin zu bauen, ging noch die dunkle Sage von vielen Ermordungen, die ſich an dieſer Stätte zugetragen, und wirklich mochten Manche ob den „Züchtigungen" das Leben eingebüßt haben; nur ſchrieb man, als ſich wirklich Todtenſchädel vorfanden, dieſelben irrig Solchen zu, welche hier zum Behuf der Einweideſchau und zur Seelenbeſchwörung ſeien geſchlachtet worden. Der Mithrasdienſt hatte damit nichts zu thun, wohl aber war die ägyptiſche Phantaſie von Hauſe aus mit ſolchen Gräueln ganz erfüllt, wie wir ſehen werden.

Gegen hundert Reliefs und Inſchriften[4]) beweiſen die Verbreitung dieſes Dienſtes durch das ganze Reich; Tauſende mögen noch unter der Erde verſchüttet liegen, und es iſt nur zu wünſchen, daß die Ausgrabung immer in ſolche Hände falle, wie zu Heddernheim und Neuenheim geſchehen. Vielleicht kann der Inhalt einer einzigen wohlerhaltenen

---

[1]) Eines von den merkwürdigſten Mithreen, über einer Quelle zwiſchen Felſen, bei St. Andeol unweit Viviers an der untern Rhone, beſchreibt u. a. Millin, voyage dans les dép. du midi, II, p. 116 mit Abb.

[2]) Daß es außerdem noch andere Speläen oder Mithrashöhlen in Rom gab, läßt ſich aus der Inſchrift Orelli N. 2346 ſchließen.

[3]) *Κατὰ βάθους πολλοῦ*, nicht miræ altitudinis, wie der Ueberſetzer ſagt. Socrates Hist. eccl. III. 2 V, 16 Sozom. V, 7. Rufin. II, 22.

[4]) S. Creuzer a. a. O. S. 65.

6. Abſchnitt. Mithrashöhle ein entſcheidendes Licht auf dieſen merkwürdigſten aller ſpätern Geheimculte werfen.

Miſchung mit andern Culten

Allerdings iſt derſelbe nicht unberührt geblieben von dem großen Strom der übrigen Superſtitionen dieſer Zeit. Für's Erſte gab es Manche, die der Myſterien gar nicht genug bekommen konnten und ſich deßhalb bei der dreigeſtaltigen Diana, dem Taurobolium der großen Mutter, den bacchiſchen Cultten, dem Iſisdienſt und bei Mithras zugleich verſicherten — eine Fuſion aller heidniſchen Geheimdienſte, die allerdings erſt im Laufe des vierten Jahrhunderts zur Regel wurde,[1]) ſchon vorher aber gewiß nicht ſelten war. Unter Mitwirkung der Lehre von der Einheit alles göttlichen Weſens mußte man vollends gleichgültig werden gegen alle ſcharfe Abgrenzung der einzelnen Culte, ſo daß der eine von dem andern Manches annahm. Auch die neuplatoniſche Philoſophie miſchte ſich in den Mithrasglauben wie in alle Geheimniſſe, und einem ihrer nahmhafteſten Anhänger, dem Porphyrius, verdanken wir die faſt einzige Aufzeichnung von heidniſcher Seite über dieſen Gegenſtand. Nur verfolgt dieſe oft angeführte Schrift über die Nymphengrotte[2]) leider nicht ſowohl den damaligen Beſtand, als vielmehr die urſprüngliche Bedeutung deſſelben, und auch dieſe in einſeitigem, willkürlich ſymboliſirendem Schulintereſſe.[3]) Da erfahren wir, die Grotte ſei ein Bild des Kosmos, der Welt; deßhalb habe ſchon Zoroaſter in den Gebirgen Perſiens eine blumige, quellenreiche Höhle geweiht zu Ehren des Weltſchöpfers und Lenkers Mithras; in dieſer Urhöhle ſeien die Symbole der Weltelemente und Weltzonen angebracht; von hier ſeien ſeitdem alle Höhlenmyſterien ausgegangen. An-

und ſpeculativen Ideen.

---

[1]) Die abendländiſchen Inſchriften dieſes Inhaltes bei Beugnot, vol. 1. passim. und bei Orelli a. a. O. Schon bei Apuleius Metam. XI. heißt der Oberprieſter der Iſis in Corinth ſelber Mithras.

[2]) Außerdem vgl. Porphyr. de abstinentia IV, 16.

[3]) Vgl. Schwenck a. a. O. S. 213.

dererſeits aber knüpft ſich die ganze Schrift an die von Homer[1]) beſungene Grotte auf Ithaka, und verlegt den Heerd der Symbolik in dieſe. Porphyrius hat jene bodenloſe Manier, welche ſich bemüht, in den Mythen Alles identiſch zu finden, und einen Anklang immer an den andern zu hängen. Einzelne beiläufige Winke aber ſind von großem Werthe, wenn er z. B. die nördliche und die ſüdliche Thür ſeiner Welthöhle den zur Erdengeburt herniederſteigenden und den zu den Göttern durch den Tod emporſteigenden Seelen, der Geneſis und der Apogeneſis zuweist, und ſich überhaupt mehrfach auf Leben und Läuterung der Seelen bezieht. 6. Abſchnitt.

Endlich lag eine natürliche Verwandtſchaft für Mithras bereit in der Perſon des griechiſch-römiſchen Sonnengottes, mochte man ſich denſelben als Apoll oder von dieſem getrennt als Sol, Helios denken. Es wird wohl nie zu ermitteln ſein, wie weit Mithras in dieſen aufging; vielleicht iſt Sol invictus, der ſeit Mitte des dritten Jahrhunderts auf Münzen und Inſchriften häufiger wird, überall als Mithras aufzufaſſen,[2]) wenn er auch öffentlich nur als Sonnengott abgebildet wurde. Der Sonnendienſt früherer Kaiſer mochte ſich an ſemitiſchen Cult anlehnen, z. B. bei Elagabal, und bei Aurelian[3]) bleibt man noch einmal völlig im Ungewiſſen, welcher Art ſeine Religion geweſen. Seine Mutter war Sonnenprieſterinn in einer Ortſchaft an der untern Donau, und wenn Jemand ſie für eine jener weiblichen Mithrasgläubigen halten will, von welchen ſie hie und da die Rede iſt, etwa für eine „Löwinn," ſo liegt hierin wenigſtens keine Unmöglichkeit. Nach der Plünderung des Sonnentempels Sol invictus. Aurelian.

[1]) Odyss. XIII, 102—112, 346 ff.

[2]) Der Beiname invictus, ſogar invictus comes, kommt auf Inſchriften auch dem Hercules öfter zu, vgl. Orelli l. c. I. N. 1541 s., allein es iſt wohl möglich, daß man bei der alten Sonneneigenſchaft des Hercules zugleich auch an Mithras dachte. Wie dieſer ὁ θεὸς ἐκ πέτρας, ſo heißt Hercules «in petra» Orelli, l. c. 1543.

[3]) Hist. Aug. Aurelian. 4. 31. 41.

6. Abſchnitt. von Palmyra dagegen befiehlt er deſſen Herſtellung durch einen ſeiner Generale und fügt bei: „ich will an den Senat ſchreiben und ihn erſuchen, einen Pontifex zu ſenden, der den Tempel wieder einweihen mag" — was den gewöhnlichen römiſchen Ritus vorausſetzt, obwohl es ſich um das Heiligthum eines ſemitiſchen Baal handelt. In Rom ſelbſt aber baut er einen überaus großen und prächtigen Sonnentempel, in welchem er 15,000 Pfund Goldes niederlegt (denn mit dieſer Angabe iſt gewiß kein anderer Tempel gemeint), und dieſes Gebäude lehnte ſich mit ſeiner Rückſeite ſo in den quirinaliſchen Berg hinein, daß ſich der Gedanke an eine mithriſche Andeutung nicht unbedingt abweiſen läßt.[1]) Denn Mithras iſt und bleibt „der Gott aus dem Felſen,"[2]) und ſchon deßhalb mußten alle ſeine Weiheſtätten etwas höhlenartiges haben, auch wenn die Höhle nicht weſentlich das Symbol der ſichtbaren Welt ſein ſollte. Daß auch auf den Bildwerken die Stiertödtung in einer Höhle vorgeht, wurde bereits erwähnt. Auf Aurelians Münzen kommt Sol invictus vor. — Das Verhältniß der nächſtfolgenden Kaiſer zum Mithrascult iſt ungewiß;[3]) bei Anlaß Conſtantins werden wir noch einmal auf dieſen Punkt zurückkommen.

Der Manichäismus.

Es wird vielleicht Bedenken erregen, wenn wir an den Mithrascult hier den von Perſien her in das römiſche Reich eingedrungenen Manichäismus kurz anreihen, da er nicht zu den Myſterien gehört. Allein als chriſtliche Secte iſt er einmal nicht zu betrachten, vielmehr als eine beſondere erlöſende, überwiegend heidniſche Religion. Ob er unter römiſchen Händen auch eine mehr römiſchheidniſche Geſtalt an-

[1]) Zosim. I, 61: Aurelian „ſtellte darin die Bilder des Helios und des Beles auf." Alſo jedenfalls noch eine Sonnengottheit neben Baal. Oder Aglibol und Malachbel? ſ. oben S. 179.

[2]) Firmicus Matern. de errore etc. p. 26. — Mithras iſt nämlich aus einem erhitzten Felſen geboren.

[3]) Auf Münzen des Carauſius ſollen mithriſche Aufſchriften vorkommen. Bei Probus häufig sol invictus, aber hier mit der Quadriga.

genommen als er im Saſſanidenreich beſitzen konnte, bleibt dahingeſtellt, ebenſo ſein ſpäteres Eindringen in die chriſtliche Kirche. Er durchkreuzt mit ſeinem Dualismus einſtweilen ganz eigentlich den klaſſiſchen Glauben, indem er Alles in lauter Symbole auflöst, durch welche die beiden großen Grundprincipien, Licht und Finſterniß, Gott und Materie ſich äußern. Das höchſte Hervorgebrachte, der Chriſtus dieſes Syſtemes, (mit offenbarem Anſchluß an Mithras) iſt Weltſeele, Sohn des ewigen Lichtes, und Erlöſer, aber kaum eine Perſon; ſeine hiſtoriſche Erſcheinung wird in einem Scheinkörper gedacht. Die Erlöſung iſt denn auch kein einmaliger Akt, etwa ein Opfertod, ſondern eine fortwährende; aus dem ſittlich unfreien Zuſtand des Kampfes zwiſchen Geiſt und Materie (oder zwiſchen der guten und böſen Seele) hilft Chriſtus dem einzelnen Menſchen beſtändig empor zum Lichtreich. Wie weit da von einer ſtreng perſönlich gefaßten Unſterblichkeit die Rede ſein konnte, wird ſchwer zu entſcheiden ſein: der „Grundbrief" der Secte redet allerdings von einem „ewigen und glorreichen Leben," und dieß war es vermuthlich auch was den römiſchen Proſelyten am meiſten einleuchtete. Das Weitere dieſes merkwürdigen Syſtemes gehört nicht hieher. — Der Stifter Mani hatte ſelber noch Apoſtel ausgeſandt und trotz aller Verfolgung die Anfänge einer Hierarchie in ſeiner Gemeinde hinterlaſſen. Kaum zehn oder zwanzig Jahre nach ſeinem Martertode war ſeine Lehre ſchon weit im römiſchen Reiche verbreitet. Ein kaiſerliches Reſcript an den Proconſul von Afrika, Julian,[1]) beweist dieß für Afrika proconſularis. Es müſſen hier beträchtliche Unordnungen auf Veranlaſſung der neuen Secte vorgekommen ſein, auch wußte man, daß dieſelbe nach Art mehrerer orientaliſchen Religionen ſich gegen die römiſche nicht fried-

Seine Unſterblichkeit.

272—275.

287.

(eher 296).

[1]) Mit reichen Varianten in Hänels Ausgabe des Cod. Theodos. und Cod. Gregor. XIV. IV. In Datum und Ueberſchrift ſind entweder die Namen oder die angenommene Jahrzahl und der Ort falſch.

6. Abſchnitt.

Die Manichäerverfolgung.

lich, ſondern ausſchließend verhalte, und überdieß war ſie als eine perſiſche doppelt verdächtig und verhaßt. Diocletian war in der übelſten Stimmung; er befahl, die Anſtifter ſammt ihren Büchern zu verbrennen, und die übrigen Theilnehmer theils ebenfalls zu tödten, theils (wenn es Leute vom Rang der Honorati oder ſonſt von einer Dignität ſeien) ſie in die Bergwerke zu ſenden, unter Einziehung ihres Vermögens. Das Motiv iſt weſentlich die Feindſeligkeit der neuen Religion gegen die alte, welche letztere ſich hier im heiligſten Rechte fühlt, als eine urzeitliche Stiftung der Götter und Menſchen. — Von dieſer auffallenden Erwähnung an verlieren wir den Manichäismus für mehrere Jahrzehnde aus den Augen. Bis zu Conſtantins Tode kann er keine bedeutende Rolle mehr geſpielt haben, wenigſtens wird er in dem großen Ketzeredict [1]) nicht mit Namen genannt. Erſt im fünften Jahrhundert erhebt er ſich für einige Zeit zum gefährlichſten Feinde der Kirche.[2])

---

Die obige Auseinanderſetzung zeigt, daß die ſpäten Heiden nicht mehr bloß um Fruchtbarkeit, Reichthum und Sieg zu den Göttern beteten; eine dunkle Sorge um das Jenſeits hat ſich ihrer bemächtigt und treibt ſie zu den ſonderbarſten Lehren und Weihen.

Aber auch das Dieſſeits erſcheint jetzt in einem andern Lichte. Bei Anlaß der Iſismyſterien wurde kurz darauf hin-

---

[1]) Euseb. vita Const. III, 64. Sozom. II. 32. Daß Conſtantin ſich auch über die Manichäer Bericht erſtatten ließ, meldet Ammian. Marc. XV, 13.

[2]) Schließlich braucht kaum erwähnt zu werden, daß außer dieſen beſondern Culten auch allerlei geheime magiſche Mittel die Unſterblichkeit zuwege bringen ſollten. Arnob. II. pag. 87 ſpricht davon: Neque quod Magi spondent, commendaticias habere se preces, quibus emollitæ nescio quæ potestates vias faciles præbeant ad cœlum contendentibus subvolare. . . .

gedeutet, wie man durch den mühſam zu erwerbenden Schutz Einer großen Gottheit nicht bloß dem Untergang der Seele ſondern auch dem trüben, von den Geſtirnen abhängigen Erdenſchickſal zu entgehen hoffte. Es wird nun zu zeigen ſein, wie alles Ueberirdiſche in einem andern Verhältniß zum Erdenleben ſtand als früher, wie aſtrologiſche, magiſche und dämoniſche Beziehungen über die frühern Opfer, Orakel und Sühnungen das Uebergewicht bekamen. Vorhanden waren ſie immer geweſen [1]) und ſchon Homer hatte als Urbild aller Magie die Circe geſchildert. Plato redet von herumziehenden Wunderthätern, welche durch geheime Begehungen Segen und Fluch zu Wege bringen wollten; anderwärts finden ſich Zauberer, welche Witterung und Fruchtbarkeit, Sturm und Meeresſtille in ihrer Gewalt haben. Theſſalien iſt und bleibt bis tief in die Kaiſerzeit das klaſſiſche Land zumal des Liebeszaubers, durch Sprüche ſowohl als Geheimmittel. Das alte Italien ſtand jedoch hierin neben Griechenland ſchwerlich zurück, da z. B. die Götterbeſchwörung, die dem Tullus Hoſtilius ſo übel bekam, ſelbſt im altrömiſchen Cultus ihre Stelle hatte. Wie die Magie in eine Maſſe abergläubiſcher Hausmittel für Krankheiten u. dgl. ausmündete, zeigt das achtundzwanzigſte und das dreißigſte Buch des Plinius hinlänglich. Beſonders nahmhaft war die Zauberei der Etruſker, Sabiner und Marſer, alſo der meiſten alten Bewohner Mittelitaliens. Abgeſehen von magiſchen Heilungen aller Art trauten die Römer von jeher dieſen Künſten die Verzauberung von Kornfeldern, das Wettermachen, die Erregung von Liebe und Haß, die Verwandlung in Thiere und vieles andere zu. Dieſer Glaube reflectirte ſich dann in den merkwürdigſten Spukgeſtalten, u. a. der

Neue Beziehungen des Göttlichen zum Irdiſchen.

Die bisherige Magie.

[1]) Vgl. Soldan, Geſchichte der Hexenprozeſſe, S. 23 ff., wo der Beweis geleiſtet iſt, daß die alten perſiſchen Magier keine Zauberer waren und daß die Römer mit Unrecht ihre eigene Magie auf ſie zurückführten.

6 Abſchnitt. blutausſaugenden Lamien und Empuſen. Wohl dem, welcher ſich reichlich mit rettendem Gegenzauber ſchützte! Man behing ſich zu dieſem Zweck mit Amuleten von oben bis unten; ja es exiſtirte ein ganzes großes Syſtem magiſcher Vertheidigung, aus welchem beiläufig noch einzelne Züge mitgetheilt werden ſollen.

Wenn man die große Menge von einzelnen überlieferten Zügen dieſes Zauberweſens überblickt, ſo möchte man glauben, daß die ganze alte Welt davon gänzlich beſtrickt und im täglichen Leben unaufhörlich dadurch geängſtigt geweſen ſei. Und dennoch thaten dieſe früher vereinzelt auftretenden Superſtitionen der alten Religion lange nicht ſo ſtarken Abbruch, d. h. ſie ſtörten das naive Verhältniß des Menſchen zur Gottheit lange nicht ſo ſehr, als der ſpätere ſyſtematiſche Aberglaube, welcher namentlich ſeit der Kaiſerzeit zu herrſchen begann.

Die Aſtrologie. Zunächſt iſt hier von der Sterndeutung zu reden, welche als ein altes Vorrecht des Orientes galt und deren Adepten auch in der Regel noch Chaldäer heißen, obwohl ſie nur geringſten Theils wirklich aus dem Lande am untern Euphrat ſtammen mochten. Wenigſtens haben die bekanntern unter ihnen, der Thraſyllus des Tiberius, der Seleucus und Ptolemäus des Otho, griechiſche Namen. Außer der babyloniſchen Weisheit berief man ſich übrigens auch auf ägyptiſche, welche an die Namen Petoſiris und Necepſo geknüpft iſt, die als Autoren der verbreitetſten aſtrologiſchen Schriften galten.

Ihre Unſittlichkeit. Abgeſehen davon, daß die Sterndeuter ſich mit der bloßen Aſtrologie nicht immer begnügten, ſondern noch zu andern ſchrecklichern Erforſchungsweiſen der Zukunft die Hand boten, lag ſchon in der Sterndeutung allein die ſtärkſte Veranlaſſung zur Gottloſigkeit. Der conſequent aſtrologiſch Geſinnte wird aller ſittlichen Erwägung und aller Religion ſpotten, da ſie ihm gegen das aus den Sternen erkannte Fatum weder Troſt noch Hülfe gewähren können. Die

Praxis dieſer geheimen Wiſſenſchaft iſt es vorzugsweiſe, welche z. B. die Kaiſer des erſten Jahrhunderts mit dem grauenvollſten Fluche beladen hat. Unaufhörlich werden die Chaldäer verbannt, weil man aus ihrer Wiſſenſchaft kein kaiſerliches Vorrecht machen kann, weil alle Welt ihre Weiſſagung in Anſpruch nimmt, und eben ſo oft werden ſie zurückgerufen, weil man ihrer nicht mehr entrathen will. Wer dann nach Rom zurückkehrte mit den Schwielen von den Feſſeln, die er auf irgend einer Inſel des ägäiſchen Meeres getragen, der war gewiß, daß man ſich um ihn ſtreiten würde.[1]) Der Inhalt dieſer Wiſſenſchaft iſt kurz der, daß für alle möglichen relativen Stellungen der Planeten zu den Zeichen des Thierkreiſes ein Verzeichniß von entſprechenden Schickſalen erfunden wird. Die Stunde entſcheidet über Alles; man kann Horoſcope ſtellen für das alltäglichſte Vorhaben, z. B. eine Spazierfahrt, einen Gang in's Bad, wie für das ganze Leben eines Menſchen, wenn man nur die Conſtellation im Augenblick ſeiner Geburt kennt. — Wer noch die Augen offen behielt, ſah die Nichtswürdigkeit des ganzen Betruges ein und konnte ihn handgreiflich nachweiſen.[2]) Wie ſollten die Conſtellationen irgend eine beſtimmte durchgehende Schickſalsbedeutung haben können, da ſie ja zu derſelben Stunde für den Beobachter in Meſopotamien ganz anders ſich geſtalten als an der Donau oder am Nil? Warum haben die Menſchen, die zu derſelben Stunde geboren werden, nicht daſſelbe Schickſal? Warum ſoll die Conſtellation der Geburt den Vorzug haben vor derjenigen der Empfängniß? Warum ſchützt die größte Verſchiedenheit der Geburtsſtunde nicht vor ganz gleichartigem Untergang, z. B. bei Erdbeben, Eroberung, Sturm auf der See u. dgl.? Und ſoll ſich das vorgebliche hohe Sternenfatum etwa auch auf Fliegen, Würmer und anderes Ungeziefer ausdehnen? Es

Ihre Nichtigkeit.

[1]) Juvenal. VI, 553. s.

[2]) So z. B Favorinus bei A. Gellius XIV, 1.

6. Abſchnitt.

wird ſogar nicht ohne Ahnung gefragt, ob es nicht noch mehr Planeten geben möchte als die (damals) bekannten? Und zuletzt geben alle beſonnenen Menſchen zu, daß es gar kein Glück ſei, die Zukunft zu wiſſen und jedenfalls ein Unglück, etwas falſches darüber zu erfahren.

Aber alle Vernunftgründe der Welt konnten dieſe ſogenannte Wiſſenſchaft nicht ausrotten bei einem Volke, dem ſchon in der Blüthezeit ſeiner Cultur die Idee einer göttlichen Weltordnung, eines alldurchdringenden Syſtems ſittlicher Zwecke fremd geblieben war und das jetzt mehr als je über alle Schickſalsfragen in Ungewißheit und Angſt ſchwebte. Der Aberglaube war hier ein um ſo dringenderes Bedürfniß, je mehr die natürliche Energie verſchwand, womit der Einzelne dem Fatum Trotz geboten hatte. In der ſpätern Kaiſerzeit ſucht ſich jedoch die Aſtrologie auf dieſelbe merkwürdige Weiſe zu verſittlichen, wie ſo manche früher verrufene Geheimculte.[1]) Es iſt hierüber ein vollgültiges Zeugniß vorhanden in den „acht Büchern Matheſis" des heidniſchen Firmicus Maternus,[2]) welcher bald nach Conſtantins Tode ſchrieb. Am Ende des zweiten Buches dieſer vollſtändigen Theorie des ganzen Sternglaubens wird dem Aſtrologen eine lange feierliche Vermahnung ertheilt, welche den Zweck hat, dieſem ganzen Treiben das Compromittirende, Unheimliche, Düſtere zu benehmen.[3]) Der Mathematicus ſoll einen göttlichen Wandel führen, ſintemal er mit Göttern umgeht; er erweiſe ſich zugänglich, rechtſchaffen, nicht geldgierig; er gebe

Verſuch einer Verſittlichung.

Der heidniſche Firmicus.

[1]) Der Uebergang zeigt ſich ſchon bei Alexander Severus, welcher laut **Hist. Aug. Al. Sev. 44** die Aſtrologen von Staatswegen beſoldete und alſo öffentlich anerkannte.

[2]) **Firmici Materni, Matheseos libri VIII, ed. Basil. 1551.** (Einige Lücken ausgefüllt von Leſſing. S. deſſen ſämmtliche Werke, Ausgabe von Lachmann, Bd. IX.) Die Identität mit dem gleichnamigen chriſtlichen Verfaſſer der Schrift: **de errore profanar. religionum** wird gänzlich aufgegeben.

[3]) Eine ähnliche Abſicht tritt bei **Ammian. Marc. XIX, 12** zu Tage.

ſeinen Beſcheid öffentlich und bedeute den Fragenden von vorn herein, daß er ihm laut antworten werde, um auf dieſe Weiſe die unerlaubten und unſittlichen Fragen abzuſchneiden. Er muß Weib und Kinder haben und ehrbare Freunde und Bekanntſchaften; er verkehre mit Niemand insgeheim, ſondern zeige ſich unter den Leuten, halte ſich aber von allem Hader fern und nehme gar keine Fragen an, die auf Jemandes Schaden oder Untergang, auf Befriedigung von Haß und Rache abzielen. Er zeige ſich durchgängig als Ehrenmann und verbinde mit ſeinem Beruf keine wucheriſchen Geldgeſchäfte (wie demnach die verrufenen Aſtrologen häufig mögen gethan haben). Eide ſoll er weder leiſten noch verlangen, namentlich nicht in Geldſachen. Er ſuche auf Irrende in ſeiner Umgebung wohlthätig einzuwirken und überhaupt nicht bloß durch förmliche Entſcheide aus den Geſtirnen, ſondern auch durch freundſchaftlichen Rath die leidenſchaftlichen Menſchen auf die rechte Bahn zu leiten. Nächtliche Opfer und Ceremonien, öffentliche wie geheime, möge er meiden; ebenſo die Circusſpiele, damit Niemand glaube, ſeine Gegenwart hänge mit dem Sieg einer Partei, der Grünen oder der Blauen zuſammen. Die immer ſehr bedenkliche Frage über die Genitura, das Horoſcop eines Dritten beantworte er nur zögernd und verſchämt, damit es nicht ausſehe, als wollte er irgend Jemand einen Vorwurf aus dem machen, was böſe Sterne für ihn beſchloſſen haben. Das Wort **decretum**, Beſchluß, iſt nämlich der ſtets wiederkehrende techniſche Ausdruck.

Der Aſtrolog und das Kaiſerſchickſal.

Bei weitem die gefährlichſte Zumuthung an die Aſtrologen, welche in den erſten zwei Jahrhunderten des Imperiums ihnen und ihren Kunden ſo oft den Untergang gebracht, war die Anfrage über das Schickſal des Kaiſers. Der Cäſarenthron ohne Dynaſtie war jederzeit umgeben von Ehrgeizigen, die aus den Sternen zu wiſſen verlangten, wann und wie der Kaiſer ſterben und wer auf ihn folgen würde. Auch dieſer Frage weiß jetzt die Theorie aus dem Wege zu

6. Abſchnitt. gehen. Firmicus Maternus ſetzt auseinander, man könne über das Schickſal des Kaiſers überhaupt nichts wiſſen, weil daſſelbe den Sternen nicht unterworfen ſei, ſondern unmittelbar von der höchſten Gottheit geleitet werde. Der Kaiſer als Herr der Welt, hat den Rang eines jener vielen Dämonen, welche als ſchaffende und erhaltende Mächte von der Gottheit über die Welt geſetzt ſind, und deßhalb wiſſen die Sterne, die eine niedrigere Potenz vorſtellen, nichts über ihn zu ſagen. Die Haruſpices, wenn ſie das kaiſerliche Schickſal durch Eingeweideſchau ermitteln ſollen, ſind in demſelben Falle, ſie pflegen die Adern und Fibern abſichtlich durcheinander zu wirren, um nicht Antwort geben zu müſſen. — Dieſe Zugeſtändniſſe halfen jedoch im vierten Jahrhundert der Aſtrologie nicht mehr viel; verflochten mit allen andern Arten des Aberglaubens hatte ſie den Thron und das Chriſtenthum zugleich gegen ſich und unterlag mit der Magie und den übrigen Zauberkünſten den gemeinſamen Verboten und Verfolgungen.

Das Syſtem. Der Raum erlaubt nicht, aus dem Lehrgebäude des Firmicus einen Auszug mitzutheilen, auch wird ihn heutigen Tages Niemand ganz durchleſen, als wer entweder ſelbſt von dieſem Wahn befangen iſt oder wer den Autor neu herausgeben will, wozu es bei der Seltenheit der ältern Editionen wohl Zeit ſein möchte. Die eigentlichen Geheimniſſe, für deren Bewahrung der Verfaſſer von ſeinem Adreſſaten (Mavortius Lollianus, einem hohen Beamten) einen ſchweren Eid beim höchſten Gotte verlangt, ſind in den beiden letzten Büchern enthalten: nämlich das Verzeichniß derjenigen Conſtellationen, welche den Menſchen zum Mörder, Blutſchänder, Mißgebornen, oder zum Gladiator, zum Advokaten, zum Sklaven, zum Findling u. ſ. w. machen. Dieſem abſcheulichen Wahnſyſtem zufolge müßte jede ſittliche Zurechnung aufhören, und ohne Zweifel war dieß die Meinung der frühern, gewiſſenloſen Chaldäer geweſen; allein ſo weit hat die neu erwachte Moralität bereits gewirkt, daß der Autor des con-

ſtantiniſchen Zeitalters ſich nach einer ſittlichen Ausgleichung umſehen muß, die bei ihm vielleicht in der That mehr iſt als eine bloße Ausrede. Er glaubt nämlich (B. I. Cap. 3) man könne auch den furchtbarſten Decreten der Sterne Widerſtand leiſten, durch vieles Gebet und eifrige Verehrung der Götter; ſo habe Socrates Sternenhalber alle Leidenſchaften gehabt und ſichtbar auf dem Antlitz getragen, ſie jedoch Tugendhalber bemeiſtert. „Denn den Sternen gehört „was wir leiden und was uns wie mit Feuerbränden ſtachelt „(d. h. die Leidenſchaften), der Göttlichkeit des Geiſtes aber „gehört unſere Kraft zum Widerſtande.“ Vorzüglich iſt das Unglück der Guten und das Glück der Böſen die Wirkung der Geſtirne. — Dieſer Troſt erſcheint aber doch nur äußerlich an das Syſtem angeſchraubt und nimmt ſich ſchwach aus neben der in genauer Ordnung auf einigen hundert Folioſeiten vorgetragenen Theorie des Unſinns, welche damit anfängt, unter die ſieben Planeten die einzelnen Temperamente und die Glieder des Leibes, unter die zwölf himmliſchen Zeichen dagegen die Farben, Geſchmäcke, Klimata, Gegenden, Lebensſtellungen und Krankheiten zu vertheilen. Der Krebs z. B. bedeutet den ſcharfen ſalzigen Geſchmack, die helle und weißliche Farbe, die Waſſerthiere und kriechenden Thiere, das ſiebente Klima, die ſtillen oder fließenden Waſſer, die mittelmäßigen Menſchen und alle Krankheiten des Herzens und des Zwerchfells. Dagegen giebt der Aſtrolog die Menſchenracen und die Völkercharactere im Ganzen frei; es genügt ihm, wenn die Individualitäten von den Sternen bedingt ſind. — Die vielen ſonſtigen Curioſa, welche hin und wieder in dem Buche vorkommen, dürfen uns hier nicht weiter aufhalten.[1])

Moraliſche Ausrede.

Es iſt in dieſem Syſtem mehrfach von einem höchſten Gotte die Rede, welchem alle andern übermenſchlichen We-

[1]) Von der frühern aſtrologiſchen Literatur ſpricht Firmicus beſonders II. Procem. und IV. Procem., 10. 11. 16.

6. Abſchnitt. ſen als bloße Mittelmächte unterthan ſind. Konnte denn die Philoſophie ſich nicht ein für allemal dieſes höchſten Gottes bemächtigen und einen vernünftigen Theismus geltend machen?

Stellung der Philoſophie. Es iſt ein demüthigendes Zeugniß für die Unfreiheit des menſchlichen Geiſtes gegenüber den großen geſchichtlichen Mächten, daß die damalige Philoſophie, zum Theil durch wahrhaft edle Perſönlichkeiten vertreten und mit aller Erkenntniß der alten Welt ausgerüſtet, ſich gerade hier auf die dunkelſten Nebenpfade verlor, und daß wir ihr wenigſtens für den Anfang des vierten Jahrhunderts keine andere Stelle als zwiſchen zweierlei Aberglauben anweiſen können, obwohl ſie in moraliſcher Beziehung einen Fortſchritt ausmacht.

Mit dem geiſtigen Umſchwung [1]) ſeit dem Ende des zweiten Jahrhunderts geht das Ausſterben der alten philoſophiſchen Schulen parallel; Epicureer, Cyniker, Peripatetiker u. ſ. w. verſchwinden, ſelbſt die Stoiker, deren Sinnesweiſe ſich mit den beſten Seiten des römiſchen Charakters ſo enge verbunden hatte. Neben einem ſehr entwickelten theoretiſchen Skepticismus hatte der offene Hohn eines Lucian die Nichtigkeit aller Sectenunterſchiede proclamirt,[2]) während doch bereits als Reaction eine neue Lehre, dogmatiſcher als alle frühern und alſo gewiſſermaßen in Harmonie mit der neuen religiöſen Regung, vor der Thür wartete. Es war dieß der

Die Neuplatoniker. Neu-platonismus. Vor ihm her ging eine ſonderbare Befreundung mit orientaliſchem Aberglauben und ein emſiges Forſchen in den Erinnerungen an die alte, längſt verſchollene Schule des Pythagoras, deſſen Weisheit man ebenfalls für orientaliſchen Urſprunges hielt; ſonſt wurde aus dem platoniſchen Syſtem ſelber das Weſentliche für den neuen Bau entlehnt. Der Träger der Schule in der mitt-

---

[1]) Vgl. H. Ritter, Geſchichte der Philoſophie, Bd. IV. — Tzſchirner, Fall des Heidenthums, S. 404 ff.

[2]) Vgl. u. a. ſeine Schrift: das Gaſtmahl, oder die Lapithen.

lern Zeit des dritten Jahrhunderts, Plotinus, erſcheint als bedeutender Denker, und das Syſtem in ſeinem myſtiſchen Schwung als ein möglicher Gewinn gegenüber dem öden Skepticismus, welcher vorher geherrſcht hatte. Es liegt etwas Wahres und noch mehr poetiſch Schönes in der Lehre von dem Ausfluß aller Dinge aus Gott, in beſtimmten abſteigenden Graden des Daſeins, je nach der größern oder geringern Miſchung mit der Materie. Kein Syſtem hat der menſchlichen Seele einen höhern Rang angewieſen; ſie iſt eine unmittelbare Emanation aus dem göttlichen Weſen und kann ſich zeitweiſe ganz mit demſelben vereinigen, wobei ſie dann über alles gewöhnliche Leben und Denken hinausgehoben iſt. Wir haben es jedoch weniger mit der Schullehre zu thun, als mit der praktiſchen, ſowohl moraliſchen als namentlich religiöſen Stellung, welche der Neuplatonismus ſeinen Jüngern anwies oder geſtattete. Es wiederholt ſich hier die alte und neue Erſcheinung, daß ein ſpeculatives Syſtem wider Vermeinen nur das Band, der zufällige Zuſammenhalt, keineswegs aber der herrſchende Mittelpunkt iſt für Richtungen und Kräfte, die auch ohne ſein Zuthun vorhanden wären.

Bedingter Monotheismus.

Dieſe ſpäteſte Philoſophenſekte des Alterthums zeigt, wie vor Allem bemerkt werden muß, durchaus keinen Fortſchritt nach der Seite des Monotheismus hin, welcher bei vielen frühern Denkern weit mehr ausgebildet erſcheint als in dem „Einen," dem „Einen ſchlechthin," oder wie ſonſt die neuen Benennungen der höchſten Gottheit oder des Urweſens lauten, das zwar bewußt, aber in pantheiſtiſcher Weiſe der Welt innewohnend gedacht wurde. Daneben nahm man den ganzen Polytheismus in das Syſtem herein in Geſtalt des Glaubens an die Dämonen, welche als Untergötter den einzelnen Ländern, der Natur, den Lebensbeziehungen vorſtehen ſollten. Sie ſind von jeher in der griechiſchen Religion vorhanden, aber in ſehr ſchwankender Geſtalt, bald mehr bald weniger von den Göttern unterſchieden und frühe

Dämonen.

6. Abſchnitt. ſchon von der Philoſophie nicht ohne Willkür in theologiſche Syſteme verwoben. Später giebt ihnen der Volksglaube in der Regel eine unheimliche, geſpenſtiſche Geſtalt, und betrachtet ſie wohl hie und da als Rächer des Böſen und als Beſchützer, doch vorherrſchend als Sender von Krankheiten.[1]) Die neuplatoniſche Philoſophie faßte ſie, wie wir ſehen werden, als demiurgiſche Mittelweſen auf.

Die alten Götter waren auf dieſe Weiſe überflüſſig, wenn ſie nicht geradezu ſelber in dieſe Reihe eintraten und ſich dämoniſirten. Von der vulgären Mythologie ließ ſich natürlich jetzt kein Gebrauch mehr machen, und ſo wurden die Mythen ſinnbildlich ausgedeutet, als Hüllen phyſiſcher, religiöſer und ſittlicher Wahrheiten, wobei bisweilen die verſchrobenſten Erklärungen zu Tage kamen, gerade wie beim Euhemerismus, wovon dieſe Tendenz die Kehrſeite bildet. In der Lehre von der Menſchenſeele, ſo hoch dieſelbe auch als göttliche Emanation geſtellt wird, reicht das Syſtem nicht bis zur ewigen Seligkeit, ſondern nur bis zur Seelenwanderung, die ſich allerdings bei den Beſten zu einer Verſetzung in beſtimmte Geſtirne modificirt; wir ſahen, daß die Ueberlebenden bisweilen das betreffende Sternbild zu errathen meinten. Ja ſchon hienieden wurden den Eingeweihten bisweilen, doch gerade den Frühern und Beſſern nur höchſt ſelten, Augenblicke der Seligkeit zu Theil, da ſie Gott zu ſchauen glaubten.

Seelenwanderung.

Weſentlicher als dieſe Theoſophie, ja ein bedeutendes Zeichen des Jahrhunderts iſt das Zuſammentreffen der Neuplatoniker mit der in der Zeit liegenden Richtung auf Moralität und Asceſe. Dieſe wird wohl als etwas ſpecifiſch Chriſtliches der freien antiken Sittlichkeit gegenübergeſtellt, wie die chriſtliche Dieſſeitigkeit der antiken Jenſeitigkeit, aber mit eben ſo geringem Rechte, ſobald man das Heidenthum des dritten Jahrhunderts in's Auge faßt. Auch hier er-

Asceſiſche Richtung

[1]) Die ſchauerliche Geſchichte vom Peſtdämon zu Epheſus, **Philostrat. vita Apollon. IV, 10.**

kennen wir eine merkwürdige Vorahnung oder Spiegelung deſſen was das folgende Jahrhundert bringen ſollte.

Neuplatonismus und Ideale

Der Neuplatonismus nämlich ſtellt heidniſche Ideale auf, Lebensgeſchichten begnadigter Götterfreunde, welche in unbedingter Enthaltſamkeit lebend, bei allen berühmten Völkern des Alterthums herumreiſen, deren Weisheit und Myſterien ergründen und durch ihren beſtändigen Verkehr mit der Gottheit ſich zu Wunderthätern und übermenſchlichen Weſen entwickeln. Mit der allzu genau hiſtoriſch bekannten Perſon des göttlichen Plato ſelber wurde dieß nicht verſucht, obwohl er in der Schule immerhin ein dämoniſches Anſehen genoß; ein gewiſſer Nikagoras von Athen z. B., der zur Zeit Conſtantin's die Wunder Aegyptens beſuchte, hat in den Grüften von Theben ſeinem Namen das Gebet beigeſchrieben: „auch hier ſei mir gnädig, Plato!“ [1]) Dafür lag Pythagoras

Pythagoras.

ſchon weit genug in mythiſcher Ferne, um zu einer Bearbeitung ſeines Lebens in dieſem Sinne einzuladen, die denn auch von Jamblichus (zur Zeit Conſtantin's) unternommen wurde, nachdem noch deſſen nächſter Vorgänger Porphyrius den Pythagoras mehr in hiſtoriſch beſonnener Weiſe geſchildert hatte. Andererſeits war das Leben des Wunderthäters Apollonius von Tyana, obwohl es erſt in das erſte Jahrhundert nach Chriſtus fiel, dunkel und außerordentlich genug

Apollonius von Tyana.

geweſen, um zum Tendenzroman verarbeitet werden zu können, und bereits unter Septimius Severus unterzog ſich Philoſtratus dieſer Aufgabe.[2]) Es iſt hier nicht die Stelle, dieſes höchſt merkwürdige Buch zu analyſiren, wir müſſen nur auf den ſonderbaren Compromiß hinweiſen, welchen hier

[1]) Boeckh, corp. inscr. gr. III, fasc. II. N. 4770.

[2]) Die frühere Anſicht von einer polemiſchen Tendenz des Philoſtratus gegen die Chriſten oder auch nur von einer abſichtlichen Parallel mit Chriſtus wird jetzt völlig aufgegeben. Vgl. Ritter, a. a. O. S. 494 N. — Reſte einer andern Tradition über Apollonius, welcher als Wunderthäter für ganze Städte durch ſog. Telesmata auftritt, finden ſich bei Malalas. X. ed. Bonn. p. 264 seq.

6. Abſchnitt. die alte griechiſche Subjectivität mit der orientaliſchen Wunderſucht und Caſteiung geſchloſſen hat. Derſelbe Apollonius, welcher barfuß im Linnenkleid einhergeht, keine thieriſche Nahrung noch Wein genießt, kein Weib berührt, ſein Vermögen verſchenkt, Alles weiß [1]) und kennt — ſelbſt die Thierſprachen —, in Hungersnoth und Aufruhr wie ein Gott auftritt, Wunder über Wunder thut, Dämonen austreibt und Todte erweckt, dieſer nämliche übt den vollen griechiſchen Cultus der Perſönlichkeit und zeigt bisweilen das eitle Selbſtgefühl eines verzogenen Sophiſten. Zunächſt iſt er von gutem Hauſe, ſchön von Geſtalt, ſpricht rein attiſch, und hat ſchon als Knabe die ſämmtlichen Syſteme hinter ſich; Huldigungen aller Art nimmt er mit größter Gravität in Empfang; er weiß ſchon ſehr früh, daß der Punkt erreicht ſei, da er nicht mehr zu forſchen, ſondern das Erforſchte mitzutheilen habe. Von Demuth iſt überhaupt noch keine Spur zu entdecken, vielmehr ſucht der heilige Mann Andere zu demüthigen und wer zu ſeinen Vorträgen lacht, den erklärt er für beſeſſen und beſchwört ihn demgemäß. Manche Züge dieſes Bildes entlehnte hundert Jahre ſpäter Jamblichus, um ſein Pythagorasideal damit auszuſtatten, das ſonſt zum Theil auf der mehr oder weniger echten alten Tradition beruht. Auch Pythagoras, um ſich als eine „von Apoll geführte Seele," ja als menſchgewordener Apoll auszuweiſen, muß jetzt nicht bloß aſcetiſch leben, ſondern auch Wunder thun, vom Carmel an die Meeresküſte niederſchweben, Thiere beſchwören, an mehrern Orten zugleich ſein u. dgl. m.

Einwirkung des Orients.

Die Vorbilder der in dieſen Idealgeſtalten perſonificirten beſchaulichen Asceſe hat man offenbar in den Büßern der verſchiedenen orientaliſchen Religionen zu ſuchen, von den jüdiſchen Naſiräern und Therapeuten bis zu den enthaltſamen Magiern Perſiens und den indiſchen Fakirs, welche den Grie-

[1]) „Ich weiß alle Sprachen der Menſchen und auch das, wovon ſie ſchweigen", ſagt Apollonius ſelber. I. 19.

chen als Gymnoſophiſten recht wohl bekannt waren. Aber auch die theoretiſch zur Sittlichkeit leitende Lehre von dem Abfall der Menſchenſeele, von ihrer Verunreinigung durch die Materie, von der Nothwendigkeit ihrer Reinigung iſt orientaliſchen, und zwar am eheſten indiſchen Urſprunges.[1]) Nur hätte weder die Buße noch ihre ſpeculative Begründung allein von Oſten her Eingang gefunden, wären die Gemüther nicht von Hauſe aus in einer gleichartigen Bewegung begriffen geweſen. Einzelne merkwürdige Berührungen des Syſtems mit dem Chriſtenthum, ja ein gegenſeitiger Einfluß des einen auf das andere konnten ebenfalls nicht ausbleiben.

Die Neuplatoniker als Beſchwörer.

Dieſe Schule nun, die ſich nach Plato nannte, läßt ſich auf den allerdumpfſten Aberglauben ein und geht zeitweiſe förmlich in Magie und Theurgie auf. In jener großen Stufenreihe aus Gott emanirter Weſen wirkt nämlich Geiſt auf Geiſt und Geiſt auf Natur in magiſcher Weiſe, und den Schlüſſel zu dieſer Magie beſitzt der Eingeweihte; was man von jenen halbmythiſchen Thaumaturgen, von einem Pythagoras oder Apollonius in dieſer Beziehung glaubte, das traute man auch ſich ſelber fortwährend zu. Die Neuplatoniker leben als Rhetoren, Sophiſten, Erzieher, Sekretäre wie die Philoſophen der frühern Kaiſerzeit; mitten aus dieſer Thätigkeit aber erheben ſie ſich bisweilen auf einmal zur Beſchwörung von Göttern, Dämonen und Seelen, zu Wunderkuren und geheimnißvollem Spuk der verſchiedenſten Arten.

205—270. Plotinus.

Bei dem Edelſten der Schule, dem Aegypter Plotinus, tritt dieſe Seite nicht beſonders hervor;[2]) ſeine ſittliche

---

[1]) Ritter, a. a. O. S. 414 ff. Tzſchirner, a. a. O. S. 590. Ob in den Neuplatonikern dieſe Lehre bis zu einem lebendigen Gefühl der Sündhaftigkeit führte, bleibt doch immer ſehr ungewiß. Der Hochmuth dauert fort.

[2]) Vgl. das Leben Plotin's von Porphyrius, beſonders c. 7. — Für das Folgende die vitæ philosophorum des Eunapius, Ausg. von Boiſſonade und Wyttenbach.

6. Abſchnitt. Reinheit und Caſteiung, wozu er auch Andere, ſelbſt viele vornehme Römer zu begeiſtern weiß, gewährt ihm wie von ſelbſt die Gabe der Ahnung und Weiſſagung; zur Beſchwörung ſchreitet er wie es ſcheint, nur gezwungen. Gleichwohl behielt er ein übermenſchliches Anſehen, und ſo lange es Heiden gab, „erkalteten ſeine Altäre nicht.“ Bei ſeinem

geb. 233. Porphyrius. Schüler, dem Phönicier Porphyrius bemerkt man ſogar eine direkte Abneigung gegen die Magie, ja er zweifelt an der ganzen Dämonologie ſeiner Schule und zieht ſich dadurch deren ſchweres Mißtrauen zu. Auf ſeine Einwürfe erfolgte eine Antwort, welche unter dem unrichtigen Titel „von den Myſterien der Aegypter“ bekannt iſt und vielleicht ebenfalls

Jamblichus. mit Unrecht dem Cöleſyrier Jamblichus zugeſchrieben wird, der unter Conſtantin als das Haupt der Schule zu betrachten war.[1]) Man kennt aus dem alten Indien und aus dem germaniſchen Mittelalter die oft großartige Myſtik eines mehr oder weniger bewußten Pantheismus; hier dagegen handelt es ſich um eine Myſtik des Polytheismus, deſſen Götter freilich zu Dämonen verſchiedenen Stufenranges ohne beſtimmte Perſönlichkeit abgeblaßt ſind. Wie dieſe Geiſter zu verehren, zu rufen, zu unterſcheiden ſeien, wie das ganze Leben des gottgeliebten Weiſen in derartigem Cultus aufgehen müſſe, das iſt in Kürze der Inhalt des traurigen Machwerkes, und nur allzuſehr neigt dann die Schule des vierten Jahrhunderts überhaupt nach dieſer Entartung hin; ja ſie erkennt in der Theurgie eine weſentliche Waffe zum Kampf gegen das Chriſtenthum. Von da an war ihre ſonſtige platoniſche Doctrin und Speculation bloße Zuthat.

Das Beſchwörungsſyſtem. Ein flüchtiger Blick auf dieſes Syſtem der Dämonenbannung iſt hier nicht am unrechten Orte. Die Möglichkeit derſelben beruht darauf, daß die Seele des Bannenden

[1]) Nach Ritter a. a. O. rührt die Schrift von dem Aegypter Abammon her. Immerhin vertritt ſie die ſpätern neuplatoniſchen Schulanſichten und kann nicht als vorherrſchend ägyptiſch gelten.

ſich in einen abſolut leidenloſen Zuſtand verſetze und eine innige bis zur Identität geſteigerte Einheit mit dem betreffenden Geiſterweſen eingehe; das letztere wird nicht ſowohl durch Bann oder Zwang herabgerufen, als vielmehr die Seele hebt ſich zu ihm empor. Selbſt was von äußerlichen Gegenſtänden bei der Bannung gebraucht wird, iſt hier nicht bloßes Symbol, ſondern es hat eine myſtiſche Verwandtſchaft mit dem betreffenden Göttlichen. Von dem „Einen", dem ſich ſelbſt genügenden oberſten Gott iſt zwar auch die Rede, aber ſich mit ihm zu vereinigen iſt die Sache ſehr Weniger, und der Einzelne gelangt dazu ohnedieß nur nachdem er die Dämonen verehrt und ſich mit ihnen vereinigt hat. Die zum Theil aus jüdiſcher Theologie entlehnten Rangſtufen der geiſtigen Weſen vom höchſten Gott abwärts ſind: Götter, Erzengel, Engel, Dämonen, Herrſchaften, Heroen, Gebieter und Seelen;[1]) die letztern ſind das ganz Individuelle, und von ihnen aufwärts nähern ſich die Geiſter immer mehr der Einheit oder Weſenheit. Die ſämmtlichen acht Stufen werden in einer großen Tabelle claſſificirt nach Form, Art, Veränderlichkeit, Auftreten, Schönheit, Schnelligkeit, Größe, Lichtglanz u. ſ. w. Weſentlicher ſind ihre Verrichtungen und Gaben in Beziehung auf den Menſchen. Die Götter reinigen die Seelen vollkommen, und ſchenken Geſundheit, Tugend, Aufrichtigkeit, langes Leben; die Erzengel ebenſo, nur nicht ſo genügend und dauernd; die Engel löſen die Seelen von den Banden der Materie und reichen ähnliche Gaben, nur mehr in ſpeciellem Sinn; die Dämonen ziehen die Seelen zu den natürlichen Dingen abwärts, beläſtigen den Leib, ſenden Krankheiten und Strafen ꝛc. die Heroen führen die Seelen zur Beſchäftigung mit den ſinnlich wahrnehmbaren Dingen und regen ſie zu großen und edeln Thaten an, verhalten ſich aber ſonſt ähnlich wie

Rangordnung der Geiſterwelt.

[1]) Allgemeinere Geltung hatten indeß nur Götter, Dämonen, Heroen und Seelen.

6. Abſchnitt. die Dämonen; die Herrſchaften haben die Leitung der weltlichen Dinge, und geben weltliche Güter und Lebensbedürfniſſe; die Gebieter gehören zum ganz Materiellen und geben nur Irdiſches; die Seelen endlich, wenn ſie erſcheinen, treiben zur Zeugung an, benehmen ſich jedoch nach ihrem Werthe ſehr verſchieden. Jeder Geiſt erſcheint mit einem Gefolge des nächſtfolgenden Ranges, die Erzengel z. B. mit Engeln u. ſ. w. Die guten Dämonen bringen ihre Wohlthaten gleich mit ſich; die Rachedämonen zeigen künftige Martern bildlich an; die böſen Dämonen kommen mit reißenden Thieren. Alle dieſe Geiſter haben auch ihre Körper, nur ſind ſie um ſo unabhängiger davon, je höher ſie in der Rangordnung ſtehen. Wird etwas im Ritual verfehlt, ſo finden ſich ſtatt der gerufenen böſe Geiſter[1]) ein, welche ſich in die Geſtalt jener verkappen, der Prieſter kann ſie aber an ihrer hochmüthigen Prahlerei erkennen. Ein richtig vollzogenes Ritual dagegen hätte ſeine Folge ſelbſt wenn der Beſchwörende kein Wiſſender wäre, „denn nicht die Erkenntniß vereinigt den Opferer mit dem Gotte, ſonſt trügen die bloßen Philoſophen dieſe Ehre ausſchließlich davon.“ Der Widerſtreit dieſer ſacramentalen Indifferenz der Perſon mit der oben verlangten Leidenloſigkeit und ſonſtigen Vorbereitung der Seele ſpringt in die Augen, allein es kommen hin und wieder noch größere Inconſequenzen in dieſem Buche vor. — Nun erfährt man auch Einiges von dem äußern Apparat und von den Formeln. Im Gegenſatz zu der ſonſtigen neuplatoniſchen Lehre, welche bloß unblutige Opfer geſtatten will, wird hier mit einer offenbar ägyptiſchen Zuthat für jeden Gott die Opferung desjenigen Thieres verlangt, welchem er präſidirt, und mit welchem er alſo magiſch verwandt iſt. Sonſt gilt es Steine, Kräuter, Wohlgerüche u. dgl. m. Gegen die ſchlechten Manieren gewiſſer ägyptiſcher Beſchwörer, gegen ihre rohen Drohworte

Die böſen Geiſter.

[1]) Ueber dieſe ſog. Antitheï vgl. Arnob. adv. gent. IV. p. 134.

an die Götter wird ausdrückliche Verwahrung eingelegt; dergleichen wirke nur auf gewiſſe geringere Dämonen und die Chaldäer vermieden es durchaus. Auch die magiſchen Schriftzüge, deren ſich Manche bedienen, bringen höchſtens eine geringe und undeutliche Erſcheinung zuwege und demoraliſiren den Beſchwörer, der dann leicht in die Gewalt der böſen, trügeriſchen Dämonen fällt.

Wirklichkeit der Beſchwörungen.

Treten wir einen Augenblick aus dieſem Nebel des Wahnes heraus, um zu fragen: wie weit der objective Thatbeſtand bei den Erſcheinungen möchte gegangen ſein? Denn mit bloßen Phantaſiebildern hat man es nicht zu thun. — Bekanntlich ſollen die Geiſterbanner des jüngſtvergangenen Jahrhunderts ſich vorzüglich der Laterna magica bedient haben, deren Bilder ſich auf ſtarken, zugleich narkotiſch wirkenden Dämpfen reflectirten. Etwas Aehnliches ging auch bei den Beſchwörern zur Zeit des Porphyrius vor; es iſt ausdrücklich von einer Kunſt die Rede, welche aus gewiſſen mit Feuer angemachten Dämpfen zur günſtigen Stunde die Scheinbilder der Götter in der Luft erſcheinen läßt. Jamblichus oder Abammon läßt hier keinen Betrug gelten; eine wahre magiſche Wirkung finde wohl Statt; allein er behauptet, Scheingeſtalten dieſer Art, welche verſchwinden müſſen ſobald der Dampf ſich zertheilt, würden von denjenigen Prieſtern, die jemals wahrhaft göttliche Geſtalten geſehen, nur wenig geachtet; die Magie erreiche damit gleichſam nur eine äußere Hülle, ein Schattenbild der Gottheit. Wenn aber nicht auf dieſe, ſo wurde auf irgend eine andere Art durch äußerliche Phantasmagorien die gewünſchte Erſcheinung zu Stande gebracht, worüber ſich die Kenner der antiken Optik und Mechanik verſtändigen mögen. Wie weit der Theurg ſich dabei eines Betruges bewußt war, wie weit er denſelben als einen „frommen" rechtfertigte, bleibt natürlich ungewiß. Daß es ſich aber oft um eine wirkliche Erſcheinung und nicht bloß um ekſtatiſche Verzückungen und Hallucinationen han-

6. Abſchnitt. delte, erhellt aus den vielen Bannungen in Gegenwart Mehrerer.

Träume. Jamblichus, oder wer ſonſt die Schrift verfaßt haben mag, weiß außer den Geiſterbannungen auch noch über andere Fragen aus dem Gebiet des Uebernatürlichen Auskunft. Er erzählt z. B. von den gottgeſandten Träumen, ſie kämen nicht im vollen Schlafe, ſondern in halb oder ganz wachem Zuſtande höre der Menſch kurze geflüſterte Worte „thue dieß oder jenes"; er fühle ſich von einem geiſtigen Wehen umfangen, und erblicke dabei bisweilen ein reines und ruhiges Licht. Dagegen wird die weiſſagende Bedeutung der gewöhnlichen Träume nur ſehr niedrig angeſchla-

Inſpirationen. gen. Von einzelnen göttlich Inſpirirten heißt es, ſie lebten überhaupt ein göttliches, kein animaliſches Leben mehr, und fühlten deßhalb weder Feuer noch Stichwunden, noch ſonſtige Martern; übrigens könne die göttliche Gegenwart auch bloß die Seele oder nur einzelne Theile des Leibes afficiren, ſo daß Einige tanzen und ſingen, Andere ſich hoch aufrichten, in der Luft ſchweben, ja von Feuer umwallt erſcheinen, wobei ſich göttliche Stimmen bald laut bald leiſe hören laſſen. Viel niedriger ſteht die freiwillige magiſche Aufregung durch gewiſſe Räucherungen, Tränke oder Formeln u. dgl., ſo daß man im Waſſer, in der reinen Nachtluft, in der Sonne, an gewiſſen Mauern, die mit geweihten Zeichen bedeckt ſind, das Verborgene und Zukünftige erkennt. Es geht aber ein ſolcher Strom von Ahnung und Weiſſagung durch die ganze ſichtbare Welt, d. h. das Syſtem will ſich ſo wenig den einzelnen Volksaberglauben entgehen laſſen, daß man auch aus Steinchen, Ruthen, Hölzern, Korn u. ſ. w., ja ſelbſt aus den Reden der Verrückten die Zukunft herausleſen mag. Auch der Vögelflug wird von göttlichen Kräften geleitet zur Erzweckung von Zeichen, ſo daß ſelbſt dieſe ſprichwörtliche Freiheit ſich zur

Verhältniß zur Aſtrologie. Unfreiheit verkehrt. Auf die gewöhnliche Aſtrologie wird als auf einen zweckloſen Umweg, ja als auf einen Irrthum

ziemlich geringschätzig herabgesehen, indem gar nicht die Constellationen und Elemente das Schicksal entscheiden, sondern die Stimmung des Weltganzen in dem Augenblick, da die Seele in das Erdenleben niedersteigt. Dieß hat jedoch die Astrologen nicht gehindert, mit dem System in Berührung zu treten, wie z. B. Firmicus Maternus an vielen Stellen zeigt. — Ein Zug ist es (beiläufig bemerkt), der den ungriechischen, wahrhaft barbarischen Ursprung der Beschwörungstheorie klar beweist, nämlich das unverholene Wohlgefallen an dem Abracadabra fremder, namentlich orientalischer Anrufungen, die man zwar nicht aus Jamblichus, wohl aber anders woher kennen lernt, und deren sich manche bis in die gegenwärtig cursirende Zauberliteratur fortgeerbt haben.[1]) Diese Fremdnamen haben das Vorrecht, nicht bloß weil sie die ältern, oder weil sie unübersetzbar sind, sondern weil sie eine „große Emphase" in sich haben, d. h. sehr eindringlich und bezeichnend lauten. Die neuerlich beklagte Kraftlosigkeit mancher Beschwörungen habe keinen andern Grund als den, daß man in griechischer Neuerungssucht an dem altehrwürdigen Ritual geändert hätte. „Die Barbaren allein sind ernst von Sitten, beständig in ihren Gebetsformeln und deßhalb auch gern erhörte Freunde der Götter!"[2])

6. Abschnitt.

Das wesentlich Barbarische.

Dieses abgeschmackte System, vielleicht nur von Wenigen buchstäblich angenommen, hat doch im Ganzen die Philosophie des vierten Jahrhunderts mehr oder weniger beherrscht und kein gebildeter Heide ist davon völlig unberührt geblieben. Aus dem Leben der Philosophen selbst, wie Eunapius sie schildert, strömt uns der Aberglaube wie

Einzelne Wunder.

[1]) Wir schreiben dieses in einem Augenblick, da jeder alte Grabhügel, jede Schloßruine von Schatzgräbern durchwühlt wird und da gewisse Bände von Horst's „Zauberbibliothek" und von Scheible's „Kloster" nicht mehr bloße wissenschaftliche Curiositäten, sondern leider! gefährliche Bücher geworden sind.

[2]) Schon Aelian. var. hist. II, 31 sagt mit Nachdruck: *Μηδεὶς τῶν βαρβάρων ἄθεος*

6. Abſchnitt. ein grauer Qualm entgegen. Jamblichus läßt z. B. ſeine Schüler in der Meinung, daß er beim Beten zehn Ellen hoch über der Erde ſchwebe und goldfarbig ausſehe; in den warmen Bädern zu Gadara in Syrien ruft er aus den beiden Quellen die Genien Eros und Anteros hervor, die als Knaben jener mit goldenem dieſer mit dunkelleuchtendem Haar zu großem Staunen der Schüler und Gefährten erſcheinen und ſich an ihn anſchmiegen bis er ſie wieder in die Quellen zurückſchickt. Sein Schüler Aedeſius, der die Hexameter vergeſſen hat, welche ihm ein Gott im Weihetraum vorgeſagt, findet ſie beim Erwachen in ſeine linke Hand geſchrieben, die er deßhalb ſelber anbetet. Die Philoſophin Soſipatra von Epheſus wird von Kindheit an durch zwei Dämonen erzogen, die ſich zuerſt bei ihrem Vater in Geſtalt von Feldarbeitern verdungen hatten; auch ihr ganzes ſpäteres Leben iſt durch und durch magiſch und divinatoriſch bedingt. Andere zum Theil ſehr bunte Geſchichten übergehen wir. Es verſteht ſich, daß dieſe Philoſophen keineswegs unter ſich einig waren, im Leben ſo wenig als in der Lehre. Innerhalb der neuplatoniſchen Schule ſelbſt findet ſich ein ziemlich frühes Beiſpiel boshaften Zaubers, welchen der Alexandriner Olympius dem großen Plotinus anzuthun ſucht. In Gegenwart des Jamblichus und mehrerer Andern citirt ein Beſchwörer den Apoll; aber Jamblichus beweiſt, daß die Erſcheinung nichts anderes als die Scheingeſtalt (das εἴδωλον) eines neulich gefallenen Gladiators ſei. Was der Eine zu Stande bringt, erklärt in der Regel der Andere für eine Kleinigkeit. Der Philoſoph Maximus bringt es im Tempel der Hekate zu Epheſus in Gegenwart Vieler ſo weit, daß das Bild lächelt und die Fackeln in deſſen Händen ſich von ſelbſt entzünden; der Karier Euſebius aber findet, das ſei gar nichts Beſonderes. In der ſpätern Zeit, als das ſinkende Heidenthum alle ſeine Kräfte zuſammennahm, mußten freilich die Mißhelligkeiten etwas zurücktreten; es bildete ſich jene große confuſe Miſchung aus Philoſophie,

Zwietracht der Beſchwörer.

Magie und allen Myſterien, welche der Zeit Julian's ihre Phyſiognomie verleiht. Je mehr ſich unter Conſtantin und ſeinen Söhnen die Theurgie in's Geheimniß hatte zurückziehen müſſen,[1]) um ſo maßloſer machte ſie ſich jetzt für kurze Zeit geltend, nachdem ſie den trefflichen aber zum Unglück beſtimmten Fürſten ſchon vom Jünglingsalter an mit ihrem Wahn umhüllt hatte. Sein Lehrer Aedeſius hatte ihm geſagt: „wenn du einſt an den Myſterien Theil nimmſt, ſo „wirſt du dich ſchämen, überhaupt nur als Menſch geboren „zu ſein.“ Man darf ſich billig wundern, daß ein ſo für die Geiſterwelt Eingenommener ſich doch zu einem ſo bedeutenden Regenten und Krieger entwickeln konnte. — In dieſer ganz ſpäten Zeit geſtaltete ſich das zierliche Canopus an der ägyptiſchen Küſte zu einer Art von Unterrichtsanſtalt für alle Magie,[2]) zur „Quelle dämoniſchen Treibens.“ Der Zulauf war außerordentlich, beſonders als einer der Söhne der Soſipatra, Antoninus, ſich daſelbſt niederließ, der zwar ſelber keine Theurgie trieb, aber als Prophet und Ascet ein übermenſchliches Anſehen genoß. Wer zu Fuß oder zu Schiff nach Canopus kam um ſeine Andacht zu verrichten, ſprach nachher in der Regel bei Antoninus vor und hörte ſeine Weiſſagungen. „Dieſe Tempel, klagte er oft, werden „bald Gräber werden!“ — was denn auch eintraf als ſie zu Klöſtern umgebaut und mit Reliquien von Märtyrern verſehen wurden. —

Julian.

Eine merkwürdige Doppelwirkung mußte aus dieſem Treiben hervorgehen. Einerſeits forderte das Syſtem ſittlichen Wandel und Entſagung; andererſeits war nichts mehr geeignet, die Reſte wahrer heidniſcher Sittlichkeit und Religioſität aufzuzehren als dieſe excluſive, nur auf Eingeweihte berechnete Beſchwörungskunſt, die den großen Haufen hoch-

Dämoniſirung der Götter und Heroen im Volksglauben.

[1]) Eunapius giebt an mehrern Stellen, namentlich im Leben des Aedeſius, zu erkennen, wie ſehr man ſich zu Zeiten fürchtete und zu ſchweigen wußte.

[2]) S. oben S. 198. Vgl. Ruſin. II, 26. Eunap. in Aedesio, pag. 41 seq. (vet. ed. pag. 73 seq.)

6. Abſchnitt. müthig im Dunkel gehen ließ, und ihn vielleicht an ſeinen alten Göttern und Helden vollends irre machte. Denn während der Mythus geläugnet oder ſinnbildlich ausgelegt wurde, nahm man die Götter ſelbſt als Dämonen in Anſpruch, und ordnete auch die Heroen nach Belieben in das Syſtem ein. Als unter Conſtantin[1]) eine Anzahl Tempel durchſucht und die goldenen und ſilbernen Beſtandtheile von den zuſammengeſetzten Götterbildern zum Einſchmelzen weggenommen wurden, wunderten ſich viele Heiden, daß im Innerſten der Tempel und der Bilder ſelbſt kein Dämon, kein weiſſagendes Weſen, ja nicht einmal ein ſchattengleich vorbeihuſchendes Geſpenſt ſich vorfand. Man hatte die menſchlich ſchöne Kunſtform des Gottes ganz von ſeinem Weſen als Dämon trennen gelernt. — Eine beſondere Erwähnung verdient der ſeit dem dritten Jahrhundert ſehr geſteigerte Cultus Achill's in dieſem dämoniſchen Sinne.[2]) Er erſcheint den Anwohnern der Ebene von Troja. — bezeichnend genug — nicht mehr als das Ideal von Heldenſchönheit, ſondern nur noch in ſchreckenerregender Geſtalt.

Der dämoniſirte Monotheismus.

Aus dem bisherigen ergiebt ſich nun auch, was es mit dem ſpätheidniſchen Monotheismus auf ſich hat. Ganz gewiß gab es noch immer reine Seelen und ſcharfe Denker, die im Geiſt früherer, beſſerer Zeiten an der Einheit Gottes feſthielten. Bei den Meiſten aber iſt dieſes Bewußtſein getrübt durch dämo-

Ammian. niſche Zuthaten. Man wird z. B. das Heidenthum eines Ammianus Marcellinus nicht gering achten können, da er einer

---

[1]) Euseb. Vita Const. III. 57.

[2]) S. oben S. 107. Philostrat. vita Apollon. IV. 11. Maxim. Tyr. or. 9. Zosim. IV, 18. V. 6. — Ein koloſſales Beiſpiel des Dämonenglaubens, bei Dio Cass. LXXIX, 18: unter Elagabal erſcheint ein Dämon in Geſtalt Alexanders des Gr. an der Donau und reiſt von da mit einem Schwarm von 400 bacchantiſchen Dämonen (oder Menſchen) über Byzanz nach Chalcedon, wo ſie alle nach gewiſſen Opfern verſchwinden.

der Beſſern des vierten Jahrhunderts war und den philoſophiſchen Beſchwörern am Hofe ſeines Helden Julian in die Karten ſah; aber wie bedingt iſt ſein Monotheismus! Die einzelnen Götter bleiben, wenn auch nicht direkt als Dämonen, ſo doch als faſt perſönlich gewordene Eigenſchaften: Nemeſis iſt ein erhabenes Recht der handelnden Gottheit, heißt aber dabei Tochter der Juſtitia; Themis iſt das ewige Geſetz, muß aber doch perſönlich gedacht den Auſpicien vorſtehen; Mercur heißt mundi velocior sensus, d. h. etwa das Bewegungsprincip des Weltganzen; endlich leitet eben doch Fortuna die menſchlichen Schickſale. Die höchſte Gottheit muß bei den meiſten dieſer ſpätern Heiden ihre erſte Eigenſchaft, nämlich die Perſönlichkeit an die Untergötter und Dämonen abgeben, auf welche ſich dann der Cultus faſt ausſchließlich bezieht. Vielleicht am meiſten Perſönlichkeit behält ſie bei den Sonnendienern, welche alle Götter auf die Sonne zurückführten und dieſe letztere als ein phyſiſches und geiſtiges Princip alles Daſeins betrachten.[1]) Es ſcheint, daß Conſtantin dieſem Glauben wenigſtens äußerlich zugethan war, wenn er ihn auch in mithreiſcher Weiſe auffaßte, wovon unten ein Mehreres. Seinem Vater Conſtantius Chlorus wird ſehr ausdrücklich der Cultus des Einen, wahren Gottes zugeſchrieben — wenn nicht Euſeb[2]) auch hier wieder die Unwahrheit geſagt und einen gewöhnlichen

Die Sonnendiener.

---

[1]) Dieſer Anſchauungsweiſe hat Macrobius ein Denkmal geſtiftet, Saturn. I. 17 ff. — Der chriſtliche Firmicus, 14, legt der Sonne eine ergötzliche Rede an die Bekenner ſämmtlicher auf ſie gedeuteten Mythen in den Mund: Einige erſäufen mich im Nil, andere entmannen und beweinen mich, andere durchſtoßen meine zerfetzten Glieder mit ſieben Speeren; wieder andere kochen mich im Topf, u. ſ. w. „Betrauert „den Liber, heißt es, betrauert die Proſerpina! betrauert den Atys! betrauert den Oſiris!“ wohl, nur daß es ohne Abbruch meiner Würde geſchehe! Ihr ſollt mich nicht durch alle Gräber ſchleifen! Zum Tageslicht hat mich Gott geſchaffen, und das iſt mir genug.

[2]) Vita Const. I. 17 und 27.

6. Abſchnitt. Mithrasdienſt zum reinen Monotheismus idealiſirt hat. Es gab auch wohl hie und da, in dieſer Zeit der Miſchung aller Religionen, Uebergänge aus dem Judenthum in das Heidenthum und Parſenthum, wie z. B. bei den cappadociſchen Hypſiſtariern (d. h. Verehrern eines höchſten Gottes) zu Anfang des vierten Jahrhunderts, welche eigentliche Monotheiſten waren, bei ihrer bloß provinciellen Geltung jedoch hier nicht weiter in Betracht kommen dürfen.[1]) Endlich äußert ſich ſtellenweiſe ein ganz werthloſer Monotheismus, bei Solchen, die gerne mit allen Winden ſegeln und jeden Anſtoß vermeiden wollten, als Conſtantin durch ſein Toleranzedikt alle Standpunkte verrückt hatte. Dieſer Art iſt das Gebet eines jener Panegyriker, welche oben charakteriſirt wurden.[2]) „Wir flehen zu Dir, ruft er aus, höchſter Urheber aller Dinge, deſſen Namen ſo viele ſind „als Du den Völkern Zungen gegeben haſt, ohne daß wir „wiſſen, welchen Namen Dein eigener Wille verlangt! es ſei „nun in Dir eine göttliche Kraft und Intelligenz, durch „welche Du in die ganze Welt ergoſſen Dich mit allen Elementen vermiſcheſt und ohne irgend eine Kraft von außen „Dich ſelbſt bewegeſt, — oder Du ſeieſt eine Macht über „allen Himmeln und ſchaueſt auf dieſes Dein Werk aus „einer höhern Burg hernieder; — wir bitten und flehen zu „Dir, daß Du uns dieſen Fürſten auf ewig erhalteſt.“ Man ſieht, der Redner läßt die Wahl frei zwiſchen einem immanenten und einem außerweltlichen Gott, und wenn er nachher dieſem unbeſtimmten höchſten Weſen noch Allmacht und Allgüte zuſchreibt, ſo hebt er dieß doch gleich wieder auf durch die trotzige Schlußphraſe: „Wenn Du dem Verdienſte

Die Charakterloſen.

[1]) Vgl. Ullmann, Gregorius v. Nazianz, S. 558 ff. Die auf S. 562 behandelten ſyriſchen Euphemiten ſollen eine ganz heidniſche, vielleicht von parſiſcher Seite angeregte Monotheiſtenſekte geweſen ſein, welche zwar mehrere Götter annahm, aber nur einen als Allherrſcher mit Feuerdienſt verehrte.

[2]) Paneg. IX. (Incerti ad Const. M. vom J. 313) cap. 26.

„ſeinen Lohn verweigerſt, ſo hat entweder Deine Macht oder „Deine Güte aufgehört.“ Dieſer galliſche Rhetor vertritt eine gewiß ſehr große Zahl von Unentſchiedenen und Vorſichtigen, welche den Erfolg abwarten wollten. 6. Abſchnitt

Nachdem wir den philoſophiſchen Dämonenglauben und ſeinen Einfluß auf den heidniſchen Monotheismus betrachtet, wird es nöthig ſein, noch einen Blick auf diejenigen Superſtitionen und magiſchen Begehungen der Uebergangszeit zu werfen, welche mehr dem Populäraberglauben angehören. Eine ſcharfe Trennung iſt, wie bemerkt wurde, unmöglich. Sonſtiger Aberglaube.

Vieles von dieſen Dingen iſt die bloße Fortſetzung des früher Ueblichen. So dauert z. B. die etruskiſche Haruſpicin noch immer fort, und zwar im erhöhten Glanze, nachdem ſie bekanntlich im erſten Jahrhundert dem Ausſterben nahe geweſen war.[1]) Sie iſt die officielle Götterbefragung am kaiſerlichen Hofe und genießt außerdem einer bedeutenden Privatpraxis wenigſtens in Italien.[2]) Im engern Sinne betrifft ſie die Erforſchung der Zukunft aus den Eingeweiden der Thiere und dem Vögelflug, das Errathen des göttlichen Willens aus dem Blitz, ſelbſt das Herabziehen des Blitzes,[3]) die Regeln der Städtegründung u. a. m., aber ſie hatte ſich im Verlauf der Zeit mit dem übrigen Aberglauben, zumal chaldäiſch-aſtrologiſchem vermiſcht, und auch die Schriftſteller unterſcheiden ſie nicht immer gehörig von den übrigen Zweigen der Theurgie. Die Haruſpicin.

Auch die Orakel,[4]) d. h. die von beſtimmter heiliger Stätte ausgehenden Antworten auf Anfragen über die Zu- Die Orakel.

[1]) Tacit. Annal. XI. 15. Und zwar damals „weil die fremden Superſtitionen überwogen.“

[2]) Der Beweis z. B. in den ſpätern Verboten, Cod. Theodos. IX. 16, vom Jahr 319.

[3]) Noch gegen Alarich und ſeine Gothen in's Werk geſetzt, Zosim. V, 41. — Ein intereſſanter Beſcheid der Haruſpices (nach dem J. 276), der ſich mit einiger Gewaltſamkeit auf das Haus Habsburg deuten läßt, Hist. Aug. Florian. c. 2.

[4]) Ant. van Dale, de oraculis, Amstelod. 1683. Als Sammlung immer noch brauchbar.

6. Abſchnitt. kunft waren noch keineswegs verſtummt, obwohl ihnen in den herumziehenden Beſchwörern eine furchtbare Concurrenz an die Seite getreten war. Die verſchiedenen heidniſchen Religionen im ganzen Reiche waren einig in der Annahme begnadigter Orte und Stellen, wo man den Willen der Götter deutlicher als ſonſt vernehmen konnte, und ſo gab es Orakeltempel, Orakelquellen, heilige Erdſpalten, Grotten u. ſ. w. in allen Provinzen, oft aus ſehr alter vorrömiſcher Zeit, mit allen möglichen Arten der Befragung und der Antwort. In dieſes Gebiet gehört ſchon das oben erwähnte Uebernachten in den Tempeln des Aesculap und Serapis, zur Erzweckung von Heilträumen,[1]) wobei ſich oft eine ſehr gebildete Geſellſchaft zuſammen fand. — Allerdings hatten die großen, officiellen, politiſchen Conſultationen aufgehört, oder die Fragenden hüllten ſich in's tiefſte Geheimniß und wandten ſich dann lieber an Beſchwörer; allein wenn auch keinem Krösus mehr in Herametern gerathen wurde, über den Halys zu gehen, ſo erhielten ſich doch die namhaftern Orakel noch alle im Gang durch Pilger der verſchiedenſten Stände und Intereſſen, die ihre Gaben darbrachten; Pauſanias beſuchte die in Griechenland befindlichen der Reihe nach aus Frömmigkeit und Curioſität.[2]) In Betreff Delphi's reicht eine zwar ſpärliche, doch nie auf lange Zeit unterbrochene Reihe von Zeugniſſen bis auf Conſtantin herab und knüpft ſpäter noch einmal an. Einzelne Erwähnungen der helleniſchen und kleinaſiatiſchen Orakel von Abä, Delos, Milet, Colophon, ꝛc. gehen ebenfalls noch in ziemlich ſpäte Zeit, und man darf ſich nicht durch die Kirchenſchriftſteller irre machen laſſen, bei welchen es faſt zum Dogma geworden iſt, die Orakel ſeien ſeit Chriſti Geburt zum Schwei-

Die Orakel in Griechenland.

[1]) Der Gott befahl oft keine mediciniſchen, ſondern ganz abergläubiſche Wundermittel, wie aus einer griech. Inſchrift des Aesculapstempels auf der Tiberinſel in Rom erhellt, ſ. Gruter. Thes. Inscr. p. 71.

[2]) Sein gutes Vertrauen, daß die Prophetie überhaupt noch nicht ausgeſtorben ſei, X, 12.

gen gebracht. Am eheſten möchte dieß noch von dem uralten Dodona gelten. Rom hatte und befragte noch zu Zeiten ſeine ſibylliniſchen Bücher, welche für die Schickſale des Staates im Großen das höchſte Orakel waren; doch ſcheint ſich gegen die letzte vorconſtantiniſche Oeffnung derſelben, zur Zeit des Barbareneinfalls unter Aurelian, eine aufgeklärte oder andersgläubige Partei im Senat geregt zu haben.[1]) Das beliebteſte auch von Kaiſern befragte Privatorakel in der Nähe von Rom war dasjenige des herrlichen Fortunentempels von Präneſte, welcher von hoher Teraſſe herab weit über die Gegend leuchtete. Neben den „präneſtiniſchen Looſen" behaupteten die ſonſt ſehr angeſehenen Schickſalstempel von Antium und Tibur nur einen untergeordneten Rang. In Oberitalien genoß noch die warme Quelle von Aponus unweit Padua einen großen Credit nicht nur um ihrer Heilkräfte ſondern auch um ihrer Orakel willen,[2]) die wenigſtens dem Claudius Gothicus in virgiliſchen Hexametern ertheilt wurden. Auch die Quelle des Clitumnus unweit Spoleto mit ihrer bis heute ſo wunderlieblichen Umgebung war ohne Zweifel noch immer eine geweihte Stätte dieſer Art, wie zur Zeit[3]) des jüngern Plinius; an dem einzigen erhaltenen von den vielen Tempeln und Kapellen, die einſt den Ort ſchmückten, hat man in frühchriſtlicher Zeit chriſtliche Embleme angebracht, wahrſcheinlich nur um die weiſſagenden Dämonen wegzubannen.

In Africa ſtand bis auf die Zeit Diocletians die himmliſche Göttin zu Carthago in hohem divinatoriſchem Anſehen. Selbſt Gallien iſt nicht ganz ohne Orakel, wenigſtens giebt die halbwarme Quelle beim Apollstempel zu Autun[4]) Entſcheide über Eid und Meineid.

---

[1]) Hist. Aug. Aurel. c. 19. s. Die nächſte Oeffnung der Bücher, durch Marentius, ſ. bei Zosim. II. 16.

[2]) Hist. Aug. Claud. Goth. c. 10., wo ſtatt Apennino Aponino zu leſen iſt. — Claudian. Eidyll. VI.

[3]) Plin. Epist VIII. 8.

[4]) Panegyr. VII. (Eumen. Constantino) cap. 21.

6. Abſchnitt.

Orakel im Orient.

Von den Orakeln der öſtlichen Gegenden des Reiches finden ſich einzelne fortlaufende Nachrichten über den Aesculapstempel zu Aegä, den des ſarpedoniſchen Apoll zu Seleucia und den Tempel von Mallos, alle drei in Cilicien, ſowie über den Venustempel zu Paphos auf Cypern, das tempelloſe Orakel auf dem Berg Carmel, und mehrere Heiligthümer Aegyptens. Von den großen Tempeln des aſiatiſchen Binnenlandes war vielleicht keiner ohne Anſprüche dieſer Art;[1]) aus demjenigen zu Baalbek wurde noch zu Ende des vierten Jahrhunderts das Götterbild periodiſch herausgetragen und weiſſagte (wie jener Apoll zu Hierapolis, S. 184) durch die Richtung, die es ſelber den Tragenden anwies; andere, gewöhnliche Beſcheide erlangte man brieflich und durch Symbole. — Merkwürdig iſt die emſige Götterbefragung der Palmyrener, welche ſich an den ſarpedoniſchen Apoll und an die himmliſche Aphrodite zu Aphaea wenden, um über die Dauer ihres Reiches Auskunft zu erhalten.

Zu einer zuverläſſigen Statiſtik des Orakelweſens in der conſtantiniſchen Zeit wird man indeß aus begreiflichen Urſachen nie mehr gelangen. Es ging damit parallel eine beſtändige, tägliche Befragung der Zukunft durch Beobachtung mancher ganz äußerlicher Zufälligkeiten, die der Aberglaube

Die Omina.

in das Gebiet der Omina gewieſen hatte. Das ſehr beliebte Aufſchlagen des Virgil iſt eines von den geiſtreichern Mitteln dieſer Art; eine Knechtſchaft unter viel geſchmackloſerem Wahnglauben haben wir in der Einleitung bei Anlaß des Septimius Severus kennen gelernt (S. 11 u. 12), welcher außer den Omina auch noch der Traumdeutung, der Aſtrologie, der Magie, den attiſchen Myſterien u. ſ. w. huldigte. Zu der altrömiſchen Superſtition hatte ſich im

[1]) Ueber den caſtaliſchen Quell zu Daphne bei Antiochien, welcher beſonders durch ſeine Orakel über die Schickſale des Thrones berühmt war, vgl. Ammian. Marc. XXII, 12. — Das ſpätere Aufhören der Orakel berührt u. a. Symmachus, Ep IV. 33.

Laufe der Zeit die der unterworfenen Völker und des Orientes gemiſcht; während man zu jeder Stunde durch Omina und Portenta ſich erſchrecken und beſtimmen ließ, befragte man das chaldäiſche oder ägyptiſche Stundenbüchlein für jeden Schritt, den man aus dem Hauſe thun wollte. Von Maximinus Daza erzählt Euſeb, er habe ohne Weiſſagung und Orakel nichts mit den Fingern von der Stelle zu rücken gewagt.[1])

Die Magie im Leben.

Hätte es aber nur dabei ſein Bewenden gehabt! Theils um etwas Zukünftiges zu erfahren, theils um es magiſch zu bewirken, griff der Römer der frühern Kaiſerzeit nicht ſelten zu den abſcheulichſten Mitteln, wobei in der Regel dieſelben Chaldäer gebraucht wurden, die ſonſt aus den Sternen die Zukunft herauslaſen. Oft waren ſchon die Zwecke verbrecheriſch, die man erreichen wollte, und da fiel in Betreff der Mittel vollends jede Bedenklichkeit weg. Als Germanicus mit tödtlicher Magie umgeben und dadurch wirklich zu Tode geängſtigt wurde,[2]) kam es neben dieſem großen Frevel nicht in Betracht, daß vorher ohne Zweifel andere Mordthaten hatten Statt finden müſſen, um dem Zauberer die nöthigen Theile von Menſchenkörpern zu ſchaffen. Aber auch wenn es keinen poſitiven Zauber, kein „Anthun“ galt, ſondern bloße Erforſchung der Zukunft oder Abwendung eines Unheils, waren doch oft die Begehungen von furchtbarer Art. Die Beſchauung menſchlicher Eingeweide hörte, ſo lange es ein Heidenthum gab, nie völlig auf; das Anſinnen eines freiwilligen Todes für den Kaiſer Hadrian hat ſeinem Liebling Antinous das Leben gekoſtet; das Zerſtückeln von Leichen zum Behuf magiſchen Zwanges, das Beſchwören derſelben zu einem Scheinleben, endlich die Beſchwörung von Seelen waren noch immer allbekannte, keineswegs ſel-

---

[1]) Euseb. Hist. eccl. VIII, 14.

[2]) Tacit. Ann. II, 69.

6. Abſchnitt. tene Mittel der Divination, zahlreichen geringern Zaubers, namentlich der Liebestränke gar nicht zu gedenken.[1])

In welches Verhältniß traten nun dieſe magiſchen Uebungen zu der neuen Richtung des dritten Jahrhunderts auf heidniſche Religioſität und Moralität und zu der neuplatoniſchen Philoſophie?

Die Magie am ſpätern Kaiſerhofe; Was von den geheimen Wiſſenſchaften nicht geradezu verbrecheriſch und abſcheulich war, dauerte ohne Anfechtung fort und wurde ſogar officiell unterſtützt, wie denn der fromme Alexander Severus den Haruspices und Aſtrologen Staatsbeſoldungen zuerkannte und ſie zu Vorträgen über ihre Fächer verpflichtete. Was weiter ging und nur durch Verbrechen erkauft werden konnte, deſſen enthielten ſich wenigſtens die meiſten Kaiſer, namentlich als das raſtloſe Kriegsleben dem Hofe einen kräftigern, geſundern Ton verliehen und Decius die Herſtellung der alten Religion zum Staatsziel erhoben hatte. Noch der abergläubige Diocletian erſcheint in dieſer Beziehung, ſo viel bekannt iſt, tadellos, während wir ſeine Mitregenten ſchon wieder in wüſtes Unweſen verſunken finden werden.

bei den Philoſophen. Was aber die Neuplatoniker betrifft, ſo berührte ſich ihre Dämonenlehre allzu unmittelbar mit einzelnen Theilen der gewöhnlichen Zauberei, als daß nicht eine enge Complicität hätte eintreten müſſen; ja ihre Geiſterbannung überhaupt iſt zum Theil ein Ausfluß des orientaliſchen und occidentaliſchen Zauberglaubens im Volke.

Dämonenglaube der Chriſten. Drittens gehen die Chriſten in ihrem theils judaiſirenden, theils populären Dämonenglauben mit den Heiden parallel und zweifeln nicht im Geringſten daran, daß es zahlreiche, ſtark auf das Menſchenleben wirkende, durch Menſchen zu bannende Mittelmächte gebe, die als gefallene Engel, oder als Giganten, d. h. als Söhne der Engel und der Töchter

[1]) Für den Zauberverdacht im täglichen Leben gegen Ende des zweiten Jahrhunderts iſt beſonders die „Apologie" des Apulejus zu vergleichen.

der Menſchen gedacht werden.[1]) Allein dieſe Geiſter ſind durchaus böſe, dem Reiche Gottes und dem Heil der Menſchen abgeneigt; manche halten ſie für Urheber des Unheils in der Natur, z. B. der Erdbeben und Seuchen, wie in der ſittlichen Welt; ja ſie ſind die Urheber des ganzen thörichten und ſündenreichen Heidenthumes, wozu ſie das Menſchengeſchlecht verführt haben um es unrettbar in ihrer Gewalt zu behalten. — Dieſe Anſichten ſind alt und zum Theil ſchon aus dem Judenthum herübergenommen, bildeten ſich aber ſpäter noch ſchärfer aus. Als Zeugen aus der Zeit kurz nach der großen dioeletianiſchen Verfolgung wollen wir Lactantius[2]) hören: „Dieſe überirdiſchen und irdiſchen Dämo„nen wiſſen Vieles Künftige, aber nicht Alles; den eigent„lichen Rathſchluß Gottes wiſſen ſie nicht. Sie ſind's, „die ſich beſchwören laſſen durch Magier, auf deren Anru„fung ſie die Sinne des Menſchen mit blendendem Gaukel„werk betrügen, ſo daß er nicht ſieht was iſt, ſondern zu „ſehen glaubt was nicht iſt.... Sie bringen Krankheiten, „Träume, Wahnſinn, um die Menſchen immer mehr durch „Schrecken an ſich zu ketten.... Man darf ſie aber nicht „etwa deßhalb aus Furcht verehren, denn ſie ſind nur ſchäd„lich, ſo lange man ſie fürchtet; bei Nennung Gottes müſſen „ſie fliehen, und der Fromme kann ſie ſogar zur Angabe „ihres eigenen Namens zwingen.... Sie haben die Men„ſchen gelehrt, Bilder verſtorbener Könige, Helden, Erfinder „u. ſ. w. zu machen und göttlich zu verehren; hinter den Na„men derſelben verbergen ſie aber nur ſich ſelber, wie hinter „Masken. Die Magier freilich rufen den Dämon nicht bei „dieſem bloß vorgeſchobenen Götternamen, ſondern bei ſei„nem wahren, überirdiſchen....“ Weiterhin wird zugegeben, die Dämonen wohnten wirklich in den Tempeln und thäten

Lactantius.

[1]) Die Stellen aus den Kirchenvätern geſammelt bei L. Uſteri, Entwicklung des paulin. Lehrbegriffs, Anhang.

[2]) Lactant. Divin. Instit. II, 14. 5.

6. Abſchnitt. Wunder, Alles um die unglücklichen Menſchen in ihrem Wahnglauben zu beſtärken; ihr Vorauswiſſen der Zukunft das ſie als urſprünglich göttliche Geiſter in der That beſäßen, wendeten ſie dazu an, in den Orakeln bisweilen die Wahrheit zu künden, damit es nachher das Anſehen gewinne, als hätten ſie die Thatſachen ſelber vollzogen. — Aus derſelben Zeit rühren auch die Aeußerungen des Arnobius[1]) her, welcher den ganzen objectiven Thatbeſtand der Zauberei in einem ſehr weiten Umfange zugiebt und z. B. gerade darin einen Hauptunterſchied zwiſchen Chriſtus und den Magiern findet, daß jener ſeine Wunder durch die Kraft ſeines Namens, dieſe dagegen die ihrigen bloß durch Hülfe der Dämonen zu Stande gebracht hätten. Auf die Wunder des Simon Magus, namentlich auf ſeinen feurigen Wagen wird als auf etwas Allbekanntes hingewieſen. Freilich könne man nicht wiſſen, ob nicht bei allen Berufungen und Bannungen immer nur Einer und Derſelbe, nämlich Satan erſcheine.

Arnobius.

Dieſes mußte vorausgeſchickt werden um das Maaß des noch herrſchenden allgemeinen Zauberwahns einigermaßen zu bezeichnen. Vielleicht waren die Beſten dieſer Zeit nicht gänzlich darüber hinaus. Die Beiſpiele der einzelnen Zaubergattungen werden das Nähere ergeben.

Bannung von Menſchenſeelen.

Die neuplatoniſchen Beſchwörer kannten, wie oben bemerkt, als eine eigene Kategorie die Bannung von Menſchenſeelen. Unabhängig von ihrem Syſtem und lange Zeit vor demſelben[2]) kam dieſelbe auch ſonſt häufig vor, weil von den Verſtorbenen jederzeit mancherlei wichtige Auskunft erwartet und der Todte in mehrern alten Religionsſyſtemen grabezu als Genius betrachtet wurde. In den zwei erſten Jahrhunderten iſt oft von ſolchen, zum Theil unter ſchrecklichen Umſtänden vollzogenen Bannungen die Rede, wobei

[1]) Advers. gent. I, p. 25. IV, p. 134. — Aehnliche ſehr ſtarke Stellen bei Tertullian, Apolog. 22. 23. S. auch Euseb. Hist. eccl. VII. 10.

[2]) Als uralte griechiſche Uebung ſchon im XI. Buche der Odyſſee.

man bloß an die Canidia des Horaz und an Nero zu erinnern braucht. Das dritte Jahrhundert zeigt uns zunächſt Caracalla,[1]) der ſich in wahnſinnigem Fieber von ſeinem Vater Severus und ſeinem ermordeten Bruder Geta mit Schwertern verfolgt glaubt und nun eine Menge Seelen beſchwört, um von ihnen die Art der Heilung zu erfragen; Commodus, auch Severus ſelbſt erſchienen auf den Ruf, aber den letztern begleitete ungerufen die Seele Geta's, und der entſetzte Beſchwörer vernahm keinen Troſt, ſondern nur wilde Drohungen. Von den ſpätern Kaiſern[2]) wird zwar nichts Aehnliches mehr berichtet, allein die Seelenbannung blieb im Gebrauche und die chriſtlichen Schriftſteller reden öfter davon mit Abſcheu als von etwas beſtehendem, ja die Anklagen ſowohl als die Verbote dieſes Inhaltes reichen bis weit in die chriſtliche Zeit hinein.[3]) Nur ſind ſie in der ſpätern Zeit nicht immer auszuſcheiden von den allgemeinen Anklagen und Verboten gegen das Verbrechen des ſogenannten Veneficium's, welches außer der Giftmiſcherei auch jede andere unerlaubte Wirkung durch äußere Mittel umfaßt. Man rechnete dahin z. B. die Zaubermittel, durch welche die Wagenführer des Circus ſich den Sieg zu verſchaffen meinten. Es gab in Rom noch immer „Lehrer der böſen Künſte," und wer ihnen nicht ſeinen eigenen Sohn in die Lehre geben mochte, verſuchte es etwa mit einem beſonders anſtelligen Sklaven. Noch um die Mitte des vierten Jahrhunderts findet ſich ein ſardiniſcher Sklave, welcher ſehr geübt war, „ſchadenbringende Seelchen hervorzulocken und „Geſpenſtern Weiſſagungen abzunöthigen."

Evocation von Leichnamen.

Allein der wahre Zauberer verſtand es auch, einer Leiche für kurze Zeit das Leben wiederzugeben und ſie zum Spre-

---

[1]) Dio Cass. LXXVII, 15.

[2]) Daß den Imperatoren Tacitus und Florian der Schatten ihrer Mutter erſchien (Hist. Aug. Flor. 4), war nicht Folge einer Beſchwörung.

[3]) Ammian. Marc XIX, 12. XXVI, 3. XXVIII, 1.

6. Abſchnitt. chen zu bringen. Die Heimath dieſer grauenvollen Kunſt iſt unſtreitig Aegypten. Apulejus im zweiten Buche der Metamorphoſen verlegt eine ſolche Scene auf das Forum von Lariſſa in Theſſalien, wo es ſonſt an einheimiſchen Zauberern nicht fehlte; gleichwohl muß ein Aegypter Zachlas, in weißem Linnenkleid, mit geſchorenem Haupte, auftreten um durch dreimaliges Auflegen gewiſſer Kräuter auf Mund und Bruſt der Leiche und durch leiſes Gebet zur aufgehenden Sonne das Wunder zu vollbringen. Eine andere Geſchichte dieſer Art, ohne apuleiſchen Humor mit grellem ägyptiſchem Detail erzählt, findet ſich bei Heliodor;[1]) hier beſchwört eine Mutter ihren im Kampf getödteten Sohn, und die Leiche ſpricht Wahrheit, während es im obigen Falle zweifelhaft bleibt, ob der Zauberer nicht ein falſches, lügenhaftes Leben in den Körper gebannt hat. Der Autor, unter der Maske des weiſen Prieſters Kalaſiris, mißbilligt freilich dieſes Leichenbeſchwören und ſtellt auch bei einem andern Anlaß[2]) dieſer niedrigen Mantik eine höhere echt ägyptiſche Weisheit gegenüber, welche gen Himmel blicke, mit den Göttern umgehe u. ſ. w.; allein dieß ſind Ausreden des vierten Jahrhunderts, als die Staatsgewalt in Sachen der Zauberei keinen Scherz mehr verſtand, oder auch vielleicht Nachwirkungen der edlern, plotiniſch-porphyriſchen Schullehre, die ſich von der operativen Magie mit Willen fern hielt. —

Auch bei den Chriſten.

Was ſoll man aber denken, wenn einzelne Beiſpiele der Leichenbeſchwörung bei frommen chriſtlichen Prieſtern vorkommen, und zwar nicht erſt im Mittelalter, ſondern im vierten und fünften Jahrhundert? Der heilige Spiridion (Spyridon), Biſchof von Trimithunt auf Cypern,[3]) der ſpäter beim niceniſchen Concil anweſend war, hatte eine Tochter Irene, welcher ein Bekannter einen werthvollen Gegenſtand

[1]) Heliodor. Aethiop. VI, 14.

[2]) Aethiop. III, 16. 17. vgl. IV, 5. 7. 12.

[3]) Socrates Hist. eccles. I, 12. Sozomenus I, 11. Aus Ruſin. I, 5.

anvertraut hatte; ſie ſtarb darüber und Spiridion, der den Schatz zurückgeben ſollte und den Ort der Verwahrung nicht wußte, rief ſeine Tochter mit Namen, bis ſie ihm aus dem Grabmal heraus die gewünſchte Kunde gab. Ein ſpäterer Erzähler beſchönigt dieß mit den Worten: „er flehte, Gott „möge ihm vor der Zeit die verheißene Auferſtehung an ei„nem Beiſpiel zeigen," während es ſich doch offenbar um einen Reſt heidniſchen Glaubens handelt. — Aus den letzten Jahren des weſtrömiſchen Reiches wird eine viel bedeutender motivirte Leichenbeſchwörung [1]) berichtet, welche in dem Zuſammenhang dem ſie angehört, einen großen Eindruck macht. Der heilige Severin, in der tiefſten Noth ſeiner Gemeinden an der Donau, ruft einen geſtorbenen Presbyter zum augenblicklichen Erwachen, und frägt ihn, ob er geſtatte, daß ſein Leben noch einmal von Gott verlangt werde? der Todte aber fleht, man möge ihn in der ewigen Ruhe laſſen und ſinkt von Neuem entſeelt zurück. Hier liegt allerdings ſchon eine ganz andere pſychologiſche Anſchauung zu Grunde, und zwar eine weſentlich chriſtliche, auf welche wir nicht näher eingehen können.

Magiſcher Gebrauch todter Körper.

Zum Schluſſe muß des Mißbrauches einzelner Theile von Leichen als Mittel zu magiſchen Zwecken gedacht werden. Wir müßten tief in die Urſprünge aller Magie hinabſteigen, wenn wir die primitiven Formen dieſes beſondern Wahnglaubens ermitteln ſollten; genug, daß von Menſchenfleiſch und Menſchenknochen bei den verſchiedenſten Zaubergattungen die Rede iſt, ſowohl bei der bloßen Erforſchung der Zukunft als bei dem magiſchen Wirken auf Andere. Urſprünglich mochte es auf den Schatten Desjenigen abgeſehen ſein, von deſſen Leiche die Stücke genommen waren, allein dieſe Beziehung macht ſich ſpäter nicht mehr mit Deutlichkeit geltend; das Mittel iſt ein allgemeines geworden, und es ließe ſich von der griechiſchen Zeit abwärts ein langes Verzeichniß

[1]) Eugippius, vita S. Severini cap 16.

6. Abſchnitt. von einzelnen Beiſpielen ſeiner Anwendung zuſammenſtellen. Doch ein einziger ſehr bezeichnender Fall kann uns die widerliche Wanderung durch dieſes Gebiet der Nacht erſparen. Man erinnert ſich der bekannten herodoteiſchen Erzählung vom Schatz des Rhampſinit und von der abgehauenen Hand des Diebes, wobei vielleicht ſchon eine magiſche Vorſtellung vorauszuſetzen iſt: die rechte Hand iſt nächſt dem Schädel immer der begehrteſte Theil der Leiche geweſen. Nun begiebt es ſich unter Conſtantin und zwar wiederum in Aegypten, dem Vaterland alles wüſten Zaubers, daß eine abgehauene Hand zu magiſchen Künſten gebraucht werden ſoll,[1]) und zwar iſt es Niemand anders als der große Athanaſius von Alexandrien, welchem aufgebürdet wird, er habe einem Biſchof der meletianiſchen Sekte aus der Thebais, Namens Arſenius, zu jenem Zweck die Hand abhauen, ja ihn ermorden laſſen. Auf der Synode zu Tyrus, Angeſichts der erſten Biſchöfe des Reiches, wagen ſich die ägyptiſchen Geiſtlichen, ſeine Gegner, nicht bloß mit der Anklage, ſondern mit dem vorgeblichen corpus delicti hervor; eine wirkliche Hand — „ob von einem abſichtlich Ermordeten oder ſonſt „Geſtorbenen, weiß Gott allein" — wird den heiligen Vätern unter die Augen gelegt. Athanaſius macht die Anklage wohl glänzend zu nichte, indem er den lebendigen, unverſtümmelten Arſenius mitten in das Concil hineinführt, allein daß eine Behauptung wie jene und zwar in einem ſolchen Kreiſe gewagt werden durfte, ſpricht ganz unwiderleglich für die Allgemeinheit des Wahnes und für das häufige Vorkommen der Uebung.

Die Todtenhand.

Beſchauung menſchlicher Eingeweide.

Von einem andern Princip geht die Beſchauung menſchlicher Eingeweide aus, welche ſchon in alten Zeiten und bei den verſchiedenſten Völkern[2]) namentlich an Kriegsgefangenen geübt wurde. Sie iſt weſentlich divinatoriſcher Art,

[1]) Socrates, hist. eccles. I, 27. s. Sozomenus, II, 23.

[2]) Strabo III, 3 erzählt es z. B. von den Luſitaniern.

doch ſchließt ſich daran unvermeidlich auch eine operative Magie an oder wird von den Berichterſtattern ohne Weiteres vorausgeſetzt, weil der populäre Glaube an den magiſchen Werth einzelner Leichentheile zu feſt gewurzelt iſt, um ſich mit dem bloßen Extiſpicium zu begnügen. Auch für die Fortdauer dieſes Gräuels reicht ein einziges Beiſpiel zum Beweiſe hin. Unter den faſt durchgängig überaus abergläubigen Fürſten dieſer Zeit wird Maxentius, der Sohn des Maximianus Herculius, insbeſondere beſchuldigt, ſchwangere Weiber, auch Kinder zum Zweck der Eingeweideſchau aufgeſchnitten und durch geheime Begehungen die Dämonen herbeigerufen zu haben. Obſchon Euſebius dieſes erzählt,[1]) der vom Heidenthum durchaus nicht immer die richtigſten Begriffe hat und auch nicht immer die Wahrheit ſagen will, ſo läßt ſich doch bei der bösartigen Roheit des Maxentius kein gegründeter Zweifel gegen dieſe Ausſage erheben. Es befremdet dann auch nicht mehr, was eine andere Quelle[2]) meldet, daß er noch zwei Tage vor ſeinem Ende das blutbefleckte Palatium verließ und eine Privatwohnung bezog, weil ihm dort die Rachedämonen keinen Schlaf mehr gönnten. Aehnliches war ohne allen Zweifel das ganze dritte Jahrhundert hindurch häufig vorgekommen. — Uebrigens iſt mit dieſen beiden Gattungen der magiſche Gebrauch der Menſchenleiber keineswegs erſchöpft; ſympathetiſche Wirkungen wurden z. B. auch mit dem Blute erzweckt, in welchem nach der herrſchenden Anſicht die eigentliche Lebenskraft liegen ſollte. Es wird eine Geſchichte dieſer Art ſchon von Marc Aurel berichtet,[3]) die eben ſo traurig als ſchmutzig wäre, wenn man ſie für wahr halten müßte, und die ſelbſt als Fabel einen übeln Schein auf die Zeit wirft, deren Gebildete daran glauben konnten.

---

[1]) Euseb. Hist. eccl. VIII, 14. vita Const. I, 36.

[2]) Panegyr. IX, 16.

[3]) Hist. Aug. Marc. Aur. c. 19.

6. Abſchnitt.

Macht des Wahns.

In Betreff dieſes ganzen Zauberweſens wird nun die Geſchichte ewig umſonſt nach dem objectiven Thatbeſtande fragen. Heiden, Juden und Chriſten waren gleichmäßig überzeugt, daß Geiſter und Todte beſchworen werden könnten und in der That häufig beſchworen würden; es handelt ſich auch nicht wie beim Hexenweſen der letzten Jahrhunderte um etwas gewaltſam in die Menſchen Hineinverhörtes, ſondern um hundert rückſichtsloſe, freie und deßhalb ſehr verſchieden lautende Ausſagen, von zum Theil ſehr beſonnenen und ſittlich ehrenwerthen Schriftſtellern. Wie Vieles bewußter Betrug, wie Vieles bloße pia fraus und wie Vieles Selbſttäuſchung und ekſtatiſche Viſion war, iſt und bleibt ein Räthſel, wie bei den neuplatoniſchen Beſchwörungen. Denn jedes Jahrhundert hat ſeine eigene Anſicht von dem Ueberſinnlichen in und außer dem Menſchen, in welche ſich die Folgezeit nie ganz hinein verſetzen kann.

---

Mit der bisherigen Darſtellung des Heidenthumes gedenken wir bloß die weſentlichen Richtungen des damaligen Glaubens bezeichnet zu haben. Wenn alle Spuren im Einzelnen aufgeführt werden ſollten, wenn alle abweichenden Auffaſſungen der Götterwelt überhaupt, wenn ſogar aller einzelne Amuletdienſt und Symboldienſt hergezählt werden könnte, in einem Jahrhundert, da ſich Mancher mit der Anbetung eines einzigen Schlängleins als Agathodämon begnügte und weiter an Nichts glaubte — dann würden vielleicht die dreihundert Sekten, die der Philoſoph Themiſtius kannte, (S. 209) wenigſtens hypothetiſch nachzuweiſen ſein. Mit dieſem „vielgötteriſchen Wahnſinn“ [1]) ſollte nun das Chriſtenthum noch einmal in einen entſcheidenden Kampf treten. Dieſer hatte zum Glück auch eine literariſche Seite. Die rationellen Vertheidiger des Chriſtenthums in dieſer Zeit der Criſis, der

Die chriſtl. Apologeten.

[1]) Euseb. vita const. II. 45. ἡ πολύθεος μανία.

ſchon oft angeführte Arnobius und Lactantius haben für uns einen noch höhern Werth durch ihre Darſtellung des ſinkenden Heidenthumes. Zwar ſtehen ſie auf den Schultern ihrer Vorgänger, namentlich des Clemens von Alexandrien, allein ſie bringen auch viel Neues, für das Jahrzehnd der Verfolgung und die damaligen Stimmungen wahrhaft Bezeichnendes. Das höchſt achtungswerthe Buch des Lactantius giebt ſich als das Reſultat tiefer und vielſeitiger Studien zu erkennen; die Schrift des Arnobius iſt als raſch hineingeworfener Erguß des düſtern, glühenden Unwillens eines Neubekehrten der unmittelbarſte Zeuge des Momentes. Das durchgehende leidenſchaftliche Mißverſtändniß des Heidenthumes in Betreff ſeines Urſprunges und ſeiner Entwickelungen ſtört den jetzigen Leſer nicht mehr; er weiß was von dem Euhemerismus dieſer Kirchenſchriftſteller zu halten iſt und nimmt die koſtbaren Aufſchlüſſe aller Art, welche neben dieſem Irrthum liegen, mit Begierde an.

Die Zerſetzung des Heidenthums bahnt dem Chriſtenthum den Weg.

Ziehen wir die letzten Reſultate aus dem Bisherigen, ſo findet ſich, daß nicht nur die Zerſetzung des Heidenthumes als ſolche dem Chriſtenthum im allgemeinen günſtig war, ſondern daß die einzelnen Symptome derſelben mannigfach eine Vorahnung des Chriſtenthums, eine Annäherung an daſſelbe enthielten. Vor Allem war die Göttermiſchung an ſich ganz geeignet, einer neuen Religion den Boden zu ebnen. Sie entnationaliſirte das Göttliche und machte es univerſell; ſie brach den Stolz des Griechen und Römers auf ſeinen alten einheimiſchen Cultus; das Vorurtheil zu Gunſten alles Orientaliſchen mußte nach langem Herumirren im bunten Gebiete des Wahnes am Ende auch zu Gunſten des Chriſtenthums durchſchlagen. Sodann war der weſentliche Inhalt der ſpätheidniſchen Anſchauungen dem Chriſtenthum geradezu analog; der Zweck des Daſeins wird nicht mehr auf das Erdenleben, ſeine Genüſſe und Schickſale allein beſchränkt, ſondern auf ein Jenſeits, ja auf eine Vereinigung mit der Gottheit ausgedehnt. Durch geheime Weihen hoffen

die Einen ſich der Unſterblichkeit zu verſichern; die Andern wollen ſich durch tiefe Verſenkung in die höchſten Dinge oder auch durch magiſchen Zwang der Gottheit aufdringen; Alle aber huldigen dem weſentlich neuen Begriff der bewußten Moralität, die ſich ſogar bis zur Caſteiung ſteigert und wo ſie nicht im Leben durchgeführt wird, doch wenigſtens als theoretiſches Ideal gilt. Die Spiegelung hievon findet ſich wieder in dem philoſophiſchen Wegſchaffen und Umdeuten der griechiſchen Mythen, welche zu jenem Standpunkt nicht paßten. Dem Monotheismus nähert ſich das ſinkende Heidenthum wenigſtens ſtellenweiſe durch merkwürdige Aufſchwünge, mochten dieſelben ſich auch bald in den Netzen des Dämonenglaubens verfangen. Ob die Heiden ſogar bis zu einem Bewußtſein der Sünde durchdrangen, mag ſehr zweifelhaft bleiben; die Vorausſetzungen dazu ſind aber deutlich vorhanden in der neuplatoniſchen Lehre, welche das Eintreten der Seele in's irdiſche Leben als einen Fall, ihren Austritt als eine Art von Erlöſung bezeichnet.

Das Chriſtenthum mußte auf die Länge ſiegen, weil es alle dieſe Fragen, um deren Löſung ſich jene gährende Zeit ſo ſehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen, einleuchtenden Zuſammenhang beantwortete.

## Siebenter Abſchnitt.

# Alterung des antiken Lebens und ſeiner Cultur.

Die ſchlechte Zeit. — Klagen der Heiden und Antworten der Chriſten. — Abſichtliche Beſchweigung der Kaiſerzeit bei vielen Schriftſtellern. — Roma æterna. — Begriff der Alterung.

Phyſiſche Entartung; ihre Urſachen; ihr Verhältniß zur Moralität. — Entartung der Tracht; die barbariſchen Moden.

Die Kunſt und ihre ſpätere Stellung bei den Römern. — Termin der Blüthe. — Der Verfall und ſeine ſichtbaren Gründe. — Baukunſt; der Stoff als Feind der Form; die neuen Aufgaben; das Vorwiegen der Tendenz. — Sculptur; Luxus der Stoffe; Moſaik; die Plaſtik im Dienſte der Fremdgötter; die Sarkophage; ſymboliſche Tendenz ihrer Darſtellungen; die Porträtſtatue; die Coloſſalität als Kunſtziel. — Die Malerei; ihr realiſtiſcher Trieb ohne Ausbildung; ihr Verhältniß zum Chriſtenthum eine Dienſtbarkeit; die Porträtmalerei; die Tendenzmalerei. — Sieg über die Sculptur.

Verfall der Poeſie. — Der Roman; Longus; Heliodor und das Stoffliche. — Die Lyrik; das grammatiſche Wort- und Verſeſpiel; Optatian. — Das Chriſtenthum und die Poeſie.

Die Rhetorik; ihre Stellung im Reiche; Beziehung zu den Kaiſern. — Die Lehrbücher; das rhetoriſche Virtuoſenthum. — Die ſpätern Sophiſten. — Bedeutung des Stiles in dieſer Zeit.

## Siebenter Abſchnitt.

### Alterung des antiken Lebens und ſeiner Cultur.



Wenn irgendwo ſich die Lebenskriſis der alten Welt deutlich offenbart, ſo iſt es in der Abenddämmerung des Heidenthums, die wir mit ihren wahren Farben darzuſtellen verſucht haben. Es fragte ſich nun, ob nicht das Chriſtenthum die Beſtimmung haben ſollte, die Nationalitäten zu erfriſchen und auch dem Staatsweſen einen neuen Halt zu geben? ob es nicht die ſchon im dritten Jahrhundert übliche Klage der Heiden [1]) widerlegen ſollte, daß kein Segen mehr auf dem Menſchengeſchlecht ruhe, ſeitdem dieſe Religion im Fortſchreiten begriffen ſei? Denn mit der größten Beſtimmtheit wurde behauptet: ſeit dem Chriſtenthum hätten die Götter die Lenkung der Menſchenſchickſale aufgegeben, ſie ſeien ausgewandert (exterminatos) aus der elenden Welt, wo nun lauter Peſtilenz, Krieg, Hunger, Dürre, Heuſchrecken, Hagel u. ſ. w. regierten, während die Barbaren von allen Seiten das Reich angriffen. Die chriſtlichen Apologeten müſſen ſich umſtändlich zur Widerlegung dieſer Anſicht herbeilaſſen; „wie wenig ehrenvoll, heißt es, wäre ein ſolcher kindiſcher „Zorn für euere Heidengötter! und warum geben ſie denn „nicht euch Geſundheit und Glück um uns Chriſten allein „zu züchtigen? Die Natur hat ſich nicht verändert; Sonne „und Mond ſcheinen wie ſonſt, die Saaten grünen, die

Klagen der Heiden.

Antworten der Chriſten.

[1]) Arnob. adv. gentes. I. — Tertullian an vielen Stellen.

„Bäume blühen, Oel und Wein werden gekeltert, das bür-
„gerliche Leben geht ſeinen Gang wie von jeher; Kriege
„aber hat es zu allen Zeiten ſeit Ninus von Aſſyrien ge-
„geben und ſeit Chriſtus haben ſie ſogar eher abgenommen.
„Die jetzigen unläugbaren Uebel ſind eben nothwendige Welt-
„proceſſe, durch welche die irdiſchen Dinge ſich zu verjün-
„gen ſuchen (rerum innovatio)."

Dieſe Hoffnung aber war, ſo wie der Autor ſie verſtand, eine eitle. Sehen wir einſtweilen ab von der einſeitigen Richtung, welche das Chriſtenthum nahm, ſobald es Staatsreligion wurde, und welche durchaus nicht geeignet war, dem Reich neue Kräfte zuzuführen. Darin liegt eben das große Vorrecht derjenigen Religion, deren Reich nicht von dieſer Welt iſt, daß ſie ſich gar nicht die Aufgabe ſetzt, irgend ein beſtimmtes Staatsweſen, eine beſtimmte Cultur zu leiten und zu garantiren, wie die Religionen des Heidenthums gethan hatten; daß ſie vielmehr im Stande iſt, die verſchiedenen Völker und Jahrhunderte, Staaten und Bildungsſtufen mit einander zu verſöhnen und zu vermitteln. So konnte das Chriſtenthum auch dem gealterten Römerreich keine zweite Jugend mehr ſchenken, wohl aber die germaniſchen Eroberer ſo weit vorbereiten, daß ſie die Bildung desſelben nicht völlig mit Füßen traten. Anderthalb Jahrhunderte ſpäter, als es ſich auf den catalauniſchen Gefilden darum handelte, ob der Hunne das Leichentuch über das occidentaliſche Leben ziehen dürfe wie in der Folge der Mongole über das aſiatiſche, trug dieſe Befreundung ſchon ihre Früchte; Römer und Weſtgothen hielten zuſammen und wehrten den Angriff gemeinſam ab.

Von der Alterung und Verkommenheit der römiſchen Zuſtände überhaupt, woran das Chriſtenthum keine Schuld trägt, iſt die ganze Geſchichte dieſer Zeit ein ſprechendes Zeugniß, und auch in der vorliegenden Darſtellung wurde auf jedem Blatte darauf hingewieſen. Es iſt aber hier die beſte Stelle dazu, einige bezeichnende Züge aus dieſem Grei-

ſenleben der antiken Welt zuſammenzutragen. Auch die hiſtoriſche Stellung des Chriſtenthums kann hiedurch noch weiter verdeutlicht werden.

Beſchwerigung der Kaiſerzeit

Klagen über die ſchlechten Zeiten ſind vorhanden aus allen Jahrhunderten, welche eine Literatur hinterlaſſen haben. Im römiſchen Reich aber wird der Verfall auf eine Weiſe eingeſtanden, welche gar keinen Zweifel übrig läßt. Das Gefühl, daß alles was jetzt geſchehe, klein ſei im Verhältniß zu einer immer glanzvoller ausgemalten Vorzeit, wächst gleichzeitig mit der äußerlichen Coloſſalität des römiſchen Reiches und ſeiner Intereſſen, und ſelbſt wer die Größe der Vorzeit mißlaunig beſtreitet, thut es nur um die Gegenwart noch tiefer herabzuſetzen. Wenn Seneca [1]) in ſeiner philoſophiſchen Polemik gegen die Geſchichte den Philipp und den Alexander von Macedonien als Strauchdiebe behandelt, ſo fügt er doch bei: Wir ſehen dieſe Dinge für groß an, weil wir ſelber ſo klein ſind. Ein viel ſtärkeres, obſchon ſtillſchweigendes Zeugniß liegt darin, daß alle Philoſophen und Rhetoren — und auch die Dichter wenn ſie nicht betteln gehen — daß alſo die ganze freie Literatur des zweiten, dritten und vierten Jahrhunderts ohne Noth von keinem Menſchen und keinem Gegenſtande ſpricht der über das Ende der römiſchen Republik herabreicht. Es ſieht aus als hätte man ſich das Wort darauf gegeben. Die griechiſchen Sophiſten wählen für ihre Schulexercitien vorzugsweiſe Situationen

---

[1]) Quæst. natur. III. Præf. Er braucht das Wort latrocinia. — Die Klagen über den Verfall der einzelnen Sphären des geiſtigen Lebens ſeit der Kaiſerzeit würden hier einen beträchtlichen Raum einnehmen. Was der ältere und der jüngere Plinius, Petronius u. A. über Kunſt und Literatur ſagen, iſt ſchon oft citirt worden. Plinius d. J. giebt Ep. VI. 21 wenigſtens zu, daß die Natur noch nicht erſchlafft ſei und daß ſie noch immer begabte Menſchen hervorbringe. Vgl. auch III, 21 und das Proömium des Florus, welcher das Greiſenalter der römiſchen Welt zugiebt, aber bei Trajan von Wiederverjüngung ſpricht.

7. Abſchnitt. bei den Rhetoren.

aus der Blüthezeit des Griechenthums, aus den Perſerkriegen, dem peloponneſiſchen Kriege, etwa noch aus dem Leben Alexanders des Großen. Sie laſſen Xenophon reden, der an Socrates Stelle zu ſterben verlangt, oder Solon, der dem Piſiſtratus gegenüber auf Abſchaffung der Geſetze anträgt, oder Demoſthenes der den Athenern räth auf die Flotte zu fliehen u. dgl. m.[1]) Dio Chryſoſtomus (unter Trajan) glaubt ſich irgendwo förmlich rechtfertigen zu müſſen, nachdem er in einer Rede Ereigniſſe aus der Kaiſerzeit, „moderne, ruhmloſe Dinge“[2]) erzählt hat; er meint, ſein Gegner verachte ihn als einen Schwätzer, weil er nicht nach üblicher Art von Cyrus oder Alcibiades ſpreche. Die dem Quintilian zugeſchriebenen Declamationen behandeln entweder ebenfalls längſt vergangene Dinge oder erdichtete Rechtsfälle, die in keine beſtimmte Zeit gehören. Die naheliegende Annahme, daß die Regierung etwa die Beſprechung der Kaiſerzeit unliebſam aufgenommen und unterdrückt haben möchte, wäre durchaus irrig. Eine Aufſicht dieſer Art über die Literatur und die Schule lag gar nicht in der Art des römiſchen Imperiums, welches ſich überhaupt nicht damit abgab, geiſtige Richtungen zu dirigiren und zu beaufſichtigen. Gerade die damals beliebteſten Gegenſtände für die Redeübungen würden nach unſerm Maßſtab anſtößig und gefährlich ſcheinen; in dem Rom Domitian's klagt Juvenal[3]) über die tödtliche Langeweile des Rhetors, welcher zum hundertſten Male es

---

[1]) Philoſtratus in den vitis Sophistarum giebt viele Beiſpiele an, ſ. z. B. II. 9.

[2]) *Νεωτέρων τε καὶ ἀδόξων.* Dio. Chrys. orat. XXI. p. 271. Einen derartigen Wink gewährt auch die Erzählung bei Dio Caſſius LXVI. 25 über die Schauſpiele bei der Einweihung des Colleſſeums und der Titusthermen; die Seeſchlachten auf den Baſſins ſtellten nicht etwa römiſche Siege, ſondern die Kämpfe zwiſchen Corcyräern, Syracuſiern und Athenern aus der Zeit des peloponneſiſchen Krieges dar.

[3]) Sat. VII. Vs. 151. — Welche Anzüglichkeiten auf dem Theater vorkamen, ſ. bei Philostrat Vita Apollon. VII. 5.

mit anhören muß, „wenn die zahlreiche Claſſe grauſame Tyrannen tödtet.“ Die Geſchichten von Brutus, von Harmodius und Ariſtogiton waren alſo ein ſprichwörtlich beliebtes Thema, während die merkwürdigſten Dinge der Kaiſerzeit, die man noch dazu panegyriſtiſch hätte behandeln können, wie z. B. der jüdiſche Krieg, die Thaten Trajan's, die Herrſchaft der Antonine, freiwillig gar nicht berührt wurden und ſomit ausſchließlich den officiellen Lobrednern überlaſſen blieben.

und bei den Sammelſchriftſtellern.

Aber nicht bloß die Redner, auch die eigenthümliche Gattung von lateiniſchen und griechiſchen Sammlern, welche man bisweilen unter dem Namen der Grammatiker mitbegreift, gehen nicht leicht über die Zeit der Republik herunter. Aulus Gellius z. B. thut es nur wenn er von der Bildung ſeiner Zeit und von ſeinen eigenen Studien ſpricht; Aelian in ſeinen „bunten Geſchichten“ faſt nirgends; Athenäus in ſeiner großen Encyclopädie des antiken Lebensgenuſſes geht der Kaiſerzeit ſehr abſichtlich aus dem Wege, und noch zwei Jahrhunderte ſpäter giebt Macrobius in ſeinen Saturnalien als letzte Notiz eine Sammlung von Anekdoten und Witzworten des Auguſtus, eine kurze beiläufige Erwähnung Trajan's abgerechnet. Philologen vom Fache, welche mit der betreffenden Literatur näher vertraut ſind als der Verfaſſer, würden dieſe Beobachtung wahrſcheinlich in einem viel weitern Umfang beſtätigen können.

Dieſe Zeit, die man verneinte und ignorirte, von welcher man ſich beſtändig nach frühern Jahrhunderten zurückwandte, bekam dann plötzlich einen neuen Inhalt durch das Chriſtenthum. Eine ſchon lange vorbereitete chriſtliche Literatur brach jetzt wie ein Strom in das leere Bette des Jahrhunderts ein und überwog binnen kurzer Friſt an Maſſe Alles was aus der heidniſchen Schriftwelt erhalten iſt.

Doch Rom als Sitz und Inbegriff der Weltherrſchaft ſollte ewig ſein; die Roma æterna iſt auf Denkmälern und

7. Abſchnitt. Roma æterna.

Münzen der allgemeine Troſt beſonders während der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Den Chriſten, ſo lange ſie in Rom das perſonificirte Heidenthum, das Babylon der Offenbarung ſahen und haßten, war dieſer Gedanke eine Thorheit; es handelte ſich ja, wie Arnobius [1]) offen ſagt, um diejenige „zum Verderb des Menſchengeſchlechtes geſchaf„fene Stadt, um deren Herrſchaft willen der ganze Erdkreis „unverdienter Maßen unterjocht worden war." So durfte freilich nur ein Africaner ſprechen. Später, unter den chriſtlichen Kaiſern, war man mit der Weltherrſchaft Rom's völlig ausgeſöhnt; Prudentius [2]) findet darin das höchſte geſchichtliche Werk der Vorſehung: „Siehe, das ganze Ge„ſchlecht der Sterblichen iſt unter die Herrſchaft des Romu„lus gekommen, die verſchiedenſten Sitten und Denkweiſen „haben ſich verſchmolzen; ſo war es vorherbeſtimmt, damit „die Würde des Chriſtennamens, ſo weit die Erde reicht, „Alles mit Einem Band umſchließe." Das Rührendſte dieſer Art iſt aber der Geſang eines ſpätern Heiden (um 417), des Claudius Rutilius Numatianus,[3]) welcher das tief erſchütterte Rom wie eine gebeugte Mutter tröſtet und ihm aus ſeiner welthiſtoriſchen Größe eine neue Hoffnung auf ewige Dauer herleitet.

Begriff der Alterung.

Wie weit die Staatseinrichtungen und der äußere Zuſtand ſolche Hoffnungen rechtfertigten, iſt durch bloße Schlüſſe nicht unbedingt zu ermitteln. Eine Regierung wie die römiſche war, kann ſich trotz zunehmender Erſtarrung unendlich lange halten, wie das byzantiniſche Reich bewieſen hat. Wäre die Stadt Rom ſo uneinnehmbar feſt und ſo zur Vertheidigung geſchaffen geweſen, wie ſpäter Conſtantinopel, ſo hätte auch das abendländiſche Reich viel länger dauern und verlorene Provinzen von der geretteten Hauptſtadt aus mehr

[1]) Arnob. adv. gentes VII Ende.

[2]) Prudent. peristeph. Hymn. II, Str. 105 seq.

[3]) Cl. Rutil. Numat. iter in Gall. I. Vs. 47 seq. (Ganz prophetiſch lautet Vs. 133: Porrige victuras romana in sæcula *leges*.

als einmal zurückerobern können. Der Staat kann ſogar die Nationalität überleben ſo gut als dieſe den Staat. Es ſoll alſo mit dem Begriff der Alterung nicht die Unmöglichkeit des Weiterlebens, ſondern nur das allmälige Verſiegen derjenigen Lebensquellen bezeichnet werden, die einſt der Nation ihr edleres geiſtiges und leibliches Gepräge verliehen.

Phyſiſche Entartung.

Beginnen wir mit dem phyſiſchen Menſchen, ſo iſt in dieſer Zeit eine Ausartung der Race, wenigſtens in den höhern Ständen, unläugbar. Das Urtheil iſt hier nicht auf Ausſagen der Schriftſteller beſchränkt, welche hie und da ſchon frühe etwas der Art andeuten, [1]) ſondern die Kunſt leiſtet den unwiderleglichen Beweis in unzähligen Denkmälern, und zwar auch in ſolchen, die keine Entſchuldigung durch Ungeſchicklichkeit des Künſtlers zulaſſen. In den meiſten Bildniſſen dieſer Zeit herrſcht theils eine natürliche Häßlichkeit, theils etwas Krankhaftes, Serophulöſes, Aufgedunſenes oder Eingefallenes vor. Grabmonumente, Münzen, Moſaiken, Böden von Trinkgläſern — Alles ſtimmt hierin überein. Die Mitregenten Dioeletians und die nächſten Nachfolger mit ihren zum Theil wahrhaft abſchreckenden Zügen mögen als Illyrier keine Durchſchnittsform darbieten. Conſtantin, deſſen Aeußeres wir aus Statuen und Münzen genau kennen, zeigt zwar im Ganzen eine geſunde regelmäßige Bildung, aber einen widerwärtigen Ausdruck von Tücke, und doch ſind Panegyriker und Kirchenſchriftſteller voll einſtimmigen Entzückens über ſeine Schönheit, was nicht bloße Schmeichelei, ſondern ein Zeugniß für den niedrigen Maßſtab des Urtheils iſt. In den Phyſiognomien ſeiner Söhne bemerkt man eine weſentlich neue Gattung von Ausdruck, die nachher häufig wiederkehrt; es zeigt ſich das was im ſchlimmen Sinne das Pfäffiſche heißt; Conſtantin II. hat

[1]) Nach den ſehr merkwürdigen Aeußerungen bei Dio Chrysost. Orat. XXI. p. 269 seq. hätte man eine Abnahme der männlichen, aber eine Zunahme der weiblichen Schönheit bemerkt.

7. Abſchnitt. dabei die nicht ganz angenehme rundliche Kopfbildung ſeines Vaters, Conſtans und Conſtantius eine mehr in die Länge gezogene. Viel entſcheidender als dieſe Illyriotengeſichter, ja vielleicht als die Bildniſſe überhaupt, ſprechen die eigentlichen Idealfiguren der betreffenden Zeit, in welchen die Künſtler das allgemein Gültige niederlegen wollen, die Verſchlechterung des damaligen Menſchentypus aus. Der Conſtantinsbogen beim Coloſſeum iſt allerdings ein Werk der Haſt und Eile, und dieß erklärt und entſchuldigt hinlänglich die große Roheit der plaſtiſchen Ausführung, nicht aber die Häßlichkeit der Geſtalten und die Verkümmerung der Züge. Wohl giebt es Zeiten, in welchen die Kunſt ſich Etwas darauf einbildet, ihr Ziel einſeitig im Charakteriſtiſchen ſtatt im Schönen zu ſuchen, und jenes ſogar bis ins Häßliche zu ſteigern, ohne daß die den Künſtler umgebende Welt daran Schuld wäre. Allein hier iſt von einer ſolchen Vorliebe für den Charakter nicht die Rede, ſondern ganz einfach von der Unfähigkeit, an den klaſſiſchen Schönheitsidealen auch nur oberflächlich feſtzuhalten, während die Außenwelt keine Beziehung mehr zu denſelben hat. Im fünften Jahrhundert geben dann die Moſaiken einen fortlaufenden Maßſtab für dieſelbe Wahrnehmung. Und zwar will die Kunſt hier noch nicht den Ausdruck der Heiligkeit in der aſcetiſchen Abmagerung und Moroſität ſuchen wie ſpäter die byzantiniſchen Moſaiciſten; ihre Geſtalten ſind noch nicht eigentlich verſchrumpft, — aber in der Regel von häßlichen, unregelmäßigen Geſichtszügen. Selbſt ſehr ausgezeichnete Arbeiten, in welchen alles Uebrige, Gewandung, Bewegung, Vertheilung im Raum u. ſ. w. ſo gut iſt als man es irgend von der theodoſiſchen Zeit verlangen kann, wie z. B. die zwölf Apoſtel im orthodoxen Baptiſterium zu Ravenna, machen doch in dieſem Punkte durchaus keine Ausnahme.

Ihre Urſachen. Der Menſchenſchlag im römiſchen Reiche war von vorne herein außerordentlich verſchieden je nach den einzelnen Gegenden und je nach den Schickſalen derſelben; manche Bevölke-

rungen darf man ſich blühend, andere verkümmert vorſtellen. 7. Abſchnitt.
Allein die Durchſchnittsform, welche in der bildenden Kunſt auftritt, iſt in dieſer Zeit doch wohl im Ganzen diejenige Italiens. Wann und durch welches Ereigniß hat ſich nun hier und vielleicht im ganzen Reiche der äußere Menſch zu ſeinem Nachtheil verändert?

Die Antwort liegt nahe. Zwei ſehr furchtbare Peſti- lenzen, unter Marc Aurel und dann wieder ſeit Gallus 167. 252.
hatten die Bevölkerung des Reiches unheilbar erſchüttert; die letztgenannte Peſt [1]) ſoll ſogar fünfzehn Jahre gedauert, keine Gegend des Reiches verſchont und manche Städte völlig verödet haben. Rechnet man hinzu die unaufhörlichen Kriege ſowohl um den Thron im Innern als gegen die Barbaren nach außen, ſo ergiebt ſich als nothwendige Folge das Brach- liegen aller Pflanzungen und ſomit eine Hungersnoth, welche der Krankheit unaufhörlich neue Gewalt verleihen mußte. Wie man nun nach ähnlichem Unglück, nach dem dreißig- jährigen Kriege, eine Veränderung der Race in Deutſchland annimmt, ſo wird auch für das römiſche Reich dieſelbe Ver- muthung geſtattet ſein; die Anſiedelungen von Barbaren thaten dann noch das Uebrige, um den Typus des Men- ſchengeſchlechtes im Reiche gänzlich umzugeſtalten.

Nun ſtirbt in Unglückszeiten jener Art nicht bloß phy- Verhältniß zur Moralität.
ſiſch ein altes Geſchlecht aus; alte Sitten und Bräuche, nationale Anſchauungen, geiſtige Beſtrebungen aller Art ge- hen mit demſelben unter. Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als müßte auch die Moralität geſunken ſein; eher ließe ſich ein Steigen derſelben in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhun- derts beweiſen. Von dem Kaiſerthron (ſ. den erſten Abſchnitt) wird man es kaum läugnen können; die Zeit der Caracalla und Maximine iſt vorbei; Carinus geht unter weil er eine verſpätete Anomalie in ſeinem Jahrzehnd iſt. Bei den ſpä- tern ſogenannten Scheuſalen, wie Marentius, hat Ausſchwei-

[1]) S. die Stellen bei Clinton, Fasti rom. ad a. 252.

7. Abſchnitt.

fung und Miſſethat etwas Kleinbürgerliches im Vergleich mit den früheren. Die Sittenpolizei erſcheint im Zunehmen,[1]) und mit ihr wohl auch die äußere Sitte; noch Diocletian iſt emſig bemüht, die verwilderten Matrimonialverhältniſſe zu ſäubern[2]) und dem wirren Durcheinanderheirathen in demſelben Hauſe und in den nächſten Graden zu begegnen. Des großen und maſſenhaften Scandals wird auffallend weniger. Die Regierung läßt ſich mehr und mehr auf Maßregeln der allgemeinen Humanität ein und erkennt die Pflicht einer durchgehenden Sorge für die Unterthanen an, während ſie freilich zu derſelben Zeit einen gewaltigen Druck ausüben muß und ſich auch in den Mitteln zum Beſſern, wie z. B. in dem Maximum der Lebensmittel, und in den ganz barbariſchen Criminalſtrafen mannigfach vergreift. — Die Analogien dieſer geſteigerten Moralität in der ſpätheidniſchen Religion, in dem asceticſchen Idealismus der Philoſophen wurden bereits nachgewieſen, es mußte aber hier der ganzen Sache noch einmal gedacht werden. Denn vielleicht war dieſe Umkehr zur Beſonnenheit und Mäßigung gerade auch ein Symptom der Alterung von welcher hier die Rede iſt; um ſo weniger konnte ſie die abgelebte alte Welt noch einmal verjüngen.

Entartung der Tracht.

Nachdem wir die Abnahme des phyſiſch ſchönen Menſchen conſtatirt, ſchreiten wir weiter zur Betrachtung ſeiner äußern Umgebung, und zwar zunächſt der Kleidung. Hier ſpricht die bildende Kunſt nicht den damaligen Thatbeſtand aus, weil ſie in der Regel die Gewandung der blühenden, längſtvergangenen Kunſtepochen feſthält, dieſe aber von allem Anfang an eine ideale geweſen iſt; ſo ſtellt z. B. ſelbſt der Panathenäenzug am Parthenon nicht die wirkliche Tracht der Athener zur Zeit des Phidias dar, ſondern nur die in's Schöne vereinfachten Elemente derſelben. Wenn nun in

[1]) Man ſehe, was Aurel. Vict. Cæss. 28 von Philipp dem Araber erzählt, und die Erklärer dazu.

[2]) Geſetze von den J. 287 und 295, Cod. Gregor. V, 1.

den römiſchen Bildwerken der conſtantiniſchen Zeit noch immer Toga und Tunica, nebſt der Chlamys bei nackten Figuren, vorherrſchen, ſo darf man daraus vollends nicht auf eine Durchſchnittstracht ſchließen. Viel richtiger führen uns hier die ſchriftlichen Ausſagen, und dieſe geben Kunde von einer überladenen, ausgearteten Tracht, welche wohl ein römiſcher Rococo heißen könnte, wenn man uns dieſen profanen Ausdruck geſtatten will.

Statt einen Abſchnitt aus den vorhandenen Geſchichten des Coſtüms herzuſetzen, begnügen wir uns mit einigen Andeutungen. Es giebt ein Gedicht[1]) aus der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts, von Arborius, dem Oheim Auſon's, „an eine allzuſehr geputzte Nymphe," worin ein galliſches Mädchen beſchrieben wird. Ihr Haar iſt mit Bändern durchflochten und in eine große Spirale (in multiplicem orbem) toupirt; oben darauf ſitzt noch eine Haube von Goldſtoff; das Halsband ſcheint roth, etwa von Korallen geweſen zu ſein; das Kleid reicht hoch bis an den Hals herauf und iſt mit Binden wie mit einer Schnürbruſt umgeben. Ueberhaupt hatten die anliegenden Kleider, zumal die Ermel,[2]) ſehr überhand genommen. Die genannten Haartouren waren ſchon ſeit Jahrhunderten in der Regel aufgeſetzt, und ſind ſelbſt an einzelnen Marmorbüſten zum Abnehmen beim Wechſel der Mode eingerichtet. Früher als Arborius klagt Arnobius über die Binden wahrſcheinlich von Goldſtoff, womit viele Damen ſich die Stirn verdeckten, ſowie über ihre nach Mannesart gebrannten Haare. Ganz widerwärtig iſt vollends die Art des Schminkens, welche dem Geſicht nicht bloß eine andere Farbe, ſondern ſelbſt eine andere Form gab. Die rothe wie die weiße Schminke nämlich wurden ſo ſtark aufgetragen, daß die Frauen ausſahen „wie Götzenbilder" und daß jede Thräne, welche über die

Arborius.

[1]) Bei Wernsdorf, Poetæ lat. min. vol. III.

[2]) S. Hieronym. ep. 38. ad Marcellam. und ep. 130.

7. Abſchnitt. Wange floß, eine Furche zurückließ. So ſpottet wenigſtens Sanct Hieronymus, welcher aus ſeiner frühern Zeit hierüber Beſcheid wiſſen mußte. Eine Hauptveränderung, die vielleicht gerade in dieſe Zeit fällt, iſt das Aufkommen gemodelter und geblümter Stoffe gegenüber von den einfarbigen, welche die allein würdige Bekleidung des Menſchen ſind, weil ſie allein die Maſſen und die Falten, alſo mittelbar die Form, Haltung und Bewegung des Leibes ſelber ungeſtört bemerken laſſen. Conſtantin erhielt von fremden Geſandten „mit Gold und Blumen gewirkte barbariſche Gewänder" geſchenkt;[1]) bald hernach erſcheint dergleichen als übliches Prachtkleid in den Moſaikbildern der Kirchen, und es dauert nicht lange, ſo werden in Prieſtergewänder und Altardecken ganze Geſchichten eingeſtickt. Es hat aber das Fremde, Barbariſche überhaupt in der ſpätrömiſchen Mode ein offenkundiges Vorrecht, ſchon weil es theuer und ſchwer zu haben iſt. Muß ſich doch unter Theodoſius dem Großen der berühmte Symmachus eine prächtige ausländiſche Staatskutſche verbitten, wodurch der Kaiſer die Ausfahrten des Stadtpräfekten zu verherrlichen glaubte.[2])

Barbariſirung der Tracht.

Dieſe Barbariſirung dehnte ſich indeß viel weiter als nur auf die Kleidung aus. Das Aufkommen germaniſcher, beſonders gothiſcher und fränkiſcher Offiziere im Heer und bei Hofe, der Einfluß orientaliſcher Etikette und Sitten mußte der ganzen äußern Form des Lebens allmälig ein unrömi-

---

[1]) Euseb. vita Const. IV, 7. — Die Zelte des palmyreniſchen Fürſten Herodes mit eingeſtickten Figuren Hist. Aug. XXX. Tyr. 15 (16). noch als etwas weſentlich Perſiſches erwähnt. — Bunte Kleider mit Thierfiguren bereits als Mode um die Mitte des IV. Jahrh., vgl. Ammian. Marc. XIV, 6.

[2]) Symmachi ep. X, 24. Er meint, man liebe in Rom ſeit Camill's Zeiten ſolche externa miracula nicht, und ſtellt alſo doch ausnahmsweiſe der alten Hauptſtadt ein Zeugniß beſſern Geſchmackes aus. — Phrygiſche und keltiſche Wagen als Modeartikel ſchon im zweiten Jahrh. bei Philostr. vitæ soph. I, 25.

ſches Gepräge verleihen. Ganz unantik iſt vor Allem jene Zertheilung der Geſellſchaft nach Stand und Rang, welche durch Verleihung von Titeln bewerkſtelligt wurde; nichts widerſprach ſtärker dem Begriff des Bürgerthums, mit welchem die klaſſiſche Welt ſich aufgenährt hatte. Auch das Chriſtenthum, welches mit ſeiner gewaltigen Flamme ſo viele Elemente der antiken Bildung aufzehrte, trug einſtweilen mittelbar zur Barbariſirung [1]) bei, wie dieß bei einem Blick auf Kunſt und Literatur dieſer Zeit deutlich zu machen ſein wird.

---

Die Kunſt.

Die Kunſt im höchſten Sinne des Wortes war einſt der Lebensathem des griechiſchen Volkes geweſen. Keine andere Nation hätte es wagen dürfen, ihre Zeitrechnung nach der Entwicklung des Schönen durch Dichter und Künſtler zu datiren, wie dieß z. B. in der Marmorchronik von Paros geſchehen iſt. Mit den ſiegreichen Waffen Alexanders und ſeiner Diadochen zog in der Folge die griechiſche Kunſt durch den Orient und verdrängte die alten nationalen Formen, mit einziger Ausnahme der Bauten und Bildwerke Aegyptens von Alexandrien aufwärts. Die Römer nahmen ſie ebenfalls bereitwillig in ihren Dienſt, nicht bloß als Luxusgegenſtand, ſondern weil ſie dem Bedürfniß des Schönen entſprach, das in ihnen ſelbſt lebte, deſſen thätige Entfaltung aber durch das Vorherrſchen des Kriegeriſchen und Politiſchen gehemmt wurde. Auf das Großartigſte half ſie nun mit, der religiöſen und nationalen Herrlichkeit Rom's den edelſten Ausdruck zu verleihen, wenn auch nicht ohne Einbuße ihres innern Organismus. Von Rom aus nahm endlich der ganze Occident dieſe romaniſirte Kunſt wie ein Geſetz des Siegers an und ſprach ſie nach wie ſeine Sprache. Wo Colonien italiſcher Abſtammung ſich im Weſten erhielten, mag ſie wohl auch zum Bedürfniß geworden ſein.

---

[1]) Das Wort βαρβαροῦσθαι bei Zosimus I, 58 und II, 7 ſcheint bloß die wirkliche Unterwerfung der Reichslande durch barbariſche Völker zu bezeichnen.

7. Abſchnitt.

Ihre ſpätere Stellung bei den Römern.

Eine Stellung wie bei den Griechen der Blüthezeit erreichte freilich die Kunſt in dieſer Zeit der Römerherrſchaft nicht wieder. Man hört nicht mehr davon, daß die Läſterung des Schönen als Blasphemie galt, wie damals als der Dichter Steſichoros erblindete, weil er die Helena, das Urbild aller Schönheit, getadelt hatte.[1]) Lucian, der weder Götter noch Menſchen ſchont, darf jetzt auch über die alten Ideale aller Schönheit ſpotten, während anderweitig ſein Kunſtgeſchmack ſo unzweifelhaft bewährt iſt. Jene meiſterhafte Reihe von Todtengeſprächen, in welchen er ſeinem Hohn unter der Maske des Cynikers Menippos die Zügel ſchießen läßt, enthält auch eine Scene,[2]) wo Hermes in der Unterwelt dem Menippos die Skelette der berühmten Schönheiten der alten Zeiten vorweist, des Narciß, des Nireus u. ſ. w. „Aber ich ſehe ja nichts als Schädel und Knochen? zeige mir doch Helena;" — „„Dieſer Schädel hier iſt Helena."" — „Alſo deßhalb die Flotte von tauſend Schiffen, der Tod ſo Unzähliger, die Zerſtörung der Städte?" — „„O Menipp, (erwiedert Hermes) du haſt das Weib nicht lebend geſehen!"" — Doch iſt in dieſer frühern Kaiſerzeit welche von den damaligen Aeſthetikern, von Petronius, und dem ältern Plinius, als Epoche des Kunſtverfalls mit verhältnißmäßigem Rechte angeklagt wird, wenigſtens in Italien das Verlangen nach künſtleriſcher Umgebung des Daſeins noch unglaublich ſtark. Pompeji allein deutet, nach Göthe's Ausdruck, „auf eine Kunſt- und Bilderluſt eines „ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigſte Liebhaber weder „Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfniß hat." Trägt man dieſen Maßſtab auf das damalige Rom über, ſo findet ſich ein Ergebniß welches ſchwindeln macht.

Materielle Einbuße.

Im dritten Jahrhundert fand die Kunſt allerdings einen gefährlichen materiellen Feind an der Zerrüttung des Rei-

---

[1]) Hesych. Miles., bei Müller fragm. hist. gr. IV, p. 174.

[2]) Lucian. dial. mortuor. XVIII.

ches durch Peſt, Krieg und Verarmung. Da die Kaiſer namentlich ſeit Aurelian wieder ſehr viel bauen ließen [1]) und ohne Zweifel auch die übrigen Künſte verhältnißmäßig in Anſpruch nahmen, ſo könnte ſich dieſe Einbuße wieder etwas ausgeglichen haben, wenn nicht der zunehmende Druck auf die Reichen und Beſitzenden immerhin einen dauernden Verluſt mit ſich geführt hätte.

Nimmt man nun an, daß die Natur doch immerfort ein reiches Maaß von Begabung austheilte, woran ſich auch mitten im Zerfall aller Formen oft nicht zweifeln läßt, ſo frägt es ſich weiter, woher die falſchen Richtungen kamen, in welchen ſich die Talente verloren? Woher ferner jene Anonymität, welche faſt die ganze Kunſt des dritten und vierten Jahrhunderts mit ſo tödtlichem Schweigen deckt?

Innerer Verfall.

Es iſt eine Thatſache, daß ungefähr ſeit der Mitte des zweiten Jahrhunderts die bisher noch immer lebendige Reproduction des Schönen ſtille ſteht und zu einer bloß äußerlichen Wiederholung wird; daß von da an innerliche Verarmung und ſcheinbarer Ueberreichthum der Formen Hand in Hand gehen.

Die tiefſte Urſache dieſer Erſcheinung wird man wohl nie ergründen oder in Worte faſſen können. Hatte das ausgebildete griechiſche Formenſyſtem ſechshundert Jahre lang ſich unter den verſchiedenſten Bedingungen behauptet und immer wieder Blüthen getrieben, weßhalb ſollte es gerade von den Antoninen abwärts ſeine Macht, ſeine Treibkraft verlieren? warum nicht fortdauern bis in's vierte Jahrhundert? Es läßt ſich vielleicht aus einer allgemein philoſophiſchen Betrachtung der Zeiten auch hierauf aprioriſtiſch antworten; wir wollen uns aber gerne beſcheiden, die nothwendige Lebensdauer einer geiſtigen Macht dieſes Ranges nicht abſolut berechnen zu können.

Seine ſichtbaren Gründe.

Die Nebenurſachen jener Erſcheinung ſind deſto klarer: die Veränderungen im Stoff und in den Aufgaben und

[1]) Vgl. Malalas, lib. XII passim.

7. Abſchnitt. Gegenſtänden der Kunſt, d. h. mittelbar die veränderte Geſinnung der Beſteller. Verfolgen wir zunächſt die Schickſale

Architektur. der Architektur. Die Hauptſtadt iſt hier für alle Entartung maßgebend. Rom beſaß in ſeinem Travertin und Peperin ein ernſtes, gewaltiges Material für monumentale Bauten. Als man aber, beſonders ſeit Auguſtus, den Marmor aus Carrara und aus Africa nicht mehr entbehren wollte, wegen ſeiner Bildſamkeit und ſeiner leuchtenden Schönheit, da gewöhnte ſich der Sinn des Römers daran, den nunmehr aus Ziegelplatten gebildeten Kern des Gebäudes und die darum gelegte Marmorbekleidung als zwei geſchiedene Dinge zu betrachten. Letztere mußte auf die Länge als eine willkürlich wandelbare Hülle, als eine Decoration erſcheinen. Doch zwang der weiße Marmor den Künſtler fortwährend, die Formen möglichſt edel zu bilden. Als aber die Vergötte-

Der Stoff als Concurrent der Form. rung des möglichſt theuern und fremdartigen Materials mehr und mehr einriß, als im ganzen Orient ſo wie in Africa nach koſtbaren Bauſtoffen,[1]) Porphyr, Jaspis, Agat und Marmor aller Farben geſucht wurde, als die damals ſehr maſſive Vergoldung[2]) in ſinnloſem Maaß überhand nahm, da mußte die Kunſt und der Künſtler zurücktreten. Stoff und Farbe ziehen das größte Intereſſe an ſich; die ſchönſten Profile und Zierrathen werden daneben überſehen; zudem gebeut die außerordentliche Härte mancher dieſer Steine dem Meißel Einſchränkung. Der Lieferant und der Polirer werden unter ſolchen Umſtänden wichtigere Perſonen als der Zeichner. Wo aber der weiße Marmor oder ein anderer einfacher Stoff ſeine Stelle behauptete, mußte er nun wetteifern durch Häufung der Glieder und Vervielfachung der Ornamente, da man für das Einfache überhaupt verdorben war. Der Eindruck iſt oft über die Maßen kleinlich und

[1]) Klaſſiſche Stelle bei Statius, Sylvæ I, V. Vs 34 ff.

[2]) Aurelians Widerwille dagegen ſ. oben S. 52; Conſtantin vergoldete, was frühere Kaiſer gebaut, u. a. die Säulen am Circus maximus. Panegyr. X, 35.

verwirrend, weil aller äußerliche architektoniſche Reichthum, einmal als leitendes Princip aufgefaßt, raſch alle Schranken überſchreitet und auch Bautheile und Stellen verziert, die deſſen um ihrer Funktion willen eigentlich nicht fähig ſind. Wir wollen die Bauten dieſes Styles, von welchen die palmyreniſchen und der Diocletianspallaſt zu Salona (Spalatro) ſprichwörtlich geworden ſind, hier nicht wieder aufzählen. Soweit ſie nicht in Anordnung und Proportionen an die beſſere Zeit erinnern, ſind ſie vollkommen ſchlecht und erſetzen das Verlorene nicht einmal durch den perſpectiviſchen Reiz, welchen z. B. der entartete moderne Styl unter den Händen eines Bernini entwickelt. Dieſer weiß den Blick zu ſammeln, dort iſt lauter Unruhe und Zerſtreuung: Bernini verachtet das Detail und arbeitet ſtets auf das Ganze hin; dort wollen die gehäuften Einzelformen als ſolche etwas bedeuten.

Die neuen Aufgaben.

Gereichte nun der Luxus in dem bezeichneten Sinne der ſchönen Bauform nothwendig zum Untergang, ſo trug ſelbſt ein höherer Fortſchritt zum Neuen nicht weniger dazu bei, das von den Griechen ererbte Bauſyſtem definitiv zu zerſprengen. Wir meinen die neue Aufgabe großer, vorzüglich gewölbter Binnenräume. In der beſſern Kaiſerzeit hatte man z. B. beim Thermenbau die Säulen und ihr Gebälk mit der Kuppel, dem Tonnengewölbe und Kreuzgewölbe ſo verbunden, daß ſie gleichſam als ein eigener Organismus daran vorbeigehen. Eine Rückſicht dieſer Art konnte auf die Länge nicht fortdauern, namentlich als mit der chriſtlichen Zeit jene Aufgaben ſich auf einmal außerordentlich häuften und zugleich die Tendenz auf möglichſte Prachtentwicklung jede andere Erwägung ſchweigen hieß. Die chriſtliche Baſilica, das erſte große Vorbild aller rein perſpectiviſch gedachten Binnenräume,[1]) lud Bogen und große ſchwere

[1]) Als Baſiliken, wenigſtens als Langbauten werden u. a. geſchildert: Die alte Sophienkirche, S. Agathonicus, S. Iſaacius in Conſtantinopel. Anonym. Banduri p. 65.

7. Abſchnitt. Obermauern auf ihre Säulenreihen; die Kuppelkirche mit untern und obern Galerien oder Nebenkapellen ringsum [1]) verneinte vollends den Begriff des Gebälkes und brauchte die Säule faſt nur noch um ihrer angenehmen Wirkung willen. Es dauert dann tief in das Mittelalter hinein, bis die chriſtliche Baukunſt die mit zunehmendem Mißverſtändniß wiederholten, zuletzt kaum mehr kenntlichen antiken Einzelformen mit einem neuen, ihrem Princip angemeſſenen Gewand vertauſcht.

Das Vorwiegen der Tendenz.

Endlich war die chriſtliche Architektur von vornherein genöthigt, mit der kirchlichen Tendenz auf eine ungünſtige Weiſe zu theilen. Letztere möchte gern das ganze Gebäude, ja jeden Stein zum Symbol ihrer Macht und ihres Sieges machen; daher das Vorwiegen theils der glänzendſten Luxus-zierrathen,[2]) theils der bildlichen Darſtellungen im Innern wie an den Faſſaden. Neben einer Moſaikverſchwendung, welche alle Räume und Flächen mit bibliſchen Figuren und Geſchichten in den ſtarken ungebrochenen Farben der Glaspaſte überzog, konnte keine rein architektoniſche Gliederung mehr gedeihen, und ſo ſchrumpfen Gebälk und Conſolen zu ſchwachen Riemchen zuſammen oder werden gar nur noch durch ein Moſaikornament angedeutet.

Die Architektur erhielt ſich dabei allerdings den Sinn für großartig angeordnete, phantaſievoll aufgebaute Binnen-

[1]) Der Dom von Antiochien, Euseb. vita Const. III, 50. Die Apoſtelkirche zu Conſtantinopel IV, 58; wahrſcheinlich ein griech. Kreuz mit Kuppel. (Vgl. Anonym. Banduri p. 32). Die Grabkirche zu Jeruſalem; III, 25 bis 40. Socrates I, 9. Der Hochbau, τὸ ὑψοῦν, als weſentliche Rückſicht, Euseb. v. C. I, 42. II, 45.

[2]) S. die obigen Stellen. Die Apoſtelkirche „von bunten Steinen blitzend, vom Boden bis zum Dach. . . . Die (gewölbte?) Decke mit feinen Caſſetten überzogen und ganz mit Gold bedeckt. . . . Die äußere Bedeckung von vergoldetem Erz, weit hin blendend. . . . Der Oberbau rings mit netzförmigen Verzierungen von Erz und Gold. . . .“ Das Gebäude ſtand frei in einem großen Hof, ringsum Hallen, kaiſerliche Säle, Bäder, Herbergen, Wächterwohnungen ꝛc.

räume und für eine große mechaniſche Virtuoſität. Der letztern verdanken es dann wieder einige Künſtler der byzantiniſchen Zeit, wenn ſie aus der oben berührten Anonymität heraustreten durften.

Sculptur und Malerei.

Der Verfall der Plaſtik und Malerei geht mit demjenigen der Baukunſt aus denſelben oder ähnlichen Urſachen hervor, wozu noch beſondere Umſtände kommen. Auch hier hat zunächſt der Luxus des Materials gewiß verderblich gewirkt. Als es einmal Sitte war, die Statuen aus drei, ja viererlei oft ſehr ſchwierigen Steinarten zuſammenzuſetzen — von den vielen aus Gold und Silber gefertigten [1]) zu ſchweigen — ſo mußte der Styl dieß auf die Länge übel empfinden, weil er durchaus die Hauptſache zu ſein verlangt, wenn er gedeihen ſoll. Man ſieht in der vaticaniſchen Galerie u. a. die coloſſalen Porphyrſärge der Helena und der Conſtantia (Mutter und Tochter Conſtantins), den einen mit Reiterzügen, den andern mit weinbereitenden Genien ſehr mittelmäßigen Styles. Die bloße Reſtauration des erſtern unter Pius VI. ſoll fünfundzwanzig Menſchen neun Jahre hindurch in Anſpruch genommen haben,[2]) wonach man die Mühe der urſprünglichen Verfertigung berechnen mag. Von irgend einem unmittelbaren Zuge künſtleriſcher Genialität iſt bei dieſem unglaublich harten und ſpröden Stein nicht die Rede; es handelt ſich um eine Sklavenarbeit nach einem vorliegenden Modell. Ganz auf analoge Weiſe mußte das Moſaik die Malerei verderben. So lange es nur die Fußböden in Anſpruch nahm, ſo konnte es als eine Aeußerung überfließender Kunſtliebhaberei gelten, welche keinen Fleck auf den das Auge fällt, unveredelt laſſen wollte, obſchon auch immer etwas Barbariſches dabei iſt, auf Compoſitionen wie

Luxus der Stoffe.

Das Moſaik.

[1]) Hist. Aug. Claud. goth 2 (3). Heliogabal .2. Tacit. 9. — Goldene und ſilberne Statuen noch von Conſtantin zu Rom errichtet, Aurel. Vict. Cæss. 40. Vgl. Anonym. Banduri, p. 14.

[2]) S. den officiellen Katalog des Museo Pio-Clementino, Roma 1844. pag. 199.

7. Abſchnitt. die pompejaniſche ſogenannte Alexanderſchlacht herumzuwandeln. Seit Plinius aber war das Moſaik an Wände und Gewölbe emporgeſtiegen;[1]) in den Thermen, wo der gewöhnlichen Malerei von Seite der Feuchtigkeit Gefahr drohte, hatte dieſe Veränderung Vieles für ſich, in andern Gebäuden dagegen entzog ſie dem Künſtler ohne Noth jedes eigenhändige Mitarbeiten an ſeiner Schöpfung und entmuthigte ihn, weil der Beſchauer zuerſt an die Koſtbarkeit und Pracht, dann an den Gegenſtand und zuletzt oder auch gar nicht an die Darſtellung dachte. Mit der Einführung des Chriſtenthums aber wurde das Moſaik, wo nur irgend die Mittel ausreichten, der erſte Schmuck aller Wände und Gewölbe der Kirchen.

Die Fremdgötter in der Plaſtik. Viel entſchiedener jedoch offenbart ſich der Verfall an andern Symptomen, die auf andere Gründe hinweiſen. Auffallend erſcheint zunächſt die geringe Zahl bedeutender Götterſtatuen, welche man mit Sicherheit den Zeiten nach Alexander Severus zuweiſen könnte; dafür nehmen die Mithrasbilder, die abſcheulichen Aeonen, die Pantheen (S. 208), die epheſiniſchen Dianenbilder u. dgl. überhand. Hier griff offenbar die Religion ein. Nichts war mehr geeignet, den Künſtler an den alten Göttertypen vollſtändig irre zu machen, als jene Einmiſchung formwidriger Fremdgottheiten verbunden mit der Dämoniſirung der einheimiſchen (S. 262) welche dabei ihre ſchöne, anthropomorphiſtiſche Perſönlichkeit einbüßten; wenigſtens hatte es der Künſtler ſchwer, ſich mit der alten Pietät in dieſelbe zu verſenken, ſelbſt wenn es verlangt wurde. Statt deſſen galt es jetzt tauſende von

---

[1]) Plin. Hist. nat XXXVI, 25. — Statius l. c. — Hist. Aug. Pescenn. 6. Caracalla 9. (wahrſcheinlich auf Moſaiken zu beziehen.) XXX Tyr. 24 (25). Symmachus ep. VI, 49. VIII, 42. Wonach ein Irrthum zu verbeſſern iſt, welcher durch meine Schuld in die zweite Aufl. von Kugler's Geſchichte der Malerei, Bd. I. S. 24. Anmerkg. eingeführt worden.

Sarkophagen [1]) zu verfertigen, welche mehr als alles Andere die Bildhauer des dritten Jahrhunderts beſchäftigten. Ihre Reliefs ſtellen zwar lauter griechiſche Mythen dar und ſind ſomit frei von jenen fremdgöttiſchen Unformen; allein ſie konnten aus andern überwiegenden Gründen keinen bedeutenden Kunſtwerth erreichen. Die Verſchmelzung der plaſtiſchen und dramatiſchen Geſetze zu einem vollendet reinen Reliefſtyl hatte nur die Sache der höchſten Kunſtepoche ſein können; ſobald das üppige Streben nach Effekt überhand nahm — alſo noch in derjenigen ſpätgriechiſchen Zeit, welche ſonſt noch ſo wunderbare Dinge ſchuf — mußte auch das Relief aus dem Gleichgewicht gerathen. Deßhalb ſind auch die ſchönſten Arbeiten der beſſern römiſchen Zeit, die zunächſt auf dieſer ſpätgriechiſchen Tradition ruhen, wie z. B. die Reliefs am Titusbogen nur von bedingtem Werthe.[2]) Später aber, als der Reichthum überhaupt an die Stelle der Schönheit trat, als man von den Reliefſpiralen der Trajansſäule und ihrer Nachahmungen, von den überfüllten Triumphbogen her an jede Art plaſtiſcher Verſchwendung gewohnt war, mußte vollends die Anzahl, ja das Gewimmel der Figuren, wie in der Architektur die Vervielfachung der Glieder, alle wahre und große Wirkung verdrängen. Ferner wurde die Sarkophagbildnerei dadurch demoraliſirt, daß ſie ſelten auf beſondere Beſtellung, vielmehr faſt ausſchließlich auf den Kauf hin arbeitete und alſo dem ſchlechten, pompſüchtigen Durchſchnittsgeſchmack nachgehen mußte. Endlich überwog hier der Gegenſtand, und zwar in tendenzhafter Auffaſſung zum Nachtheil der Kunſt. Die betreffenden Mythen ſind nämlich als ſymboliſche Hüllen allgemeiner Ideen dargeſtellt, eine Scheidung zwiſchen Schale und Kern, deren Bewußtſein der Kunſt auf die Länge nur ſchaden kann.

Die Sarkophage.

Die ſymboliſche Tendenz.

[1]) Bekanntlich hatte ſeit den Antoninen das Beerdigen wieder das Uebergewicht über das Verbrennen der Leichen.

[2]) Vielleicht war die ſtarke Wiederaufnahme des hieratiſchen Styls in der Kaiſerzeit eine bewußte Reaction hiegegen.

7. Abſchnitt. Unter jenen Darſtellungen der Mythen von Meleager, Bacchus und Ariadne, Amor und Pſyche, Luna und Endymion, Pluto und Proſerpina, unter jenen Centauren- und Amazonenkämpfen, Bacchanalien, Nereidenzügen u. ſ. w. liegen abſtracte Gedanken über Schickſal, Tod und Unſterblichkeit verborgen. Eine ſolche Symbolik erregt wohl die geſchichtliche und poetiſche Theilnahme des Beſchauers; die Kunſt aber verſäumte darob eine andere Aufgabe: in jeder ihrer Geſtalten durch Hoheit der Form von ſelber an alles Ewige und Unvergängliche zu erinnern.

Das Chriſtenthum brachte ſtatt jener heidniſchen Geſtalten an den Sarkophagen Chriſtus und die Apoſtel oder gewiſſe Scenen des alten und neuen Teſtamentes in Parallele oder auch nur einzeln an. Im Styl läßt ſich hier kein Fortſchritt mehr verlangen; wiederum überwiegt die Tendenz, wiederum in ſymboliſchem Ausdruck. Bei der zunehmenden Unfähigkeit des fortſchreitenden Erzählens, welches dem Relief weſentlich iſt, theilt man nachgerade den Sarkophag durch Säulchen mit Bogen in ſo viele Felder als Perſonen oder Geſchichten ſind. Die Darſtellung wird über der Vielheit bald ganz ärmlich und kindiſch ungeſchickt.

Die Porträtſtatue. Als weitere Aufgabe blieb der Sculptur noch das Bildniß, als Statue oder als Büſte, beſonders als Halbfigur in Relief übrig. Man findet an Denkſteinen und Sarkophagen nicht ſelten jene gemüthlichen Darſtellungen von Mann und Frau in einer Niſche, Hand in Hand geſchlungen; es erſcheint dabei nicht unweſentlich, daß wie auf den Münzen der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts der ganze Oberleib mit abgebildet iſt. Eigentliche Büſten ſind ſehr ſelten, ſo daß wir z. B. die großen illyriſchen Kaiſer faſt nur aus den Münzen kennen. Von Bildniß-Statuen hat man zwar mannigfache Kunde,[1]) allein mit Ausnahme einiger zu Ehren Conſtantin's errichteten iſt kaum etwas

[1]) Z. B. bei Ammian. Marc. XIV, 6 §. 8.

davon erhalten, und dieſe laſſen uns der ſchweren, verdrehten Formen halber kaum bedauern, was aus dieſer Zeit verloren gegangen iſt. — Wie das Material, ſo wurde in andern Fällen die Coloſſalität der Hauptgegenſtand der Bewunderung. Schon die Wirkung großer Monolithen an ſich wurde bedeutend überſchätzt; war man bereits längſt an das Herſchleppen ägyptiſcher Obelisken gewöhnt, hatte noch Elagabal von einem aus Theben herbeizuführenden Steinblock geträumt, welcher eine Wendeltreppe enthalten und ſeinem Hauptgötzen zum Fußgeſtell dienen ſollte,[1]) ſo ließ jetzt Dioeletian für ſeine Thermen die ungeheuern Granitſäulen von fünfzehn Fuß Umfang aus dem Orient holen, und Conſtantin transportirte den größten aller Obelisken einſtweilen von Heliopolis nach Alexandrien, von wo ihn ſpäter Conſtantius nach Rom brachte.[2]) Das größte bekannte Stück Porphyr, eine Säule von hundert Fuß mußte dann zu Conſtantinopel die Statue des neuen Stadtgründers tragen. Dieſen cubiſchen Maßſtab legte das dritte und vierte Jahrhundert auch gerne an die Schöpfungen der Plaſtik. Alexander Severus ließ eine Menge rieſengroßer Statuen[3]) in Rom aufſtellen; von allen Enden her trieb er die Künſtler für dieſe Arbeiten zuſammen. Gallienus ließ ſich als Sonnengott abbilden vorgeblich in einer Höhe von etwa 200 Fuß;[4]) die Lanze in ſeiner Hand ſollte ſtark genug werden, daß ein Kind im Innern derſelben hinaufklettern konnte, Pferde und Wagen ſollten im Verhältniß gebildet werden und das Ganze auf ſteiler Baſis den höchſten Punkt Roms, den Esquilin krönen. Das Werk blieb aber, wie billig, unvollendet. Mäßi-

Die Coloſſalität als Kunſtziel.

---

[1]) Hist. Aug. Heliogab. 23.

[2]) Vgl. Ammian. XVII, 4. Es iſt der jetzt beim Lateran aufgeſtellte, mit Baſis und Kreuz 136 Fuß hoch.

[3]) Hist. Aug. Alex. Sev. 24.

[4]) Hist. Aug. Gallien. 18. Die Statue ſah doppelt ſo groß aus als der berühmte ältere Sonnencoloß des Nero, welchen man auf 120 Fuß anſchlug.

7. Abſchnitt.

ger waren die beiden Marmorſtatuen des Kaiſers Tacitus und ſeines Bruders Florianus [1]) zu Terni, jede von dreißig Fuß, die bald nach der Errichtung vom Blitz völlig zerſchmettert wurden. — Seit den Rieſenſtatuen des Phidias, ſeit den hundert Sonnencoloſſen von Rhodus waren Götter und Menſchen oft in weit übermenſchlichem Maßſtab dargeſtellt worden ohne Schaden für die Kunſt; wenn aber in einer Zeit ſonſtigen Verfalls die Zeichnung und Modellirung ſchon im Kleinen ihren Aufgaben nicht mehr gewachſen iſt, ſo bildet ſie im Großen vollends monſtrös und verderbt das Auge ganzer Generationen weil ſie ſich mit ihren Giganten ihm überall aufdrängt. Dieſer große Aufwand für Bildnißſtatuen hat übrigens ſeine beſondere Bedeutung, die im Zuſammenhang ſteht mit den Schickſalen der Malerei.

Realiſtiſcher Trieb

Dieſe hat ein inneres Geſetz oder wenigſtens eine Erfahrung aufzuweiſen, wonach auf Perioden der idealiſtiſchen Darſtellungsweiſe eine realiſtiſche folgt, entweder weil jene die Formen der Natur noch nicht genug ergründet ſondern ſich mit dem Allgemeinen begnügt hat, oder weil der Kreis ihrer nothwendigen Schöpfungen durchlaufen iſt und weil man im derben Naturalismus neue Mittel der Wirkung aufzufinden hofft. Eine ſolche Richtung entwickelt dann auch die ihr verwandten Nebengattungen der Malerei, vor allem das Genre, zu ſelbſtändigem Leben. Etwas dieſer Art war auch in der antiken Kunſt erfolgt; ſchon ſeit der Blüthezeit gab es Genreſtatuen und Genrebilder in Menge; ganze Schulen hatten ſich durch engern Anſchluß an die Wirklichkeit charakteriſirt; — allein das ganze Streben ging im Grunde doch dahin, der letztern neue Seiten des Schönen abzugewinnen, und ſo hielt ſich das Intereſſe an der Einzelerſcheinung immer auf einer gewiſſen Höhe. Sollte nun

ohne Ausbildung.

nicht im dritten Jahrhundert die Zeit eines wirklichen Naturalismus, eines völlig durchgeführten Colorites, eines Ein=

[1]) Hist. Aug. Florian. 2.

gehens auf täuſchende Lebenswirklichkeit nahe geweſen ſein? Die Analogien dazu z. B. in der Literatur fehlen wenigſtens nicht ganz, wie wir ſehen werden.

Allein die Hauptvorausſetzung jeder ausgebildeten Genremalerei, der feine, ſcharfe Naturſinn, war nicht im Zunehmen, ſondern in raſcher Abnahme begriffen; längſt hatte man es über dem Luxus des Materials und über der Sucht nach Decoration im Großen verſäumt, ihm die gebührende Ehre anzuthun. Die wenigen erhaltenen Wandmalereien mythologiſchen Inhaltes laſſen eine rohe Wiederholung der ältern Motive und eine gänzliche Verkümmerung und Erſtarrung des ehemals ſo zierlichen Arabeskenſyſtems erkennen. Die chriſtlichen Katakombenmalereien haben etwas Gewinnendes durch die Einfachheit und Anſpruchloſigkeit der Darſtellung, auch ſind ſie als frühſte Urkunden der Typen heiliger Perſonen überaus merkwürdig, aber in Gruppirung und Durchführung des Einzelnen herrſcht bereits große Ungeſchicklichkeit oder ältere Reminiscenz. Der neue chriſtliche Bilderkreis verbreitet wohl ein Abendroth über die antike Kunſt, allein mit dem neuen Inhalt kam kein friſcher Gehalt mehr. Raſch wurde das Moſaik zu gewaltigen Programmen des ſiegreichen Glaubens in Anſpruch genommen, über alle verfügbaren Räume der Kirche breitete es die heiligen Geſtalten und Geſchichten aus, mit Verkennung der architektoniſchen wie der maleriſchen Geſetze, wobei man ſich nur wundern muß, daß ſo viele relativ ausgezeichnete Arbeiten bis in das ſechste Jahrhundert zum Vorſchein kamen. Kirchlicher Werth und Vollſtändigkeit des Gegenſtandes bilden neben der Pracht der Ausführung die einzigen Rückſichten von Belang. Von einer perſönlichen Freude des Künſtlers an ſeinem Werke konnte da kaum mehr die Rede ſein; die Kunſt war einem außer ihr liegenden, nicht mit ihr und durch ſie aufgewachſenen Symbol dienſtbar geworden, der Künſtler aber, ſelbſt bei bedeutendem Talent, der namenloſe Executant eines Allgemeingültigen wie einſt

Das Chriſtenthum und die Malerei.

7. Abſchnitt. in Aegypten. In den Miniaturen der Handſchriften, ſo weit ſie unmittelbar oder aus ſpätern Copien bekannt ſind, wird man nicht ſelten durch glückliche Allegorien und gute Einfälle überraſcht, welche beweiſen, daß die nichtofficielle Kunſt allerdings noch ſubjective Lebenskräfte beſaß; ja es ſind in den Bildern eines heidniſchen Kalenders aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts einzelne wahre Genrefiguren mit ihrer barocken Tracht und Umgebung erhalten.[1]) Aber die Geſammtrichtung ging unwiderruflich nach einer ganz andern Seite hin.

Die Porträtmalerei. Wenn indeß in irgend einer Beziehung von einem Sieg des Realismus die Rede ſein ſoll, ſo könnte man denſelben in dem ſtarken Ueberhandnehmen der Bildnißmalerei ſeit dem dritten Jahrhundert finden. Wir ſahen bereits, wie das Koloſſal-Porträt eine Hauptaufgabe der Bildhauerei geworden war; auch an den Sarkophagen hatte die Hauptfigur des Mythus in der Regel die Züge des Verſtorbenen erhalten. Allein nach Allem zu ſchließen ging die Neigung der Zeit in der Malerei viel weniger auf lebenswahre Darſtellung der Charaktere als vielmehr auf das ſogenannte Ceremonienbild aus, welches den Einzelnen oder die ganze Familie in genauer Amtstracht und feierlicher Stellung, etwa mit ſymboliſchen Zuthaten verherrlichen ſollte. Bei den Herrſchern verſtand ſich eine derartige Auffaſſung von ſelbſt, und die Privatleute folgten nach. Wie ſehr dabei das Coſtüm weſentlich war, erhellt aus jener Tafel im Pallaſt der Quintilier,[2]) welche den Kaiſer Tacitus fünfmal in verſchiedenem Aufzug (Toga, Chlamys, Harniſch, Pallium, Jagdkleid) vorſtellte. Kein Wunder wenn auch auf Münzen und Grabmälern nicht mehr der Kopf allein, ſondern der ganze Oberkörper mitgegeben wird, in deſſen Bekleidung jetzt Rang und Würde ausgedrückt liegen. Die

[1]) Analecta Vindobonens. vol. I. ed. Kollar.

[2]) Hist. Aug. Florian. 3.

beiden Tetricus ließen in ihrem Pallaſt auf dem eöliſchen Berge ein Moſaikbild machen, auf welchem Aurelian in ihrer Mitte abgebildet war, wie er von ihnen die Zeichen der Huldigung, Scepter und Eichenkranz empfing.[1]) Im Pallaſt zu Aquileja befand ſich an der Wand eines Speiſeſaales ein Familienbild, welches das Verhältniß der Häuſer des herculiſchen Maximian und des Conſtantius Chlorus verherrlichte; man ſah u. a. den damals noch jungen Conſtantin, der von der kleinen Fauſta (ſeiner ſpätern Gemahlin) einen goldenen Helm mit Pfauenfedern erhielt.[2]) In ähnlicher Weiſe darf man ſich die Familiengemälde in den Häuſern und Landſitzen vornehmer Privatleute ausgeführt denken.[3]) Einen Nachklang von dieſer ſonſt untergegangenen Gattung beſitzen wir noch in den Bildniſſen der elfenbeinernen Diptychen, welche den ganz realiſtiſch aufgefaßten Kaiſer oder Beamten in genau beobachteter Amtstracht gerne mit ſymboliſchen Zuthaten umgeben.

Die Tendenzmalerei.

Die Malerei hatte aber in dieſer Zeit ohne Preſſe überhaupt oft die Aufgabe, dem Volk die Macht der Herrſcher raſch zu verſinnlichen wie heutigen Tages Manifeſte und Proclamationen. Das erſte bei jeder Thronbeſteigung iſt, daß das Bildniß des neuen Kaiſers herumgeſandt[1]) und überall mit Ceremonien empfangen wird. Transportable Bilder werden im Felde mitgenommen und am Prätorium aufgeſtellt;[5]) ſogar an Feldzeichen findet man (etwa von Metall getriebene) Porträtfiguren angebracht.[6]) Erfochtene Siege werden auf ungeheuern Tuchflächen oder Tafeln abgemalt und öffentlich ausgeſtellt;[7]) Aufzüge der Geſandten

[1]) Hist. Aug. XXX. Tyr. 24 (25).
[2]) Panegyr. VI. (Incerti) cap. 6.
[3]) Symmachus. ep. I, 1, wo er ſich über die Unrichtigkeiten im Coſtüm ärgert. — IX, 50 wird ein Maler Lucillus genannt.
[4]) De mort. persec. 25. Zosimus II, 9. 12. u. a. a. O.
[5]) Dexippi fragm. 24.
[6]) Euseb. vita Const. I, 31.
[7]) Hist. Aug. Maximin. 12.

7. Abſchnitt. fremder Völker,[1]) ganze Feſte und Schauſpiele,[2]) Triumphzüge und Feierlichkeiten aller Art[3]) erhalten eine bleibende, monumentale Darſtellung als Friesbilder in den Palläſten. Conſtantin verherrlichte ſeinen Sieg über Licinius durch ein großes enkauſtiſches Bild[4]) ſymboliſchen Inhaltes, welches vor den Thoren der Reſidenz aufgerichtet wurde; man ſah ihn und ſeine Söhne, zu ihren Füßen wand ſich der Ueberwundene als Drache mit Pfeilen im Leib, unter ihm der Abgrund; über dem Ganzen ſchwebte das Kreuzeszeichen. Später ließ ſich der Kaiſer im Giebel einer Pallaſtpforte in betender Stellung abmalen.[5]) Nach ſeinem Tode wurde noch in Rom[6]) ein großes Gemälde zu ſeinen Ehren aufgeſtellt, welches eine Allegorie des Himmels und ihn in verklärter Höhe darüber thronend ſchilderte.

Mit der wahren Kunſt hatten Improviſationen dieſer Art wenig mehr zu thun. Es drückt ſich aber in ihnen eine Seite des ganzen Schickſals der Kunſt aus, inſofern dieſe ſchon zur heidniſchen Zeit eine Dienerin der Tendenz im Großen geworden war und mit dem Sieg des Chriſtenthums vollends nur den Herrn, nicht die Stellung wechſeln konnte. Viele Jahrhunderte hindurch darf ſie, von ihren Gegenſtänden vollkommen beherrſcht, ihren innern Geſetzen gar nicht oder nur unvollſtändig nachleben, und damit war thatſächlich eine der ſtärkſten Negationen der antiken Weltanſchauung ausgeſprochen.

Sieg der Malerei über die Sculptur.

Die Herrſchaft der Gegenſtände über die Formen war es denn auch, was im Gebiete der chriſtlichen Kunſt der Malerei den Vorrang vor der Sculptur verſchaffen mußte.

---

[1]) Euseb. vita Const. IV, 7 vergleicht wenigſtens einen ſolchen Aufzug mit einen Gemälde.

[2]) Hist. Aug. Gordd. 3. Carus 19.

[3]) Hist. Aug. Pescenn. 6. Carac. 9.

[4]) Euseb. vita Const. III. 1. vgl. III, 3.

[5]) Euseb. l. c. IV, 15.

[6]) Euseb. l. c. IV, 69.

Der plaſtiſche Typus der heiligen Geſtalten allein, ſelbſt mit den Kunſtmitteln eines Phidias durchgeführt, hätte ein Götzenthum geſchienen; mit den Formen der ſinkenden Zeit bekleidet ſtellte er nur eine Carricatur vor neben den großen Werken des Alterthums;[1]) das Chriſtenthum brauchte daher, wenn es auf künſtleriſchem Wege Eindruck machen wollte, eine erzählende oder ſymboliſch combinirende, alſo eine figurenreiche Kunſt und war deßhalb weſentlich auf die Malerei oder auf die Zwiſchengattung des Reliefs angewieſen. Wir machen hier nicht einmal die falſche perſönliche Stellung zu den Bildhauern geltend, welche als bisherige Götzenknechte verachtet wurden.

---

Verfall der Poeſie.

Was die bildende Kunſt in dieſen Zeiten nicht vermochte, das ſollte auch die Poeſie nicht leiſten. Vom lebendigen Zuſammenhang mit dem Drama abgeſchnitten, der epiſchen Behandlung mythiſcher Stoffe im Ganzen aus Ermüdung abhold (S. 170), die hiſtoriſche Dichtung wie alles Modern-Geſchichtliche (S. 285) verſchmähend, konnte ſie ſich nur auf die Lyrik und auf den Roman zurückziehen. Man dichtete zwar in den meiſten Gattungen ſchulgemäß weiter und war ſich deſſen bewußt, allein von mehr und mehr verblaſſenden Reminiscenzen einer beſſern Zeit, wie z. B. die Bukoliker und Lehrdichter des dritten Jahrhunderts, ein Calpurnius Siculus, Nemeſianus, Serenus Sammoniacus u. A. ſie darbieten, kann eine Literatur nicht leben, ſo viel Talent auch im einzelnen Fall zum Vorſchein kommen mag. Die Lyrik dagegen kann ſich ewig verjüngen wie das menſchliche Herz, und ſelbſt in Zeiten des allgemeinſten Jammers einzelne herrliche Blüthen treiben, ſei es auch in unvollkommener Form; ſodann iſt der Roman die eigentliche Form des

---

[1]) Man ſehe z. B. die kümmerlichen Statuen des guten Hirten in der vaticaniſchen Bibliothek.

7. Abſchnitt. Erſatzes, wenn es mit der volksthümlichen Lebenskraft des Epos und des Drama[1]) vorüber iſt.

Leider iſt dieſe ganze Literatur der letzten Heiden nur ſehr bruchſtückweiſe und das Vorhandene ohne den rechten Zuſammenhang auf unſere Zeit gekommen, ſo daß wir kaum irgendwo zu durchſchnittlichen Urtheilen berechtigt ſind. Zu-

Der Roman. nächſt gilt dieß gerade vom Roman. Erhalten ſind z. B. „Hirtengeſchichten" in griechiſcher Sprache, welche man ei-

Longus. nem Longus zuſchreibt, deſſen bloßer Name ſchon das Reſultat eines Mißverſtändniſſes ſein könnte und den man überdieß in keine beſtimmte Zeit zu verlegen weiß. Dieſe reizend erzählten Schickſale von Daphnis und Chloe würden aber das ganze äſthetiſche Urtheil über dasjenige Jahrhundert — ſei es nun das dritte, vierte oder fünfte — weſentlich mit beſtimmen, welchem der fragliche Verfaſſer angehört. Ueber den von Theokrit ererbten bukoliſchen Geſichtskreis gehen dieſe Schilderungen mit ihrem ſehr durchgeführten Naturalismus der Scenerie, mit ihrer verfeinerten Seelenbeobachtung weit hinaus; eine Zeit die dieſes Buch ſchaffen konnte, war — ſo ſcheint es — auch von einer ausgebildeten Genre- und Landſchaftmalerei nicht mehr weit entfernt. Allein die Leiſtung ſteht für uns völlig vereinzelt, und wenn man ſie mit andern ſpätgriechiſchen Romanen vergleichen will, ſo entziehen ſich zum Theil auch dieſe ſammt ihren Verfaſſern der feſten Zeitbeſtimmung. Von dem öf-

---

[1]) Es bleibt eine Lücke in der römiſchen Literaturgeſchichte auszufüllen mit Beantwortung der Frage, warum ſelbſt das goldene und ſilberne Zeitalter es zu keiner Blüthe des Luſtſpiels mehr brachte. Die Gebildeten der Nation beſaßen in hohem Grade das Vermögen, den Charakter der Zeit und ihrer Thorheiten objectiv anzuſchauen und komiſch zu geſtalten. Wie vieles bei Horaz, Juvenal und unter den Griechen bei Lucian könnte als fertige Luſtſpielſcene gelten! und dennoch hat die Scene von dieſer Möglichkeit, die römiſche Geſellſchaft darzuſtellen, ſo zu ſagen gar keinen Gebrauch gemacht, und ſelbſt die Poſſe (Mimus) ſtirbt bald aus.

ter erwähnten Heliodor, dem Verfaſſer der Aethiopica, bleibt es zweifelhaft, ob er wirklich der Biſchof dieſes Namens von Tricca in Theſſalien um das Jahr 400 geweſen iſt, oder ob man nicht dem emeſeniſchen Heiden (als welchen ſich der Verfaſſer zu erkennen giebt) den biſchöflichen Titel beilegte, um ſein Buch in chriſtlichen Bibliotheken behalten zu dürfen. Das Ziel des Autors iſt übrigens wieder wie bei Xenophon dem Epheſier eine möglichſt bunte Reihe von Abenteuern, worin dann Spätere nach Kräften mit ihm gewetteifert haben; von der folgerechten, wahrhaft künſtleriſchen Charakterſchilderung des Longus, von ſeiner weiſen Beſchränkung in Coſtüm und Oertlichkeit findet ſich keine Spur mehr; es iſt Lectüre der Zerſtreuung und wahrlich oft keiner angenehmen.

Heliodor.

Heliodor verweilt hin und wieder (z. B. am Anfang des Werkes) mit einiger Abſicht auf landſchaftlichen Schilderungen, und auch bei Longus kommen Verſuche dieſer Art vor. Ich wage es nicht, die von Humboldt entworfene Geſchichte des landſchaftlichen Schönheitsgefühles[1]) hier in dürftigen Umriſſen nachzuzeichnen und verweiſe nur bei dieſem Anlaß pflichtgemäß auf jene unvergleichliche Darſtellung, welche die Sache ſelbſt und ihr Verhältniß zu den ſonſtigen geiſtigen Richtungen der ſpätantiken Zeit ſo meiſterhaft erörtert.[2])

Die wahre Lyrik dieſer Zeit, wenn es eine ſolche gab, beſitzen wir nicht mehr; Klänge wie das „Pervigilium Veneris" (um 252?), wie das „Gelübde an den Oceanus,"[3]) reichen ſchwerlich über die Mitte des dritten Jahrhunderts herab. Einige leidliche Aufſchwünge in der elegiſchen und epigrammatiſchen Gattung, bis in das fünfte Jahrhundert

Die Lyrik.

[1]) Kosmos. Bd. II.

[2]) Der Kaiſer Julian, auch in dieſem Punkte Phantaſt, findet die homeriſchen Naturſchilderungen über die Natur ſelber erhaben. Misopogon. p. 152.

[3]) Wernsdorf, poetæ lat. min. IV, 1.

7. Abſchnitt. hinein, können dafür kaum Erſatz bieten; dergleichen hat namentlich bei Auſonius einen zu ſtarken Schulgeſchmack und iſt allzubewußt als Specimen der betreffenden Gattung conſtruirt, als daß es einen lebendigen Eindruck machen könnte. Ganz ſpät folgt dann noch der überaus begabte Improviſator Claudian mit ſeinen Panegyriken, Mythenerzählungen und Idyllen (d. h. ſchlechtweg: vermiſchten Gedichten); ein unwürdiger Schmeichler, in einer äſthetiſch verkommenen Zeit, und doch ſtrahlend im Farbenglanz faſt ovidiſcher Erfindung und Ausführung; zur ewigen Warnung an die Literaturgeſchichte, die Schranken zwiſchen ihren Perioden nicht zu feſt zu ſchließen. Dem oben erwähnten Rutilius Numatianus (um 417) fehlt auch die edlere, gemüthliche Seite nicht, allein ſein Reiſegedicht als Ganzes iſt ſchon ſehr formlos.

Das Wort- und Verſeſpiel. Was ſich offiziell als Dichtung geltend machte und in der conſtantiniſchen Zeit bewundert wurde, war freilich gerade das Allerſchlechteſte, das grammatiſche Wort- und Verſeſpiel. Eine große Rolle ſpielen die Centonen aus Virgil, d. h. ſtückweiſe Benützung von deſſen Verſen zum Aufbau neuer Gedichte ganz verſchiedenen Inhalts. Wie ſehr dabei der Sinn Gewalt leiden mag — es ſind wenigſtens die wohllautendſten römiſchen Verſe die es giebt. Andere Künſteleien ſind noch widerſinniger; ſo die Epanalepſis, welche die Anfangsworte des Hexameters am Ende des Pentameters wiederholt;[1]) figurirte Gedichte, welche behutſam geſchrieben z. B. einen Altar, eine vielröhrige Hirtenflöte, eine Orgel vorſtellen;[2]) Vereinigung aller römiſchen Versmaße in Einem Gedichte; Aufzählung von Thierlauten, anacycliſche Verſe, welche man vorwärts und rückwärts leſen kann u. dgl. m. Das Unerreichte hat in dieſen zum Theil erſtaunlich ſchwierigen Spielereien ein gewiſſer Publilius Optatia-

[1]) Z. B. bei Pentadius, Wernsdorf III.

[2]) Aelteres dieſer Art u. a. in der Anthologia græca.

nus Porphyrius[1]) geleiſtet. Er war aus irgend einem Grunde in die Verbannung geſchickt worden und legte es nun darauf an durch ganz verzweifelte poetiſche Luftſprünge ſich bei Conſtantin wieder zu Gnaden zu bringen, was ihm denn auch gelang. Es ſind ſechsundzwanzig Stück Gedichte meiſtens in zwanzig bis vierzig Hexametern, jeder von gleich viel Buchſtaben, ſo daß jedes Gedicht ungefähr wie ein Quadrat ausſieht. Eine gewiſſe Anzahl von Buchſtaben aber, welche (durch rothe Farbe erkennbar) zuſammen irgend eine Figur, einen Namenszug, ein X mit P, einen Zierrath vorſtellen, bilden, im Zuſammenhang geleſen, wieder beſondere Sprüche. Die Marter, die der Leſer empfindet, läßt auf die diejenige des Dichters ſchließen, welcher den nichtigſten Inhalt — Complimente an Conſtantin und Crispus — unter ſo peinlichen Formen ausdrücken wollte. Am Ende folgen vier Hexameter, deren Worte man auf achtzehn verſchiedene Weiſen durcheinander miſchen kann, ſo daß immer wieder eine Art von Metrum und Sinn herauskömmt. Conſtantin in einem ſehr gnädigen Schreiben an Optatianus nimmt die Ueberwindung ſolcher Schwierigkeiten als einen wahren Fortſchritt der Kunſt mit Gönnermienen auf: „Wer in meinem „Jahrhundert ſchreibt und dichtet, dem folgt mein geneigtes „Gehör wie ein ſanfter Lufthauch.“ Bereits war der Verskünſtler aus dem Exil zurückgerufen;[2]) vielleicht iſt ſogar ein Stadtpräfekt von Rom deſſelben Namens, der in den Jahren 329 und 333 vorkömmt, keine andere Perſon. Man könnte dieſe ganze Angelegenheit übergehen, wenn ſie nicht den perſönlichen Geſchmack des Kaiſers offenbarte.

Optatianus.

Mit dem Eintritt des Chriſtenthums in die antike Poeſie war nicht ſo viel für dieſelbe gewonnen als man denken möchte. Die bibliſche Geſchichte ſtand zur poetiſchen Behandlung in einem ganz andern Verhältniß als der antike My-

Das Chriſtenthum und die Poeſie.

[1]) Wahrſcheinlich ein angeſehener chriſtlicher Africaner. Die Arbeit vollſtändig edirt von Welſer. Beiſpiele bei Wernsdorf und Meyer.

[2]) Hieron. chron. (irrig) zum J. 332.

7. Abſchnitt. thus; dieſer in ſeiner freien Vielgeſtaltigkeit war mit der Poeſie und durch ſie zu einer fortlaufenden Offenbarung des Schönen geworden; die Ereigniſſe der Bibel dagegen wurden auf einmal der Poeſie als etwas Feſtes und Fertiges überliefert, deſſen epiſch-plaſtiſche Ausſchmückung in dogmatiſcher Beziehung gefährlich geweſen wäre. Daher die Trockenheit der Evangelienharmonien in Verſen, von derjenigen des
329. Hiſpanier's Juvencus an. Das declamatoriſche Element bietet keinen Erſatz und verräth nur allzuſehr den rhetoriſchen Bildungsgang der damaligen chriſtlichen Dichter. Der be-
um 400. deutendſte unter ihnen, Prudentius, ebenfalls ein Hiſpanier, hat gute beinahe lyriſche Stellen dieſer Art und bewegt ſich in ſeinen Märtyrergeſchichten (Periſtephanon) mit einer viel größern epiſchen Freiheit als rein bibliſche Stoffe geſtatten würden, allein im Ganzen bleibt der Eindruck ſeiner Gedichte doch einſeitig ein rhetoriſcher. Einzelne vortreffliche Hymnen von ihm und ſeinem Zeitgenoſſen Ambroſius gelten immerhin mit Recht als die Grundlage aller chriſtlichen Lyrik. Das Vorwalten des Accentes über die Quantität, das hier zum erſtenmal ganz ohne Rückhalt zu Tage tritt, iſt ein zwar nur äußerlicher, aber doch merkwürdiger Uebergang zur Poeſie des Mittelalters, welche ſpäter auch dem erſtarrten Latein eine neue, mittelalterliche Seele einzuhauchen vermochte.

Die Rhetorik Einſtweilen jedoch herrſchte die Rhetorik. In ihren Händen lag noch immer die Erziehung.[1]) Von den ſogenannten ſieben freien Künſten Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Muſik, Geometrie und Aſtronomie, welche einſt die „Kreisbildung" der jungen Leute von Stande ausgemacht hatten, waren die drei erſten in dieſer Stellung verblieben, während die vier andern durch Anhäufung des Stoffes zu beſondern Fächern der Gelehrſamkeit geworden

[1]) Vgl. Weſtermann, Geſchichte der Beredſamkeit. — Krauſe, Geſchichte der Erziehung ꝛc. bei den Griechen, Etruskern und Römern.

waren. An jene ſchloß ſich in der Kaiſerzeit an, was noch von Philoſophie lebendig war und auch die Praktikanten des Rechtes erkannten in den Rhetorenſchulen die weſentlichſte Gelegenheit zu ihrer Bildung. Von der Ausdehnung und Wichtigkeit dieſes ganzen Treibens können wir uns nur ſchwer einen Begriff machen. Der leichte und reiche Ausdruck im täglichen Leben galt als unentbehrlich und das erfolgreiche öffentliche Reden als der höchſte Triumph.[1] Jede bedeutende Stadt des Reiches bemühte ſich um den Beſitz eines oder mehrerer tüchtigen Rhetoren; in Rom ſtritten Griechen und Einheimiſche um den Vorrang; in Gallien gab es zu Marſeille, Narbonne, Toulouſe, Bordeaux, Autun, Trier und Rheims, in Spanien zu Cordova, in Africa zu Carthago, Sicca, Madaura u. a. a. O. eigene Anſtalten für dieſe Disciplinen; in Griechenland und Vorderaſien waren vollends die „Sophiſten" oft die wichtigſten Perſonen der Stadt, indem ſie außer ihrer pädagogiſchen Aufgabe bei jeder Gelegenheit als Anhänger einer beſtimmten Philoſophenſekte, als Advokaten, als Redner über ſtädtiſche Angelegenheiten öffentlich auftraten. Nicht ſelten widmeten ſich ſehr reiche, freigebige Männer dieſen Beſchäftigungen und machten dann eine ſo große Figur als es unter einer Regierung wie die der Römer irgend möglich war. Endlich entſchließt ſich auch der Staat, die bisher den Städten und den Privatleuten überlaſſene höhere Erziehung als eine öffentliche Angelegenheit wenigſtens hie und da zu unterſtützen und je nach dem Rang der Städte mehr oder weniger Sophiſten von ſich aus zu beſolden; nur mögen die von Hadrian und Antoninus Pius abwärts vorkommenden Verfügungen dieſer Art ſchwerlich lange in gleichmäßiger Kraft geblieben ſein. Noch Conſtantin beſtätigt den vom Staat angeſtellten Profeſſoren und den ebenfalls ſehr privilegirten Aerz-

in den lateiniſchen

und griechiſchen Ländern.

[1]) Symmachus ep. I, 96: Vetus sententia est, artes honore nutriri; quis autem tam cumulatus honor quam palma dicendi?

7. Abſchnitt.

ten ſammt ihren Familien wenigſtens die Immunität von läſtigen Aemtern und Leiſtungen, namentlich dem gefürchteten Decurionat und vom Kriegsdienſt.[1]) Er ſelbſt war, wie unten gezeigt werden wird, ein eifriger Liebhaber der Redekunſt, was auch von einer ganzen Anzahl ſeiner Vorgänger bis auf Numerian herunter gerühmt wird. Sein Geſchmack dürfte aber in dieſem Punkte kaum beſſer geweſen ſein als in poetiſchen Dingen. Was ſeit Dioeletian aus dem kaiſerlichen Kabinete kam, Briefe, Edicte und Geſetze, Alles trägt einen ſchiefen, bombaſtiſchen Charakter; die Kaiſer aber pflegten ihre Geheimſchreiber und manche andere wichtige Hofbeamte aus dem Rhetorenſtande zu wählen[2]) und müſſen demnach ſeit einiger Zeit eher auf alle ſonſtigen Geſchäftstalente als auf den Styl geſehen haben. Eumenius, der Sekretär des Chlorus, würde übrigens doch eine achtungswerthe Ausnahme machen.

Beziehung zu den Kaiſern.

Hat nun das Alterthum die Ausbildung der Rede und des Schreibens nicht überſchätzt? Hätte es nicht beſſer gethan, die Köpfe der Knaben und Jünglinge mit nützlichen Realien anzufüllen? Die Antwort iſt, daß wir darüber gar nicht zu entſcheiden berechtigt ſind, ſo lange uns ſelber im Reden und Schreiben die Formloſigkeit überall nachgeht, ſo lange von hundert unſerer Gebildeten vielleicht kaum Einer einen längern Satz ausſprechen kann ohne anzuſtoßen, während unter Tauſenden kaum Einer von der wahren Kunſt des Periodenbaues eine Ahnung beſitzt. Die Rhetorik mit ihren Nebenwiſſenſchaften war den Alten die unentbehrlichſte Ergänzung ihres geſetzlich ſchönen und freien Daſeins, ihrer Künſte, ihrer Poeſie. Unſer jetziges Leben hat theilweiſe höhere Prinzipien und Ziele, aber es iſt ungleich und disharmoniſch; das Schönſte und Zarteſte wohnt darin neben

[1]) Cod. Theodos. XIII, 3, Geſetze v. J. 321, 326 und 333.

[2]) Panegyr. IV (Eumen. pro schol. rest.) c. 5. — Paneg. VII (Eumen. Constantino) c. 23.

derben Barbareien; unſere Vielgeſchäftigkeit läßt uns nur nicht die Muße, daran Anſtoß zu nehmen. 

Ein Blick auf die geretteten Lehrbücher der ſpätern römiſchen Rhetorik [1]) genügt um uns mit tiefer Beſchämung zu erfüllen. Dieſe Schriften eines Rutilius Lupus, Aquila, Rufinianus, Fortunatianus, Rufinus u. A. ſind zum Theil keine echt römiſchen Productionen, ſondern vielleicht nur kümmerliche Bearbeitungen griechiſcher Vorbilder ſeit Gorgias und Ariſtoteles, allein ſie beweiſen doch, auf welchem Fuße man die Redekunſt ſelbſt in der ſpäteſten Kaiſerzeit zu halten ſuchte. Nicht nur jede Art von Satzfügung, von Redefiguren, von Conſtructionskünſten, die wir ohne die Alten gar nicht zu benennen wüßten und in unſern jetzigen Lehrbüchern kaum zum zehnten Theil gebrauchen, erhält in dieſen Syſtemen Stelle und Namen, ſondern es wird auch über die Gattungen des Redeſtyls, über Bau und Ausführung der Reden umſtändlich gehandelt. Von der unendlichen Feinheit des Ohres in jenen Zeiten mag es z. B. einen Begriff geben, daß die für uns ganz unbemerkbaren metriſchen Unterſchiede der Worte (oder kurzen Wortfolgen) in umſtändlicher Theorie (bei Rufinus) auf die einzelnen Beſtandtheile der Sätze, Eingänge, Ausgänge u. ſ. w. vertheilt werden; es war eine wichtige Frage, in welchen Fällen ein Satz anapäſtiſch, ſpondeiſch u. ſ. w. anfangen ſollte. Die Kunſt des Vortrages und des äußern Auftretens überhaupt (bei Fortunatianus) vollendet dieſe ganze Lehre und läßt abermals erkennen, daß all unſer jetziges Reden roher Naturalismus iſt und nur durch zufällige Begabung, ja unbewußt die ſchöne Form erreicht. Jede Handbewegung, jedes Sinkenlaſſen und Ueberſchlagen des Gewandes hatte ſein Geſetz; wie der Bildhauer, ſo wußte auch der Redner recht gut, daß nie Arm und Fuß derſelben Seite zugleich vorgeſtreckt werden dürfen u. dgl. m. Die Lehrbücher.

[1]) Antiqui Rhetores latini, ed. Capperonnerius, Argentorati 1756.

7. Abſchnitt. So allein war es möglich geweſen, die Redekunſt zu einem Virtuoſenthum des ganzen geiſtigen und leiblichen Menſchen zu ſteigern.

Das Virtuoſenthum. Die Schattenſeite hievon war, wie bei jedem Virtuoſenthum, die allmälige Gleichgültigkeit gegen den Inhalt und die in gleichem Maße ſteigende perſönliche Eitelkeit. Die griechiſchen Sophiſten der frühern Kaiſerzeit, wie ſie Philoſtratus ſchildert, produciren ſich mit ihren oben angeführten Themen (S. 286) in einer oft eigenthümlich prahleriſchen Weiſe und laſſen ſich anſtaunen wie gewiſſe Repräſentanten der heutigen Muſik, deren Anſprüche den ihrigen auffallend ähnlich ſehen. Wie inzwiſchen auch im Abendland die politiſche Beredſamkeit im Panegyricus aufging und die gerichtliche tiefer und tiefer ſank, gehört nicht weiter hieher. Aus der dioeletianiſchen und conſtantiniſchen Zeit beſitzen wir an den oft angeführten Lobreden auf die Kaiſer und Cäſaren vielleicht das Beſte; wogegen die ſchlechte Diction der gleichzeitigen Edicte in Abrechnung kömmt. Bei den Chriſten war der Styl bisher eine Nebenſache geweſen;[1]) erſt einige Jahrzehnde ſpäter beginnt die Reihe ihrer berühmten Kanzelredner, bei welchen der neue Inhalt endlich ſich mit der überlieferten, aber umgeſtalteten Form ausgleicht. Ein merkwürdiger Zwieſpalt hatte überwunden werden müſſen, die Verehrung des klaſſiſchen Styles und der Abſcheu gegen die heidniſchen Beziehungen, die Befreundung mit der bibliſchen Sprache und das Bewußtſein ihrer Unreinheit. Für Sanct Hieronymus bedurfte es eines ſchrecklichen Traumgeſichts, in welchem ihn der Weltrichter verdammen wollte als einen ciceronianus, non christianus.[2])

Die ſpätern Sophiſten. Inzwiſchen blieb für die Heiden und auch für zahlloſe Chriſten die Rhetorik das ganze vierte Jahrhundert hindurch ein Lebensintereſſe. Einzelne Lande, wie Gallien und Africa,

[1]) Die Art der Gelehrſamkeit einzelner chriſtlicher Biſchöfe ſ. bei Euseb. Hist. eccl. VII, 32 seq.

[2]) S. Hieronymi ep. 22 ad Eustoch. c. 29. Vgl. ep. 70.

waren ſich fortwährend beſonderer Eigenthümlichkeiten des Styles nicht ohne Stolz bewußt [1]) und die Rhetoren gehörten hier zu den angeſehenſten Männern. In den griechiſchen Gegenden des Reiches ſuchten die Sophiſten um jeden Preis die Stelle zu behaupten, die ſie in der Zeit der Antonine inne gehabt.[2]) Da ſie aber zugleich als neuplatoniſche Philoſophen und Wunderthäter wirkten, ſo hat ihr Geſchichtſchreiber Eunapius ihre rhetoriſche Thätigkeit weit weniger beachtet; höchſtens charakteriſirt er ihr äußeres Auftreten und bewundert ihre Prätenſionen. Was ſich auf Athen bezieht, wird im letzten Abſchnitt berührt werden; hier iſt nur auf die unhaltbare Concurrenz des heidniſchen Sophiſten mit der chriſtlichen Predigt hinzuweiſen. Der Kampf war, einen Gegenſtand der öffentlichen Theilnahme gegen den andern gehalten, auf die Länge ein gar zu ungleicher. Nicht jeder Rhetor aber mochte ſich mit dem Troſt begnügen, welchen Themiſtius[3]) vorſchützt: „die Rede des „Philoſophen taugt nicht weniger auch wenn ſie unter einer „einſamen Platane vorgetragen wird und Niemand zuhört „als die Cicaden.“

7. Abſchnitt.

Wenn nun auch faſt in allen Hervorbringungen des vierten Jahrhunderts der Verfall ſich verräth durch geſuchte und geſchraubte Form, Häufung der Sentenzen, Mißbrauch der Metaphern für das Einfache und Alltägliche, modernen Schwulſt und künſtliche alterthümliche Trockenheit,[4]) ſo ruht doch noch ein eigenthümlicher Abglanz der klaſſiſchen Zeit auf manchem dieſer Schriftſteller. Sie offenbaren noch ein Bedürf-

Der Styl.

---

[1]) Symmachi ep IX, 88.

[2]) Eunapius hat das Bewußtſein, daß das Geſchlecht der großen Philoſophen nur bis auf Septimius Severus reiche (vet. ed. p. 11), was ihn jedoch an der Vergötterung der Spätern nicht irre macht.

[3]) Themistii Βασανιστής.

[4]) Symmachus z. B. wechſelt bisweilen zwiſchen plautiniſchen Archaismen und den damals modernſten abſtracten Ausdrücken Sein ſchwankendes Urtheil Ep. III, 22 und 44.

7. Abſchnitt. niß nach künſtleriſchem Styl, das uns in der Regel fremd iſt; daß es bewußt und abſichtlich herauskömmt, iſt Schuld der ſinkenden Zeit, welche ſich und ihre Bildung recht deutlich als eine ſecundäre, abgeleitete empfand, und die großen Muſter nur ängſtlich und ungleich nachahmte. Man kann aber z. B. Schriftſteller wie Libanius und Symmachus, die aus jedem Briefchen ein kleines Kunſtwerk machen, unmöglich gering ſchätzen, auch wenn ſie dabei mit zu großer Wichtigkeit zu Werke gehen und außer dem Adreſſaten noch deutlich auf ein leſendes Publikum rechnen, gerade wie einſt Plinius und Andere. Symmachus wußte übrigens, daß und weßhalb die ciceroniſchen Zeiten für die Briefſtellerei vorüber waren.[1])

---

Iſt nun der formelle Verfall der Dichtung und Darſtellung bei einem Volke immer auch ein nationaler Verfall? Sind jenes nicht Blüthen, welche abgefallen ſein müſſen, bevor eine Frucht zu reifen vermag? Kann nicht das Wahre an die Stelle des Schönen, das Nützliche an die Stelle des Angenehmen treten?

Die Frage im Allgemeinen mag unterſchieden bleiben und auf Alternativen wie die letztern läßt ſie ſich überhaupt nicht zurückführen. Das aber fühlt Jeder dem das klaſſiſche Alterthum auch nur im Dämmerſchein entgegengetreten, daß mit der Schönheit und mit der Freiheit auch das wahre antike Leben, der beſſere Theil des nationalen Genius dahin ging und daß die rhetoriſirende Orthodoxie, welche der griechiſchen Welt übrig blieb, nur als ein todter Niederſchlag von dem einſtigen wunderbaren Geſammtdaſein gelten kann.

---

[1]) Symmachus Ep. II, 35. Andere merkwürdige Stellen über die Epiſtelegraphie I, 45. IV, 28. V, 86. VII, 9.

## Achter Abſchnitt.

# Die Chriſtenverfolgung. — Conſtantin und das Thronrecht.

Die diocletianiſche Verfolgung. — Beſeitigung des falſchen Kurtaz und ſeiner vorgeblichen Enthüllungen. — Unterſuchung der möglichen Urſachen. — Anfang im Heere. — Die Aufſtände im Orient. — Ausbruch der Verfolgung im Pallaſt. — Vermuthlicher Hergang. — Verallgemeinerung der Rache; Benehmen der Chriſten; die Märtyrer.

Diocletians Abdication; ihre Gründe. — Die beſeitigten Kaiſerſöhne. — Euſeb von Cäſarea und ſein Werth. — Die Uſurpation des Conſtantin und des Maxentius; das Erbrecht durchbricht die Reichsordnung. — Die neuen Kaiſer. — Congreß von Carnuntum.

Krieg Conſtantins gegen Maxentius; ſeine Herrſchaft des Weſtens; ſeine Stellung zum Senat; ſeine Toleranz. — Sein Verbündeter Licinius als Herr des Oſtens.

Ihre Kriege; die Cäſarenfragen; die Chriſtenfrage. — Conſtantin als Alleinherr des Reiches; ſein Sultanismus. — Die Reichstheilung und ihre Gründe. — Große Familienkataſtrophe nach ſeinem Tode. — Blick auf die weitere Entwicklung des Erbrechtes; Bildung von Dynaſtien.

## Achter Abſchnitt.

### Die Chriſtenverfolgung. — Conſtantin und das Thronrecht.

8. Abſchnitt. Die dioeletianiſche Verfolgung.

Mitten in klaren, hiſtoriſch genau bekannten Verhältniſſen taucht bisweilen eine Thatſache von erſter Wichtigkeit auf, deren tiefere Gründe ſich dem betrachtenden Auge beharrlich entziehen. Ein ſolches Ereigniß iſt die große dioeletianiſche Chriſtenverfolgung, der letzte Vertilgungskrieg des Heidenthums gegen das Chriſtenthum. Auf den erſten Blick iſt nichts Befremdliches dabei; Dioeletian hatte nur allzuviele Vorgänger auf dem Throne der Welt, welche ebenfalls die Chriſten hatten ausrotten wollen, und von einem ſo eifrigen, altgeſinnten Heiden wie er war, ſollte man kaum etwas Anderes erwarten. Allein die Frage gewinnt eine ganz andere Geſtalt, wenn man die nähern Umſtände in Betracht zieht. Seit Gallienus, d. h. ſeit mehr als vierzig Jahren, waren die Chriſten unangefochten geblieben, und zu dieſer Zeit gehören noch die achtzehn erſten Regierungsjahre Dioeletian's ſelber. Nachdem er bereits die Manichäer mit 296.
Scheiterhaufen zu beſtrafen befohlen, ließ er die Chriſten noch ſieben Jahre in Ruhe. Ja er duldete um ſeine geheiligte Perſon herum [1]) chriſtliche Kammerherrn und Pagen, denen er wie ein Vater zugethan war; die Hofleute durf-

[1]) Euseb. Hist. eccl. VIII. 1 & 6. Das Folgende wird ohne Unterſchied von den Regenten überhaupt ausgeſagt, allein es verſteht ſich, daß der Oberkaiſer hier wie in allen Dingen den Ton angab.

8. Abſchnitt. ten mit Weib und Kind unter ſeinen Augen der chriſtlichen Andacht pflegen; Chriſten, die er als Statthalter in die Provinzen ſandte, wurden von den mit dieſer Stellung verbundenen feierlichen Opfern in Gnaden dispenſirt. Die chriſtliche Gemeinde, in dem Gefühl totaler Sicherheit, verſtärkte ſich außerordentlich, ſo daß nirgend mehr die alten Verſammlungsorte genügten. Ueberall mußte neu gebaut werden; in den großen Städten erhoben ſich ungeſcheut ſehr prachtvolle Kirchen. — Wenn die Regierung irgend einen Gedanken künftiger Verfolgung hatte, ſo durfte ſie die Chriſten nicht ſo ohne Widerſtand zur Macht im Staate anſchwellen laſſen. Man könnte ſagen, ſie ſei es eben erſt ſpät und allmälig inne geworden, daß das Chriſtenthum bei abſoluter Duldung nach dem Uebergewicht ſtreben würde, allein ſo gedankenlos war Dioeletian nicht. Die Beurtheilung dieſes Gegenſtandes muß überhaupt davon ausgehen, daß man es mit einem der größten römiſchen Imperatoren, mit einem Retter des Reiches und der Civiliſation, mit dem ſcharfſichtigſten Beurtheiler ſeiner Zeit zu thun hat, deſſen politiſches Andenken ganz anders da ſtände, wenn er im Jahre 302 geſtorben wäre. Es handelt ſich nun darum, zu erforſchen, ob das, was dieſes Andenken verdunkelt, ein bloßer Ausbruch angeborner Grauſamkeit und Brutalität war, oder eine Folge des oben geſchilderten Aberglaubens, oder eine elende Nachgiebigkeit gegen Mitregenten die tief unter ihm ſtanden, oder ob nicht endlich für den Geſchichtsforſcher hier die Pflicht vorliegt, nach einem Auswege zu ſuchen, der neben dem geſchriebenen Buchſtaben vorbeiführt. Die Chriſten haben den Namen Dioeletians mit Fluch völlig zugeſchüttet; die Heiden von römiſch-griechiſcher Bildung konnten ihm ebenfalls nicht hold ſein, weil er den Orientalismus in das politiſche und geſellige Leben einführte; die einzigen Geſchichtſchreiber aber, die möglicher Weiſe den wahren Zuſammenhang der Dinge darſtellten, ſind verſtümmelt, und zwar vielleicht ebendeßhalb. Unter ſolchen Umſtänden iſt es ganz

überflüſſig, aus den vorhandenen Quellen das Weſentliche und Entſcheidende direkt ermitteln zu wollen. s. Abſchnitt.

Beſeitigung des falſchen Lactanz.

Der gewöhnlich zu Grunde gelegte Bericht, nämlich die Schrift „von den Todesarten der Verfolger," beginnt gleich[1]) mit einer erweislichen Unwahrheit. Eine wichtige Eingeweideſchau in Gegenwart des Kaiſers wird dadurch geſtört, daß die anweſenden chriſtlichen Hofleute das Kreuz ſchlagen[2]) und damit die Dämonen vertreiben; vergebens wird das Opfer mehrmals wiederholt, bis der Vorſteher der Haruſpices die Urſache ahnt und ausſpricht. Darauf ſoll Diocletian in vollem Zorn von allen Hofleuten das Götzenopfer verlangt und dieß Gebot ſogar auf die Armee ausgedehnt haben, unter Androhung des Abſchieds, wobei es einſtweilen ſein Bewenden hatte. Dieſe Geſchichte beruht auf der durch Euſeb hinlänglich widerlegten Meinung, als hätte der Kaiſer die Chriſten an ſeinem Hofe nicht als ſolche gekannt und nicht dulden wollen. Das Wahrſcheinliche iſt, daß die chriſtlichen Kammerherrn und Pagen entweder bei den Opfern überhaupt nicht anweſend zu ſein brauchten, oder wenn ſie zugegen waren, ſich ſo aufführten, wie es der Dominus für paſſend fand;[3]) eine Scene wie die geſchilderte aber hätte entweder ſchon weit früher, etwa bei ſeinem Regierungsantritt Statt finden müſſen, oder ſie war überhaupt undenkbar. Die heidniſche Ueberzeugung des Kaiſers, die ſich achtzehn Jahre in die Exiſtenz und Macht der Chriſten gefügt hatte, kann ſich für allein überhaupt nicht das entſcheidende Motiv zur Verfolgung geweſen ſein.

---

[1]) De mortibus persecutorum, c. 10. u. ff. — Die ſehr verdächtigen Ausſagen welche dem Conſtantin beigelegt werden, ſ. Euseb. Vita C. II, 50. s.

[2]) Oder an ihren Stirnen wirkliche Kreuze befeſtigten, je nach der Erklärung.

[3]) Sein Princip in dieſen Dingen iſt im Manichäergeſetz ſehr deutlich ausgeſprochen: Neque reprehendi a nova vetus religio debet. Die Polemik ſoll ſchweigen.

8. Abſchnitt. und ſeiner vorgeblichen Enthüllungen.

Die zweite Unwahrheit des genannten Berichtes liegt in der erſchrockenen Nachgiebigkeit Dioeletians gegen den Galerius, welcher ſeinerſeits wieder von ſeiner Mutter Romula aufgehetzt worden ſein ſoll. Dieſe war nämlich eine eifrige Dienerinn der großen Magna Mater, (welche hier als Berggöttinn bezeichnet wird) und nahm es ſehr übel, daß die Chriſten ihres Wohnortes nicht wie die Heiden an ihren täglichen Opferſchmäuſen Theil nehmen wollten. Dieſes ganze Gerede, welches die große Thatſache ſchließlich auf die Laune eines fanatiſchen Weibes zurückführen würde, fällt dahin, ſobald man weiß, daß Diocletian ſich vor Galerius nicht fürchtete und daß der ungenannte Autor über den ganzen Charakter des Fürſten in den ſtärkſten Irrthümern befangen iſt.[1]) Auch auf die vorgeblichen Abreden, welche im Winter 302 auf 303 zu Nicomedien gehalten worden ſein ſollen, iſt gar nichts zu geben, da der Autor anderweitig (S. 46) ſich all zu ſehr als Liebhaber dramatiſcher Fictionen bloß ſtellt. Er ſucht freilich den Dioeletian als den Widerſtrebenden und Beſonnenern zu charakteriſiren, um den größern Haß auf das Scheuſal Galerius zu häufen. „Als ſie ſich „den ganzen Winter hindurch beriethen, und Niemand zu„gelaſſen wurde[2]) und Jedermann glaubte, ſie verhandelten „über Staatsſachen, widerſetzte ſich der Alte lange der Wuth „des Collegen, indem er ihm vorſtellte, wie gefährlich es ſei, „die Welt zu beunruhigen und Blut in Menge zu vergießen. „Die Chriſten ſtürben gerne. Es ſei genug, wenn die Hof„leute und Soldaten dieſer Religion entſagen müßten. Allein „Galerius habe auf ſeinem Sinne beharrt, und Diocletian „darauf einen geheimen Rath von Juriſten und Offizieren

Verlennung Diocletians.

[1]) So heißt Diocletian bei Anlaß des perſiſchen Krieges in omni tumultu meticulosus animique disiectus, Er, welcher den Aper vor dem Tribunal getödtet und die furchtbarſten Kriege in Perſon commandirt hatte.

[2]) Was die billige Frage veranlaßt, woher denn der Autor dieſe Verhandlungen kenne?

„berufen, um über die Frage der Verfolgung zu entſcheiden. „Denn das ſei ſo ſeine Art geweſen, bei verhaßten Maß„regeln Mehrere zu Rathe zu ziehen, um das Böſe auf dieſe „ſchieben zu können, das Gute dagegen ohne Beirath zu „thun, um das Lob allein zu haben.“ Eine ſolche Handlungsweiſe iſt bei Allem was wir ſonſt von Diocletian wiſſen, völlig undenkbar. Die Herrſcheridee, welche ihn beſeelte, läßt ſich auf den populären Unterſchied von beliebt und verhaßt gar nicht ein, und nimmt auch Dasjenige auf eigene Verantwortung, was ſie nur durch Andere wohl oder übel ausführen läßt. Denn Alles was zugeſtandener Maßen ohne den Herrn geſchähe, würde ſeiner Macht zum Abbruch gereichen, die ſein erſter und letzter Gedanke ſein muß. Doch man höre weiter. Auf den bejahenden Entſcheid jenes geheimen Rathes hin läßt Diocletian noch zu allem Ueberfluß beim mileſiſchen Apoll anfragen und erhält natürlich dieſelbe Antwort, giebt aber auch jetzt nur unter der Bedingung nach, daß kein Blut fließen dürfe, während Galerius große Luſt gehabt haben ſoll, die Chriſten lebendig zu verbrennen. — Welche Thorheit wird hier dem Oberkaiſer zugetraut! als ob er nicht beſſer denn irgend Jemand hätte wiſſen müſſen, daß die Chriſten entweder in Ruhe gelaſſen oder mit allen Mitteln bekämpft werden mußten! als ob damals ein unblutiges Verfahren hätte können ohne Weiteres einbedungen werden!

Dieſer Art iſt die einzige zuſammenhängende Darſtellung der großen Kataſtrophe. Wenn nicht manches wichtige Detail ſich nur hier aufbehalten fände, ſo wäre dieſes Buch beſſer unentdeckt geblieben. Dem Namen des Lactantius, von deſſen Bildung und Tiefe nichts darin zu finden iſt, macht es eine höchſt wahrſcheinlich unverdiente Schande.[1])

[1]) Der Titel der einzigen, von Baluzius zuerſt herausgegebenen Handſchrift enthält bekanntlich nur den Namen Lucius Cäcilius welches allerdings die beiden erſten Namen des L. Lactantius Firmianus ſind.

8. Abſchnitt.

Quellen und Conjecturen.

Euſeb findet es angemeſſen, von den beſondern Beweggründen der Verfolgung gänzlich zu ſchweigen. Die Aurelius Victor, Rufus Feſtus, Eutropius u. A. erwähnen nicht einmal die Verfolgung ſelbſt.

Dioeletian ſelber kann ſich nicht vertheidigen; ſeine Edicte ſind untergegangen und ſeine geheimen Rathſchläge können das gerade Gegentheil von dem geweſen ſein was ihm angedichtet wird.

Von da an ſind alſo die Vermuthungen in ihrem Rechte, ſobald ſie nicht in der Luft ſchweben, ſondern den echten vorhandenen Spuren nachgehen und zu dem ſonſtigen Charakter der Zeit und der handelnden Perſonen paſſen.

Erklärung durch Superſtition,

Zunächſt ließe ſich vermuthen, die Regenten hätten, wie mehrere ihre Vorgänger, der allgemeinen Volkswuth gegen die Chriſten nachgeben müſſen. Allein dieſelbe tritt im Verlauf der Ereigniſſe nicht einmal ſichtbar hervor und die Staatsmacht war reichlich groß genug, um dergleichen zu unterdrücken.

Oder man könnte annehmen, die heidniſchen Prieſter hätten die Verfolgung plötzlich und unbedingt verlangt und die Kaiſer aus irgend einem Grunde des Aberglaubens von deren Nothwendigkeit überzeugt. Dioeletian mit all ſeiner Tüchtigkeit iſt in dieſer Beziehung befangen genug, um auch den jammervollſten Vermuthungen Raum zu geben; jedenfalls würde ſich das Gegentheil nicht beweiſen laſſen.

Oder, kam vielleicht ſeine Privatmoralität ins Spiel? Er war hierin nicht indifferent; die Haruſpicin, welche ihm unaufhörlich die Zukunft und ihre Schickſale verkünden muß, hatte ihn doch nicht über die Sittlichkeit hinweggehoben. Wenn darin eine Inconſequenz lag, ſo war es eine ehrenwerthe; auch findet ſich dieſe Vermiſchung der Standpunkte nicht bloß bei ihm, ſondern wie wir ſahen, bei den Beſſern des dritten Jahrhunderts überhaupt, in welchen der Unſterblichkeitsglaube den irdiſchen Fatalismus und die Moralität wenn nicht verhöhnt, doch zu einem Vertrag genöthigt hatte. Das Privat-

leben des Kaiſers giebt ſelbſt den tadelſüchtigen Chriſten keinen Anlaß zur Kritik, und ſo hatte er denn auch ein perſönliches Recht, den Staat zum Hüter der allgemeinen Sittlichkeit zu proclamiren. Er that dieß u. a. in dem ſchon angeführten Ehegeſetz vom Jahre 295 unter ſehr principiellen Ausdrücken: „Die unſterblichen Götter werden dem römiſchen Namen wie „bisher günſtig und mild geſinnt ſein, wenn wir dafür ſor„gen, daß alle unſere Unterthanen einen frommen, ruhigen „und ſittenreinen Wandel führen.... Die Herrlichkeit Roms „iſt nur dadurch mit der Gunſt aller Götter zu ſolcher Höhe „gelangt, daß [1]) ein frommes und keuſches Leben den Schluß„ſtein aller Geſetzgebung bildete, u. ſ. w." — Haben nun etwa die Chriſten ſittlichen Anſtoß gegeben?

Bekanntlich trugen ſich die Römer im erſten und zweiten Jahrhundert mit Gerüchten von gräulichen Ausſchweifungen, welche beim Gottesdienſt der Chriſten ſtattfinden ſollten. Allein dieß kömmt hier gar nicht in Betracht; dieſe Gerüchte waren längſt völlig verſtummt [2]) und Dioeletian ſelber, der eine Menge von Chriſten an ſeinem Hofe täglich vor ſich ſah, kann vollends ſolchen Nachreden nicht den mindeſten Glauben geſchenkt haben.

Anders verhält es ſich ſcheinbar mit den Klagen des Euſeb [3]) über den innern Zerfall der chriſtlichen Gemeinde unmittelbar vor der Verfolgung, da eine große Menge von Unwürdigen ſich in die Kirche ſowohl als namentlich auf die Biſchofsſtühle gedrängt hatte. Er erwähnt unter dieſen Uebeln vor Allem den bittern Hader zwiſchen Biſchöfen und zwiſchen den einzelnen Gemeinden, die Heuchelei und Verſtellung, den faſt atheiſtiſchen Unglauben, die Uebelthaten (κακίας), dann nochmals Zank, Neid, Haß und Gewaltherrſchaft der Geiſtlichen.

[1]) Wörtlich Quoniam (maiestas rom.) omnes leges suas religione sapienti pudorisque observatione devinxit.

[2]) Worüber eine förmliche Ausſage bei Euseb. Hist. eccl. IV, 7.

[3]) Euseb. Hist. eccl. VIII, 1.

8. Abſchnitt.

Dieß ſind Alles noch keine Unſittlichkeiten von der Art, wie ſie der Staat Moralitätshalber glaubte verfolgen zu müſſen, und wie er ſie jedenfalls bei den Heiden in größerm Maßſtab vorfand. Allein merkwürdiger Weiſe ſcheint eines der wenigen erhaltenen Aktenſtücke von heidniſcher Seite, das Revocationsedict des Galerius [1]) vom Jahre 311, wirklich die ſchwere und vielfache Spaltung unter den Chriſten ſelbſt als den Hauptgrund ihrer Verfolgung bezeichnen zu wollen. Sie ſeien von dem Glauben ihrer Vorfahren abgefallen und hätten Sekten gebildet; darauf habe man ihnen befohlen, zu den Einrichtungen der Alten zurückzukehren u. ſ. w. Freilich iſt hier jedes Wort ſo gefliſſentlich ſchief und zweideutig, daß die meiſten Erklärer unter den „Vorfahren" und „Alten" ebenſogut die Heiden verſtehen konnten, allein mehrere Ausdrücke ſcheinen doch eher den Chriſten den Abfall von ihrem eigenen Princip zum Vorwurf zu machen. Es heißt weiterhin: „wir ſahen, daß ſie weder „den Göttern die ſchuldige Verehrung erwieſen, noch den „Gott der Chriſten ehrten." Dieß würde etwa an die Principien der katholiſchen Partei im dreißigjährigen Kriege erinnern, welche nur mit den Lutheranern auf einem Rechtsboden zu ſtehen glaubte, die Calviniſten dagegen als Nebenſekte perhorrescirte.

durch chriſtliche Spaltungen.

Doch auch dieſe Spur iſt ſchwerlich die richtige. So bedeutend kann das Aergerniß und die Spaltung unter den Chriſten unmöglich geweſen ſein, daß der Staat deßhalb die Aufhebung der ganzen Gemeinde hätte für nöthig halten können. Die eifrigen Heiden konnten vollends bei einigem Nachdenken nichts ernſtlicher wünſchen als die ungeſtörte Fortdauer dieſes Proceſſes der Fäulniß, der die Chriſten unfehlbar in ihre Gewalt gab.

Wahrſcheinlicher Hauptgrund.

Welche Erklärung bleibt nun übrig? Ich glaube, es ſpielte hier ein wichtiges perſönliches Ereigniß mit, deſſen

[1]) De mort. persec. c. 34. Griechiſch bei Euseb. H. E. VIII, 17.

Spuren ſpäter auf das emſigſte verwiſcht worden ſind. Eine Inſchrift zu Ehren Dioeletians [1]) giebt den Chriſten Schuld, daß ſie den Staat umſtürzen wollten, rempublicam everlebant, eine Ausſage, die in dieſer Faſſung ganz werthlos ſcheint, dennoch aber einen echten Kern bergen kann. Suchten ſich etwa die Chriſten, im Gefühl ihrer wachſenden Ausdehnung, des Kaiſerthums zu bemächtigen?

Dieß konnte auf ganz friedliche Weiſe geſchehen, indem man den Dioeletian ſelber bekehrte. Und daß etwas der Art wenigſtens beabſichtigt wurde, iſt beinahe ſtreng zu beweiſen. Es giebt einen Brief von einem Biſchof Theonas an einen chriſtlichen Oberkammerherrn Lucianus [2]) mit Maßregeln des Benehmens an dem Hofe eines heidniſchen Kaiſers, womit nach allgemeiner Anſicht nur Diocletian gemeint ſein kann. Lucianus hat bereits in ſeiner Umgebung nach Kräften gewirkt und Viele bekehrt, die als Heiden in den Hofdienſt gekommen waren; ſchon ſind die Aufſeher der kaiſerlichen Chatoulle, des Schatzes und der Garderobe zum Chriſtenthum übergetreten; nun findet Theonas, daß es von größtem Werthe wäre, wenn z. B. ein chriſtlicher Kammerherr die Aufſicht über die kaiſerliche Bibliothek erhielte und bei Gelegenheit literariſcher Geſpräche [3]) den Kaiſer behutſam und allmälig von der Wahrheit der chriſtlichen Religion überzeugen könnte. Wahrſcheinlich imponirte den Chriſten

---

[1]) Gruter, pag. 280, N. 3. — Bei Muratori T. III. p. 1797 ſteht ſie nebſt einigen ähnlich lautenden, nur ungleich verdächtigern Inſchriften von Aſcoli unter den unechten.

[2]) Abgedruckt bei d'Achery, Spicilegium etc. Tom. III, p. 297. — Vgl. Neander, Allg. Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche II. Aufl. Bd. I, S. 244.

[3]) Dioeletian war durchaus nicht ſo ungebildet, wie Gibbon, Cap. XIII. (Bd. II, S. 144) ihn darſtellt; für ſeinen Gebrauch wurde z. B. ein großer Theil der Hiſteria Auguſta geſchrieben und ein Römer Samonicus verfaßte für ihn ein geſchichtliches Werk „verſchiedene Unterſuchungen" betitelt. Vgl. Joh. Lydus de magistrat. III, 32.

3. Abſchnitt. der Ernſt und die ſittliche Richtung des großen Fürſten und ſie ſahen ein, daß gerade jetzt, bei der unerhörten Steigerung der Herrſchergewalt durch Siege über Barbaren und Uſurpatoren und durch den Neubau des ganzen innern Staatsweſens der Uebertritt des Kaiſers wichtiger und entſcheidener wäre als jemals. Es braucht indeß kaum geſagt zu werden, daß alle Verſuche dieſer Art bei einem Heiden wie Diocletian eitel und vergeblich bleiben mußten.

Anfang im Heere.

Nun behalte man wohl im Auge, wie die Verfolgung anfing. Die ſchlechte und die beſſere Quelle [1]) ſtimmen darin überein, daß einige Zeit vor den großen allgemeinen Maßregeln einſtweilen die Chriſten aus der Armee geſtoßen wurden. Es findet, vielleicht ſchon im Jahre 298,[2]) eine Muſterung ſtatt, bei welcher den chriſtlichen Soldaten die Wahl gelaſſen wird, ob ſie Heiden werden und ihren Dienſt behalten oder denſelben verlieren wollen, worauf die Meiſten ohne Beſinnen das Letztere vorziehen; Einige ſollen darob ſchon damals das Leben eingebüßt haben. — Es leuchtet ein, daß man zu einem ſolchen Schritte ſich nur ungern und gezwungen verſtand, indem gute Soldaten und Offiziere damals der höchſte Beſitz des Reiches waren. Ferner möchten wir den Schluß wagen, daß dieſe Säuberung des Heeres keine religiöſe, ſondern eine politiſche Grundurſache gehabt habe, indem ſonſt eben ſo gut bei allen andern Ständen hätte begonnen werden können, z. B. mit einer plötzlichen Verhaftung aller Biſchöfe, wie ſie dann ſpäter wirklich eintrat. Die Kaiſer fühlen ſich entweder unter chriſtlichen Truppen nicht mehr perſönlich ſicher, oder ſie glauben ſich auf deren Gehorſam im Kriege wie im Frieden nicht mehr verlaſſen zu können. Die Weigerung des heidniſchen Opferns, wo ſie als Grund der Verabſchiedung angegeben wurde,[3]) konnte nichts als ein Vorwand ſein, nachdem anderthalb

[1]) De mort. pers. 10 und Euseb. Hist. eccl. VIII, 1 & 4.

[2]) S. Euseb. chron. ad. a. 301, womit 298 gemeint iſt.

[3]) Vgl. das Martyrium des Marcellus, bei Neander a. a. O. S. 252.

Jahrzehnde hindurch der Kriegsdienſt der Chriſten ſich durchaus von ſelbſt verſtanden hatte.[1]) Man könnte zwar ſagen, die Kaiſer hätten aus teufliſcher Bosheit das Heer epurirt, um es bei der bevorſtehenden Verfolgung ohne Widerrede gegen die Chriſten brauchen zu können. Das Gegentheil hievon läßt ſich um ſo weniger beweiſen, als wir nicht einmal den Zeitraum genau kennen, welcher zwiſchen der Epuration und der Verfolgung lag. Verſtrichen aber wirklich mehrere Jahre, ſo ſchwindet auch dieſe Probabilität außerordentlich zuſammen. Große Blutthaten mögen lange vorbedacht und vorbereitet werden, allein mit ſo auffallenden Rüſtungen, wenn ſie nichts als das ſind, darf man doch erſt im Augenblick vor der Ausführung an's Licht treten. Und am Ende handelt es ſich hier um ſchwer zu unterſcheidende Uebergänge. Wenn Diocletian eine rein heidniſche Armee wollte, ſo wollte er ſie wegen des Gehorſams überhaupt, wahrſcheinlich ohne ſich genau Rechenſchaft zu geben, wozu er ſie eventuell in den äußerſten Fällen gebrauchen würde.

Die Aufſtände im Orient.

Mit dieſem Allem halte man zuſammen was Euſeb[2]) halb zugeſteht und halb vertuſcht, daß nämlich um den An-

[1]) Die Geſchichte des Märtyrers Maximilian (bei Neander a. a. O. S. 249) enthält den entſcheidenden obwohl nur negativen Beweis, daß den chriſtlichen Soldaten bisher keine heidniſchen Ceremonien zugemuthet wurden.

[2]) Hist. eccl. VIII, 6. zuerſt von Valeſius combinirt mit mehrern Stellen in den Reden des Libanius, ſämmtlich im erſten Bande der Ausg. von Reiske, p. 323. u. f. 644. 660. u. f. Es iſt darin auf ſehr dunkle Weiſe von Unruhen in Antiochien unter Diocletian die Rede, welche ſich vielleicht auf ein ganz anderes Jahr beziehen könnten. Ein Tribun Namens Eugenius, der mit einer Schaar von 500 Soldaten die Ausſchlämmung des Hafens im nahen Seleucia beſorgen ſollte, kann der eigenen Verſuchung und dem drohenden Zureden ſeiner Soldaten nicht widerſtehen, das unbewachte Antiochien durch einen Handſtreich zu nehmen. Mit dem Purpur von einem Götterbilde angethan überraſcht er und ſeine wilde, betrunkene Schaar

8. Abſchnitt. fang der Verfolgung an zwei Orten, in der cappadociſchen Landſchaft Melitene und in Syrien, Aufſtände ausbrachen. Die Reihenfolge der Ereigniſſe iſt bei dieſem Schriftſteller nie ganz zuverläſſig, allein wir ſind hier auf ihn beſchränkt. Er hat die Publication des Edicts, dann den Anfang der Verfolgung in Nicomedien und zwar im kaiſerlichen Pallaſt erzählt und den ſtandhaften Tod der chriſtlichen Pagen und Kammerherrn geſchildet; darauf iſt von den Feuersbrünſten im Pallaſt und den bei dieſem Anlaß getödteten Chriſten, ſowie von der Ausgrabung der hingerichteten Pagen die Rede; und nun heißt es weiter: „Da nicht lange hernach Andere „in der Gegend die Melitene heißt, und wiederum Andere „in Syrien das Herrſcherthum an ſich zu reißen ſuchten, ſo „erging ein kaiſerliches Gebot, daß überall die Vorſteher der „Gemeinden verhaftet und gefeſſelt werden ſollten.“ Mit Recht oder Unrecht ſchrieb man alſo dieſen Uſurpationsverſuchen einen chriſtlichen Urſprung zu und griff deßhalb auf die Biſchöfe; die unmittelbaren Thäter aber müſſen zum Theil Soldaten geweſen ſein, ohne welche in dieſer Zeit keine Uſurpation denkbar iſt, und zwar, wenn es Chriſten waren, abgedankte Soldaten.

Endlich iſt der Inhalt des Edictes ſelber, ſo weit man ihn kennt, nicht direkt auf Vertilgung, ſondern auf eine durchgehende Degradation der Chriſten berechnet, wodurch man ſie zum Uebertritt bewegen wollte. Ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen ſollten verboten ſein, ihre Kirchen niedergeriſſen, ihre heiligen Schriften verbrannt werden;

die Stadt, wird aber von den Antiochenern gleich am erſten Tage niedergemacht ſammt all den Seinigen. Die Behörden, die ſich ſchwach gezeigt hatten, unterlagen einer ſchlimmen Criminalunterſuchung. Da dieß u. a. die gewiß heidniſche Familie des Libanius betraf und letzterer in ſeinen Berichten auch nicht den leiſeſten Wink über eine Einmiſchung religiöſer Parteiung fallen läßt, ſo möchten die ſyriſchen Unruhen bei Euſeb wohl ein ganz verſchiedenes Ereigniß geweſen ſein.

Diejenigen, welche Ehrenſtellen und Würden beſäßen, ſollten 8. Abſchnitt.
dieſelben verlieren; gegen alle Chriſten ſollte bei gerichtlichen Unterſuchungen die Folter an gewandt werden dürfen; die Chriſten von niedrigerem Privatſtande ſollten des Genuſſes ihrer Rechte als Bürger und freie Männer ber anbtſein;[1]) die chriſtlichen Sklaven aber, ſo lange ſie Chriſten blieben, nie freigelaſſen werden können. Das waren ungefähr die Vorſchriften, welche den 24. Februar des Jahres 303 zunächſt 303.
in Nicomedien, der damaligen Reſidenz des Diocletian und des Galerius, und dann im ganzen Reiche durch öffentlichen Anſchlag bekannt gemacht wurden.

Schon am vorhergehenden Tage, auf welchen das Feſt Ausbruch der Verfolgung
der Terminalien fiel, hatte in Nicomedien ſelbſt die Verfolgung begonnen, indem der Gardepräfekt in Begleitung von Offizieren und Beamten die große Kirche durch ſeine Prätorianer plündern und demoliren ließ.[2])

Nach der Publication des Edictes fiel als erſtes Opfer ein angeſehener Chriſt, der daſſelbe abriß und zerfetzte, mit dem ſpöttiſchen Bemerken, es ſeien wieder einmal Gothen- und Sarmatenſiege angeſchlagen geweſen. Er wurde verbrannt. Ein ſolcher Trotz wäre übrigens ganz ſinnlos, wenn man nicht annehmen will, daß noch in jenem kritiſchen Augenblicke eine geheime Hoffnung auf allgemeinen Widerſtand vorhanden war.

Das Nächſte was erwähnt wird, iſt die grauſame Tortur im Pallaſte.
und Hinrichtung mehrerer Pallaſtbeamten und Pagen, von welchen Petrus, Dorotheus und Gorgonius mit Namen genannt werden. Euſeb ſagt zwar nur ganz kurz, ſie hätten

[1]) Hier müßte man durchaus den Wortlaut des Edictes kennen, um zu urtheilen.

[2]) De mort. pers. c. 12. Wem über den ſonſtigen Werth dieſes Romans die Augen noch nicht geöffnet ſind, der mag hier nachleſen, wie die beiden Regenten auf der Warte ihres Pallaſtes darüber ſtreiten ob die Kirche durch Feuer oder auf eine andere Weiſe zerſtört werden ſolle.

8. Abſchnitt. um ihrer Frömmigkeit willen gelitten, allein von dieſer Seite hätte ſich das Geſetz mit ihrer Degradation begnügt. Woher nun dieſe Grauſamkeit gegen Solche, die bisher trotz ihres bekannten Chriſtenthums von den Kaiſern „wie Kinder des Hauſes" waren behandelt worden? Sehr wahrſcheinlich litten auch ſie nicht bloß um der Religion willen. Die Kaiſer glaubten offenbar einem Complott auf der Spur zu ſein.

Darauf kömmt zweimal im Pallaſt zu Nicomedien Feuer aus. Nach dem falſchen Lactantius hätte Galerius es anlegen laſſen, um die Schuld auf die Chriſten zu ſchieben, welche dieſe Miſſethat mit den Eunuchen des Hofes abgeredet haben ſollten, und Dioeletian, der ſich immer ſo klug dünkte, hätte wirklich den wahren Sachverhalt nicht gemerkt, ſondern ſich ſogleich einer grenzloſen Wuth gegen die Chriſten überlaſſen. Hierüber iſt mit einem Tendenzſchriftſteller unmöglich zu rechten; wer aber die Geſchichte Dioeletians ſtudirt, wird ihm den Verſtand zutrauen, vorkommenden Falls einen ſo plumpen Betrug zu durchblicken. Ueberdieß hat Galerius lange nach ſeinem Tode einen Entlaſtungszeugen gefunden, auf welchen er ſchwerlich rechnete. Conſtantin der große, der zur Zeit des Brandes als Jüngling am Hofe zu Nicomedien verweilte, erklärte ſpäter bei einem feierlichen Anlaß [1]) (oder vielmehr der Concipient der Rede erklärt es in ſeinem Namen) ein Blitzſtrahl ſei es geweſen, der den Pallaſt traf — ob beide Male, wird nicht näher angegeben. Auch wir wollen es, um Niemanden Unrecht zu thun, hiebei bewenden laſſen und nicht die Chriſten in Anſpruch nehmen für Ereigniſſe, die von der Nachläßigkeit jedes Hausbedienten herrühren konnten, wenn der Blitzſtrahl nicht genügte. — Die beiden Herrſcher waren freilich von der Schuld der Chriſten überzeugt und die Criminalunterſuchung im Pallaſte nahm einen ſehr blutigen Gang. „Da wurden

[1]) Const. M. orat. ad sanctor. coet. c. 25. — Euseb. H. E. VIII. 6 ſagt, er kenne die Urſache des Brandes nicht.

„auch die mächtigſten Eunuchen getödtet, die einſt den Pallaſt „und den Kaiſer beherrſcht hatten."

Bald darauf erfolgten die ſchon erwähnten chriſtlichen Aufſtände im Orient, welche das zweite Edict, den Verhaftsbefehl gegen alle Vorſteher der Gemeinden, hervorriefen.

Vielleicht empfindet der Leſer ob dieſer Unterſuchung einigen Widerwillen. Sollte es nicht überaus unbillig ſein, aus der Verfolgung auf eine Verſchuldung zu ſchließen? So hat es die fanatiſche Partei in Frankreich 1572, ſo diejenige in Veltlin 1620 gemacht; um ihr ſchreckliches Blutvergießen zu rechtfertigen, hat ſie nachher den unterlegenen Gegnern ein blutiges Complott angedichtet, welchem ſie habe zuvorkommen müſſen.

Vermuthlicher Hergang.

Allein für's Erſte wird hier Niemand von einer allgemeinen chriſtlichen Verſchwörung gegen die Regenten oder gar gegen die Heiden überhaupt reden wollen. Die Vermuthung beſchränkt ſich ungefähr auf folgende Umriſſe: Einige, vielleicht nur ſehr wenige chriſtliche Hofleute und einige chriſtliche Kriegsbefehlshaber in den Provinzen glaubten mit einem voreiligen Gewaltſtreich das Imperium in chriſtliche oder chriſtenfreundliche Hände bringen zu können, wobei ſie vielleicht der kaiſerlichen Perſonen zu ſchonen gedachten.[1]) Es iſt möglich, daß in der That Galerius der

[1]) Es wäre eine einladende aber mehr als gewagte Hypotheſe, ein Verſtändniß zwiſchen dieſen Leuten und dem jungen Conſtantin anzunehmen. Der Haß des Galerius gegen dieſen würde ſich dann noch leichter erklären. — Ein anderer Umſtand, auf welchen man wenigſtens aufmerkſam machen darf, iſt Diocletians Abweſenheit aus Nicomedien und dem Orient, unmittelbar vor der Verfolgung, als er im Jahr 302 nach Rom gegangen war, um mit Maximian ſeinen Triumph zu halten. (Euſeb. H. E. VIII, 13 meint, die Reiſe habe der Vicennalienfeier gegolten, allein aus De mort. persec. c. 17 erhellt, daß Diocletian zu deren Abhaltung Rom im Jahre 303 nochmals beſuchte). Es wäre nicht undenkbar, daß dieſe Abweſenheit das Verhaben Jener zur Reife gebracht hätte. — Auf das homeriſche Citat des erſten paläſtinenſiſchen Märtyrers Procopius (Euseb. de mart. Palæst. 1) darf man kein Gewicht legen.

8. Abſchnitt. Sache früher auf die Spur kam als Dioeletian, und daß dieſer ſich wirklich nur mit Mühe überzeugen ließ.

Für's Zweite wird man nicht läugnen können, daß es unter den Chriſten damals Leute gab, die für ſolche Staatsſtreiche nicht zu gewiſſenhaft waren. Euſeb's Charakteriſtik redet hierüber deutlich genug. Und wenn wir bei der obigen Parallele mit den franzöſiſchen Religionskriegen bleiben wollen, hat nicht die Verſchwörung von Amboiſe (1560), die auch nur das Werk verhältnißmäßig Weniger war, und den Hof nicht ermorden ſondern nur in ihre Hände bringen wollte, den Hugenotten eine dauernde üble Nachrede zugezogen und einen dunkeln Schatten auf die ganze Partei geworfen?

Verallgemeinerung der Rache. Das große Unglück beſtand nun darin, daß die Herrſcher das Geſchehene verallgemeinerten und gegen die Chriſten als mitverantwortliche Partei einzuſchreiten anfingen, und daß das damalige Recht ſo raſch mit der Folter und den gräßlichſten Todesſtrafen bei der Hand war. Nur müßte man beſſere Urkunden vor ſich haben als die Akten der Märtyrer in der Regel ſind, um die einzelnen Fälle richtig beurtheilen zu können. Der einzelne Chriſt konnte wahrſcheinlich in aller Sicherheit weiterleben, wenn er ſchwieg und nicht abſichtlich auffiel. Dagegen blieb den Geiſtlichen nur die Wahl zwiſchen Abfall und Strafe, weil ſie die heiligen Schriften ausliefen ſollten, auf deren planmäßige Vertilgung es jetzt allerdings abgeſehen war. Wahrſcheinlich hoffte Dioeletian hiedurch der chriſtlichen Gemeinde den innern Halt zu nehmen und ſie in unſchädliche Sekten zu zerſpalten.

Es iſt nicht die Aufgabe dieſes Buches den ſchrecklichen Hergang im Einzelnen zu verfolgen. Von den Mitregenten ging der Auguſtus Maximian mit Eifer auf die Verfolgung ein, während der milde, monotheiſtiſche Cäſar Conſtantius Chlorus in ſeinen Ländern Gallien, Britannien und Spanien ſich mit der Schleifung der Kirchen begnügt haben ſoll.[1])

[1]) Euseb. H. E. VIII, 13 läßt nicht einmal dieſes gelten. — In Spanien muß Conſtantius keine genügende Macht beſeſſen haben, indem

Aus den vielen Foltern und Martern erhellt, daß die Unterſuchung zum Theil in die ſchlechteſten Hände gefallen war, doch kann man ſich auch des Gedankens nicht erwehren, daß die Richter einen politiſchen Proceß vor ſich zu haben glaubten, bei welchem es auf Erpreſſung von Geſtändniſſen ankam. Uebrigens war das Benehmen der Beamten ſehr verſchieden. In Africa, wo der politiſche Verdacht vielleicht ganz wegfiel, und wo es ſich alſo weſentlich nur um die Auslieferung der heiligen Schriften handelte, gab man den Chriſten mehrfach zu verſtehen, daß es auch damit nicht ſo ernſtlich gemeint ſei. Aber Viele erklärten nun abſichtlich, ſie hätten heilige Schriften in Verwahrung, die ſie nie ausliefern würden, und erlitten dieſes Trotzes wegen den Tod; Andere lieferten auf das allgemeine Gebot hin ſogleich aus was ſie hatten und wurden ſpäter mit dem Namen Traditores, Auslieferer, gebrandmarkt. Ueberhaupt offenbarten ſich die verſchiedenſten Sinnesarten, von der feigſten Schwäche bis zur ſchwärmeriſchen Herausforderung, und in der Mitte fehlten auch nicht herrliche Beiſpiele ruhiger, beſonnener Standhaftigkeit. Wir lernen hier auch die untern Schichten der chriſtlichen Gemeinde kennen; da gab es Leute, welche mit Verbrechen beladen waren und dieſe durch einen chriſtlichen Martertod abbüßen wollten, ganz im Sinne jener Tauſende von Räubern und Mördern, welche den erſten Kreuzzug mitmachten; Andere waren dem Staat unerſchwingliche Steuern ſchuldig oder hatten große Privatſchulden, und ſuchten ſich dieſem Elend durch den Tod zu entziehen; oder ſie hofften durch ihr Dulden auf der Folter und in der Gefangenſchaft reiche Chriſten zur Beihülfe zu rühren; endlich

Benehmen der Chriſten.

gerade hier einige ſehr namhafte Martyrien vorkamen, wie das des heil. Vincentius, der Eulalia u. a., welchen hundert Jahre ſpäter Prudentius einen großen Theil ſeines Buches Periſtephanon gewidmet hat. In der Chronik des Fl. Julius Dexter (ed. Bivarius, Lugd. 1627) werden die ſpaniſchen Märtyrer der betreffenden Jahre zu Hunderten aufgezählt.

8. Abſchnitt. fanden ſich ganz arme, verkommene Leute, die im Kerker ein beſſeres Leben hatten als draußen, weil die Chriſten ihre gefangenen Mitbrüder ganz furchtlos mit mehr als dem Nothwendigen zu verſehen pflegten. Solchen Mißbräuchen gegenüber hatte der Biſchof Menſurius von Carthago den Muth und die Conſequenz, zu verlangen, daß ſolche die ſich zum Märtyrium ohne Noth gedrängt, nicht als Märtyrer verehrt werden dürften.

Inzwiſchen hatte ſich der Prozeß in nicht viel mehr als einem Jahre zu einer wirklichen allgemeinen Chriſtenverfolgung verſchärft. Vom zweiten Edict, welches die Verhaftung der Geiſtlichen befahl, war man zu einem dritten fortgeſchritten, wonach die Gefangenen, wenn ſie opferten, freigelaſſen, ſonſt aber auf alle Weiſe zum Opfern gezwungen werden ſollten;[1]) noch im Jahre 304 folgte ein viertes Edict, welches das letztere Gebot auf alle Chriſten überhaupt ausdehnte und faktiſch ein Todesurtheil in ſich begriff. In dieſer Strenge dauerte die Verfolgung etwa vier Jahre fort, und dann mit Schwankungen noch weitere fünf Jahre.

Die Kirchengeſchichte hat es von jeher als eine heilige Pflicht betrachtet, das Andenken an die ſchönſten und erbaulichſten unter den Martyrien dieſer blutigen Zeit aufrecht zuhalten. Wir müſſen uns begnügen, für das Einzelne auf Euſeb und auf die Legendenſammlungen zu verweiſen. Was auch die hiſtoriſche Kritik an den einzelnen Umſtänden und ganz beſonders an den hinzugefügten Wundern[2]) mit Recht ausſetzen möge, es bleibt immerhin ein hiſtoriſches Schauſpiel erſter Größe, dieſe neue Geſellſchaft mit ihrer neuen Re-

---

[1]) Daß zu Ende des J. 303, bei Anlaß der Vicennalien, eine Amneſtie ausgerufen wurde, welche außer andern Criminalgefangenen auch den Chriſten bedingter Maßen gegolten haben kann, iſt aus Euseb. de mart. Palæst. c. 2. zu ſchließen.

[2]) In welchem Punkte Euseb. Hist. eccl. VIII, 7 dem Leſer ſehr viel zumuthet. Sein ſonſtiger Glaube an nachapoſtoliſche Wunder V, 7. VI, 9. 29. u. a. a. O.

ligion und Weltanſchauung gegen den gewaltigſten aller Staaten mit ſeinem Heidenthum und ſeiner tauſendjährigen Cultur kämpfen und durch den Untergang ſiegen zu ſehen.

Wahrſcheinlich demoraliſirten ſich die Verfolger erſt dann 305.
völlig, als Diocletian und ſein Mitkaiſer ihre Würde niederlegten, Galerius neben Conſtantius zum Auguſtustitel vorrückte und Severus und der rohe Maximinus Daza als Cäſaren an ihre Stelle traten. Von da an verwildert der Kampf namentlich in den Gebieten des Letztern — dem Südoſten Reiches — zu einem wahren Vertilgungskriege, deſſen über die Maßen ſcheußliche Henkerſcenen dem Leſer erſpart bleiben mögen.

---

Wir wenden uns zu der politiſchen Geſchichte zurück, die gleichzeitig den wichtigſten Entwickelungen entgegenging.

Noch bei der Feier der Vicennalien[1]) in Rom hatte Dio- 303 auf 304.
Die Abdication.
cletian die ihm eigene Sinnesweiſe an den Tag gelegt: bei allem Ceremoniell doch Verachtung des äußern Pompes, ſo daß er dem Conſulatsantritt mißgeſtimmt aus dem Wege ging; bei einer ſehr ſoliden Prachtliebe, die z. B. der Stadt Rom die größten Thermen ſchenkte, doch die genauſte Sparſamkeit in Betreff des momentanen Luxus, ſo daß die Römer in ihrer Erwartung prächtiger Feſte ſich ſehr getäuſcht fanden.[2]) Auf der Winterreiſe nach Nicomedien ſchwer erkrankt, ließ er ſich bis zur Abdication kaum mehr öffentlich ſehen. 1. Mai 305.
Von dieſer großen Ceremonie ſelbſt giebt der falſche Lactantius eine umſtändliche Schilderung, die nur den einen Mangel einer weſentlichen Unzuverläßigkeit an ſich trägt. Der Hügel dreitauſend Schritte vor Nicomedien, der Pfeiler mit dem Standbilde Jupiters, die Thränen des alten Imperators bei ſeiner Anrede an die Soldaten, der Reiſewagen,

[1]) Wobei man ſich ſelten genau an das betreffende Jahr band.

[2]) Sein Princip Hist. Aug. Carus. c. 20. castiores esse oportere ludos spectante censore. — Vgl. S. 55 und Anm.

3. Abſchnitt. der ſchon für ihn bereit ſtand, — dieß Alles wird ſeine Richtigkeit haben; daß aber Jedermann ſtatt des Severus oder Maximin die Erhebung des anweſenden Conſtantin erwartete und daß das plötzliche Hervortreten des bisher ganz unbekannten Maximin das höchſte Erſtaunen erregt habe, ja daß es ausdrücklich auf die Ueberraſchung der Soldaten abgeſehen geweſen, wagen wir zu bezweifeln. Conſtantin, als bloßer Tribun des erſten Ranges, konnte ſchwerlich eine ſo allgemeine Popularität erworben haben, am wenigſten unter den Augen eines Galerius. Dagegen war ihm der alte Dioeletian von den Feldzügen her offenbar gewogen, was ihm Conſtantin ſpäter durch geringſchätzige Reden [1]) und tückiſche Nachſtellungen vergolten hat.

Ihre Gründe. Die Motive der Abdication haben wir oben in's rechte Licht zu ſtellen geſucht. Wenn wir nicht geirrt haben, ſo ſollte das Kaiſerthum überhaupt auf die feſte Amtsdauer von zwanzig Jahren beſchränkt werden, um die wunderbare Dynaſtie ohne Erbrecht nach Kräften zu regulariſiren und eine ruhige, geräuſchloſe Folge von Adoptionen möglich zu machen. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Superſtition auch in dieſe Sache ihr Wort geredet hat, wenigſtens in Betreff des einen Punktes, daß Dioeletian ſo feſt auf die Folgſamkeit der Mitregenten baute. Hier ließe ſich wohl nichts anderes denken, als daß er durch geheime fataliſche Gründe alle Nachfolger von der Nothwendigkeit der Maßregel zu überzeugen hoffte.

Wie dem auch ſei, er fühlte ſich in ſeinem Lagerpallaſt zu Salona wenigſtens einige Zeit zufrieden und glücklich. Es iſt ein hohes Zeugniß zu ſeinen Gunſten, daß er die Stätte ſeiner Jugend und die Beſchäftigungen ſeiner Jugend nach langem Kriegsleben, nach zwanzigjährigem Kaiſertraum wieder aufſuchte [2]) und ſeinen Gemüſegarten mit eigener Hand um-

[1]) U. a. Euseb. vita Const. II, 49. — Das Weitere ſ. unten.

[2]) Eine ähnliche Geſinnung bei Maximian Herculius und Galerius Aur. Vict. epit. 40. S. oben S. 49 Anm. 4.

grub und pflanzte. Sollte man nicht daraus ſchließen dürfen, daß er über jenes orientaliſche Ceremoniell, das er einführte, innerlich ſtets erhaben geweſen ſei? daß es ihn zu Nicomedien oft recht ſehr nach ſeiner dalmatiſchen Heimath verlangt habe?[1]) Man wird in dieſem merkwürdigen Menſchen ewig vergebens ausſcheiden wollen, was dem gewöhnlichen Ehrgeiz, was dem Schickſalsglauben, und was dem Drange des politiſchen Genius angehört. Er kannte das Mittel, dem römiſchen Reiche was es zur Rettung bedurfte, nämlich die Stätigkeit der Herrſchaft zu verleihen; unwiderſtehlich muß es ihn zum Throne getrieben haben, um ſeinen Gedanken zu verwirklichen. Seine Aufgabe war jetzt gelöst und er trat in die Stille zurück. — Maximian, der denſelben Staatsact gleichzeitig, aber ſehr wider Willen in Italien vollziehen mußte, ging auf ein ſchöngelegenes lucaniſches Landhaus, während ſein Sohn Maxentius das verſchmähte Rom oder deſſen Nachbarſchaft zu ſeinem Sitze auserkor. Er, der ſelbſt Verſchmähte, des Herrſchens unwürdig Gehaltene, legte hier einen richtigen Blick an den Tag, und es iſt ſchwer anzunehmen, daß Galerius ihn freiwillig in dieſer Gegend habe wohnen laſſen. Vielleicht wurde ſogleich proteſtirt, aber er war in Güte nicht wegzubringen. In Diocletians Syſtem fehlte, wie bereits oben angedeutet wurde, nur Eine Conſequenz: man mußte die Kaiſerſöhne entweder befördern oder hinrichten. Allein die Erbdynaſtie war aus Gründen die wir oben zu errathen geſucht haben, vermieden worden und von dem reinen Sultanismus wollte Diocletian wie es ſcheint nichts wiſſen, gerade wie einſt (S. 37) nach Carin's Untergang von keinen Proſcriptionen. Uebrigens hatte Maxentius eine Tochter des Galerius geheirathet, möglicher Weiſe gegen ſeinen und des Galerius Willen, nur einer Combination des alten Oberkaiſers zu Liebe.

Die beſeitigten Kaiſerſöhne.

[1]) Michael Glycas legt ihm das Wort in den Mund er ſei „ſatt an Schickſalen," κόρος τῆς τύχης.

3. Abſchnitt. Einige Monate hindurch ſchien die ganze Succeſſion ihren vorgeſchriebenen Gang zu gehen. Aber zu Anfang des
306. folgenden Jahres tritt in dieſem merkwürdigen Drama eine neue Perſon auf. Conſtantin, den die Geſchichte mit Recht den Großen nennt, entweicht vom Hofe zu Nicomedien und erſcheint auf einmal bei ſeinem Vater Conſtantius Chlorus, als derſelbe eben im Begriffe war, aus dem Hafen von Geſſoriacum (Boulogne) nach Britannien abzuſegeln.

Conſtantin und Euſeb. Conſtantin's Andenken hat in der Geſchichte das größte denkbare Unglück gehabt. Daß die heidniſchen Schriftſteller ihm feind ſein mußten, verſteht ſich von ſelbſt und würde ihm in den Augen der Nachwelt keinen Schaden thun. Allein er iſt in die Hände des widerlichſten aller Lobredner gefallen, der ſein Bild durch und durch verfälſcht hat. Es iſt Euſeb von Cäſarea und ſein „Leben Conſtantin's" gemeint.[1]) Der bei allen Fehlern immerhin bedeutende und gewaltige Menſch macht hier durchweg das Angeſicht eines andächtigen Frömmlers, während doch anderweitig ſo viele ſeiner Miſſethaten auf alle Weiſe conſtatirt ſind. Und dieſes zweideutige Lob iſt überdieß von Herzen unloyal; Euſeb ſpricht von der Perſon und meint eigentlich nur eine Sache, nämlich das Intereſſe der von Conſtantin ſo ſtark und reichlich etablirten Hierarchie. Dazu kommt noch — des wahrhaft häßlichen Styles zu geſchweigen — eine mit Bewußtſein ſchielende Ausdrucksweiſe, ſodaß der Leſer gerade an den wichtigſten Stellen auf Fallthüren und Verſenkungen tritt. Wer ſie zu rechter Zeit bemerkt, läßt ſich dadurch leicht verführen, eben deßhalb das Allerſchlimmſte zu vermuthen, weil ihm etwas verſchwiegen wird.

Der Eingang dieſer Biographie[2]) lautet ekſtatiſch genug: „Wenn ich im Geiſt dieſe dreimalſelige Seele ſchaue mit

[1]) Um von dem im J. 336 abgehaltenen Panegyricus: de laudibus Constantini vollends zu ſchweigen. Das Material iſt daſſelbe wie in der Vita, die Verarbeitung noch widerwärtiger.

[2]) Euseb. vita Const. I, 2.

„Gott vereint, frei von aller ſterblichen Hülle, in blitzleuch-
„tendem Gewand und ewigſtrahlendem Diadem, dann ſteht
„mir Sprache und Verſtand ſtille und ich überlaſſe es gerne
„einem Beſſern, ein würdiges Loblied zu erſinnen.“ Wäre
dieß nur geſchehen! Beſäßen wir nur dafür die Schilderung
eines beſonnenen Heiden wie Ammianus,[1]) und der Menſch
Conſtantin wäre vielleicht wenn nicht moraliſch gerettet, doch
als große hiſtoriſche Erſcheinung uns unendlich näher ge-
rückt! Dann würde man vielleicht klar ſehen, was ſich jetzt
nur vermuthen läßt, daß nämlich Conſtantin ſich faſt zeit-
lebens nicht als Chriſt ausgab und geberdete, ſondern ſich
bis in die allerletzten Zeiten ziemlich unverholen die perſön-
liche Ueberzeugung frei behielt. Daß Euſeb fähig war, eine
ſolche Thatſache völlig zu ignoriren und zu vertuſchen, ver-
räth er ſelbſt durch ſeine frühere Charakteriſtik des Licinius,
welchen er geradezu als gottgeliebten chriſtlichen Kaiſer in
Anſpruch nimmt, ſo lange es ſich um den Kampf gegen
Mariminus Daza handelt, obwohl er wiſſen mußte, daß
Licinius nichts als ein toleranter Heide war. Höchſt wahr-
ſcheinlich machte er es mit Conſtantin nicht beſſer. Damit
fiele vor allem jene abſcheuliche Heuchelei weg, die deſſen Züge
entſtellt, und es bliebe ſtatt deſſen ein politiſcher Rechner
übrig, der alle vorhandenen phyſiſchen Kräfte und geiſtigen
Mächte mit Beſonnenheit zu dem einen Zwecke benützt, ſich
und ſeine Herrſchaft zu behaupten, ohne ſich irgendwo ganz
hinzugeben. Einen erhebenden Anblick gewährt ein ſolcher
Egoiſt auch nicht, allein die Geſchichte hat ſattſame Gelegen-
heit, ſich an dergleichen Charaktere zu gewöhnen. Ueberdieß
kann man ſich bei einiger Billigkeit überzeugen, daß Con-
ſtantin gleich von ſeinem erſten politiſchen Auftreten an
conſequent nach demjenigen Princip handelte, welches der

[1]) Hätten wir nur Conſtantin's eigene Memoiren, welche bei Johan-
nes Lydus öfter citirt werden. Auch an den Darſtellungen des Pra-
xagoras und des Demarchus iſt uns gewiß viel verloren und ſelbſt
Eunapius wäre für manche Aufſchlüſſe ſehr willkommen.

8. Abſchnitt. energiſche Ehrgeiz, ſo lange die Welt ſteht, „Nothwendigkeit“ genannt hat. Es iſt jene wunderſame Verkettung von Thaten und Schickſalen, in welche der höher begabte Ehrgeizige wie von einer dunkeln Macht hineingezogen wird. Vergebens ruft das Rechtsgefühl ihm ſeinen Proteſt entgegen, vergebens ſteigen Millionen Gebete der Unterdrückten zur Nemeſis empor; — der große Menſch vollzieht, oft ohne Wiſſen, höhere Beſchlüſſe, und ein Weltalter drückt ſich in ſeiner Perſon aus, während er ſelber ſeine Zeit zu beherrſchen und zu beſtimmen glaubt.

Conſtantins erſtes Auftreten.

Bei Conſtantin iſt gleich die Beurtheilung ſeines erſten Schrittes entſcheidend. Galerius hatte ihm, wie es heißt, im Sarmatenkriege und dann bei ſcheinbar gymnaſtiſchem Kampfe mit wilden Thieren einen ſichern Untergang zugedacht, allein der furchtloſe Held ſiegte über Barbarenfürſten und Löwen und legte ſie dem neuen Oberkaiſer vor die Füße.[1]) Dann hatte Galerius trotz wiederholter Briefe des Conſtantius Chlorus, den Sohn zu ihm zu ſenden, dieſen in ganz feindſeliger Weiſe wie einen Gefangenen bei ſich behalten und erſt nachgegeben als er es durchaus nicht mehr verweigern konnte. Conſtantin, mit der Erlaubniß verſehen, reiſte vor der feſtgeſetzten Zeit in größtem Geheimniß ab und lähmte auf den erſten Stationen die Pferde der kaiſerlichen Poſt, damit ihm Niemand nachſetzen könne.[2]) Von All dieſem darf man wohl ſoviel annehmen, daß er ſich im Ernſte bedroht glaubte. Galerius mußte ihn haſſen ſchon als einen zurückgeſetzten und dennoch hochſtrebenden Kaiſerſohn, aber er entließ ihn doch! Ob dagegen Conſtan-

---

1) Außer den meiſten chriſtlichen Autoren melden dieß zwar auch die Fragmente des Praxagoras (bei Müller l. c. IV, p. 2), der wahrſcheinlich ein Heide war. Allein Galerius hatte wohl andere Mittel, den Conſtantin zu tödten, wenn er wirklich wollte. Eumenius, Paneg. VII. 3 führt den Zweikampf mit dem Barbaren als eine That freiwilliger Tapferkeit an. Euſeb ſchweigt.

2) Anders und vielleicht beſſer der Anonym. Vales. 4.

tin ein reines Gewiſſen hatte, bleibt immerhin höchſt zweifelhaft.[1])

Bei ſeinem Vater angelangt, machte er zuerſt deſſen ſiegreichen Feldzug gegen die Picten in Schottland mit. Chlorus war nämlich noch durchaus nicht am Sterben, wie Euſeb und der falſche Lactanz zu größerer Rührung angeben, hatte auch ſeinen Sohn nicht deßhalb herbeigerufen. Bald nach der Rückkehr vom Kriege ſtarb er aber wirklich. 25. Juli 306.
Nach der Reichsordnung des Dioeletian, welchem alle Betreffenden ihre Stellung verdankten, ſollte nun Galerius einen neuen Auguſtus ernennen und demſelben einen neuen Cäſar an die Seite ſetzen. Sollte aber das Erbrecht mit dieſem Kaiſerrecht in Verbindung gebracht werden, ſo hatten die Söhne des Conſtantius aus ſeiner Ehe mit des alten Maximians Stieftochter, Flavia Maximiana Theodora, nämlich Delmatius, Hanniballianus und Julius Conſtantius einen unbedingten Vorzug. Sie waren allerdings noch ſehr jung, der Aelteſte kaum dreizehnjährig.

Statt deſſen ſuccedirt Conſtantin. Es iſt viel verlangt, Usurpation.
wenn man ſich für die ſo wunderlich bedingte dioeletianiſche Reichsordnung ereifern ſoll; wenn ſie aber zu Rechte beſtand, ſo war Conſtantin ein Uſurpator. Eine Beiſchläferin Helena[2]) hatte ihn dem Conſtantius zu Naïſſus in Serbien

---

[1]) Der falſche Lactantius, de mort. pers. 24 malt dieß Alles aus, als wäre er dabei geweſen. Cap. 25 kommt paucis post diebus (!) ſchon die erſte Botſchaft von York nach Nicomedien. Wen die großen Erdichtungen dieſes Autors nicht ſtören, der kann ſich hier im Kleinen überzeugen, wie weit ihm zu trauen iſt.

[2]) Ueber ihre Herkunft und vorgebliche Ehe ſ. die dritte Beilage bei Manſo, Leben C. d. Gr. Außer den dort beigebrachten Stellen iſt Eutych. Alexandrin. ed. Oxon. p. 408 und 456 zu vergleichen, wonach Helena von Caphar Phacar in Meſopotamien gebürtig und bereits Chriſtinn war. — Laut Hamza Ispahanens. p. 55 war ſie von Edeſſa und fiel daſelbſt als Kriegsgefangene in die Hände des Chlorus.

8. Abſchnitt. geboren im Jahre 274, und ſo war er auch von Seiten des Erbrechtes ſtrenge genommen keiner Succeſſion fähig. Der Lobredner Eumenius macht ihn zwar legitim und meint, er hätte noch gerne unterweges die abgedankten Imperatoren um Erlaubniß gefragt, allein dieß ſind nichts als Worte. Der betreffende Panegyricus [1]) iſt indeß ſonſt nicht ohne Bedeutung, weil darin die Weihe des Erbrechtes mit einem wahren Feuer vertheidigt wird. Mit Beziehung auf die Abſtammung vom Hauſe des großen Claudius Gothicus wird dem Conſtantin zugerufen: „ſo hoch iſt der Adel Dei„ner Herkunft, daß Dir das Imperium gar keine höhere „Würde verleihen konnte.... Nicht die zufällige Uebereinſtimmung Anderer, nicht eine plötzliche Gunſt hat Dich zum „Herrſcher gemacht; durch Deine Geburt ſchon verdienteſt „Du die Herrſchaft, als ein Geſchenk der Götter."

Das Geburtsrecht.

Die Helfer. Jene Uebereinſtimmung und Gunſt Anderer war aber für ſeine Thronbeſteigung doch gar nicht ſo werthlos. Ob ihn ſein Vater direkt zur Nachfolge bevollmächtigt hatte, iſt bei der Einſeitigkeit der Ausſagen nicht wohl zu ermitteln; vielleicht hatte er den entſchloſſenen, kriegskundigen, jetzt zweiunddreißigjährigen Sohn [2]) nur herbeigerufen, damit derſelbe die hülfloſe Familie beſchütze. Spätere Autoren, wie z. B. Zonaras, machen ſich's bequem. „Conſtantius Chlo„rus lag krank und grämte ſich darüber, daß ſeine übrigen „Kinder ſo ſehr mißrathen waren;[3]) da erſchien ihm ein „Engel, und befahl ihm, die Herrſchaft dem Conſtantin zu „hinterlaſſen." Andere, wie Euſeb, der falſche Lactantius, und Oroſius geben ſich nicht einmal dieſe Mühe der Motivirung, ſondern thun als ob ſich Conſtantin's Erbfolge ganz von ſelbſt verſtanden hätte. Die Thatſache iſt, daß ihn die Soldaten ſeines Vaters zum Imperator Auguſtus erhoben.

[1]) Paneg. VII (Eum. Constantino, v. J. 310), beſ. c. 2. 3. 8.

[2]) Suidas, s. v. Constantinus ſagt: Der Vater ſah, daß er kräftig war und überging die Söhne der Theodora.

[3]) Wovon man ſonſt nichts weiß.

Die Hauptſtimme dabei hatte ein Alamannenhäuptling Crocus (oder Erocus), welchen Conſtantius ſammt ſeiner Schaar für den Pictenkrieg in Dienſt genommen hatte. Die Hoffnung auf ein reiches Donativ wirkte natürlich auch hier beſtimmend mit. Für eine ergreifende Darſtellung des Herganges ſorgt der oben genannte Panegyriker. „Schon beim erſten Aus„ritt warfen Dir, dem Weinenden, die Krieger den Pur„pur über ... Du wollteſt dieſer Bezeigung der eifrigen „Anhänglichkeit entfliehen und gabſt dem Pferde die Sporen; „aber das war, aufrichtig zu reden, ein jugendlicher Irr„thum! Welches Roß wäre ſchnell genug geweſen, Dich der „Herrſchaft zu entziehen die Dir folgte?“ [1]) Das Einzelne der hier geſpielten Intrigue errathen zu wollen, wäre überflüſſig.

Galerius, als er das Ereigniß vernahm, that das Mögliche; da er den Conſtantin nur durch einen überaus gefahrvollen innern Krieg hätte beſeitigen können, ſo erkannte er ihn zwar an, allein nur als zweiten Cäſar und ernannte den Severus zum Auguſtus, den Maximinus Daza aber zum erſten Cäſar.[2]) Die wahre Herrſcherweihe holte ſich dann Conſtantin in den mehrjährigen Kämpfen gegen die Germanen, wovon oben die Rede geweſen iſt. Damals konnte über Gallien nur Herrſcher ſein, wer der Vertheidiger und Retter war, und auf dieſem Felde blieb nach dem Vater für den Sohn wenigſtens eine Nachleſe übrig.

Uſurpation des Maxentius. 21. Oct. 306.

Die nächſte unvermeidliche Folge der Uſurpation Conſtantins war die Uſurpation des Maxentius. Was einem Kaiſerſohn durchging, das konnte man dem andern ſchwerlich wehren. Sein Vater Maximian, aus Ehrfurcht vor den diocletianiſchen

---

[1]) Mit ähnlichen Redensarten Euseb. Vita C. I, 22 und 24, wo der Unterſchied zwiſchen Conſtantin und den übrigen Kaiſern darin gefunden wird, daß dieſe durch Beiſtimmung Anderer, Jener aber „durch Gott allein“ erhoben worden.

[2]) Seine frühern, hievon verſchiedenen Abſichten, ſ. de mort. pers. c. 20.

8. Abſchnitt. Verfügungen, widerſetzte ſich lange,[1]) konnte aber zuletzt der eigenen Verſuchung nicht widerſtehen und hielt dann mit. Marentius, obwohl vielleicht als Wüſtling und bösartiger Charakter bereits bekannt, fand einen natürlichen Bundesgenoſſen an dem Unwillen des von den Kaiſern verlaſſenen Roms und der ſtark reducirten Prätorianer; auch iſt es wohl denkbar, daß die letzte verdrießliche Abreiſe Diocletians von Rom im Jahr 303 mit den erſten Anfängen eines Complottes dieſer Art in Verbindung ſtand. Endlich hatte Galerius alles Maß überſchritten, indem er die alte Weltſtadt für ſeine neuen Steuern mit in Anſpruch nahm. Marentius gewann ein paar Offiziere, einen großen Lieferanten, und die Prätorianer, welche ihn ohne Weiteres proclamirten. Der Stadtpräfekt, der ſich widerſetzen wollte, wurde noch vorher getödtet. Es ſcheint, daß ganz Italien ſehr bald dem Thronräuber zufiel.

307. Dießmal konnte Galerius nicht bloß zuſehen. Er ſandte ſeinen Mitkaiſer Severus aus, der als Erbe der Ländermaſſe des Maximian auch unmittelbar Herr von Italien ſein ſollte. Allein Sever's Armee, die meiſt aus alten maximianiſchen Soldaten beſtand, war gegen Marentius nicht zu brauchen; es folgte Verrath, Rückzug und eine perſönliche Uebergabe in oder bei Ravenna, die dann doch den beklagenswerthen Auguſtus nicht vor verrätheriſchem Morde ſchützte.[2]) Galerius kam, ihn zu rächen, allein ſein Heer erwies ſich nicht zuverläſſiger und er mußte eilends umkehren.

Maximians neues Auftreten. Inzwiſchen hatte der alte Maximian ſich, wie gemeldet, ſeinem Sohne zugeſellt, — wenn Marentius wirklich von ihm und der Syrerinn Eutropia erzeugt und nicht untergeſchoben war, was einzelne Heiden und Chriſten behaupteten und was hier hervorgehoben werden muß, als Beleg für den Werth, den man auf einmal wieder dem Erbrechte

---

[1]) Aurel. Vict. Cæss. 40.

[2]) Ueber dieſe und die folgenden Ereigniſſe vgl. Manſo, Leben C. d. Gr., fünfte Beilage.

zuſchrieb. Dem Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn fehlte freilich ſo ſehr jede Pietät, daß jenes Gerücht faſt nothwendig entſtehen mußte. Auch den Soldaten kam der Alte durchaus nicht gelegen, wahrſcheinlich weil ſie ſeine Disciplin fürchteten; wenigſtens fand er keinen Anklang, als er ſie bald darauf gegen den Sohn einzunehmen ſuchte; ſie antworteten ihm mit trotzigem Hohn, worauf er ſich damit ausgeredet haben ſoll, es ſei ihm bloß um eine Probe ihrer Geſinnung zu thun geweſen. Zonaras, der dieß erzählt, läßt ihn vorher ſogar den Senat beſuchen und dort den Sohn für untüchtig zur Regierung erklären. Jedenfalls ein merkwürdiger Abfall vom dioeletianiſchen Herrſcherprincip, zumal nach den oben (Abſchn. 2). erwähnten Feindſeligkeiten Maximians gegen die Senatoren. 3. Abſchnitt.

Als ſich der unruhige Greis in ſeinen Hoffnungen auf Oberherrſchaft betrogen ſah, ging er nach Gallien, um bei Conſtantin zu verſuchen, was ihm bei Maxentius mißlungen war. Er hatte noch ein Pfand der Herrſchaft mit ſich, ſeine jüngere Tochter Fauſta;[1]) dieſe vermählte er mit Conſtantin und gab ihm dazu den Auguſtustitel. Es war darauf abgeſehen, daß man einſtweilen warten würde, bis Maxentius mit dem neuerdings kampfbereiten Galerius im Kriege läge, um dann mit Uebermacht einzugreifen. Allein Conſtantin nahm die Tochter und den Titel und verweigerte dann Maximian jede weitere Mitwirkung, worauf dieſem nichts Anderes übrig blieb, als wieder nach Rom zu gehen und ſich mit dem Sohne auf einen leidlichen Fuß zu ſetzen. und Verbindung mit Conſtantin.

Von jener Hochzeit beſitzen wir noch eine Feſtrede.[2]) Vielleicht hat nie ein Caſualredner eine ſchlimmere Aufgabe gehabt, als dieſer ungenannte galliſche Rhetor, der Alles

[1]) Die ältere Tochter Theodora hatte er bekanntlich fünfzehn Jahre vorher dem Conſtantius Chlorus gegeben, als dieſer zum Cäſar ernannt wurde.

[2]) Panegyr. VI (Incerti Maxim. & Constantino gehalten zu Trier im Jahr 307).

8. Abſchnitt. verſchweigen und Alles ſagen ſollte, und man muß ihm zugeſtehen, daß er mit Takt und Talent ſeine Aufgabe gelöst hat. Uns intereſſirt dabei vorzugsweiſe (Cap. 2) der Glückswunſch wegen endlicher Begründung einer Dynaſtie: „möge „die Weltherrſchaft Roms und die Nachkommenſchaft der „Imperatoren gleich ewig und unſterblich ſein!“ Merkwürdiger Weiſe aber wird hier ſchon das Daſein eines Sohnes, Criſpus, aus einer frühern Ehe des Conſtantin mit der Minervina, ignorirt, während dieſe Ehe ſelber (Cap. 4) ausdrücklich erwähnt und dem Conſtantin zum ſittlichen Ruhme angerechnet wird; dafür preist der Redner das hohe Glück, Herculier, d. h. Söhne von der Fauſta in das Haus zu bekommen.

Während Galerius gegen Italien rüſtete, gerieth Maximian von Neuem in die übelſten Verhältniſſe mit Maxentius; es kam zu einer öffentlichen Scene,[2]) wobei der Vater dem Sohn den Purpurmantel abreißen wollte. Abermals mußte er von Rom weichen.

Der Congreß von Carnuntum. 307.

In dieſer allgemeinen Confuſion nahm Galerius ſeine Zuflucht zu der Weisheit des alten Diocletian, der auf ſein Erſuchen zu einem Congreß nach Carnuntum (St. Petronell unweit Haimburg) kam. Hier wurde zunächſt ein bewährter alter Kampfgenoſſe und Freund des Galerius, der Illyrier Licinius, an der Stelle des ermordeten Severus zum Auguſtus ernannt. Aber auch der alte Maximian ſtellte ſich ein, und wurde, ſtatt Hülfe und Ermuthigung zu finden, nochmals zur Abdankung bewogen; Licinius ſollte der allein rechtmäßige Imperator für das Abendland ſein. Allein Maximian hatte weder Ruhe noch Raſt mehr, und als er ſeinen ehemaligen Mitregenten aus den Augen war und wiederum bei Conſtantin in Gallien einkehrte, konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen, auf des Schwiegerſohns Koſten auszuüben was ihm beim Sohne zweimal mißlungen. Während Con-

Licinius.

---

[1]) Vielleicht gehört das oben aus Zonaras Mitgetheilte erſt hieher.

ſtantin gegen die Franken ausgerückt war, nahm er zum dritten mal den Purpur, bemächtigte ſich des Schatzes und der Vorräthe und warf ſich in das feſte Arelatum (Arles), von wo er, als Conſtantin ihm eilends nachzog, nach Maſſilia flüchtete. Hier lieferte ihn, wie es ſcheint, ſeine Mannſchaft dem Schwiegerſohn aus, der ihm nochmals Leben und Freiheit geſchenkt haben ſoll. Aber Maximian benütze dieß nur zu neuen gefährlichen Ränken, von welchen Conſtantin durch Fauſta ſelber in Kenntniß geſetzt wurde.[1] Es blieb nichts Anderes übrig, als den unheimlichen Alten aus der Welt zu ſchaffen. Er durfte ſeine Todesart wählen und ließ ſich erwürgen. 310.

Wie mußten dieſe Vorgänge Diocletian's letzte Jahre verbittern! Der Ehrgeiz, auf das Erbrecht geſtützt, hatte ſein Syſtem bereits zur Hälfte umgeſtürzt, ja er mußte den Kummer erleben, daß ſelbſt außerhalb der Kaiſerfamilien die Uſurpation im Styl des dritten Jahrhunderts wieder ihr Haupt erhob, nachdem ein Aelianus und Amandus, ein Carauſius und Alleetus, ein Achilleus und Julian nebſt den Ihrigen die angemaßte Herrſchaft mit Strömen Blutes gebüßt hatten. Ein Statthalter in Africa, der Phrygier Alexander, von Maxentius auf unkluge Weiſe zur Huldigung angehalten, läßt ſich von den Soldaten halb wider Willen mit dem Purpur bekleiden.[2] Wir können es dem greiſen, ſchickſalsforſchenden Gärtner von Salona nicht ver- 308.

Der Uſurpator Alexander.

---

[1] Manſo, S. 38 und 302 läßt ſich an dieſer Stelle verführen, dem falſchen Lactantius (cap. 30) ein abſurdes Mährchen abzunehmen.

[2] Hierüber eine ſehr dunkle Hauptſtelle bei Zoſimus II, 12. Die africaniſchen Garniſonen, eigentlich galeriſch geſinnt, wollen ſich zuerſt, aus Furcht vor einer Landung des Maxentius, auf Alexandrien zurückziehen, finden aber unterweges eine ſtarke (maxentianiſche?) Streitmacht und weichen vor derſelben wieder nach Carthago. Darauf erſt folgt die perſönliche Bedrohung des Alexander durch Maxentius, und das Uebrige. Man wird hier darauf verzichten, Klarheit in die Motive zu bringen.

8. Abſchnitt

denken, wenn er das ſchrecklichſte Unheil, ſelbſt den Untergang des Reiches vor Augen zu ſehen glaubte. — Natürlich warfen alle dieſe Bürgerkriege ihren unaufhörlichen Reflex in die Verfolgung hinein, ſo daß die mehrmaligen Rückfälle in die furchtbarſte Strenge, welche in den Jahren 308 bis 313 zwiſchen den Pauſen relativer Ruhe eintraten, mit den Thronfragen in engſter Verbindung ſtehen. Von Marentius berichtet Euſeb, daß er wenigſtens einige Zeit hindurch aus Feindſchaft gegen Galerius die Chriſten ſchonte und ſich ſogar ſelber als Chriſt ſtellte, und auch Maximinus Daza war gegen die Chriſten abwechſelnd mild oder grauſam, je nachdem er dem Galerius trotzen oder ſchmeicheln wollte.

Indeß begannen die Thronfragen ſich zu vereinfachen.

311. Galerius ſtarb an einer ſcheußlichen Krankheit zu Sardica in Möſien. Wir wollen den falſchen Lactantius in dem von Würmern zerfreſſenen Unterleib nach Herzensluſt wühlen laſſen und dafür conſtatiren, daß der gewiß rohe und gegen die Chriſten unmenſchliche Fürſt bei den Heiden [1]) „ein braver Mann und tüchtiger Krieger" heißt; auch darf es ihm nicht vergeſſen werden, daß er die Charakterfeſtigkeit gehabt hatte, für ſeine eigene Familie (worunter ein fünfzehnjähriger Sohn Candidianus) auf den Thron zu verzichten, um ſeinem Freunde Licinius, den er für den Würdigſten hielt, die Herrſchaft zuzuwenden.

Galerius Ende.

Eine Verwickelung, die bei Anlaß dieſer Thronfolge zu drohen ſchien, löſte ſich unerwartet raſch und friedlich. Maximinus Daza, der frühere galeriſche Cäſar, der ſich bereits bei einem andern Anlaß den Auguſtustitel verſchafft hatte, glaubte von Licinius, der eigentlich zum Auguſtus des Weſtens beſtimmt war, eine ſtarke Beeinträchtigung ſeines orientaliſchen Reiches fürchten zu müſſen; beide zogen

311.

[1]) Eutrop. X. 1. — Auch der ältere Aurelius Victor (cap. 40) hat neben einem ſehr nachdrücklichen Lob nichts als den Mangel an Bildung auszuſetzen.

mit Heeresmacht gegeneinander, verſöhnten ſich aber bei einer Conferenz auf Schiffen mitten im Hellespont und machten dieſen und den Archipelagus zur Grenze ihrer Gebiete, ſo daß dem Licinius die ganze Halbinſel zwiſchen dieſem Meere und dem adriatiſchen blieb. Was Diocletian zu einer ſolchen Theilung dachte, iſt ganz unbekannt. 311.

Zu derſelben Zeit unterwarfen die Feldherrn des Marentius das abgefallene Africa; der Uſurpator Alexander wurde geſchlagen, auf der Flucht eingeholt und erwürgt, die unglückliche Provinz mit größter Härte gezüchtigt. Die Stadt Cirta litt dabei ſo ſehr, daß ſie ſpäter unter Conſtantin neu gebaut werden mußte.[1]) In Rom affektirte Maxentius, als er ſeinen Triumph hielt, eine Erinnerung an die Feindſchaft des alten Carthago gegen Rom.[2])

So gab es nun wieder zwei weſtliche und zwei öſtliche Regenten, Conſtantin und Marentius, Licinius und Maximinus Daza. Aber wie weit entfernt war ihr Verhältniß von dem harmoniſchen „Tetrachord," der einſt Diocletian und ſeine Mitregenten verbunden hatte. Keine Unterordnung noch gegenſeitige Verpflichtung wird anerkannt, Jeder iſt Auguſtus auf eigene Rechnung und mißt die Andern mit mißtrauiſchen Blicken; ihre Gebiete ſind ſcharf von einander abgegrenzt und keiner würde es wagen, in dem Lande des andern mitregieren zu wollen, keiner aber auch dem andern Hülfe gewähren, bevor eine ſelbſtſüchtige Combination ſie zu Einzelbündniſſen treibt. Das Reich liegt nun einmal in vier Stücken, und Der welcher zuerſt den Frieden gebrochen, Conſtantin, hat nun die Aufgabe, an die Stelle des frühern Zuſammenhanges einen neuen treten zu laſſen. Zeit der vier Kaiſer.

Wir verfolgen ſein Leben zunächſt in Beziehung auf die Art und Weiſe, wie er dieſe Aufgabe erfüllte.

---

[1]) Sie erhielt den Namen Conſtantina(e) den ſie noch jetzt führt.

[2]) Zosim. II. 14.

8. Abſchnitt.

Er ſucht ſich unter ſeinen drei Collegen den fähigſten und zugleich legitimſten aus und verbündet ſich mit ihm; Licinius verlobt ſich mit Conſtantia, der Schweſter Conſtantin's. Darauf erhebt ſich der Krieg gegen Maxentius.[1]) Es iſt gar keine Frage, daß Conſtantin anfing; Euſeb rühmt ihn deßhalb ausdrücklich und ſpricht von ſeinem großen Mitleid gegen das arme unterdrückte Rom; „das Leben „hätte ihn nicht mehr gefreut, wenn er die Weltſtadt länger „hätte leiden ſehen müſſen.“[2]) Dieß zeichnet zwar ſchwerlich Conſtantin's Denkart, aber dafür Euſeb's Schreibart. Nun hatte Maxentius ganz ungeheure Streitkräfte beiſammen,[3]) die ihn auch im entſcheidenden Augenblick nicht verriethen und ihm ſicher zum Siege verholfen hätten, wäre er nicht ſtrategiſch unfähig und in feige Indolenz verſunken geweſen. Conſtantins Streitkräfte dagegen lagen zwar nicht in den himmliſchen Legionen unter der Anführung des ſeligen Conſtantius Chlorus, womit ihn die Schriftſteller beider Religionen[4]) beehren, auch nicht in der Sympathie der Chriſten — vielleicht nicht einmal in der Verzweiflung des zu Boden getretenen Italiens, denn die Bevölkerungen reden in dieſem Kampfe überhaupt kaum[5]) mit — wohl aber in der Kriegstüchtigkeit ſeiner etwa 40,000 Mann (Britten, Gallier und Barbaren) und in ſeiner eigenen Perſönlichkeit. Wenn dieſer Krieg nicht von ſo verdächtiger Seite gerühmt würde, ſo müßte man ihn vielleicht bewundern wie den italieniſchen Feldzug des jugendlichen Napoleon, mit dem er

Conſtantins Krieg gegen Maxentius. 312.

---

[1]) Außer Euſeb und Zoſimus ſind hier die Panegyriken IX und X Hauptquellen.

[2]) Euseb. vita C. I, 26 und 37, wo Conſtantin ſogar den Römern die Freiheit ihrer Ahnen wiedergeben will! —

[3]) Laut Zoſimus 170,000 Mann zu Fuß und 18,000 Reiter.

[4]) Sehr ernſtlich ſchildert z. B. Nazarius im Paneg. X. c. 14. deren Auftreten.

[5]) Die Städte rufen wohl (Paneg. IX, 7) den Conſt. zu ſich, aber erſt nachdem er geſiegt hat.

mehr als ein Schlachtfeld gemein haben mochte. Die Erſtürmung von Suſa, die Schlacht bei Turin, wo die ſchwere Reiterei der Feinde — Mann und Roß gepanzert [1]) — mit eiſernen Keulen todtgeſchlagen wurde, der Einzug in Mailand, das Reitertreffen bei Brescia entſprächen dem Anfange des 1796er Feldzuges; dann möchten die furchtbaren Kämpfe Conſtantin's um Verona wohl die Brücke von Lodi und die Bezwingung von Mantua aufwiegen. Aber auch die Feinde würden der Vergleichung mit Napoleons Feinden nicht unwerth ſein; ſie kämpften mit Muth und Ausdauer und liefen nicht zu Conſtantin über, ſo daß er z. B. die ganze kriegsgefangene Beſatzung von Verona in Feſſeln ſchlagen mußte, damit ſie nicht wieder zu Marentius entwichen. Sie zu tödten erlaubte weder die fortgeſchrittene Humanität noch der wohlverſtandene Vortheil des Reiches, und auf ihre Parole war, ſcheint es, nicht zu bauen; man mußte ihre Schwerter zu Handfeſſeln umſchmieden. Verona hatte ſich aber erſt ergeben, als ein anderer Theil der conſtantiniſchen Armee Aquileſa und Modena mit Sturm genommen hatte.[2])

So war eine feſte Baſis gewonnen für die Eroberung von ganz Italien; Marentius und ſeine Generale waren überraſcht worden; was ſie durch rechtzeitige Beſetzung der Alpenpäſſe mit geringen Mitteln hätten ausrichten können, brachten ſie am Fuß der Alpen und in der Ebene mit Strömen Blutes nicht wieder ein. Strategiker mögen nun entſcheiden, ob Marentius nicht vielleicht Gründe hatte, den Feind bis gegen Rom vorrücken zu laſſen. Die Autoren

[1]) Sogenannte Clibanarier oder Cataphracten, aus dem perſiſchen Kriegsweſen entlehnt.

[2]) Panegyr. X, 26, wo ſich oppugnatio ohne Zweifel auch auf dieſe beiden Städte bezieht. Das Schweigen des Paneg. IX, 11 darf hier nicht irre leiten; der Autor will nur nicht ſo unhöflich ſein, von Waffenthaten zu ſprechen, wobei ſein Held nicht ſelber commandirte.

8. Abſchnitt. ſchildern ihn freilich bald als feigen Stubenſitzer, bald als abergläubiſchen Beſchwörer [1]) und Beides mag ſeine theilweiſe Richtigkeit haben. Daß die Einwohner von Rom den Gewaltherrſcher haßten, leidet keinen Zweifel; bei einem Streit mit ſeinen Soldaten waren 6000 Menſchen umgekommen; ſein wüſtes Leben und ſeine Erpreſſungen konnten ihm nur Feinde machen; aber dieß Alles war nicht entſcheidend. Er hatte noch eine große Armee für ſich und Rom ſelber war für den Fall einer Belagerung mit ungeheuern Vorräthen verſehen, wurde auch durch Gräben neu befeſtigt, ſodaß man den Feind hinhalten und vielleicht plötzlich einwickeln konnte. Allein wenn die berühmte Schlacht, die bei Sara rubra neun Millien von Rom begann und an der milviſchen Brücke endigte, wirklich ſo angeordnet war, wie die Schriftſteller erzählen, ſo kann von ſtrategiſcher Rechtfertigung überhaupt kaum mehr die Rede ſein; das Heer des Maxentius war nämlich in langer Linie ſo aufgeſtellt, daß es die Tiber im Rücken hatte; dieſer ſehr reißende Fluß aber ſcheint keine andere Brücke gehabt zu haben als die milviſche nebſt einer daneben liegenden Schiffbrücke. So mußte gleich die erſte Verwirrung unheilbar werden. Was nicht durch das Schwert fiel, ertrank; um Maxentius herum hielten noch die Prätorianer, deren Geſchöpf er war, am längſten aus; auch er floh und verſank im Fluſſe, während ſie wie einſt die Schaar Catilina's bei Piſtoja, ſich an der Stelle niederhauen ließen, wo ſie am Anfang der Schlacht geſtanden hatten. Ihre Vernichtung war für den Sieger von großem Werthe, weil er ſonſt doch noch einmal mit ihnen hätte abrechnen müſſen. Er hatte es jetzt leicht, das prätorianiſche Lager zu zerſtören.

Schlacht bei Rom.

Mit dieſer Schlacht hatte nun das ganze Abendland ſeinen Herrn; auch Afrika und die Inſeln fielen dem Ueberwinder zu. Zwiſchen zwei Illegitimen hatte das höhere

[1]) So auch Zoſimus II, 16.

Talent und die Entſchloſſenheit wie billig den Sieg entſchieden. Conſtantin, bisher nur durch Grenzkriege bekannt, ſtand auf einmal im blendendſten Glanze des Heldenruhmes der öffentlichen Meinung gegenüber. Jetzt handelte es ſich darum, dieſe neue Macht womöglich auf andere Grundlagen als auf die bloße Soldatengewalt zu ſtellen.

Conſtantin und der Senat.

Hört man nur die Feſtredner, ſo hätte Conſtantin nach Aufhebung der ärgſten maxentianiſchen Mißbräuche und Verfolgungen vor Allem den Senat geehrt und durch neue Ergänzung aus den Provinzialen zu heben geſucht. Es braucht aber keinen beſondern Scharfblick um einzuſehen, daß nach den Ereigniſſen der letzten drei Jahre keine Mitregierung des Senates mehr möglich war. Conſtantin konnte wohl den Römern zu Gefallen dieſe Körperſchaft wieder äußerlich zu Ehren bringen, nicht aber von ihr eine weſentliche Unterſtützung hoffen, und deßhalb mußte ſie ihm innerlich gleichgültig bleiben; ja vielleicht hegte er ſchon damals Pläne, die zwiſchen ihm und dem Senat eine tiefe Abneigung begründen mußten. Neun Jahre ſpäter läßt ein Panegyriker, der den Senat ſo eben eine Blüthe der ganzen Welt und Rom eine Burg aller Völker und Königinn aller Lande genannt hat, die Wahrheit doch zwiſchen den Zeilen leſen: „Dieſe ehrwürdige Seele des römiſchen Volkes,[1]) hergeſtellt „wie ſie vor Alters war, zeigt weder frechen Uebermuth „noch kümmerliche Niedergeſchlagenheit; beſtändige Ermah„nungen des göttlichen Fürſten haben ſie in ein ſolches Ge„leiſe gebracht, daß ſie, nach ſeinem Wink ſich biegend und „wendend, nicht ſeiner Furchtbarkeit ſondern ſeiner Güte ſich „willig fügt."[2]) Mit andern Worten: der Senat, großentheils aus Heiden beſtehend, und ohne allen Einfluß auf die Regierung, findet ſich in einer ſchiefen Stellung zum Kaiſer. Er verſammelt ſich noch regelmäßig und die Kalen-

[1]) Nämlich der Senat.

[2]) Panegyr. X. (Nazar. Constantino, vom Jahr 321) c. 35.

8. Abſchnitt. der geben ſogar die Tage an: „senatus legitimus," geſetzlicher Senatstag — allein dieß kömmt mit Ausnahme des Januar's höchſtens einmal im Monat vor.

Conſtantin's Toleranz. Der Kaiſer aber hatte ſich inzwiſchen zum Beſchützer des Chriſtenthums proclamirt. Seine perſönliche Religioſität mag hier einſtweilen ganz aus dem Spiele bleiben; fragen wir nur nach den politiſchen Gründen, welche einen römiſchen Imperator zu einem ſolchen Schritte bewegen konnten. Die Chriſten waren doch immer nur eine kleine Minorität,[1]) die man weiter nicht zu ſchonen brauchte; wie konnte nun ihre Duldung dem Ehrgeizigen als ein Mittel der Macht, mindeſtens als eine Sache der Zweckmäßigkeit erſcheinen?

Das Räthſel löst ſich, ſobald man annimmt, daß die Mehrzahl derjenigen Heiden, auf deren Meinung etwas ankam, die weitere Verfolgung mißbilligten, daß ſie auf die daherige Störung des bürgerlichen Lebens mit Unmuth, auf den im Pöbel geweckten Blutdurſt mit Beſorgniß hinſahen, daß in den letzten Jahren bedenkliche Vergleichungen angeſtellt wurden zwiſchen dem an und für ſich nicht blühenden, aber doch ruhigen Zuſtande Galliens und dem ſchändlichen Henkerweſen im Oſten und Süden. Jeder Terrorismus erlahmt, ſobald die Durchſchnittsmaſſe ihre Leidenſchaft geſtillt hat und die unangenehmen Folgen ſelber zu empfinden anfängt; die Fanatiker die ihn perpetuiren wollen, gehen entweder an ihren eigenen Conſequenzen zu Grunde oder ſie werden bei Seite geſchoben. Bereits hatten ſogar die verfolgenden Kaiſer die Duldung zeitweiſe als politiſches Mittel, oder auch nur zur Kränkung des Galerius eintreten laſſen, und Galerius ſelber hatte dann in ſeiner furchtbaren
311. letzten Krankheit ein höchſt auffallendes Duldungsedict ge-

[1]) Die Ueberlieferung hat hier eine empfindliche Lücke. Gleich nach der Verfolgung müſſen die Uebertritte zum Chriſtenthum außerordentlich zugenommen haben. Euſeb, Sulpicius Severus u. A. bringen nur ganz allgemeine Ausdrücke, **mirum est quantum invaluerit religio** u. dgl. ſtatt Zahlenangaben.

geben, in welchem die Chriſten ſchließlich zur Fürbitte für ſeine Perſon bei ihrem Gotte aufgefordert wurden. Conſtantin brachte alſo mit ſeinen zwei Toleranzedicten von Rom und Mailand nicht einmal etwas Neues, und benützte die Toleranzfrage zunächſt auch nicht gegen die übrigen Kaiſer, vielmehr vermochte er den inzwiſchen mit ihm verſchwägerten Licinius zur Theilnahme an jenen Beſchlüſſen und Beide unterhandelten ſogar mit Maximinus Daza um ſeine Beipflichtung, die denn auch in beſchränktem Sinne erfolgte. — Somit wäre die Chriſtenduldung einfach eine Sache der Nothwendigkeit geweſen und bedürfte keiner weitern Erklärung. 312 und 313.

Es ergab ſich aber eine Gelegenheit, da der neue Herr des Abendlandes einigermaßen ſein wirkliches Verhältniß zur römiſchen Staatsreligion und zwar als ein indifferentes verrieth. Nach der Schlacht an der milviſchen Brücke hatten ihm Senat und Volk nebſt andern Ehrenbezeigungen einen Triumphbogen zuerkannt, der ziemlich raſch, zum Theil mit den ſchönen Bruchſtücken eines Bogens des Trajan zuſammengebaut wurde. Die Inſchrift lautet gegenwärtig dahin, Flavius Conſtantinus Maximus habe über den Tyrannen und ſeine ganze Partei geſiegt u. ſ. w. „auf Eingebung der Gottheit;“ allein unter dieſen Worten ſchimmert eine frühere Lesart durch: „auf den Wink des höchſten und beſten Jupiter.“[1]) Wahrſcheinlich wurde die Aenderung zu der Zeit angebracht, da der Kaiſer die (ohne ſein Vorwiſſen verfaßte) Inſchrift zum erſten Mal ſah, nämlich bei ſeinem Beſuche zu Rom im Jahre 315, als ſeine religiöſe Stellung ſchon deutlicher beſtimmt war. Die erſte Lesart bewieſe dann nur, daß man unmittelbar nach dem Siege noch nichts Die Inſchrift des Triumphbogens.

[1]) Statt des jetzigen INSTINCTV. DIVINITATIS hieß es NVTV. I. O. M. etc. Ich verdanke dieſe Notiz der gütigen Mittheilung des Hrn. Dr. Henzen in Rom. Man entdeckte die Correctur, als zur franzöſiſchen Zeit der Bogen mit Gerüſten umgeben wurde, um die Bildwerke abzuformen.

8. Abſchnitt. Anderes wußte als daß der Imperator römiſcher Heide ſei. Die Correctur läugnet dieß nicht, und ſtellt ihn noch weniger als Chriſt dar, ſie entzieht ihn nur jedem direkten Glaubensbekenntniß und behält ihm allenfalls den Monotheismus frei. Die Bildwerke des Bogens ſtellen bekanntlich zum Theil heidniſche Opfer dar, an Apoll, Diana, Mars und Sylvanus, nebſt Suovetaurilien.

Und Marentius hieß alſo nicht bloß bei Euſeb, ſondern auch an offiziellſter Stelle der Tyrann, d. h. im damaligen Sinne der Unberechtigte, der Uſurpator! Dieß Wort hätte ganz eben ſo gut auf Conſtantin gepaßt, allein die Leute redeten ſich ein, Marentius ſei doch nur ein untergeſchobenes Kind geweſen, und ſeine Mutter geſtehe dieß ſelber zu. Man wünſcht das Erbrecht herbei und ſehnt ſich nach einer Dynaſtie, ſobald man wählen darf und nicht mit bösartigen Prinzen von Geblüt vorlieb nehmen muß. Fortan giebt ſich die ganze Panegyrik überhaupt das Wort, von Conſtantin als von dem allein Rechtmäßigen, von allen Andern aber als von Tyrannen zu ſprechen.[1])

Diocletians Selbſtmord. Diocletian hatte alſo mit ſeinem Syſtem von Adoptionen, welches auf ſo viele Entſagung berechnet war, gegenüber ſo vielem Ehrgeiz Unrecht behalten. Er gab ſich um dieſe Zeit 313. freiwillig den Tod, durch Hunger oder durch Gift.[2]) Conſtantin und der unbegreiflich verblendete Licinius hatten ihm eine Falle legen wollen und ihn zur Hochzeit der Conſtantia nach Mailand eingeladen, welches er ohne Zweifel nicht mehr frei oder nicht mehr lebend verlaſſen hätte. Er that ihnen den Gefallen nicht, ſondern entſchuldigte ſich mit ſeinen achtundſechszig Jahren. Darauf ſandten ſie ihm Drohbriefe, worin ihm vorgeworfen wurde, er halte es mit Mariminus Daza und habe es mit Marentius gehalten als dieſer noch

[1]) So Euſeb durchgängig. Auch Julian in ſeiner Jugendarbeit, Encomium ad Constantium, ed. Schæfer pag. 10.

[2]) Aur. Viet. Epit. — De mort. pers. 42. 43. — Ueber das irrige Todesjahr 316 vgl. Clinton l. c. ad h. a.

lebte. Diocletian war zu lebensmüde oder von dem Ablauf ſeines Schickſals zu feſt überzeugt um ſich etwa wirklich dem Daza in die Arme zu werfen, und ebenſowenig wollte er ſich von Jenen erwürgen zu laſſen. Obwohl er als Privatmann ſtarb, wurde ihm doch (wahrſcheinlich vom Senat) die Ehre der Apotheoſe zuerkannt, zum letztenmal im alten heidniſchen Sinne.

Was wären die damaligen Herrſcher geweſen ohne ihn? Höchſtens Generale mit mehr oder weniger nahen Ausſichten auf den Kaiſerthron und auf die Ermordung durch Soldaten oder Verſchwörer. Erſt durch die Stätigkeit, welche er in die Thronverhältniſſe gebracht, durch das entſchiedene Halt! welches er dem ſchrankenloſen Cäſarismus zugerufen, war es wieder möglich geworden von einem Thronrecht und bald auch von einem Erbrecht zu reden, wenn es auch damit im einzelnen Falle nicht gar weit her war. Ohne Diocletian gab es keinen Conſtantin, d. h. keine Gewalt welche mächtig genug geweſen wäre, das Reich unerſchüttert aus dem alten Zuſtand in einen neuen hinüberzuführen und die Schwerpunkte der Macht an andere Stellen zu rücken gemäß der Nothwendigkeit des neuen Jahrhunderts.

Untergang des Maximinus Daza.

Das nächſte Opfer welches fallen mußte, war Maximinus Daza. Roh, ausſchweifend, abergläubig über die Maßen, beſaß er doch jene kühne Entſchloſſenheit, welche den Herrſcher ſo weſentlich ziert und welche wohl den Galerius zu ſeiner Adoption bewogen hatte; ſonſt erſcheint ſeine Regierung, wie aus dem Benehmen gegen die Chriſten [1]) hervorgeht,

[1]) Euseb. Hist. eccl. VIII, 14. ſowie das ganze neunte Buch und die Beilage de martyr. Palæst. Maximin's Charakteriſtik bei Aurel. Vict. Epit. 40: ein Hirte an Herrkunft und Erziehung, ſchätzte er doch den Umgang der Weiſeſten und Gebildetſten; bei ſonſt ruhiger Gemüthsart liebte er den Wein zu ſehr und gab in der Trunkenheit manche grauſame Befehle; da ihn dergleichen ſpäter gereute, gebot er, fortan die Ausführung immer zu verſchieben bis er nüchtern ſein würde. — Aehnliches von Galerius beim Anon. Vales. 11.

8. Abſchnitt. herzlos und tückiſch, läßt ſich übrigens ſchwer im Einzelnen beurtheilen, weil er unter eine förmliche Mitherrſchaft der Prieſter und Magier gerathen war. Dem Anſinnen der beiden andern Kaiſer um Theilnahme an den Toleranzmaßregeln hatte er zwar nachgegeben, doch offenbar nur gezwungen, ſodaß die Chriſten ſeiner frühern Zweizüngigkeit eingedenk ſich nicht an's Licht wagen wollten.

Er hatte ſchon ſeit Jahren geahnt, daß er ſich ſeiner Exiſtenz werde zu wehren haben, und war deßhalb in ein geheimes Bündniß mit dem Uſurpator Maxentius getreten, ſo wie Licinius mit dem Uſurpator Conſtantin. Doch half er jenem in der Stunde der Gefahr nicht, vielleicht weil er wußte, daß ihm überhaupt nicht zu helfen war; dafür ſparte er ſeine Kräfte zu einem neuen, plötzlichen Angriff auf Li-
313. cinius. Blitzſchnell rückte er wieder aus Syrien durch Kleinaſien nach Europa und nahm in dem Gebiete ſeines Gegners das feſte Byzanz ſowie Heraklea weg. Zwiſchen dieſer Stadt und Adrianopel kam es zu einer Schlacht mit dem überraſchten Gegner. Wider Willen der Beiden handelte es ſich hier ganz offenbar um Chriſtenthum oder Heidenthum, weil man wußte, daß Maximin als Sieger die Chriſtenverfolgung auf das Furchtbarſte erneuern würde; es iſt aber ſehr die Frage, ob die kämpfenden Heere ſich deſſen irgendwie bewußt waren, obſchon der falſche Lactantius (Cap. 46) das licinianiſche Heer ein ganzes Gebet auswendig lernen läßt, welches ein Engel dem Imperator ſollte im Traum eingegeben haben. Maximin unterlag wahrſcheinlich der höhern Kriegskunſt oder der kriegeriſchen Popularität ſeines Gegners, zu welchem ein Theil ſeines Heeres überlief. Auf der Flucht ſammelte er ſich erſt in Cappadocien wieder, und ſuchte die Päſſe des Taurus durch Verſchanzungen zu ſperren, ſtarb aber, wahrſcheinlich natürlichen Todes,[1]) zu Tarſus in Cilicien. Licinius, der bereits Nicomedien ein-

[1]) Morte simplici, ſagt Aurel. Vict. Epit. 40. Fortuita morte, bei Eutrop. X, 4.

genommen und daſelbſt ein neues Toleranzedict erlaſſen hatte, trat nun ohne weitern Widerſtand in das Erbe von Aſien und Aegypten ein.

Conſtantins Verhältniß zu Licinius.

Conſtantin hatte ohne Zweifel mit Vergnügen zugeſehen, wie ſich die beiden Legitimen untereinander bekämpften und wie ihrer wiederum einer weniger wurde. Licinius erwies ihm jetzt überdieß den Dienſt, mit den Familien des Galerius, des Severus und des Maximinus Daza aufzuräumen; ſelbſt Prisca und Valeria, die Wittwe und Tochter Diocletians, wurden ſpäter bei Theſſalonich aufgegriffen und enthauptet. Seitdem es in den Köpfen der Menſchen wieder eine Art von Erbrecht gab, konnten ſolche Prinzen und Prinzeſſinnen gefährlich werden; der neue Herr des Orients fand die natürlichſte Ausgleichung in dem gemeinen Sultanismus, der ſo lange mordet, bis kein möglicher Prätendent mehr da iſt.[1]) Es iſt dieſelbe rohe Gewaltſamkeit, welche gegen die Spottreden der Antiochener keine andere Rache wußte, als ihrer Zweitauſend im Circus zuſammenſchießen zu laſſen.[2])

Die Cäſarenfrage.

Darauf erinnert man ſich aus der diocletianiſchen Zeit, daß zu einiger Sicherheit des Thrones doch deſignirte Nachfolger oder Cäſaren gehören. Conſtantin wagt zuerſt vorzuſchlagen und zwar einen gewiſſen Baſſianus, der eine ſeiner Schweſtern, Anaſtaſia, zur Gemahlin hatte. Allein der Bruder deſſelben, Senecio, ein Verwandter des Licinius, wiegelt den Baſſianus gegen Conſtantin ſelber auf, und der Letztere ſieht ſich genöthigt, den eigenen Schwager aus der Welt zu ſchaffen und von Licinius, ſeinem andern Schwager, die Auslieferung des Senecio zu verlangen, welche ihm keck verweigert wird; ja in einer der weſtlichen Grenzſtädte des liciniſchen Gebietes, zu Aemona (Laybach), werden bereits die Statuen Conſtantin's zu Boden geworfen.[3]) Auf

[1]) Seine Charakteriſtik bei Aurel. Victor Epit. 41.

[2]) Wenn dem Malalas l. XII, ed. Bonn. p. 314. zu glauben iſt.

[3]) So räthſelhaft alles dieſes beim Anonym. Vales. 14. s. lautet ſo enthält es doch eher wenn auch in entſtellter Form die wahre Ur-

8. Abſchnitt. dieſe Ereigniſſe hin, welche irgend eine heilloſe Familienintrigue vorausſetzen, entbrennt ein gewaltiger Krieg, in welDer erſte Krieg. chem Conſtantin der angreifende Theil geweſen ſein muß; wenigſtens rückt er in das Reich ſeines Schwagers, ſchlägt
8. Oct. 314. ihn bei Cibalis an der Save (dem jetzigen Sevilei oder Svilaja) und verfolgt ihn bis nach Thracien, wo eine zweite, wahrſcheinlich weniger entſcheidende Schlacht in der mardiſchen Ebene vorfiel. Licinius hatte bereits von ſich aus einen Grenzcommandanten Valens zum Cäſar ernannt; die erſte Bedingung des jetzt unterhandelten [1]) Friedens war deſſen Zurücktritt in den Privatſtand, damit keine dritte Dynaſtie aufkomme, außerdem mußte Licinius alle ſeine europäiſchen Beſitzungen, alſo die Lande ſüdlich von der Donau nebſt ganz Griechenland abtreten mit Ausnahme Thraciens und der Pontusküſte.

Dahin hatte es der Legitime gebracht durch ſein früheres Bündniß mit dem ihm geiſtig ſo weit überlegenen Uſurpator, gegen welchen ſich ſchon nach dem Tode des Galerius alle Uebrigen hätten vereinigen müſſen, wenn ſie ſich behaupten wollten. Je weniger eine Gewalt ihres rechtmäßigen Urſprunges ſicher iſt, deſto unvermeidlicher drängt es ſie, allem Legitimen rings um ſich herum den Garaus zu machen. Von jetzt an hat Conſtantin ſeinen Mitherrſcher gänzlich in der Gewalt und die zehnjährige Friſt, die dem Licinius gegönnt wird, iſt eine reine Gnadenfriſt. Scheinbar bleibt völlige Gleichberechtigung zwiſchen beiden; nach einiger Zeit
317. ernennen ſie beiderſeits ihre Söhne zu Cäſaren, Conſtantin den Criſpus und den jüngern Conſtantin, Licinius den

---

ſache des folgenden Krieges als die allgemeinen Angaben des Zoſimus und der Uebrigen. Euſeb und der falſche Lactanz, welcher laut c. 51 frühſtens gegen Ende d. J. 314 ſein Buch ſchrieb, haben ihre Gründe von dem Kriege zu ſchweigen.

[1]) Petrus Patricius, legat. fragm. 15. bei Müller, a. a. O. Bd. IV, p. 189. — Conſtantin's Ingrimm gegen den „elenden Sklaven" Valens iſt nicht ohne Bedeutung.

Licinianus. Aber ein Blick auf das Alter dieſer Cäſaren verräth die ungleiche Stellung der Imperatoren; Criſpus war ein kräftiger, bald des Heerbefehls fähiger Jüngling, Licinianus dagegen ein zwanzigmonatliches Kind, und dabei der einzige Sohn des ſchon betagten Vaters, alſo bei deſſen Tode vorausſichtlich hülflos und leicht zu beſeitigen. Deßhalb hätte der Legitime ſo gerne gemäß dem diocletianiſchen Syſtem Waffengenoſſen zu Cäſaren adoptirt, wie den Valens und ſpäter den Martinian, allein Conſtantin ließ es nicht mehr geſchehen. Er ſelber erlaubt ſich noch eine zweite Ernennung; neben ſeinem ältern Sohn erſter Ehe, Criſpus, ſtellt er bereits ſeinen noch ſehr jungen gleichnamigen Sohn von der Fauſta in Reſerve auf.

Darauf geduldet ſich Conſtantin bis zum Jahre 323, ehe er das Reich des Licinius ſeiner Herrſchaft einverleibt. Er hätte es vielleicht ſchon beim erſten Kriege oder doch bald hernach wegnehmen können, nur vielleicht mit größerer Anſtrengung und mit der Gefahr neuen Abfalls. Statt deſſen ließ er die Frucht reifen, bis ſie ihm faſt von ſelber in die Hände fiel.

Licinius zur Chriſtenfeindſchaft gedrängt.

Es waren die entſcheidenen Jahre, in welchen er dem Chriſtenthum aufmerkſam zuſah, was es leiſten, was es einem klugen Regenten nützen könne. Als er durch die bedeutende Zunahme der Gemeinde, durch die deutlicher entwickelte Natur ihrer Hierarchie, durch die eigenthümliche Geſtalt des Synodenweſens und den ganzen damaligen Charakter des Chriſtenthums überzeugt worden war, daß man aus dieſer gewaltigen Macht eine Stütze des Thrones ſchaffen könne, jedenfalls aber ſich ihrer rechtzeitig verſichern müſſe, weil dieſe Macht ſchon anfing, ſich ſeiner zu verſichern, — da war auch der untrüglichſte Hebel gegen Licinius gefunden. Dieſer hatte inzwiſchen die Thorheit gehabt, ſeinen gerechten Groll gegen Conſtantin die Chriſten entgelten zu laſſen, als ob dieſe an der ruchloſen Herrſchbegier ſeines Gegners Schuld wären. Hätte er noch die Mittel zu einer

8. Abſchnitt. Erneuerung der Verfolgung beſeſſen oder anwenden wollen, ſo wäre wenigſtens der Schrecken ſein Verbündeter geweſen und der Principienkampf hätte dann im größten Maßſtab müſſen ausgefochten werden. Allein er beſchränkte ſich auf die Verweiſung der Chriſten von ſeinem Hofe und auf kleinliche Quälereien, welche dann gleichwohl durch die Widerſpenſtigkeit der ſtark angewachſenen Chriſtenmenge nothwendig ſich bis zu einer Art von Halbverfolgung ſteigerten.[1]) Was nur Chriſt hieß, vom Biſchof bis zum Geringſten herab, bildete nun eine natürliche Propaganda gegen ihn zu Gunſten Conſtantin's, der es an Aufreizung offenbar auch nicht fehlen ließ; ſchon die ungleich größere Begünſtigung, welche er von jeher den Chriſten erwieſen, hatte die Chriſten des liciniſchen Reiches erbittern müſſen. Jede Synode, jede Zuſammenkunft von Biſchöfen war jetzt in der That gefährlich — Licinius verbot ſie; jeder Gottesdienſt war als Zuſammenrottung verdächtig — er ließ Männer und Weiber ſich getrennt verſammeln und verbannte dann den ganzen Cultus aus der Stadt auf das freie Feld, weil draußen beſſere Luft ſei als in den Bethäuſern; die Geiſtlichen ſuchten durch die Weiber auf die Männer zu wirken — er befahl, die Weiber ſollten ihre religiöſe Belehrung fortan durch Lehrerinnen erhalten.[2]) Er degradirte die chriſtlichen Offiziere; einzelne wahrſcheinlich beſonders verdächtige Biſchöfe wurden getödtet, einzelne Kirchen geſchleift oder doch geſchloſſen. „Er wußte nicht (ſeufzt Euſeb) daß man in dieſen Kirchen für ihn zu beten pflegte; er glaubte, wir beteten nur für Conſtantin!“ Der tolerante Fürſt, der ſogar

[1]) Sulpic. Sever. sacra hist. l. II. Sed id inter persecutiones non computatur etc.

[2]) So meldet Euseb. vita Const., wo I, 49—59; II, 1—20 von Licinius die Rede iſt. — Die Biſchöfe in Licin's Reiche heißen I, 56 ſehr deutlich „Freunde des gottgeliebten und großen Kaiſers“, d. h. Conſtantins. — Den Geſammtumfang der liciniſchen Verfolgung giebt das Edict bei Euseb. II, 24—42.

bisher ſeinen Vortheil dabei gefunden, die Unterthanen in einigem Zweifel über ſein perſönliches Bekenntniß zu laſſen,[1]) kehrt endlich vollſtändig den alten Heiden heraus und umgiebt ſich mit ägyptiſchen Zauberern, Gauklern und Opferern; er befragt Traumdeuter und Orakel, unter anderm den mileſiſchen Apoll, der in zwei drohenden Hexametern antwortet; endlich läßt ihn Euſeb ſeine vertrauteſten Freunde und Leibwächter in einem heiligen Hain mit Götterſtatuen verſammeln; nach feierlichem Opfer hält er ihnen eine Rede, deren kurzer Sinn dahin geht, der bevorſtehende Kampf ſei eine Entſcheidung zwiſchen den alten Göttern und dem neuen fremden Gott.

Was war es denn, das den Licinius zu dieſen verzweifelt unklugen Schritten bewog? — Wahrſcheinlich ging ihm die Geduld und die Beſonnenheit aus, als er die furchtbare Tücke ſeines Gegners inne wurde und er verwünſchte ſeine frühere Nachgiebigkeit gegen die Chriſten, die durch ſolch einen erbarmungsloſen Anführer repräſentirt waren. Von einem Angriff auf Conſtantin's Lande war aber ſo wenig als im Jahr 314 die Rede; Euſeb (II, 3) glaubt auch dießmal ſeinem Helden die größte Ehre damit anzuthun, daß er dieſen ſich rüſten läßt rein aus Mitleid für die unglücklichen Unterthanen des Licinius, alſo ohne daß dieſer ihm den geringſten politiſchen Anlaß[2]) gab.

[1]) So daß Euſeb wie der falſche Lactantius ſich getäuſcht ſtellen konnten. In der früher verfaßten **Hist. eccl. IX, 9** iſt Licinius noch ein frommer und gottgeliebter Kaiſer, in der **vita Const. I, 49; II, 1 u. 46; III, 3** dagegen heißt er das ſchreckliche Thier, der böſe Dämon, die falſche Schlange, und wird ſogar als Drache unter Conſtantin's Füßen abgemalt. Schon in den ſpätern Ergänzungen und Interpolationen der **Hist. ecclesiastica** ſelbſt wird in ähnlichem Tone von Licinius geredet, was mit dem ſtehen gelaſſenen frühern Lobe in argem Widerſpruch ſteht. Vgl. **Hist. eccl. X, 8 u. 9.**

[2]) Noch in den vielleicht bald nach dem Kriege abgefaßten Nachträgen zur **Hist. eccles. (X, 8. 9)** hatte Euſeb für nöthig gefunden, von beabſichtigten Angriffen und Nachſtellungen Licin's zu ſprechen, in

8. Abſchnitt.

Der zweideutige Gothenkrieg.

Auf einmal fallen die Gothen über die Donau in das Gebiet des Licinius ein. Conſtantin rückt ungefragt gegen ſie, drängt ſie zurück und nöthigt ſie zur Herausgabe der mitgeſchleppten Gefangenen; Licinius aber beklagt ſich über dieſe Intervention auf ſeinem eigenen Boden.[1]) Soweit die Notiz eines einſylbigen, ſpäten, aber ſehr wichtigen Excerptors, des ſogenannten Anonymus Valeſianus. Daneben halte man, was der bekannte Geſchichtſchreiber der Gothen, Jornandes (Cap. 21) erzählt: „Es kommt oft vor, daß die „Gothen (von den römiſchen Kaiſern) eingeladen worden „ſind, wie ſie denn auch von Conſtantin zum Zuzug auf„gefordert wurden und gegen ſeinen Schwager Licinius „die Waffen trugen, und dieſen — beſiegt, in Theſſalonich „eingeſchloſſen und des Reiches beraubt — mit dem Schwert „des Siegers ermordeten.“ — Wer Conſtantin aufmerkſam beobachtet, weiß oder ahnt, wie er dieß zuſammen reimen ſoll.[2]) Jedenfalls gehörte jener vorgebliche Gotheneinfall unter die nächſten Vorboten des Krieges.

Der letzte Kampf um die Weltherrſchaft.

Wir übergehen die einzelnen Ereigniſſe dieſes letzten Kampfes um die Weltherrſchaft, dieſes zweiten Krieges von Actium. Conſtantin beſaß mit Theſſalonich und den übrigen Häfen Griechenlands ſeit 314 einen bedeutenden Zuwachs zu ſeiner frühern Seemacht und ſtellte 200 Kriegsſchiffe auf, Licinius, der die Küſten des Orients aufbot, 350. In die-

---

der vita Const. (II, 3) hat ſein Held ſchon von vornherein Recht bei Allem was er thut; es bedarf jener Motive gar nicht mehr, und Conſtantin fängt den Krieg aus dem Stegreif an. So urtheilte man um d. J. 340.

[1]) Was Zoſimus II, 21 ſtatt deſſen hier einſchiebt, die Geſchichte von Conſtantins Krieg gegen die Sarmaten unter Rauſimod, iſt hiemit nicht zu verwechſeln und gehört wahrſcheinlich in das Jahr 319.

[2]) Das Geſetz vom 27. April 323, Cod. Theodos. VII, 1, welches Denjenigen zum Flammentode verurtheilt, der den Barbaren Gelegenheit zur Plünderung gegen Römer geben würde, darf hier nicht irre machen.

ſem Maßſtab ging es weiter, bis Conſtantin im Ganzen 130,000 Mann, Licinius 165,000 beiſammen hätte. Seit Septimius Severus waren wohl für keinen Bürgerkrieg ſo enorme Kräfte ins Feld geführt worden. Bei Adrianopel, wo Conſtantin zuerſt ſiegte, fielen 34,000 Mann; darauf ſchlug ſeine Flotte unter Criſpus die des Licinius unter Abantus (Amandus) unweit vom Eingang des Helleſpontes, und ein Sturm richtete die letztere vollends zu Grunde; Licinius aber, der ſich in Europa nicht mehr halten konnte, ging von Byzanz nach Chalcedon hinüber und ernannte hier einen ſeiner Hofbeamten, Martinianus, zum Cäſar. Dieſe Maßregel hätte zu Anfang des Feldzuges von entſcheidendem Werthe ſein können. Der Legitime hätte durch rechtzeitige Adoptionen im diocletianiſchen Sinne, unbekümmert um den Einſpruch des Uſurpators, die drei oder vier zuverläſſigſten Feldherrn ſeines Reiches für ſeine Sache intereſſiren müſſen. Jetzt, mitten in Muthloſigkeit und Verrath, war es zu ſpät damit.

Nach einer Pauſe erneuerte ſich der Kampf; Martinian, bei Lampſacus ſtationirt um eine Landung der Feinde am Helleſpont zu verhindern, wurde eilends wieder von Licinius zum Hauptheere an den Bosporus gerufen, wo dem Conſtantin die Ueberfahrt bereits gelungen war. Endlich entſchied die große Landſchlacht von Chryſopolis bei Chalcedon, aus welcher von den 130,000 Soldaten des Licinius (worunter ebenfalls Gothen waren) kaum 30,000 entkommen ſein ſollen.[1]) Der unglückliche Kaiſer ſelbſt flüchtete nach Nicomedien, wo er ſofort eingeſchloſſen wurde, während Byzanz und Chalcedon dem Sieger ihre Thore öffneten.

[1]) Der Anonym. Vales. 27 läßt wenigſtens von Licin's Heere 27,000 Mann umkommen und die Uebrigen fliehen. — Ob in dem ebenda genannten Gothenhäuptling Aliquaca etwa ein aliqua causa verborgen iſt, laſſen wir dahin geſtellt. — Euſeb macht dem Licinius ſeine Barbarenwerbung (V. C. II, 15) zum Vorwurf, ohne zu bedenken, daß ſein Held daſſelbe that.

8. Abſchnitt. Conſtantia, die Gemahlin des Licinius und Schweſter des Conſtantin, welche zur Unterhandlung in's Lager kam, erhielt die eidliche Zuſicherung, daß ihres Gatten Leben geſchont werden ſolle, und darauf hin ſchritt der alte Kampfgenoſſe eines Probus und Diocletian aus der Stadt hervor, beugte das Knie vor dem Ueberwinder und legte den Purpur ab. Er wurde nach Theſſalonich geſchickt, Martinian
324. nach Cappadocien. Allein ſchon im folgenden Jahre fand Conſtantin es zweckmäßiger ſie zu tödten; „er war belehrt „durch das Beiſpiel ſeines Schwiegervaters Maximianus „Herculius und fürchtete Licinius möchte zum Verderben des „Reiches den Purpur noch einmal annehmen.“ [1]) Mit dieſem Motiv unläugbarer Zweckmäßigkeit hätte ſich die Nachwelt bei einem Charakter wie Conſtantin begnügen ſollen; ſtatt deſſen wurde ſpäter von einer in Theſſalonich angezettelten Soldatenverſchwörung zu Gunſten des Abgeſetzten gefabelt,[2]) wovon Euſeb ganz gewiß etwas ſagen würde, wenn ſie wirklich Statt gehabt hätte. Er geht aber nach ſeiner meiſterlichen Art über Conſtantin's Eidbruch und alle andern Umſtände hinweg mit der kahlen Bemerkung: der Gottesfeind und ſeine böſen Rathgeber ſeien nach Kriegsrecht verurtheilt und beſtraft worden. So viel iſt gewiß, daß der alte Kaiſer erdroſſelt, der Cäſar von Leibwachen niedergemacht wurde. Von dem eben ſo traurigen Schickſal des Licinianus wird bald die Rede ſein.

Verdrehung der Motive.

Euſeb idealiſirt dieſen ganzen Krieg zum reinſten Principienkampf; Licinius iſt der Gottesfeind und ſtreitet wider Gott; Conſtantin dagegen kämpft unter dem unmittelbarſten göttlichen Schutze, der eine ſichtbare Geſtalt gewinnt in dem Semeion, dem bekannten Prachtfetiſch, welcher mit in

---

[1]) Anon. Vales. 29. — Euseb. vita. C. II, 18. Zosim. II, 28 Socrates I, 5. Sozom. I, 7. u. A. m.

[2]) Bei Zonaras verlangen gerade die Soldaten ſeinen Tod. Darauf will der milde Conſtantin noch den Senat fragen! —

die Schlacht getragen wird; an himmliſchen Erſcheinungen, an Geiſterheeren, welche durch Licin's Städte ziehen u. dgl., iſt vollends kein Mangel. Euſeb iſt nicht etwa ein Fanatiker; er kannte die profane Seele Conſtantin's und ſeine kalte, ſchreckliche Herrſchbegier recht gut, und wußte die wahren Urſachen des Krieges ohne Zweifel genau; er iſt aber der erſte durch und durch unredliche Geſchichtſchreiber des Alterthums. Seine Taktik, welche für jene Zeit und für das ganze Mittelalter einen glänzenden Erfolg hatte, beſtand darin, den erſten großen Beſchützer der Kirche um jeden Preis zu einem Ideal der Menſchheit in ſeinem Sinne, vor allem zu einem Ideal für künftige Fürſten zu machen. Darob iſt uns das Bild eines großen, genialen Menſchen verloren gegangen, der in der Politik von moraliſchen Bedenken nichts wußte und die religiöſe Frage durchaus nur von der Seite der politiſchen Brauchbarkeit anſah. Wir werden finden, daß er ſich ſeit dieſem Kriege allerdings den Chriſten enger anzuſchließen für gut fand und daß damit die Erhebung des Chriſtenthums zur Staatsreligion vollendet war. Allein Conſtantin war ehrlicher als Euſeb; er hat mehr geſchehen laſſen als gehandelt, und in Betreff ſeiner perſönlichen Ueberzeugung die Unterthanen ſo wenig zu einer beſtimmten Anſicht gezwungen als Napoleon da er das Concordat ſchloß.

Der Hausmord; Criſpus und Fauſta.

Es wäre auch von ſeiner Seite eine ſtarke Zumuthung geweſen, für einen Chriſten gelten zu wollen. Nicht gar lange nach dem Concil von Nicäa läßt er auf einmal ſeinen trefflichen Sohn aus erſter Ehe, Criſpus, den Zögling des Lactantius, zu Pola in Iſtrien umbringen und bald darauf ſeine eigene Gemahlin, Maximian's Tochter Fauſta im Bade erſticken; auch der kaum eilfjährige Licinian wurde, wahrſcheinlich zugleich mit Criſpus ermordet. Ob Fauſta gegen den Stiefſohn eine Phädra war, oder wodurch ſie ihn beim Vater verläumdete, ob es ihr nur um die Erhebung ihrer eigenen Söhne zu thun war, ob wirklich die Vorſtel-

lungen der alten Helena den Kaiſer vermochten ſie ebenfalls zu tödten, — dieß alles laſſen wir dahingeſtellt. Daß aber dieſe Gräuel keine bloße Familienſache, ſondern auch politiſcher Art waren, ließe ſich etwa aus der Mitermordung des Licinian ſchließen.[1]) Man ſpricht bei dieſem Anlaß wohl von Philipp II. und von Peter dem Großen, allein die wahre Parallele bietet Soliman der Prächtige und ſein edler Sohn Muſtapha, der durch die Ränke Roxolanens untergeht.[2]) Mit dem Erbrecht kehrte unabwendbar als deſſen Ergänzung der Sultanismus ein, d. h. die Herrſcher würden ſich in der Mitte ihrer eventuell thronberechtigten Brüder, Söhne, Oheime, Neffen und Vettern keinen Augenblick ſicher fühlen, wenn ſie nicht jederzeit durch zweckmäßige Erdroſſelungen u. ſ. w. nachhelfen dürften. Conſtantin ging hierin voran; wir werden ſehen wie die Söhne nachfolgten.

Dieſe Söhne, Conſtantin II., Conſtantius II. und Conſtans ſind inzwiſchen in die Cäſarswürde nachgerückt;[3]) das Geſchlecht der Herculier wächst in der That dem Throne entgegen, nachdem der Vater die Mutter, den mütterlichen Großvater, den Oheim Maxentius und den Stiefbruder aus der Welt geſchafft hat. Die Saat ſo vielen Fluches ſollte ſpäter üppig aufſchießen.

Wir übergehen einſtweilen die Erhebung von Byzanz zur Stadt Conſtantin's, zur Hauptſtadt der Welt. Er brauchte conſequenter Maßen eine vorausſetzungsloſe Reſidenz und Einwohnerſchaft, die ihm Alles verdankte, ſich nur

---

[1]) Gibbon (im dritten Bande) gibt ein hypothetiſches Bild des ganzen Herganges.

[2]) Vgl. Ranke, Fürſten und Völker von Südeuropa, I, S. 34. — Daß die Meinung der Hofleute den Conſtantin nicht freiſprach, würde aus dem Epigramm hervorgehen, welches der Gardepräfekt Ablavius an die Thür des Pallaſtes heften ließ, wenn dieſe Anekdote (bei Sidon. Apollinar. ep. V. 8.) beſſer bezeugt wäre.

[3]) Sie waren geboren 316, 317 und 323, und wurden Cäſaren 317, 323 und 333. S. die Ausleger zu Euſeb, Vita C. IV, 40.

auf ihn bezog und für ſo vieles Neue in Staat und Geſellſchaft den Mittelpunkt und das Gefäß abgeben konnte. Denn ohne eine ſolche ganz ausdrückliche Tendenz hätte er ruhig in Nicomedien bleiben können. Es iſt der bewußteſte und abſichtlichſte Akt ſeiner ganzen Regierung.

Ungleich ſchwieriger iſt die letzte große politiſche Entſcheidung Conſtantin's zu erklären, nämlich ſeine Theilung des Reiches.

Die Reichstheilung.

Von den Brüdern Conſtantins hatte Dalmatius zwei Söhne, Dalmatius und Hannibalian, und Julius Conſtantius ebenfalls zwei, damals noch im Kindesalter, Gallus und Julian, derſelbe den die Nachwelt den Abtrünnigen genannt hat. Von dieſen vier Neffen erhob Conſtantin den Dalmatius, der bereits (333) ein Conſulat bekleidet hatte, zwei Jahre vor ſeinem Tode zum Cäſar. Er hatte ſchon deſſen Vater, 335.
den alten Dalmatius,[1]) beſonders ausgezeichnet und ihn unter dem an ſich nichtsſagenden Titel eines Cenſor's nach dem wichtigen und vielleicht gefährlichen Antiochien verſetzt, 332.
ganz wie eine Generation ſpäter Conſtantius daſelbſt den Gallus ſtationiren ließ, um die alte, zurückgeſetzte Hauptſtadt des Orients ſowohl zu bewachen als zu begütigen; ja der alte Dalmatius war ſogar in der Folge mit einer Art 335.
von Königthum über Cappadocien betraut worden. Daß ſein gleichnamiger Sohn im gleichen Jahre Cäſar wurde,[2]) hatte vielleicht noch ſeinen beſondern Anlaß in der glücklichen Bändigung eines Aufſtandes auf Cypern, wo ein Aufſeher der kaiſerlichen Dromedare, Calocerus, als Uſurpator aufgetreten war;[3]) Dalmatius der Jüngere bekam

[1]) Ueber dieſen ſ. beſonders **Socrates I, 27** und die Anm. der Herausgeber. Es iſt nicht durchaus ſicher, wie die Nachrichten auf Vater und Sohn zu vertheilen ſind.

[2]) **Adsistentibus valide militaribus**, wie **Aurel. Vict. Cæss. 41** etwas räthſelhaft beifügt.

[3]) **Aurel. Vict. Cæss. 41** nennt zwar dieß Unternehmen ein ſinnloſes; es iſt aber die Frage, ob Calocerus nicht Anklang und Zuſtimmung hoffen konnte.

8. Abſchnitt. ihn in ſeine Hände und ließ ihn zu Tarſus lebendig verbrennen „wie einen Sklaven und Räuber."

Bald darauf aber, noch im Jahre 335, alſo zwei Jahre vor dem Tode Conſtantins erfolgt eine eigentliche Reichstheilung, bei welcher Conſtantin II. die Länder ſeines Großvaters Chlorus, Britannien, Gallien und Spanien erhielt, Conſtantius II. Aſien, Syrien und Aegypten, Conſtans Italien und Africa; dagegen ſollte die ganze Ländermaſſe zwiſchen dem ſchwarzen, ägäiſchen und adriatiſchen Meer, alſo Thracien, Macedonien, Illyricum und Achaja (mit Griechenland) an den Neffen Dalmatius fallen, ja ſelbſt deſſen Bruder Hannibalian, welcher ſonſt für keinerlei Thaten oder Verdienſte bekannt iſt, bekam das Königthum über römiſch Armenien, Pontus und die Umgegend, man weiß nicht ob unumſchränkt oder unter der Oberherrſchaft des Conſtantius II., und vermählte ſich damals oder ſchon früher mit einer Tochter Conſtantin's und Schweſter ſeiner Miterben, Conſtantia. — Dieſes Reichsteſtament war ohne Zweifel ein öffentliches, allbekanntes. Sein Inhalt iſt aber nur beim zweiten Aurelius Victor richtig angegeben, während die übrigen Schriftſteller denſelben verſtümmeln oder aus guten Gründen beſchweigen, wie Euſeb.

Ihre wahrſcheinl. Gründe.

Die erſte Frage, welche ſich aufdrängt, iſt die: warum theilte Conſtantin überhaupt, nachdem um der Einheit des Reiches willen Hundertauſende hatten bluten müſſen? Sodann erſtaunt man billig darüber, daß er das Centralland mit der neuen Hauptſtadt dem Neffen und nicht den Söhnen gönnte? — Die Antwort liegt wahrſcheinlich in dem Charakter dieſer letztern. Es iſt bei Euſeb [1]) ein rührendes Kapitel über ihre Erziehung zur Gottesfurcht und allen Herrſchertugenden nachzuleſen, wovon unten noch einmal die Rede ſein wird; in der That aber waren ſie ein verworfenes Geſchlecht ohne Treu und Glauben. Ernannte der

[1]) Vita Const IV, 51. s. Aehnliches in Juliani encomium, p. 14.

Vater einen von ihnen zum Alleinerben, ſo war das Nächſte, ſobald er die Augen zudrückte, die Ermordung der übrigen Brüder und Verwandten; was ſollte aber aus dem Reiche werden, wenn es einmal plötzlich gar keine Herculier und Conſtantier mehr gab? Conſtantin mußte theilen ſchon um die Dynaſtie zu ſchonen. Zwar ſah er ohne allen Zweifel die Reichskriege ſeiner Söhne voraus, allein er konnte doch hoffen, daß aus drei bis fünf Fürſtenhäuſern ſeines Geſchlechtes immer irgend ein Erbe am Leben bleiben würde, wenn ſie nur erſt die Zeit gehabt hatten ſich durch Zeugung von Prinzen zu vermehren. Nicht umſonſt ſandte er noch bei Lebzeiten die Söhne weit auseinander in die ihnen beſtimmten Provinzen. 

Daß er aber die ganze illyriſch-griechiſche Halbinſel mit ſammt Conſtantinopel dem Neffen gab, geſchah vielleicht nur deßhalb, weil dieſe Perle des Reiches in den Händen eines der drei Söhne ſofort der Gegenſtand der grimmigſten Eiferſucht werden mußte, wie denn ſpäter auch geſchah. Man könnte einwenden, daß dem Dalmatius damit eine ſehr ſchlimme, bedrohte Stellung aufgenöthigt wurde. Allein die Schutzmittel ſtanden im Verhältniß zur Gefahr; wer die illyriſchen Lande, ihre Feldherrn und Soldaten beſaß, konnte damals dem ganzen übrigen Reiche Trotz bieten.

Die Ausſtattung Hannibalian's endlich erſcheint als einfache Conſequenz von derjenigen ſeines Bruders. Seine beſondere Aufgabe an der nordöſtlichen Grenze Kleinaſiens können wir nicht näher beurtheilen.

Man wird ſich dieſem Verſuch einer Erklärung und Motivirung des dunkelſten Punktes in Conſtantin's Geſchichte nicht gerne anſchließen wollen, weil dabei ſo unnatürliche Feindſchaften im kaiſerlichen Hauſe vorausgeſetzt werden. Ich glaube aber nicht einmal das Wahrſcheinliche überſchritten zu haben.

Vielleicht das einzige beſſere Verhältniß in der Umgebung dieſes großen Conſtantin, „welcher verfolgte was ihm 

3. Abſchnitt. „nahe ſtand und erſt den Sohn und Neffen, darauf die „Gattin, dann eine Menge Freunde tödtete,“ [1]) war das zu ſeiner Mutter Helena. Welches auch ihre Stellung bei Chlorus geweſen ſein mochte, für die orientaliſche Anſchauung war ſie hinlänglich legitimirt weil ſie den Herrſcher geboren hatte. Er ſoll ihrem Rathe beſtändig zugänglich geweſen ſein; [2]) umgeben von ſehr abſichtlichen offiziellen Ehren [3]) brachte ſie ihre letzte Zeit mit Werken der Wohlthätigkeit, frommen Reiſen und Kirchenſtiftungen zu. Sie ſtarb über achtzig Jahre alt, wahrſcheinlich nicht ſehr lange vor ihrem Sohn. Nach ihr erhielt Drepanum in Bithynien den Namen Helenopolis.

Conſtantin ſelber wurde über den Rüſtungen zu einem Vertheidigungskriege gegen Sapor II. von Perſien von tödtlicher Krankheit befallen. Jetzt erſt ließ er ſich in der Märtyrerkirche des beſagten Helenopolis unter die Katechumenen

Sein Tod. aufnehmen und dann nach Nicomedien bringen, wo er auch

337. noch die Taufe empfing und am letzten Tage des Pfingſtfeſtes verſchied.

Um ſeinen Leichnam herum, den die Soldaten nach Conſtantinopel brachten und unter großer Feierlichkeit in einer Halle des Pallaſtes ausſtellten, gingen alsbald die wunderlichſten Dinge vor, deren weiterer Verlauf ſich noch bis in das folgende Jahr hinein erſtreckt.

---

[1]) Eutrop. X, 6.

[2]) Sie haßte aus guten Gründen die Söhne des Dalmatius und Julius Conſtantius, welche bei ihren Lebzeiten vom Hofe entfernt gehalten wurden. Waren es doch die Enkel Theodora's, um derentwillen ſie von Chlorus verſtoßen worden war! — Vgl. Manſo, S. 208 ſammt den Citaten aus Libanius.

[3]) Euseb. vita Const. III, 46, 47. — Die zahlreichen Ehreninſchriften geſammelt bei Ang. Mai, Vett. Scriptt. collectio, Tom. V. — Ueber die Zeit ihres Todes ſ. Manſo, a. a. O. S. 292. f. — Ihre Statue als Gegenſtück derjenigen Conſtantins auf dem Forum zu Conſtantinopel, ſ. Suidas. s. v. Ἑλένη. et s. v. Μίλιον.

Die Erzählung beginnt mit der heftigen Todtenklage der Soldaten; die Gemeinen zerriſſen ihre Kleider und jammerten, die Offiziere klagten, ſie ſeien verwaist.[1]) Dieſer Schmerz war gewiß ein tiefer und aufrichtiger, namentlich bei den Germanen der Leibwache, die ihr Verhältniß zu den Kaiſern als das einer perſönlichen Treue auffaßten. Der Verſtorbene war ein großer Feldherr geweſen und hatte für die Soldaten väterlich geſorgt;[2]) — was ging ſie das Uebrige an? Dieſe trauernden Soldaten ſind aber zugleich in Abweſenheit der Erben diejenige Behörde, welche die nächſten Verfügungen trifft und z. B. mit der Beerdigung des Kaiſers zu warten beſchließt bis zur Ankunft eines der Söhne. „Inzwiſchen ſenden die Offiziere (und zwar ſpeciell die Tariar„chen oder Tribunen) bewährte, ergebene Leute aus ihrer „Mitte an die Cäſaren mit der Trauernachricht. Und wie „aus höherer Eingebung waren alle Heere eines Sinnes, „nämlich Niemanden zum Erben anzuerkennen als die Söhne. „Darauf erachteten ſie für gut, daß dieſelben nicht mehr „Cäſaren heißen ſollten, ſondern Auguſti. Die Heere fand„ten einander dieſe ihre Meinung ſchriftlich zu, und überall „wurde zu gleicher Zeit die Eintracht der Heere bekannt." Mehr zu ſagen, findet Euſeb nicht nöthig.

3. Abſchnitt.

Große Familienkataſtrophe.

Aber wo blieb Dalmatius? In ſeinem Reichsantheil, in ſeiner Hauptſtadt lag die Leiche und herrſchten die Soldaten; warum wird er nicht einmal genannt, während ſie ihm das Reich abſprechen? Statt ſeiner eilt Conſtantius herbei und führt dann den kriegeriſch feierlichen Leichenzug vom Pallaſt nach der Apoſtelkirche. Hatte Conſtantin dem

[1]) Euseb. vita Const. IV, 63 seq. Die Auffaſſung und der Cauſalzuſammenhang, welchen Beugnot a. a. O. I, p. 133 u. ff. in dieſe Ereigniſſe hineinträgt, ſcheint mir verfehlt und willkürlich. „Eine langvorbereitete Reaction von heidniſcher Seite" vermag ich unmöglich in dieſer ſo von ſelbſt redenden Mordgeſchichte zu entdecken.

[2]) Noch ſpät unter Conſtantius erwähnten alte Soldaten mit Ehrerbietung die großen Donative Conſtantin's. Vgl. Julian. Encom. p. 10.

8. Abſchnitt. Neffen eine größere Entſchloſſenheit zugetraut als er wirklich beſaß? oder war die gegen ihn aufgeführte Intrigue zu mächtig? Wir wiſſen es nicht. Vielleicht wurde er ſogleich verhaftet, vielleicht auch einige Zeit mit einem Schatten von Mitherrſchaft hingehalten.[1]) Es dauerte aber we-
338. nige Monate, ſo brach der große Staatsſtreich aus, von welchem einige Autoren vergebens den Conſtantius losſprechen möchten, indem er denſelben mehr zugelaſſen als befohlen habe.[2]) Die Soldaten oder andere Mörder räumen zuerſt den Julius Conſtantius, Bruder des großen Conſtantin, aus der Welt; ſeine Kinder Gallus und Julian wurden nur verſchont, erſterer weil er gefährlich krank lag, letzterer wegen ſeiner zarten Jugend. Dann wurde Dalmatius und der Patricius Optatus ermordet, darauf[3]) der früher allmächtige Gardepräfect Ablavius,[4]) endlich auch Hannibalian. Es iſt eine bloße Ausrede, wenn behauptet wird, die Soldaten hätten durchaus nur die Söhne anerkennen wollen; allerdings mochte ihnen, zumal den Germanen, das direkte Erbrecht am verſtändlichſten vorkommen, allein ohne beträchtliche Aufhetzung wären ſie nicht zum Aeußerſten geſchritten. Für Diejenigen, welche Alles glauben, erfand man eine Geſchichte,[5]) was Maßen der große Conſtantin eigentlich von Seiten ſeiner Brüder vergiftet worden ſei, die Miſſethat aber noch bemerkt und in einem letzten Willen denjenigen ſeiner Söhne zur Rache aufgefordert habe, welcher zuerſt zur Stelle ſein würde. Einfacheres ließ ſich nichts erdenken.

---

[1]) Letzteres wenn man Socrates, II, 25 mit Anon. Vales. 35 combiniren will.

[2]) Die Autorität des Zoſimus II, 40 wird hier von der höchſten Wahrſcheinlichkeit unterſtützt.

[3]) Die Aufzählung anders in Hieronymi chron. ad. a. 341.

[4]) Näheres über deſſen Tod bei Eunapius (sub Aedesio). Die Beten des Conſtantius ſuchten ihn noch durch Ueberbringung des Purpurs zu compromittiren, um einen Vorwand zu erhalten.

[5]) Philostorgius II, 16.

Es liegt nicht mehr in unſerer Aufgabe, die weitern Schickſale und Theilungen der höchſten Reichsgewalt näher zu erörtern. Conſtantin hatte dieſelbe durch ſeinen neuen Staats- und Kirchenorganismus außerordentlich gekräftigt, und ſo konnten ſeine Söhne ſich Vieles erlauben, bis das ererbte Kapital gänzlich aufgezehrt war, ſo wie die Söhne Ludwigs des Frommen, an deren Geſchichte hier ſo Manches erinnert, mehr als ein Menſchenalter hindurch ihre Bruderkriege führen konnten, bis der Schatten Karls des Großen ſeinen Zauber ganz verlor. — Der erſte Hader ergab ſich natürlich bei Anlaß der Erbſchaft des Dalmatius, und zwar insbeſondere über den Beſitz von Thracien und Conſtantinopel; die weitern Ausgleichungen die ſich daran knüpfen ſollten, namentlich die von Conſtans geforderte Mitherrſchaft über Africa und Italien führten dann den Krieg her- 340.
bei, in welchem Conſtantin II. unterging ohne eine Dynaſtie zu hinterlaſſen. Der Sieger Conſtans hätte nun mit Conſtantius theilen müſſen, wäre dieſer nicht durch ſeinen Perſerkrieg im Oſten feſtgehalten worden. Dieß merkte ſich aber auch die Umgebung des Conſtans, meiſt geworbene Germanen, unter welchen er ſich bei ſeinen Miſſethaten ſicherer fühlte als unter den Romanen. In der Vorausſetzung, daß der Imperator des Orientes, was auch geſchehen möge, kein Schwert rühren könne zur Intervention im Abendlande und in Africa, wagte es der damalige Befehlshaber der Jovier und Herculier, der Franke Magnentius, ſich bei einem Bankett in Autun plötzlich im Kaiſerpurpur zu produciren. Conſtans, der auf der Jagd aufgefangen werden ſollte, er- 350.
hielt zwar Nachricht, fand ſich aber ſo plötzlich von den Soldaten und der Bevölkerung verlaſſen, daß ihm nur die Flucht übrig blieb. In den Pyrenäen ereilten ihn jedoch die Mörder, an deren Spitze der Franke Gaiſo. Während nun der ganze Occident dem Magnentius zufiel, meinten die Garniſonen an der Donau daſſelbe Recht zur Uſurpation zu haben und erhoben einen alten General Vetranio.

Weitere Entwicklung des Erbrechtes.

Charakter der ſpätern Uſurpationen.

8. Abſchnitt. Ja damit auch das Lächerliche nicht fehle, ließ ſich in Rom nachträglich ein Neffe des großen Conſtantin von ſeiner Schweſter Eutropia, Nepotianus, zum Kaiſer ausrufen; allein dieſer unglückliche Seitenprinz, der die Rolle des Maxentius noch einmal durchſpielen wollte, hatte nicht mehr wie dieſer ein prätorianiſches Lager für ſich, ſondern nur die Gladiatorenkaſernen Rom's, und ſo wurde das von Magnentius abgeſandte Heer raſch mit ihm fertig. In Conſtantius dagegen hatte man ſich geirrt; er unterbrach den perſiſchen Krieg und ſuchte mit allen Mitteln die Gegner im Reiche zu beſeitigen. Es findet ſich eine merkwürdige Nachricht bei Zoſimus, wonach Conſtantius ſeine Soldaten für die Dynaſtie als ſolche zu begeiſtern gewußt hätte, ſo daß ſie ausriefen, die unechten Kaiſer müßten von der Erde vertilgt werden.[1]) Jedenfalls zeigte er in dieſen Zeiten Talent und Entſchloſſenheit. Nachdem er den Vetranio eine Zeitlang hingehalten, verdrängte er ihn mit großer Geiſtesgegenwart vor der Fronte ſeines eigenen Heeres; dann überwand er den Magnentius in einem Kriege der zu den ſchrecklichſten dieſer innern Kämpfe um das Reich gehört, worauf eine abſcheuliche Horde von Spähern und Denuncianten über das ganze Abendland losgelaſſen wurde um die Anhänger des Uſurpators zu verfolgen. Aber die troſtloſeſten Gedanken über die Zukunft des Reiches müſſen trotz aller Erfolge den Sieger innerlich gepeinigt haben. Während die Armee keine unechten Herrſcher mehr haben wollte, waren ihm zugleich ſeine echten Verwandten ſo viele er noch nicht aus der Welt geſchafft, verdächtig oder auf den Tod verhaßt;[2]) ſeine Ehe mit der Euſebia war unfruchtbar, und ſo konnte am Ende der Sohn Conſtantin's des Großen in Folge des maßloſen Sultanismus zweier Generationen auf dem Punkt anlangen, von welchem Diocletian ausgegangen war — er

[1]) Zosim. II, 44.

[2]) Zosim. III, 1.

konnte zu Adoptionen genöthigt werden. Er hatte eine Schweſter die ſeiner würdig war, Conſtantia (oder Conſtantina) die Wittwe des ermordeten Hannibalian, die ſich nachher hatte brauchen laſſen um den Vetranio zutraulich zu machen, indem ſie ihm ihre Hand gab. Seitdem es ſich darum handelte, den letzten noch am Leben befindlichen Zweig der Familie, die Söhne des im Jahr 338 ermordeten Julius Conſtantius, zu verderben, heirathete ſie den ältern derſelben, Gallus, und obgleich ſie vor der Ermordung deſſelben ſtarb, dürfen wir doch nicht zweifeln, daß ſie an ſeinem bald darauf erfolgten Untergang nicht ohne Schuld war. Als nur noch ſein jüngerer Bruder, Julian, übrig blieb, und das Reich auf ihn als den Retter Galliens, den Bezwinger der Germanen mit Achtung hinblickte, ließ der ſchändliche Oheim auch ihm nur die Wahl zwiſchen dem Tode und der Uſurpation des Kaiſerthrons, ſtarb jedoch als der Reichskrieg eben ausbrechen ſollte, worauf Julian allgemein anerkannt wurde. Mit ſeiner denkwürdigen zweijährigen Regierung endigt die Familie Conſtantin's, da ſeine Ehe kinderlos war.

Die nächſten Thronfolgen, die des Jovian und Valentinian, waren die Sache der Armeen, wie die meiſten im dritten Jahrhundert. Allein die Erblichkeit des Kaiſerthrons hatte ſich den Gemüthern der Menſchen ſo ſtark eingeprägt, daß man fortan um jeden Preis darauf zurück kam und dabei zu bleiben ſuchte.[1]) Es folgt die valentinianiſche und

[1]) Uſurpatoren meinten ſogar durch bloße Heirath mit Kaiſerwittwen ſich zu legitimiren, Ammian. Marc. XVIII, 3. Ein Seitenverwandter Julian's, Procopius, der im J. 365 gegen Valens aufſtand, bemächtigte ſich der einzigen, noch ſehr jungen Tochter des Conſtantius aus ſeiner letzten Ehe mit Fauſtina und erhielt Hülfe von den Gothen, weil ſie ihn nun mit dem Hauſe des Conſtantius verwandt glaubten. Ammian. Marc. XXVI, 10. — Wie das Heer von Valentinian ausdrücklich eine Dynaſtie verlangte, meldet Zoſimus IV, 1 & 12. Vgl. Ammian. XXVI, 4.

8. Abſchnitt. die durch Heirath daran geknüpfte theodoſiſche Dynaſtie, beide wenigſtens vom ſultaniſchen Familienmorde unberührt. Von der Mitte des vierten bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts war der Beſitz des Thrones oder der beiden Throne zwar mannigfach durch Uſurpation und Noth aller Arten angefochten, die Succeſſion aber keinen Augenblick rechtlich zweifelhaft. Die Ueberzeugung der meiſt germaniſchen Heerführer und die aus dem alten Teſtament gerechtfertigte Anſicht der Chriſten wirkten zuſammen um dem Erbrecht dieſen ſpäten Triumph zu verſchaffen. Daſſelbe behält ſeinen Werth in der ganzen byzantiniſchen Zeit und bringt trotz aller Unterbrechung durch Sultanismus und Prätorianismus immer wieder neue und zum Theil lange dauernde Dynaſtien hervor.

## Neunter Abſchnitt.

# Conſtantin und die Kirche.

Conſtantin's Religion. — Seine heidniſchen Formen. — Sein Princip der Duldung; das Monogramm Chriſti und deſſen politiſche Bedeutung. — Die vorgebliche Viſion. — Wie weit die Religioſität gewiſſer Altenſtücke ihm perſönlich eigen war. — Verſuch neutraler Formen; der heidniſch-chriſtliche Sonntag und das neue Vaterunſer. — Conſtantin's Umgebung. — Seine Reden und ihr Nebenzweck. — Heidniſche Anſicht von ſeiner Bekehrung. — Seine ſpäteſten heidniſchen Sympathien; die Inſchrift von Spello; der Neuplatoniker an ſeinem Hofe. — Fragliches Opferverbot. — Zerſtörung und Plünderung einzelner Tempel.

Die Kirche als Corporation. — Verhältniß Conſtantin's zu den erſten kirchlichen Streitigkeiten. — Rechte und Dotation des Clerus. — Cölibat; Hierarchie und Weihe. — Macht des Staates im Verhältniß zur Kirche. — Die Reichsſynoden; das einſeitige Vorherrſchen der Orthodoxie; der Arianismus; die Intriguen; das Concil von Nicäa und die kaiſerliche Entſcheidung. — Weiterer Verlauf des Streites; Athanaſius; Conſtantius Kirchenpolitik und Ketzertoleranz. — Blick auf ſpätere Regierungen.

Das kirchliche Leben und ſein Verhältniß zum Weltleben. — Behandlung der Sklaven. — Wohlthätigkeit.

Die Askeſe. — Die Einſiedler; ihr Urſprung; ihre Entbehrungen und Anfechtungen. — Der Zulauf in die Wüſte; Antonius; Hilarion; deſſen Kampf mit dem Götzen Marnas. — Der Einſiedler erhält Genoſſen und Schüler; Entſtehung des Mönchsweſens. — Pachomius der Aegypter. — Gattungen der Klöſter; ihre Arbeit und Induſtrie; intellectuelle Einſeitigkeit; Disciplin. — Daneben die Fortdauer des Anachoretenthums. — Paläſtina; der weitere Orient; das Abendland.

## Neunter Abſchnitt.

### Conſtantin und die Kirche.



Man hat öfter verſucht, in das religiöſe Bewußtſein Conſtantin's einzudringen, von den vermuthlichen Uebergängen in ſeinen religiöſen Anſichten ein Bild zu entwerfen. Dieß iſt eine ganz überflüſſige Mühe. In einem genialen Menſchen, dem der Ehrgeiz und die Herrſchſucht keine ruhige Stunde gönnen, kann von Chriſtenthum und Heidenthum, bewußter Religioſität und Irreligioſität gar nicht die Rede ſein; ein ſolcher iſt ganz weſentlich unreligiös, ſelbſt wenn er ſich einbilden ſollte mitten in einer kirchlichen Gemeinſchaft zu ſtehen. Das Heilige kennt er nur als Reminiscenz oder als abergläubige Anwandlung. Die Momente der innern Sammlung, die bei dem religiöſen Menſchen der Andacht gehören, werden bei ihm von einer ganz andern Gluth aufgezehrt; weltumfaſſende Pläne, gewaltige Träume führen ihn glatt auf den Blutſtrömen geſchlachteter Armeen dahin; er gedenkt wohl ſich zur Ruhe zu ſetzen, wenn er dieſes und jenes erreicht haben wird was ihm noch fehlt um Alles zu beſitzen; einſtweilen aber gehen alle ſeine geiſtigen und leiblichen Kräfte den großen Zielen der Herrſchaft nach und wenn er ſich einen Augenblick auf ſein wahres Glaubensbekenntniß beſinnt, ſo iſt es der Fatalismus. Man will ſich nur im vorliegenden Fall nicht gerne davon überzeugen, daß ein Theologe von Bedeutung, ein Forſcher zwar von geringer Kritik aber von großem Fleiße,

9. Abſchnitt. Euſeb und ſein Credit.

ein Zeitgenoſſe der den Ereigniſſen ſo nahe ſtand, daß Euſeb von Cäſarea durch vier Bücher hindurch eine und dieſelbe Unwahrheit hundertmal ſollte wiederholt haben; man beruft ſich auf eifrig chriſtliche Edicte, ja auf eine Rede des Kaiſers „an die Verſammlung der Heiligen," welche im Munde eines Nichtchriſten ganz undenkbar wäre. Allein die Rede wurde, vorläufig bemerkt, weder von Conſtantin verfaßt noch jemals abgehalten[1]) und in den Edicten ließ er theilweiſe den chriſtlichen Prieſtern freie Hand; Euſebius aber, obſchon ihm alle Geſchichtſchreiber gefolgt ſind, hat nach ſo zahlloſen Entſtellungen, Verheimlichungen und Erdichtungen, die ihm nachgewieſen worden, gar kein Recht mehr darauf, als entſcheidende Quelle zu figuriren. Es iſt eine traurige aber ſehr begreifliche Thatſache, daß auch die übrigen Stimmführer der Kirche, ſo viel wir wiſſen, die wahre Stellung Conſtantin's nicht verriethen, daß ſie kein Wort des Unwillens hatten gegen den mörderiſchen Egoiſten, der das große Verdienſt beſaß, das Chriſtenthum als Weltmacht begriffen und danach behandelt zu haben. Wir können uns lebhaft vorſtellen, wie glücklich man ſich fühlte, endlich eine feſte Garantie gegen die Verfolgungen gewonnen zu haben, allein wir ſind nicht verpflichtet, nach anderthalb Jahrtauſenden die damaligen Stimmungen zu theilen.

Der Monotheismus.

Als die Reminiscenz welche Conſtantin aus dem Hauſe des Chlorus mitbrachte, erſcheint der tolerante Monotheismus,[2]) welchem dieſer ergeben war. Das erſte ſelbſtändige religiöſe Lebenszeichen gewährt dann[3]) der Beſuch Conſtantin's in dem Apollstempel zu Autun vor ſeinem erneuten Angriff gegen die Franken; er ſcheint das dortige Orakel

308.

[1]) Wäre dieß geſchehen, etwa auf einer Synode, ſo würde es an einer Notiz darüber gewiß nicht mangeln.

[2]) Wogegen die Inſchrift bei Orelli 1061 zu Ehren Mercur's bei der damaligen Götteranſicht nichts beweiſen würde. — Vgl. oben S. 263 u. 340 nebſt Anm.

[3]) Panegyr. VII, 21.

befragt und reiche Geſchenke dargebracht zu haben. Dieſer Apollsdienſt ſteht vielleicht mit jenem Monotheismus des elterlichen Hauſes nicht im Gegenſatze, inſofern etwa ſchon Chlorus ſein höchſtes Weſen als Sonnengott auffaßte. Auch der Neffe Julian [1]) wußte von einem beſondern Helioscultus des Conſtantin zu melden. Daß hiebei an die Perſonification der Sonne als Mithras zu denken iſt, ſchließen wir aus dem bekannten conſtantiniſchen Münzreverſe, welcher den Sonnengott mit der Inſchrift SOLI. INVICTO. COMITI darſtellt. Wer mit antiken Münzen zu thun gehabt hat, weiß daß unter fünf conſtantiniſchen Stücken wohl vier keine andere Rückſeite haben als dieſe, woraus mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit hervorgeht, daß dieſer Stempel bis zum Tode des Kaiſers beibehalten wurde. Außerdem kommen Victorien, der Genius populi Romani, Mars und Jupiter mit verſchiedenen Beinamen, ſowie eine Anzahl weiblicher Perſonificationen am häufigſten vor. Dagegen müſſen die Münzen mit unzweideutigen chriſtlichen Emblemen, die er geprägt haben ſoll, überhaupt noch gefunden werden.[2]) In der Zeit da er neben Licinius herrſchte, erſcheint die Figur des Sonnengottes mit der Inſchrift: COMITI. AVGG. NN., d. h. „dem Begleiter unſerer beiden Kaiſer," und auch viele Münzen des Criſpus und des Licinius ſelbſt haben noch den gleichen Revers. Fortwährend nennt ſich Conſtantin auf Inſchriften und auf Münzen Pontifex maximus,[3]) und läßt ſich als ſolcher mit verſchleiertem Haupt abbilden; in den Geſetzen der Jahre 319 und 321[4]) erkennt er den heidniſchen Cultus noch als zu Rechte beſtehend an und ver-

[1]) S. das Citat aus Orat. VII, Fol. 228, bei Neander, K. Geſch. Bd. III, S. 13. — In den Cæsares p. 144 höhnt Julian über das andächtige Verhältniß Conſtantin's zur Mondgöttinn (Selene.)

[2]) Namentlich die von Euſeb l. c. IV, 15 erwähnten, wo er betend dargeſtellt ſein ſoll.

[3]) So auch die folgenden Kaiſer bis auf Gratian, Zosim. IV, 36.

[4]) Cod. Theodos. IX, 16. XVI, 10.

9. Abſchnitt. wahrt ſich nur gegen den geheimen, gefährlichen Gebrauch der Magie und der Haruſpicin, während er das Beſchwören des Regens und des Hagels geſtattet und bei Blitzſchlägen auf öffentliche Gebäude das Gutachten der Haruſpices ausdrücklich verlangt. Zoſimus, wenn wir dem Heiden des fünften Jahrhunderts glauben dürfen, beſtätigt dieſe Befragung heidniſcher Prieſter und Opferer in noch weiterem
326. Umfange und läßt ſie bis zur Tödtung des Criſpus dauern, welche nach ſeiner Anſicht der wahre Termin für Conſtantin's ſogenannte Bekehrung wäre.

Die Duldung. Dieſem Allem ſteht aber entgegen, daß Conſtantin ſeit
312. dem Kriege mit Maxentius nicht bloß die Duldung des
Das Monogramm Chriſti. Chriſtenthums als einer erlaubten Religion eintreten ließ, ſondern in der Armee ein Sinnbild verbreitete, wobei ſich zwar Jeder ſeine eigenen Gedanken machen konnte, das aber die Chriſten auf ſich beziehen mußten. Die verſchlungenen Buchſtaben X und P, welche den Anfang des Wortes Chriſtus (ΧΡΙΣΤΟΣ) ausmachen, wurden wie es heißt noch vor dem Kriege an den Schilden der Soldaten angebracht.[1]) Zugleich oder erſt ſpäter wird an einem großen Feldzeichen, an einer Heerfahne daſſelbe Monogramm, von Gold und Juwelen umgeben befeſtigt, worauf dieſes Feldzeichen einen beſondern, wunderlichen Cultus erhält und den Kriegern die größte Siegeszuverſicht einflößt. Bald werden für alle Heere dergleichen Feldzeichen (labarum, semeion) angefertigt; einer eigenen Garde wird die Bewahrung des Idols in der Schlacht anvertraut; man widmet ihm ſogar ein eigenes Zelt, in welches ſich der Kaiſer vor jeder wichtigen Affaire geheimnißvoll zurückzieht. Sollte dieß Alles nicht die Bedeutung eines öffentlichen Bekenntniſſes haben?

---

[1]) De mort. persec. 44. — Manſo a. a. O. S. 320 geht wohl zu weit, wenn er an dem Labarum gar nichts Chriſtliches als die zufällige Kreuzung der Hauptſtange mit der Querſtange gelten läßt und das XP als bloßen Schnörkel betrachtet.

Zunächſt beachte man, daß Conſtantin ſich mit dieſem Abzeichen nicht an die Bevölkerungen, ſondern an das Heer wendet. Daſſelbe kannte ihn bereits aus den Frankenkriegen als einen glücklichen und bedeutenden Feldherrn, es gehörte ihm theilweiſe ſchon vom Vater her an, und hätte ſich alle beliebigen Symbole und Embleme von ſeiner Seite gefallen laſſen. Unter den Galliern und Britten, welche dabei waren gab es ſicher viele Chriſten und indifferente Heiden und den Germanen war die Religion des Führers vollends ganz gleichgültig. Von ſeiner Seite aber war es ein Verſuch, der ihn vor der Hand zu gar nichts verpflichtete als zu der Toleranz, die in ſeinen bisherigen Gebieten thatſächlich ſchon herrſchte und die er dann auch über die eroberten ausdehnte. Chriſtus konnte ihm als Gott neben andern Göttern gelten, die Bekenner deſſelben als Unterthanen neben den Dienern der Heidengötter. Wir wollen die Möglichkeit nicht läugnen, daß Conſtantin eine gewiſſe Superſtition zu Gunſten Chriſti in ſich habe aufkommen laſſen, ja daß er dieſen Namen vielleicht mit ſeinem Sonnengott in eine confuſe Verbindung brachte; es kam ihm aber gewiß ausſchließlich auf den Erfolg an; hätte er in Italien ſogleich einen übermächtigen Widerwillen gegen das XP angetroffen, ſo wäre es wohl bald wieder von Schilden und Feldzeichen verſchwunden. Statt deſſen konnte er ſich wahrſcheinlich mit Sicherheit überzeugen, daß die große Maſſe der Heiden der Verfolgung abhold war und daß er keine Gefahr dabei lief, ſeine Statue mit dem Labarum in der Hand mitten in Rom aufſtellen und darunter ſchreiben zu laſſen, dieſes rettende Zeichen ſei der wahre Beweis aller Tapferkeit.[1]) Wenn er ein eigentliches Bekenntniß des Chriſtenthums hätte ablegen wollen, ſo wäre doch eine ganz andere Erklärung von Nöthen geweſen! — Ein Blick auf das

Seine Bedeutung.

[1]) Euseb. vita C. I, 40. Hist. eccl. IX, 9. Offenbar unrichtig aus dem Latein überſetzt.

9. Abſchnitt. Jahr 312 würde alles klar machen, wenn wir über die allgemeinen Zuſtände beſſer berichtet wären. Nichts iſt ſchwerer zu belegen und doch nichts wahrſcheinlicher, als daß in jenem kritiſchen Moment am Ende der Verfolgungen die Gemüther der Heiden milder und nachgiebiger geſtimmt waren als je zuvor und nachher; ſie wußten nicht oder ſie vergaßen auf einen Augenblick, daß das Chriſtenthum, einmal geduldet, raſch zur herrſchenden Religion werden mußte.

Auch Conſtantin wußte es vielleicht nicht, aber er ließ geſchehen und behielt die Augen offen. So wie ihm ſein heller empiriſcher Verſtand ſagte, daß die Chriſten gute Unterthanen ſeien, daß ihrer Viele ſeien, und daß die Verfolgung für eine vernünftige Staatsgewalt gar keinen Sinn mehr haben könne, war ſein Entſchluß gefaßt. Und die praktiſche Ausführung darf man wohl vom politiſchen Standpunkt aus in hohem Grade bewundern. Das Labarum in ſeinen ſiegreichen Händen verſinnlicht die Herrſchaft, die Kriegsgewalt und die neue Religion zugleich. Der Corpsgeiſt eines Heeres, welches über eine der größten Armeen der alten Geſchichte geſiegt hat, giebt dem neuen Symbol die Weihe der Unwiderſtehlichkeit.

Die Viſion. Das bekannte Wunder aber, welches Euſeb und ſeine Nachſchreiber auf dem Zuge gegen Maxentius geſchehen laſſen, dürfte wohl endlich aus den geſchichtlichen Darſtellungen wegbleiben, weil es nicht einmal den Werth einer Sage, überhaupt keinen populären Urſprung hat, ſondern erſt lange hernach von Conſtantin dem Euſeb erzählt und von dieſem in abſichtlich unklarem Bombaſt aufgezeichnet worden iſt.[1]) Der Kaiſer hatte dem Biſchof zwar einen hohen Eid darauf geleiſtet, es ſei nicht erſonnen, er habe wirklich jenes Kreuz am Himmel geſehen mit der Inſchrift: „durch Dieſes ſiege!“ und Chriſtus ſei ihm wirklich darauf im Traum[2]) erſchienen

[1]) Vita Const. I, 27. s.

[2]) En animam et mentem, cum qua Dii nocte loquantur! würde Juvenal geſagt haben.

u. ſ. w.; allein die Geſchichte weiß mit einem Eid Conſtantin's des Großen nicht viel anzufangen, weil er u. a. ſeinen Schwager trotz eidlicher Verſicherung hat ermorden laſſen. Und dann iſt auch Euſeb nicht zu gut dazu, zwei Drittheile der Erzählung ſelber erfunden zu haben.

Nun bleibt offenbar in Conſtantin's äußerem Verhalten eine große Ungleichheit; er nimmt das Monogramm Chriſti zum Abzeichen ſeines Heeres und läßt den Namen Jupiter's auf dem Triumphbogen (S. 363) auslöſchen, während er auf den Münzen die alten Götter, beſonders den Sonnengott als unbeſiegten Begleiter beibehält und ſich bei wichtigen Anläßen ganz heidniſch äußert. Dieſer Zwieſpalt nimmt in ſeinen letzten Lebensjahren eher zu als ab. Allein er wollte vor der Hand beiden Religionen Garantien geben und war einſtweilen mächtig genug, eine ſolche Doppelſtellung auszuhalten.

Seine Toleranzedicte, von welchen das zweite, zu Mailand in Gemeinſchaft mit Licinius erlaſſene erhalten iſt, geſtatteten vor der Hand nichts als die Gewiſſens- und Religionsfreiheit, allein das letztere gab dieſe unbeſchränkt und unbedingt. Damit war der Begriff einer Staatsreligion vor der Hand aufgehoben bis das Chriſtenthum dieſe dem Heidenthum abgenommene Hülle anzog. Bald riß eine Maßregel die andere nach ſich, beſonders als Maximinus Daza dem Licinius gegenüber und ſpäter Licinius ſelbſt dem Conſtantin gegenüber das Chriſtenthum anfeindeten. Die während der Verfolgung confiscirten Verſammlungsplätze und andere Grundſtücke der chriſtlichen Gemeinden wurden zurückgegeben, die Chriſten offenbar begünſtigt und ihr Proſelytismus thätig unterſtützt. Ein Moment der Beſorgniß vor dem Unwillen der Heiden verräth ſich noch in den oben angeführten Geſetzen vom Jahre 319, in welchen der Privatgebrauch der Haruſpicin und die Hausopfer ſtrenge verboten werden, wahrſcheinlich weil die geheime Befragung der Haruſpices und die Opferfeſte bei verſchloſſenen Thüren

313.

3. Abſchnitt. politiſch gemißbraucht wurden. Endlich folgt mit dem Edict an die Provincialen von Paläſtina und mit demjenigen an die Völker des Orientes nach dem letzten Siege über Licinius [1]) eine ſcheinbar ganz rückhaltloſe perſönliche Hingabe des Kaiſers an das Chriſtenthum, deſſen Bekenner mit aller möglichen Gunſt von den Conſequenzen der Verfolgung befreit und in ihre frühere Stellung und Habe wieder eingeſetzt werden. Gegen den Polytheismus wird in dieſen Aktenſtücken ſchon nachdrücklich polemiſirt; es iſt die Rede von Weihestätten der Lüge, von Finſterniß, von elendem Irrthum, den man eben nur noch dulden müſſe, u. ſ. w. Allein Conſtantin hat hier nicht ſelber die Feder geführt, obgleich Euſeb das Autographum geſehen zu haben behauptet; der Concipient verräth ſich wenigſtens im zweiten Schreiben, indem er den Kaiſer ſagen läßt, er ſei zu Anfang der Verfolgung „gerade ein Knabe" geweſen, während Conſtantin doch im Jahr 303 faſt ein Dreißiger war. [2]) Und dieſer ſelbe Concipient hat offenbar, wie man bei näherer Prüfung bemerkt, den Kaiſer nicht einmal als Chriſt hinſtellen dürfen; was ſich perſönlich laut macht, iſt der öde Deismus eines Eroberers, welcher einen Gott braucht um ſich bei allen Gewaltſtreichen auf Etwas außer ihm berufen zu können. „Ich, „ausgehend vom britanniſchen Meer und von den Gegenden „wo der Sonne vorgeſchrieben iſt unterzuſinken, vertreibend „und zerſtörend durch eine höhere Gewalt die Alles beherr„ſchenden Uebel, damit das Menſchengeſchlecht durch meine „Hülfe erzogen, zurückgerufen werde zum Cultus des er„habenſten Geſetzes, u. ſ. w. — ich alſo bin bis in die Ge„genden des Orients gekommen, welche, in je tieferm Un„glück ſie ſich befanden, zu um ſo größerer Hülfe mich her-

321. Religiöſe Aktenſtücke.

[1]) Euseb. vita C. II. 24—42 und 48—60.

[2]) Weßhalb man in der Ueberſchrift des Cap. παῖς in νέος corrigirt hat. Der Schreiber wußte nicht, wann die Verfolgung begonnen hatte. Er bezeichnet ganz wie der falſche Lactantius den Diocletian als feig, δειλαιος, worauf man ſich das Wort gegeben hatte.

„beiriefen, u. ſ. w. — Ihr ſehet Alle, welche Macht und „Gnade das iſt, die der gottloſeſten und beſchwerlichſten „Menſchen ganzes Geſchlecht hat verſchwinden und unter„gehen laſſen" ꝛc. ꝛc. Dinge die auch ein erobernder Khaliph unterſchreiben könnte. 

Es iſt nicht unmöglich, daß Conſtantin in ſeinem urſprünglich an die Sonne und an Mithras angelehnten Deismus eine allgemeinere und deßhalb vermeintlich höhere Grundgeſtalt aller Religionen zu beſitzen glaubte. Zeitweiſe hat er wirklich neutrale Lebensformen für religiöſe Dinge aufgeſucht, welchen ſich Chriſten und Heiden fügen ſollten. Dieſer Art iſt der gemeinſame Sonntag und das gemeinſame Vaterunſer.[1]) „Er lehrte alle Armeen, den Tag des Herrn, „welcher gerade auch als der des Lichtes und der Sonne „benannt wird, mit Eifer ehren... Auch die Heiden mußten am Sonntag hinaus auf das freie Feld und miteinander die Hände aufheben und ein auswendig gelerntes Gebet herſagen zu Gott als Urheber alles Sieges: „„Dich „„allein erkennen wir als Gott und König, Dich rufen wir „„als unſern Helfer. Von Dir haben wir die Siege erlangt, durch Dich die Feinde überwunden. Dir danken „„wir das bisherige Gute, von Dir hoffen wir das Künftige. Zu Dir flehen wir alle und bitten Dich, daß Du „„unſern Kaiſer Conſtantin und ſeine gottliebenden Söhne „„uns lange unverſehrt und ſiegreich bewahreſt."" Dieſe Formel konnten ſich auch die Chriſten gefallen laſſen; die Heiden aber welche an einem ſo ausgeſprochenen Monotheis- Verſuche neutrater Formen.

[1]) Euseb. vita Const. IV, 18—20. Laut dem Anfang von Cap. 19 ſollte man glauben, das Gebet habe nur den Heiden gegolten; nachher iſt aber doch wieder von „allen Soldaten" die Rede. Das Gebet iſt offenbar darauf berechnet, beiden Religionen zu genügen. — Das Verbot der Handarbeit und der Gerichtsſitzungen am Sonntag ſtammt wahrſcheinlich ſchon aus dem Jahr 321; vgl. Manſo, a. a. O. S. 95. N. Die Heiden kehrten ſich wenig daran. Vgl. Euseb. l. c. IV, 23.

9. Abſchnitt. mus hätten Anſtoß nehmen können, waren vor Allem Soldaten. Daß auch an die Mithrasgläubigen ſehr ſpeciell gedacht war, deutet Euſeb mit ſeinem „Tag des Lichtes und der Sonne“ ziemlich klar an. Wie bezeichnend lautet übrigens dieſes ſogenannte Gebet! Kaiſer, Herr und Sieg — weiter nichts; kein Wort an den ſittlichen Menſchen, keine Sylbe an den Römer.

Conſtantins Umgebung. Ehe wir weiter gehen, mag noch Dasjenige kurz abgethan werden, was Euſeb ſonſt über das vorgebliche Chriſtenthum ſeines Helden berichtet. Chriſtliche Prieſter begleiten ihn ſeit dem Kriege mit Marentius ſelbſt auf Reiſen als „Beiſitzer“ und „Tiſchgenoſſen;“ [1]) bei den Synoden ſetzt er ſich mitten unter ſie. Dieß ſind leicht erklärliche Thatſachen; es handelte ſich für ihn ganz weſentlich darum, der damaligen Kirche ihre Anſchauungsweiſe abzulauſchen, wie er ſich denn eigene Berichterſtatter hielt, die ihm über alle einzelnen Sekten Vortrag halten mußten. Einem derſelben, Strategius, gab er aus Freude an ſeiner beredten Darſtellungsweiſe den Beinamen Muſonianus.[2]) Das Präſidium der Synoden konnte ein kluger und kraftvoller Herrſcher vollends nicht aus den Händen geben, weil es eine neue Macht im öffentlichen Leben war, die er ſich unmöglich durfte entgehen laſſen. Man kann dieſen Egoismus beklagen und verabſcheuen, aber eine intelligente Gewalt zweideutigen Urſprunges wird jederzeit ſo handeln. Wenn dann weiter berichtet wird,[3]) wie oft der Kaiſer göttlicher Erſcheinungen gewürdigt worden, wie er in dem Zelt des Labarum's insgeheim gefaſtet und gebetet, wie er täglich ſich

---

[1]) Euseb. vita Const. I, 36. 42. 44. Ja als „Hüter ſeiner Seele,“ und als „Fürbitter,“ ibid. II, 4. IV, 14 etc.

[2]) Ammian. Marc. XV, 13.

[3]) Euseb. l. c. I, 47. II, 12. 14. IV, 22. 29. Eine der ſchönſten Vieldeutigkeiten dieſes Autors ſind IX, 22 die Worte: *θείας ἱεροφαντίας ἐτελεῖτο*, in einer Zeit, da Conſtantin noch nicht einmal Katechumen, geſchweige denn Chriſt ſein konnte.

einſam eingeſchloſſen um kniend mit Gott zu verkehren, wie er ſeine Nachtwachen mit Gedanken über göttliche Dinge ausgefüllt u. ſ. w., ſo ſind dieß im Munde eines Euſeb, der die Wahrheit wußte, nichts als verächtliche Erfindungen. — In der ſpätern Zeit hat ſich Conſtantin offenbar den Biſchöfen noch mehr hingegeben und ihnen bei Hofe das erſte Wort eingeräumt, wahrſcheinlich weil er einſah, daß ſie vor der Hand das größte Intereſſe dabei hatten, den Thron auf jede Weiſe zu ſtützen und weil er am Ende gar nicht mehr Anders konnte. Sie werden in den Kreisſchreiben „geliebter Bruder" angeredet,[1]) wie er ſich ſelber als „gemeinſchaftlicher Biſchof," als einer der Ihrigen zugeberden pflegte.[2]) Er gab ihnen die Erziehung ſeiner Söhne[3]) wenigſtens zum Theil Preis und leitete es überhaupt ſo ein, daß dieſelben unbedingt als Chriſten galten; ihre ganze perſönliche Umgebung, ihr Hofſtaat beſtand aus lauter Chriſten, während der Vater ſich nach Euſeb's indirektem Geſtändniß nicht ſcheute, bis in die letzten Zeiten neben den Geiſtlichen auch Heiden in hohen Stellungen um ſeine Perſon und als Präſides in den Provinzen zu haben.[4]) Auch das Verbot der Gladiatorſpiele war ohne Zweifel eine Conceſſion an die geiſtliche Umgebung, obwohl das betreffende Geſetz[5]) nur von „Landfrieden und häuslicher Stille" ſpricht, wozu blutige Schauſpiele nicht paßten. Uebrigens war dieß eines von denjenigen Geſetzen, welche nur gegeben wurden um ſofort in Vergeſſenheit zu gerathen, wie denn Conſtantin ſelbſt es ſpäter nicht mehr berückſichtigt hat.

Nothwendige Nachgiebigkeit.

---

[1]) Euseb. l. c. II, 46.

[2]) Euseb. l. c. I, 44. IV, 22. 24.

[3]) Euseb. l. c. IV, 51. 52.

[4]) Euseb. l. c. II, 44. IV, 52. Von den höchſten Dienern des Reiches ſeien mehrere, τινες Chriſten; von den Präſides die Mehrzahl, τοὺς πλείους.

[5]) Cod. Theodos. XV, 12. Vom J. 325. — Vgl. Euseb. vita C. IV, 25.

9. Abſchnitt.

Die Reden des Kaiſers.

Ganz räthſelhaft ſcheinen die Predigten, welche Conſtantin zu Zeiten in Gegenwart des Hofes und „vieler tauſend Zuhörer" hielt.[1]) Er wollte nämlich auch „durch Anſprachen mit Erziehungszweck" ſeine Unterthanen beherrſchen, und „die Regierung ganz zu einer redenden (λογικήν) machen." Es wurden Verſammlungen zu dieſem Behuf angeſagt; da trat der Herr der Welt ganz unbefangen auf und redete; kam er auf die Religion, ſo nahmen Züge und Stimme den Ausdruck tiefer Demuth an; den Zuruf verbat er ſich durch einen Wink gen Himmel. Sein Thema war in der Regel die Widerlegung der Vielgötterei, der Monotheismus, die Vorſehung, die Erlöſung und das göttliche Gericht. Bei dieſem Abſchnitt (fährt der Hofbiſchof fort) pflegte er ſeine Zuhörer am unmittelbarſten zu treffen, indem er die Räuber und Gewaltthätigen und Geldſüchtigen durchnahm; da trafen die Geißelhiebe ſeiner Worte auch einige der umſtehenden Vertrauten, daß ſie zur Erde blickten ... Er meinte es aufrichtig, ſie aber blieben taub und verhärtet; ſie riefen und klatſchten Beifall, während doch ihre Unerſättlichkeit keine Rührung in ihnen aufkommen ließ. Conſtantin ſchrieb dieſe Reden lateiniſch, worauf die Dolmetſcher ſie in's Griechiſche überſetzten.[2]) — Was ſoll man zu dieſer Erzählung denken? Conſtantin, der die dioeletianiſche Repräſentationsweiſe ſo eifrig fortſetzte und auf ſeine perſönliche Majeſtät ſo große Dinge hielt, bequemt ſich zum Auftreten vor den Maſſen der Hauptſtadt! Die Kritik, welcher er ſich ausſetzte, war noch das Wenigſte, und die Zuhörer verzichteten vielleicht aus guten Gründen darauf; allein wozu die Reden, wenn man die Macht, d. h. das große Privilegium zu handeln

[1]) Euseb. l. c. IV, 29—33.

[2]) Daß die Rede ad sanctorum coetum ein Muſter dieſer Art ſei, wie Euseb. l. c. IV, 32 behauptet, iſt eine reine Unmöglichkeit; vielleicht hat man über ein kaiſerliches Canevas eine weitläufige theologiſche Abhandlung geſtickt. — Eine genügende Analyſe davon bei Gfrörer, Kirchengeſch. II, S. 14.

beſitzt? Ein Grund läßt ſich vielleicht errathen. In dieſer Zeit der religiöſen Criſis muß das öffentlich geſprochene Wort, bisher auf rhetoriſche Exercitien und Lobreden beſchränkt, auf einmal vom Predigtſtuhl herab einen ſo ungeheuern Einfluß gewonnen haben, daß Conſtantin es ſchon als Mittel der Macht nicht ganz entbehren mochte, ungefähr wie heute auch die mächtigſten Regierungen ſich in der Zeitungspreſſe müſſen vertreten laſſen. Wenn es ihm, dem Ungetauften, dem Nicht-Katechumenen einfallen durfte, ſich als „gemeinſamen Biſchof" auszugeben,[1]) ſo konnte er ganz ebenſo gut einen chriſtlichen Prediger vorſtellen. Wie er die chriſtlichen Dogmen dabei behandelt hat, wiſſen wir nicht; daß er ſich unbedingt als Chriſt geſtellt habe iſt nicht einmal wahrſcheinlich. Sodann deutet Euſeb ſehr klar auf einen Nebenzweck dieſer Reden hin; ſie waren ein willkommener Anlaß, Gnade und Ungnade zu äußern, die Umgebung in Schrecken zu ſetzen,[2]) und eine Menge Dinge in künſtlich zweideutiger Form unter die Leute zu bringen, die ſich ſelbſt im weitſchweifigſten Edict nicht wohl ſagen ließen. Es ſind die Senatsreden des Tiberius in anderer Geſtalt! Man darf nicht vergeſſen, daß Conſtantin u. a. auch „eine Menge ſeiner Freunde tödtete," wie der ganz unverdächtige Eutropius ſagt, der mehr als verdächtige Euſebius dagegen zu beſchweigen für gut findet.[3]) (S. d. folg. Abſchn.)

Ihr Nebenzweck.

[1]) Spätere, wie z. B. Glycas, die nicht begreifen konnten, wie ein Ungetaufter zu Nicäa hätte präſidiren dürfen, ſchloſſen ſich deſto eifriger der bekannten Sage an, daß er zu Rom durch den heil. Sylveſter ſchon früher ſei getauft worden.

[2]) Noch in der letzten erbaulichen Rede kurz vor ſeinem Tode wandte er ſich auf einmal ſehr nachdrücklich zum „Ende der Gottloſen" und ſchien damit auf „die Umſtehenden" deuten zu wollen. Euseb. l. c. IV, 55.

[3]) Conſtantin ſoll auch eitel geweſen ſein, was dahingeſtellt bleiben mag. Er beſaß außer dem Reden auch die Geduld des Zuhörens, Euseb. l. c. IV, 33. 46. Panegyr. IX, 1, vielleicht weil man ihn dabei ſtark in's Geſicht zu rühmen pflegte. Er konnte den Redner verachten und das Lob doch in dieſer redenden Zeit zweckmäßig finden.

9. Abſchnitt.

Es haftet auf Conſtantin noch ſtets ein letzter Schimmer von Erbaulichkeit, weil ihn ſo viele ſonſt verehrungswürdige Chriſten aller Jahrhunderte als den ihrigen in Anſpruch genommen haben. Auch dieſer letzte Schimmer muß ſchwinden. Die chriſtliche Kirche hat an dieſem furchtbaren, aber politiſch großartigen Menſchen nichts zu verlieren, ſo wie das Heidenthum nichts an ihm zu gewinnen hätte. Uebrigens verfielen die Heiden in denſelben Irrthum, bei ihm einen wirklichen, nicht bloß äußerlich gemeinten Uebertritt vorauszuſetzen. Zoſimus erzählt (II, 29) die bekannte feindſelige Verſion [1]) der Bekehrungsgeſchichte: ob der Hinrichtung des Criſpus und der Fauſta und ob dem Eidbruch (gegen Licinius) ſeien dem Kaiſer Gewiſſensbiſſe aufgeſtiegen und er habe ſich an die heidniſchen Prieſter (laut Sozomenus an den berühmten Neuplatoniker Sopater) um Entſündigung gewandt; als ihm erwiedert wurde, für ſolche Miſſethaten gebe es keine Art von Sühne, habe ſich ein aus Spanien nach Rom gekommener Aegypter durch die Frauen bei Hofe in ſeine Nähe zu drängen gewußt und ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß das Chriſtenthum jede Miſſethat abzuwaſchen im Stande ſei; darauf habe er ſeinen Uebertritt zuerſt zu erkennen gegeben durch ſeine Maßregeln gegen die heidniſche Erforſchung der Zukunft, und weiter durch den Bau einer neuen Hauptſtadt. Es iſt möglich, daß dieſe Erzählung einen wahren Kern enthält, aber die vorliegende Faſſung iſt ſicher nicht die richtige. Ereigniſſe von ſo gräßlicher Art im eigenen Hauſe müſſen allerdings in Conſtantin's Seele wach gerufen haben was noch etwa von römiſchem Glauben in ihm ſteckte und er war vielleicht bei aller ſonſtigen Bildung roh genug, von kräftigen heidniſchen Bannſprüchen einige Erleichterung, ein Wegſpülen des häßlichen Eindruckes zu erwarten, aber der weitere Cauſalzuſammenhang iſt erweislich falſch.

Heidniſche Anſicht von ſeiner Bekehrung.

[1]) Welche dann Sozomenus I, 5 mit ſchwachen Gründen zu widerlegen ſucht.

Seine ſpätern heidniſchen Sympathien.

Gerade in dem letzten Jahrzehnd ſeines Lebens giebt Conſtantin noch einige ſehr deutliche Zeichen unchriſtlicher, ja unmittelbar heidniſcher Sympathien. Während er und ſeine Mutter Paläſtina und die großen Städte des Reiches mit den prachtvollſten Kirchen ſchmücken, läßt er in dem neuen Conſtantinopel doch auch heidniſche Tempel bauen; zwei davon, die der Göttermutter und der Dioskuren, können bloße Ziergebäude für die als Kunſtwerke darin aufgeſtellten Bilder geweſen ſein, der Tempel und das Bild der Tyche dagegen, welche dem römiſchen „Staatsgenius" entſpricht, ſollten einen eigentlichen Cultus genießen. Bei der Einweihung der Stadt wurden erweislich heidniſche Geheimgebräuche gefeiert, wie denn dieſe ganze wichtige Angelegenheit von allerlei Superſtitionen bedingt war, die bei den ſpätern Schriftſtellern vergebens mit chriſtlicher Andacht zugedeckt werden. (S. d. folg. Abſchn.)

Die Inſchrift von Spello.

Auch Andern geſtattete Conſtantin noch die Erbauung heidniſcher Tempel. Eine Inſchrift [1]) des umbriſchen Städtchens Spello (zwiſchen Foligno und Aſſiſi), welche ihres befremdlichen Inhalts wegen lange für unecht gegolten hat und durch die nachläſſige und barbariſche Schreibung dieſes Vorurtheil zu rechtfertigen ſchien, iſt höchſt wahrſcheinlich ein durchaus echtes Denkmal dieſer Gunſt gegen die Heiden, und zwar aus den zwei letzten Lebensjahren des Kaiſers. Er erlaubt den Hiſpellaten, ſeinem Geſchlecht, das er bekanntlich gens Flavia nannte, einen prächtigen Tempel zu bauen [2]) und bedingt ſich nur aus, daß derſelbe nicht „durch den Trug anſteckenden Aberglaubens" befleckt werde, worunter ſich Jeder denken konnte was er wollte. Auch über das heidniſche Prieſterthum des Ortes und über die Verlegung der Feſtſpiele von Bolſena nach Spello giebt er einläßlichen

[1]) Bei Muratori, Inscr. III, p. 1791 unter den Unechten abgedruckt.

[2]) In Africa hatte Conſtantin ſchon nach dem Siege über Maxentius die Errichtung von Prieſterthümern zu Ehren ſeines Geſchlechtes geſtattet. Aurel. Vict. Cæss. 40.

9. Abſchnitt. Beſcheid, mit ausdrücklicher Nennung der Gladiatoren. In denſelben Jahren ſpricht er auch gewiſſe heidniſche Prieſtercollegien, die Sacerdotes und lebenslänglichen Flamines von den läſtigen Localämtern frei, zu welchen man ſie, inſonderheit in Africa, chriſtlicherſeits nöthigen wollte.[1]) Ohne Zweifel mit ſeinem Vorwiſſen darf der Senat noch im Jahr 331 den zerfallenen Concordientempel[2]) wieder herſtellen, einzelner Götteraltäre aus den nächſt vorhergehenden Jahren zu geſchweigen.

Der Neuplatoniker an ſeinem Hofe.

Ja das Heidenthum tritt dem Herrſcher in dieſer letzten Zeit auch perſönlich ſehr nahe. Der Neuplatoniker Sopater, ein Schüler des Jamblichus, erſcheint in ſeiner Nähe mit allen Anſprüchen eines hochmüthigen griechiſchen Sophiſten; „die andern Menſchen ſind ihm zu gering; er eilt an „den kaiſerlichen Hof um ohne weitere Umſtände über Conſtantin's ganzes Thun und Denken einen herrſchenden Einfluß zu üben.[3]) Der Kaiſer iſt auch bald von ihm gänzlich eingenommen und läßt ihn zu ſeiner Rechten ſitzen, „zum allgemeinen Neid und Aergerniß der Höflinge." So weit Eunapius, dem freilich ſo wenig als dem Philoſtratus unbedingt zu glauben iſt, wenn er mit vornehmen Connexionen der Philoſophen prahlt. Hier liegt aber etwas Wahres zu Grunde; Sopater hat jedenfalls ein bedeutendes Verhältniß zu Conſtantin gehabt.[4]) Daß er es war, der die Sühnung wegen der Hinrichtung des Criſpus verwei-

---

[1]) Cod. Theodos. XII, 1 & 5.

[2]) Gruter, thes. inscr. p. 100.

[3]) Wie ſehr die Biſchöfe den Einfluß heidniſcher Sophiſtik auf den Kaiſer fürchteten, erhellt u. a. aus einer Anekdote vom Biſchof Alexander, bei Sozom. I, 18.

[4]) Wir erinnern hier wieder an jenen Nikagoras von Athen (S. 251), der als Neuplatoniker und Fackelträger bei den eleuſiniſchen Myſterien doch von Conſtantin ein Reiſeſtipendium zum Beſuch Aegyptens erhielt. Er dankt in jener Inſchrift (Böckh 4470) den Göttern und Conſtantin „der mir dieſes gewährt hat."

gerte, laſſen wir ganz bei Seite; unläugbar aber wurde er bei den Einweihungsceremonien von Conſtantinopel gebraucht. Später, jedenfalls nach 330, ſtürzte ihn der Gardepräfekt Ablavius, welcher bei der Hungersnoth in der neuen Hauptſtadt dem Kaiſer die Meinung beigebracht haben ſoll, Sopater halte durch ſeine große Wiſſenſchaft die Winde gefeſſelt, die den ägyptiſchen Korntransport über das Meer befördern ſollten. Jedenfalls ließ Conſtantin den Sophiſten hinrichten. Ob aber der bloße Hofneid des Ablavius dieß bewirkte,[1]) darf nach einer Notiz bei Suidas wohl bezweifelt werden: „Conſtantin, heißt es, tödtete den Sopater um „zu beweiſen, daß er in der Religion nicht mehr „heidniſch geſinnt ſei. Denn früher war er mit Jenem „ſehr vertraut geweſen.“ — Wir werden bei einem andern Anlaß (zur Geſchichte des Athanaſius) die Vermuthung wiederholen müſſen, daß die chriſtlichen Prieſter dem alternden Kaiſer einigermaßen furchtbar geworden waren und daß er ſeine ſo lange bewahrte perſönliche Freiheit in den letzten Jahren nicht mehr durchgängig behaupten konnte.

Fragliches Opferverbot.

Manche glauben ſogar annehmen zu dürfen, daß Conſtantin die heidniſchen Opfer zuletzt irgendwann ganz verbot;[2]) und wenn Euſeb (IV, 25) Rückſicht verdiente, ſo wären außer den Opfern auch die Befragung von Orakeln, die Aufrichtung von Götterbildern, und die Feier der Myſterien durchaus abgeſchafft worden. Daß irgend einmal ſeit dem Jahr 326 ein Geſetz gegen die Befragung der Orakel gegeben wurde, beſtätigt auch Zoſimus (II, 29). Allein es muß bei all Dieſem[3]) merkwürdig durch die Finger ge-

---

[1]) Wie auch Zosimus II, 40 annimmt. — Vgl. Suidas s. v. Sopater.

[2]) Ein Geſetz des Conſtantius vom J. 341, Cod. Theodos. XVI, 10. beruft ſich ſehr unbeſtimmt auf ein allgemeines Opferverbot ſeines Vaters.

[3]) Wie bei dem frühern ſehr vagen Verbot welches Euseb. l. c. II, 45 erwähnt wird.

9. Abſchnitt. ſehen worden ſein. Auch wenn das Decret für Spello unecht wäre, ſo blieben noch Indicien genug übrig. Gerade die Haupturkunde für den maſſenhaften Fortbeſtand der Opfer und Myſterien, die Schrift des chriſtlichen Firmicus, ſtammt aus den nächſten Jahren nach Conſtantin's Tode, deſſen Söhne mit den heftigſten Worten erſt zu Dem aufgefordert werden, was der Vater ſchon gethan haben ſoll: „Haut ſie „zuſammen, mit dem Beil zuſammen, dieſe Tempelzierden! „Zur Schmelze, zur Münze mit dieſen Göttern! Alle Weihgeſchenke ſind Euer, nehmt und braucht ſie!“ [1])

Zerſtörung von Tempeln.

Es ſind indeß allerdings ſchon unter Conſtantin Tempel aufgehoben und zerſtört und Götterbilder eingeſchmolzen worden.[2]) Ein Heiligthum wie das der himmliſchen Göttinn zu Aphaca im Libanon (S. 185) verdiente nichts beſſeres,

um 330. als daß Soldaten hingeſchickt wurden, die Alles dem Boden eben machten; der Ort war in der That „nicht werth, daß ihn die Sonne beſchien.“ Schon bedenklicher war die Schleifung des berühmten Asklepiostempels zu Aegae in Cilicien, wo bis damals eine Menge Menſchen ſich um der Kurträume willen einfanden. Wahrſcheinlich hatte der Gott (der „Seelenirrer,“ wie ihn Euſeb nennt) ſich auch auf politiſche Fragen eingelaſſen.[3]) In Heliopolis, wo ein kaum minder unzüchtiger Cultus vorkam als in Aphaca, blieb es beim bloßen Verbot und bei der gewaltſamen Stiftung eines Bisthums, dem dann erſt durch Geld eine Gemeinde geworben wurde.[4]) Anderwärts kam es vor, daß bekehrte Bevölkerungen aus eigenem Antrieb die Heidentempel des Ortes niederriſſen und dafür die offizielle kaiſerliche Billigung ernteten; Majuma, die Hafenſtadt von Gaza, erhielt den Namen

---

[1]) Firmicus de errore etc. pag. 39. — Seine Aufforderung, dem Heidenthum überhaupt ein gewaltſames Ende zu machen, pag. 28.

[2]) Euseb. vita C. III, 54—58. De laudibus Const. 8.

[3]) Und etwa beim Aufſtand des Calocerus (S. 377) eine Rolle geſpielt?

[4]) Ueber die vorgebliche Ausrottung der Nilprieſter vgl. S. 199.

Conſtantia, ein anderer phöniciſcher Ort den Namen Conſtantina, wahrſcheinlich um eines ſolchen Verdienſtes willen.[1])

Plünderungen.

Außerdem hat Conſtantin aus Raubſucht oder Geldnoth wie es ſcheint viele Tempel plündern laſſen. Zwar verhehlt Euſeb hier wieder den Grund und die wahre Ausdehnung dieſer Spoliationen, allein er verräth ſich wieder Willen. Es iſt nämlich bei ihm zunächſt gar nicht von Marmorſtatuen die Rede, ſondern von lauter ſolchen Bildern, deren Inneres aus einem beſondern Stoffe beſtand, — Euſeb meint: aus Schädeln, Todtenbeinen, alten Lumpen, Heu, Stroh u. dgl., es handelt ſich aber offenbar nur um den hölzernen ꝛc. Kern oder das hohle innere Geſtell von ſogenannten Chryſelephantinſtatuen, d. h. Bildern von Gold und Elfenbein, dergleichen der olympiſche Zeus eines war. In der Lobrede auf Conſtantin (Cap. 8) wird dieß dann in vollem Umfang zugeſtanden: „die koſtbaren Theile wurden „eingeſchmolzen und der formloſe Reſt den Heiden gelaſſen, „zum ewigen Angedenken ihrer Schmach.“[2]) Welche und wie viele Werke (vielleicht der beſten griechiſchen Kunſt!) dieſes von der Koſtbarkeit des Stoffes unzertrennliche Schickſal traf, erfährt man nicht näher. Uebrigens nahm Conſtantin für die Ausſchmückung ſeiner neuen Hauptſtadt allerdings auch mit Götterbildern ohne Materialwerth vorlieb, wie wir ſehen werden; von den ehernen z. B. heißt es a. a. O.: „man führte ſie wie Gefangene fort, dieſe Götter abgelebter „Fabeln, an Stricken wurden ſie fortgeſchleppt!“ Die Wegnahme war vertrauten Commiſſären übertragen, welche unmittelbar vom Hofe kamen; Widerſtand fanden ſie nirgends; die Prieſter mußten ihnen die geheimſten Gewölbe öffnen. Es iſt aber auch denkbar und wahrſcheinlich, daß Conſtantin dergleichen nur in durchaus zuverläſſigen, überwiegend chriſtlichen Städten der nähern Umgebung ſeiner

[1]) Sozomenus II, 5. Euseb. vita C. IV, 37—39.

[2]) Wie Arnobius die Götterbilder durch Analyſe ihres Innern lächerlich zu machen ſucht, adv. gentes VI, p. 201.

9. Abſchnitt. Reſidenz wagte. Er hätte wohl die Gold- und Silberſtatuen gerne unangegriffen gelaſſen, allein ſie lagen ihm zu bequem und die Verſuchung war zu ſtark gegenüber dem dringenden Geldbedürfniß, das bei Herrſchern dieſer Art jeder andern Rückſicht vorangeht. In dieſelbe Kategorie gehört ohne Zweifel das Ausheben von Thüren und von Gebälken,[1]) die bei mehrern Tempeln vorgekommen ſein ſoll; dieſe Theile waren nämlich oft von maſſivem Erz und lohnten wohl die Mühe des Einſchmelzens. Wenn damit der Anfang der Zerſtörung gemacht und das Innere durch theilweiſen Einſturz und Unbill der Witterung geſchändet war, ſo konnte man es ſchwerlich mehr verhindern, daß die Anwohner ſich auch an Säulen und andere Bautheile wagten, wäre es auch nur zum Behuf des Kalkbrennens geweſen. Daß dieß ſeit dem Jahr 333 wenigſtens an heidniſchen Grabmonumenten geſchah, iſt officiell[2]) beſtätigt. Schon früher war die Reparatur verfallener oder unvollendeter Tempel durch ein Geſetz[3]) ſtille geſtellt worden. Wie es mit den Tempelgütern ging, iſt nicht näher bekannt; in einzelnen Fällen wurden ſie ſicher eingezogen, doch erſt unter Conſtantin's Nachfolgern in Maſſe und planmäßig. Von einem Geſetz, welches die allgemeine Zerſtörung der Tempel verfügt hätte, wie die Chronik des Hieronymus zum Jahr 335 erzählt, kann bei Conſtantin ſelber keine Rede ſein. Was er that und geſchehen ließ, geſchah *gelegentlich*, aus frivoler Raubſucht und unter ſchwankender geiſtlicher Einwirkung, deßhalb auch ſo ungleich. Ein conſequentes Syſtem wird man bei einem hierin mit Willen inconſequenten Menſchen vergebens nachweiſen wollen.

Das Urtheil über ſein chriſtliches Bekenntniß und ſeine Taufe auf dem Sterbebette wird vollends Jeder nach eigenem Maßſtab beurtheilen müſſen.

[1]) Euseb. vita C. III, 54.

[2]) Durch ein Geſetz des Conſtans Cod. Theodos. IX. 17.

[3]) Vom J. 326. Cod. Theodos. XV, 1.

Die großen äußern Veränderungen, welche die Stellung und daher auch die Verfaſſung der chriſtlichen Kirche durch Conſtantin erfuhr, ſind bekannt genug und können hier nur in Kürze wiederholt werden. Die Geiſtlichen (clerici) wurden gleich zur Zeit der erſten Toleranzedicte thatſächlich als Stand, als Corporation anerkannt, was von unermeßlicher Wichtigkeit für die ganze Entwickelung der Kirche ſein mußte. Sie hatten ſich ſelber wohl ſchon längſt zu dieſer Beſtimmung vorbereitet, indem ſie einerſeits ſich von den Laien iſolirten, andererſeits durch Gemeinſamkeit vieler Amtsgeſchäfte, namentlich durch das Synodenweſen den Charakter einer Körperſchaft erwarben. Doch der einſtweilen bloß tolerant gewordene Staat hätte darauf nicht ſo vollſtändig einzugehen nöthig gehabt? Er konnte, ſo ſcheint es, den Clerus als Stand ignoriren und ſich direkt an die Gemeinden wenden? — Allein Conſtantin fand den Clerus ſchon ſo eigenthümlich zur Macht organiſirt und durch die Verfolgung ſo ſehr gehoben vor, daß er entweder durch dieſe Corporation und ihren hohen Credit herrſchen oder ſie über kurz oder lang zum Feinde haben mußte. Er gab ihr daher alle möglichen Garantien der Gunſt bis zu einer Art Mitherrſchaft und dafür waren die Geiſtlichen die ergebenſten Verbreiter ſeiner Macht und ignorirten es völlig, daß er noch mit einem Fuße im Heidenthum ſtand, ja daß ſeine Hände über und über mit Blut befleckt waren.

Die Kirche als Corporation.

Er übernahm mit dieſem Verhältniß auch deſſen bedenkliche Schattenſeiten. Aus der Verfolgung war neben den edlern ſittlichen Folgen auch ein böſer Geiſt des Haders aufgeſtiegen; die Partei der ſchwärmeriſchen Hingebung wurde zur fanatiſchen Oppoſition nicht bloß gegen diejenigen, welche in der Verfolgung verläugnet oder die heiligen Schriften ausgeliefert hatten, ſondern auch gegen die durch erlaubte Mittel chriſtlicher Klugheit Geretteten; darob entſtand in Nordafrica die donatiſtiſche, in Aegypten die meletianiſche Spaltung faſt noch während der Verfolgung ſelbſt. Es

Die erſten kirchlichen Streitigkeiten

9. Abſchnitt.

waren die erſten Anläſſe für den bloß toleranten Kaiſer, in poſitiv kirchlichen Streitigkeiten zu interveniren, denn von Neutralität konnte, nachdem er ſich einmal mit der Kirche eingelaſſen, natürlich keine Rede mehr ſein. Conſtantin zeigte hier wie ſpäter bei der viel umfaſſendern arianiſchen Spaltung in der Regel großen Takt (ſ. unten); er erklärte ſich zwar für die eine Partei, geſtattete derſelben aber keinerlei ſtrafende Machtübung gegen die andere. Die Einheit der Kirche war ihm ohne Zweifel wünſchbar, weil ſie als Parallele zur Einheit der Macht erſchien; allein er wußte ſich auch auf eine hadernde und getrennte Kirche gar wohl einzurichten und war weit entfernt die Kaiſermacht ſelber zu compromittiren durch Hartnäckigkeit und Strenge für oder wider Dinge und Menſchen, die ihm keinen Fanatismus einzuflößen im Stande waren. Das Verhalten der Chriſten gegen Verfolgungen jeder Art hatte er gründlich beobachtet; gerade die beiden eben genannten Spaltungen wären durch nichts ſo unfehlbar geſteigert worden als durch neues Martyrthum. Freilich mußte er ahnen, daß nicht alle ſeine Nachfolger ſich hierin ſo unabhängig halten würden; bießen ſie einmal Chriſten, ſo war vorauszuſehen, daß ſie auch perſönlich dem Eifer für oder gegen ſtreitige Lebensformen der Kirche anheimfallen mußten. Doch zeigte die Folge, daß die Kaiſermacht anderweitig ſtark genug gegründet war, um hier ſelbſt durch die extremſten Verſuche (wie z. B. der Bilderſtreit des achten Jahrhunderts) ſich nicht aus den Fugen heben zu laſſen.

Conſtantin's Verhältniß dazu.

Die Geiſtlichen als Corporation oder Stand erhielten zunächſt von Conſtantin die Befreiung von allen öffentlichen Verpflichtungen (munera),[1]) welche theils in läſtigen Aemtern, theils in Abgaben beſtanden oder in dem verrufenen Decurionat Beides vereinigten. (Dem ſofortigen Zudrang der befreiungsluſtigen Reichen zum geiſtlichen Stande mußte

Rechte und Dotation des Clerus.

313 und 319.

[1]) Cod. Theodos. XVI. 2.

ſchon im nächſten Jahre durch ein ganz rohes allgemeines Verbot begegnet werden, welches dann wahrſcheinlich nicht ſelten umgangen wurde.) Das zweite bedeutende Zeichen corporativer Anerkennung erhielt die Kirche durch die Erlaubniß Erbſchaften anzunehmen,[1]) welche ihr denn auch nicht fehlten. Später, wahrſcheinlich nach dem Siege über Licinius[2]) wurde der Kirche geradezu eine bedeutende Staatsbeſoldung vorzüglich in Landſtücken und Kornrenten ausgeworfen. War ihr auf dieſe Weiſe eine reichliche Exiſtenz und die Gründung eines großen Beſitzes geſichert, ſo gab der Staat auch noch ein Stück ſeiner Macht in den Kauf; die Chriſten hatten bisher ihre Streitigkeiten, ehe ſie vor den weltlichen, heidniſchen Richter gingen, gerne durch die Biſchöfe, als eine Art Friedensrichter, ſchlichten laſſen, von deren Spruch ſie noch immer appelliren durften; dieſes Appellationsrecht hob Conſtantin auf und machte die Entſcheide der Biſchöfe wenn man ſich einmal an dieſe gewandt, obligatoriſch. Dadurch war jede Concurrenz des weltlichen Richters mit dem geiſtlichen abgeſchnitten und einſchließlich auch die Gelegenheit zu einem Streit zwiſchen beiden, welcher jetzt gleich gefährlich geweſen wäre, mochte der weltliche Richter noch Heide oder ſchon Chriſt ſein. Dieſe Erwägung allein erklärt das ſo außerordentliche, jedem kräftigen Staatsweſen ſcheinbar ſo gefährliche Zugeſtändniß. Conſtantin hat hier, wie in der Behandlung des Kirchlichen überhaupt, nicht etwas Neues aus eigener Wahl eingeführt, ſondern das auch ohne Ihn Vorhandene conſtatirt und geregelt. Es iſt leicht, vom Standpunkt moderner Theorien aus ihn zu tadeln, daß er die Kirche und den Staat nicht ſchärfer getrennt hielt,[3])

320.

321.

Drohende Verſchmelzung von Kirche und Staat.

---

[1]) Cod. Theodos. XVI, 2.

[2]) Wie man aus Sozom. I, 8. ſchließen möchte. Vgl. Euseb. vita C. IV, 28. — Hist. eccl. X, 6 giebt die proviſoriſche Dotation afrikaniſcher Kirchen.

[3]) Neander beauchl die treffenden Ausdrücke: Chriſtianiſirung des Staates und Politiſirung der Kirche.

9. Abſchnitt. allein was ſollte er machen, wenn durch einen allgewaltigen Drang der Zeit die Kirche ihm unter den Händen zum Staat und der Staat zur Kirche wurde? Wenn jeder chriſtliche Beamte in ſeinem Geſchäftskreiſe, jeder Richter auf ſeinem Tribunal durch Vermiſchung religiöſer und bürgerlicher Geſichtspunkte an ſeiner Pflicht irre werden konnte? Wenn die Interceſſion eines Biſchofs oder eines für heilig geachteten Einſiedlers [1]) für oder gegen irgend einen Menſchen, irgend ein Verhältniß Alles in Confuſion zu bringen vermochte? Die Theokratie, welche ſich hier entwickelte, war nicht das Werk des einzelnen kirchenſchützenden Kaiſers und eben ſo wenig die bewußte Gründung einzelner beſonders ſchlauer Biſchöfe, ſondern das große, nothwendige Reſultat eines weltgeſchichtlichen Proceſſes. Der Contraſt zwiſchen der Größe der Idee und den menſchlichen Schwächen, die der Einzelerſcheinung ankleben, iſt allerdings oft ſtörend und widrig genug, hebt aber die hiſtoriſche Nothwendigkeit nicht auf.

Cölibat. Merkwürdig iſt die raſche theoretiſche Steigerung der Anſprüche, welche der einmal über die Geſellſchaft emporgehobene Clerus an ſich und andere ſtellte. Bereits war vom Cölibat die Rede; der Staat mußte die früher auf den eheloſen Stand geſetzten Bußen aufheben; [2]) und wenn nicht auf dem Concil von Nicäa gerade ein Ascet, Bekenner und Dämonenbanner ohne Gleichen, der alte blinde Paphnutius, [3]) ſich dagegen erhoben hätte, ſo wäre vielleicht ſchon damals ein für alle Geiſtlichen bindender Beſchluß durchgegangen. Die Ordination oder Weihe erhielt immer mehr einen myſtiſchen Werth und wurde im Verhältniß zu Menſchen und Dingen ſogar magiſch, als Mittheilung übernatürlicher

[1]) Ein Beiſpiel der letztern Art bei Socrates I, 13.

[2]) Geſetz vom J. 320, Cod. Theodos. VIII. 16. Vgl. Euseb. vita C. IV, 26.

[3]) Socrates, Hist. eccl. I, 11. Sozom, 1, 10 Athanas. vita Anton col. 468.

Kräfte aufgefaßt. Im Innern der Prieſterkaſte ſelber wurden die alten Unterſchiede ſchärfer aufgefaßt und neue geſchaffen; der Presbyter ſchied ſich vom Diacon, der Biſchof vom Presbyter; unter den Biſchöfen ſelbſt gab es je nach dem Rang ihrer Städte auch ſehr verſchiedene Stufen des Einfluſſes, der ſich dann hauptſächlich in den fünf (ſpätern) Patriarchenſitzen Rom, Alexandrien, Antiochien, Conſtantinopel und Jeruſalem concentrirte. Um das biſchöfliche Amt als ſolches in einem höhern Werthe zu erhalten, ſchaffte man nicht lange nach Conſtantin den unterſten Grad, die ſogenannten Landbiſchöfe (*χωρεπίσκοποι*), d. h. die Biſchöfe der Flecken ohne Stadtrang, völlig ab. Je nach der Wichtigkeit eines Ortes, dem Ehrgeiz der Betreffenden und der etwa ſchon vorhandenen Parteiung war die Biſchofswahl bisweilen eine Sache des heftigſten Kampfes, der in einzelnen Fällen die ganze Kirche erſchütterte. Was ſich vordrängte und durchſetzte, war ſelten das Beſte; rhetoriſche und politiſche, namentlich finanzielle Talente, ja der perſönlichſte Einfluß trugen fortan gar zu oft über den wahrhaft Berufenen den Sieg davon. — Nach unten hin erweiterte ſich die Hierarchie nicht bloß wie bisher durch die Klaſſen der Thürhüter und Akoluthen, ſondern durch eine große handfeſte Dienerſchaar, die ſogenannten Parabolanen oder Foſſores, d. h. Krankenwärter und Todtengräber, deren in Conſtantinopel allein bei tauſend, in Alexandrien etwa die Hälfte waren.

Dieſer mächtigen und reichen Kirche fehlte es bald auch nicht mehr an der glänzendſten äußern Repräſentation; der Cultus wurde verherrlicht durch die prächtigſten Kirchenbauten und durch ein impoſantes Ritual; das Leben der höhern Geiſtlichen wurde (wenigſtens in den großen Städten) ein fürſtliches. Doch traten dieſe ſehr natürlichen Conſequenzen erſt unter den Söhnen Conſtantin's und ſpäter deutlich zu Tage. Vorzüglich in einer Hinſicht konnte man inne werden, welcher Mittel der Macht der Staat ſich entäußert

9. Abſchnitt.

hatte; die ganze, unermeßliche Beneficenz mit ihrem Einfluß auf die Maſſen lag, zum Theil durch ſeine Schenkung, in den Händen der Geiſtlichen, welche an vielen Orten Armenhäuſer, Gaſthäuſer, Pfrundhäuſer, Waiſenhäuſer, Spitäler u. a. gemeinnützige Anſtalten gründeten, während der Staat mit dem Einzelnen nur noch durch Soldaten und gewaltthätige Steuereinnehmer in Berührung kam.

Wer wollte es dieſem Clerus auf die Länge wehren, wenn er ſich nach Bekehrung der heidniſchen Majorität als Staats-Regierung conſtituirte? Welche Mittel behielt der Herrſcher überhaupt noch übrig, um der Herr, wenigſtens nicht der Diener oder gar der Penſionirte ſeiner Prieſter zu bleiben? Bereits hatten in der Apoſtelkirche zu Conſtantinopel der Kaiſer und die dortigen Biſchöfe zugleich ihr Begräbniß, „ſintemal das Prieſterthum an Ehren der Herr„ſchaft gleich iſt und ihr an heiliger Stätte ſogar voran„geht.“ [1])

Macht des Staates im Verhältniß zur Kirche.

Bei näherer Betrachtung findet man, daß doch für den Kaiſer und ſeine Macht auf alle Weiſe geſorgt war. Zum erſten erſcheint es als ein Glück für den Imperator, daß das alte Teſtament, ſo oft es auch die Könige und die Hohenprieſter von Iſrael im Zwieſpalt ſchildert, doch keine theokratiſche Revolution gegen das Königthum als ſolches meldet, ſondern die Abſchaffung des letztern Gott und dem König von Babylon anheimſtellt. An das altteſtamentliche Staatsweſen nämlich wurde jeden Augenblick appellirt als an das einzige nicht heidniſche Präcedens; man überſah ganz wie zur Zeit der engliſchen Puritaner, daß daſſelbe einem vergangenen, beſondern Volksthum entſprochen hatte; das neue Teſtament aber, an welches man ſich gewiß lieber gewandt hätte, läßt ſich bekanntlich weder auf Staatsformen noch auf Nationalitäten ein, weil ſeine Beſtimmung eine univerſelle iſt.

---

[1]) Sozomenus II, 34. Vgl. Socrates I, 40.

So lange nun der Kaiſer ſich als rechtgläubig geben konnte, war ihm nichts anzuhaben; was er ſonſt als Menſch und Regent war, kam weiter nicht in Betracht. Auf die Stellung Conſtantin's ſelber, dem unmäßig geſchmeichelt wurde, darf ſich die Geſchichte weiter nicht berufen, es blieb aber auch zu Gunſten ſpäterer Kaiſer eine Theorie des göttlichen Rechtes übrig, welche der Vergötterung heidniſcher Imperatoren nichts nachgab und ſie an Aufrichtigkeit bei Weitem übertraf. „Wenn der Kaiſer den Namen Auguſtus „empfangen hat, (heißt es gegen das Ende des vierten Jahrhunderts [1]) ſo iſt man ihm wie einem gegenwärtigen und „leibhaftigen Gott Treue und Gehorſam und raſtloſen Dienſt „ſchuldig. Denn im Frieden und Krieg iſt es ein Dienſt „Gottes, wenn man Dem treu anhängt, der auf Gottes „Anordnung herrſcht."

Aber auch materiell war das Kaiſerthum mit ſeiner barbariſirten und in religiöſen Dingen neutralen Kriegsmacht und ſeinem Verwaltungsſyſtem gar zu ſtark etablirt, als daß es der reinen Prieſterregierung zu weichen gebraucht hätte.

Und endlich war Conſtantin beſonnen oder glücklich genug geweſen, ſich ſelber zum Haupt und Centrum der Kirche zu machen und ſeinen Nachfolgern außer dem übrigen Erbe der Macht auch dieſe Poſition wohlbefeſtigt zu hinterlaſſen.

Wir kennen bereits ſeinen Anſpruch, ſich als „gemeinſamer Biſchof" zu geberden. Dieß war keine bloße Redensart; die Kirche hatte wirklich keinen andern Mittelpunkt. Zunächſt zeigte ſich dieß bei den Biſchofswahlen, auf welche in allen wichtigern Fällen der Hof einen maßgebenden Einfluß ausüben konnte, indem die Biſchöfe der betreffenden Provinz, welche ſich verſammelten und der verwaisten Gemeinde einen neuen Hirten vorſchlugen, auf kaiſerliche Wünſche Rückſicht nahmen, weil ſie ſelber durch kaiſer-

[1]) Veget. de re milit. II, 5. bei Anlaß des Kriegseides.

9. Abſchnitt. liche Gunſt noch höher zu ſteigen hoffen konnten. Um ihre Stellung ganz auszunützen, hätte dieſe Kirche vor Allem einer höhern Denkweiſe bedurft. Ferner war bei den großen Reichsſynoden der Kaiſer ſchon im Vortheil, inſofern er Zeit und Ort feſtſetzte, noch mehr aber, inſofern gar Manche nur ſeinen Willen zu errathen ſuchten um demgemäß zu ſtimmen. War er nicht ſelbſt anweſend, ſo ſchickte er ſeine Commiſſäre mit großen Vollmachten hin, und ſchließlich behielt er ſich ſeine Genehmigung vor, ohne welche kein Concilsbeſchluß gültig war, mit welcher er dagegen zum Reichsgeſetz erhoben wurde. Und am Ende waren die Synoden mit ihrer Gleichheit des Stimmrechtes ein treffliches Mittel, der Uebermacht der vornehmern Biſchofsſtühle entgegen zu arbeiten, ſobald dieſelbe dem Hofe irgend bedenklich erſchien.

Die Reichsſynoden.

Die Idee eines Concils, wie ſie ſich ſchon in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ausgebildet hatte, war eine erhabene: daß auf einer Verſammlung der Vorſteher chriſtlicher Gemeinden, wenn ſie ſich zu wichtigen gemeinſchaftlichen Berathungen andächtig vorbereitet, der Geiſt Gottes ruhe. Ein Gefühl dieſer Art wird über jede Verſammlung kommen, deren Beſchäftigung die höchſten Dinge betrifft und deren Mitglieder vielleicht jedes einzeln das Leben an die Sache gewagt hat oder wagen wird. Allein die Zeit der triumphirenden und verweltlichten Kirche, deren Concilien immer häufiger und glänzender wurden, zeigt im Weſentlichen ſehr raſch das Bild der traurigſten Ausartung.

325. Der erſte große Anlaß war das Concil von Nicäa, deſſen Hauptziel die Beſeitigung der arianiſchen Streitigkeiten ſein ſollte. Es iſt eines der unleidlichſten Schauſpiele in der ganzen Geſchichte, die kaum aus den Verfolgungen gerettete Kirche, vorzugsweiſe der öſtlichen Reichslande, vom heftigſten Kampf über das Verhältniß der Perſonen in der Dreieinigkeit ganz in Beſchlag genommen zu ſehen. Orientaliſcher Starrſinn und griechiſche Sophiſtik, die ſich in die Biſchofsſtühle getheilt, martern ſich und den Buchſtaben der

Die Orthodoxie und ihr einſeitiges Vorherrſchen.

Schrift um irgend ein Symbol hervorzubringen, welches das Unbegreifliche begreiflich und irgend eine Auffaſſung deſſelben allgemeingültig machen ſoll; der Streit geht vom Homouſios und Homoiuſios („gleich und ähnlich") aus durch hundert Metamorphoſen und mehrere hundert Jahre weiter und zerſprengt die orientaliſche Kirche in Sekten, deren eine als orthodox-griechiſche Kirche dem byzantiniſchen Kaiſerthum zur Seite bleibt. Eine Menge anderer, zum Theil ſehr weltlicher Intereſſen hängen ſich an den Kampf und verſtecken ſich unter ihm, ſo daß er das Anſehen eines bloßen heuchleriſchen Vorwandes gewinnt. Die Kirche höhlt ſich innerlich aus um dieſes Haders willen; ſie läßt den innern Menſchen darben vor lauter Rechtgläubigkeit und büßt, ſelber entſittlicht, die höhere ſittliche Wirkung auf den Einzelnen völlig ein. Und dennoch, welche hohe weltgeſchichtliche Bedeutung hat dieſes an ſich ſo widrige Treiben! Dieſe Kirche und ihre Nebenſekten, erſtarrt und von aller Entwicklung abgeſchnitten, ſollte noch anderthalb Jahrtauſende hindurch unter dem Druck fremder Barbaren die Nationalitäten zuſammenhalten, ja ſogar deren Stelle vertreten, denn ſie war ſtärker als Staat und Cultur und deßhalb überlebte ſie beides; in ihr allein exiſtirt die Quinteſſenz des vielleicht nicht zukunftloſen Byzantinismus fort; die Orthodoxie iſt die Seele deſſelben.

Somit muß zugeſtanden werden, daß jene Kämpfe um die zweite Perſon der Trinität ihre weitreichende hiſtoriſche Berechtigung hatten. Wir wollen uns gleichwohl hüten, das Dogmatiſche daran weiter zu verfolgen, vielmehr uns auf einige Andeutungen beſchränken in Betreff des Verhältniſſes von Regierung und Clerus, wie es beim Concil von Nicäa und in den nächſtfolgenden Ereigniſſen zu Tage kam.[1])

[1]) Eine genügende Ueberſicht z. B. bei Gfrörer, Allg. Kirchengeſchichte Bd. II, S. 199 ff.

9. Abſchnitt. Der Arianismus.

Als der alexandriniſche Presbyter Arius mit ſeinen Lehren von der Unterordnung des Sohnes unter den Vater auftrat, erhob ſich gegen ihn der alexandriniſche Diacon Athanaſius und der Biſchof ſelbſt, Namens Alexander. Dieſer berief ſchon im Jahre 321 eine Synode der Biſchöfe von Aegypten und Libyen, welche den Arius entſetzten und bannten. Damit war ſeiner Lehre und Stellung eine Wichtigkeit zugeſtanden, die ſie an ſich nicht gehabt hätte; das Aufſehen und die Parteinahme wuchs auf beiden Seiten unermeßlich durch Predigt, Werbung und Correſpondenzen. Da auch der Biſchof Euſebius von Nicomedien für den wunderlichen und eiteln, aber nicht unpraktiſchen Arius [1]) Partei ergriff, ſo gewann der Streit ſehr bald das Anſehen eines Kampfes zwiſchen den Stühlen von Alexandrien und Nicomedien; auch hier (oder in der Nähe) wurde nun eine Synode gehalten, und dieſe erklärte ſich zu Gunſten des Arius. Damals neigte ſich auf dieſe Seite auch Euſeb von Cäſarea, welcher ſpäter im „Leben Conſtantin's" eine Darſtellung des Streites giebt, die an Unredlichkeit und abſichtlicher Dürftigkeit einzig in ihrer Art iſt.

323. So ſtanden die Dinge, als Conſtantin in Folge des letzten Krieges gegen Licinius ſich des Orients bemächtigte. Er erbte den Zwieſpalt in ſeiner vollen Blüthe. Sein Intereſſe und ſeine Neigung mußten unbedingt dahin gehen, die Sache beizulegen, ſei es durch Vermittlung oder durch Zutritt zur ſtärkern oder intelligentern Partei, oder durch ein kluges Balanciren beider Parteien.

Die Intriguen.

Einer der vornehmſten Biſchöfe des liciniſchen Reiches, eben jener Euſeb von Nicomedien, der ſchon früher bei Conſtantia, der Schweſter des Kaiſers und Gemahlin des Licinius viel vermocht hatte, zog ihn zunächſt halb und halb auf die arianiſche Seite. Aber ein Hoftheologe des Weſt-

[1]) Um dem Volk ſeine Lehre beizubringen, dichtete Arius Schiffer- Müller- und Marſch-Lieder zu ſangbaren Weiſen. Philostorg. II, 2.

reiches, Biſchof Hoſius von Corduba, der ſeinen ältern Einfluß bei Conſtantin ſelber gefährdet ſah, verſtändigte ſich mit dem Biſchof von Alexandrien und wirrte die Dinge ſo durcheinander, daß der Kaiſer nur in der Berufung eines allgemeinen Concils das Heil erkannte; ohnedieß mußte ihm der Anlaß willkommenen ſein, die Geiſtlichkeit ſeines neuen Reiches perſönlich kennen zu lernen und ihr perſönlich zu imponiren, dem gefährlichen Unweſen ſelbſtändiger Provincialſynoden aber ein zweckmäßiges Ende zu machen. Von den 318 Biſchöfen, die ſich zu Nicäa einfanden, waren kaum ein halbes Dutzend Occidentalen; der Biſchof Sylveſter von Rom erſchien nicht einmal in Perſon, ſondern ſandte zwei Presbyter, gemäß dem richtigen Takte, welcher auch ſeine Nachfolger von dem Beſuche der orientaliſchen Synoden abhielt. Uebrigens waren auch aus den vielleicht tauſend orientaliſchen Biſchöfen nur diejenigen durch kaiſerliche Cabinetsſchreiben [1]) eingeladen worden, welche man zu beſtimmen oder zu überſtimmen hoffen durfte.

Juni 325.

Als nun der „aus bunten Blumen gewundene große Prieſterkranz", das „Abbild des Apoſtelreigens," die „Wiederholung des erſten Pfingſtfeſtes" beiſammen war, als ſich außer den Biſchöfen auch ein zahlreiches prieſterliches Geleit und eine Menge „der Dialektik erfahrene Laien" in Nicäa eingefunden, eröffnete Conſtantin in Perſon die Synode. Er ſtarrte von Purpur, Gold und Edelſteinen und Euſeb vergleicht ihn in dieſem Aufzug mit einem Engel des Herrn vom Himmel. Aber es blieb nicht bei dieſem perſönlich impoſanten Auftreten. Im Verlauf der Verhandlungen zeigte es ſich, daß Hoſius den Kaiſer gegen die Arianer geſtimmt hatte und daß er und ſeine Partei die große Maſſe der Unentſchiedenen auf alle Weiſe, namentlich durch Hinweiſung auf kaiſerliche Gunſt in dieſem Sinne mit Erfolg bearbeitete. Weder die Reden des Arius, noch die Gegenreden des

Concil von Nicäa.

[1]) Euseb. vita Const. III, 6. s.

9. Abſchnitt. Athanaſius zu Ehren der Ewigkeit des Sohnes waren es alſo, was den Ausgang entſchied. Die Debatte wurde zuletzt durch ein kaiſerliches Machtgebot beendigt, indem Conſtantin auf dem fraglichen Ausdruck Homouſios gegen den Willen der Majorität beſtand, worauf dieſe Majorität ſich geduldig fügte. Nur zwei Biſchöfe verweigerten ihre Unterſchrift und verdienen deßhalb genannt zu werden, ſelbſt wenn ſie aus unreligiöſem Starrſinn ſo gehandelt haben ſollten: Theonas von Marmarica und Secundus von Ptolemais. Ihr Lohn war Abſetzung und Verbannung. Euſeb von Nicomedien unterſchrieb, da ihm aber der Sturz geſchworen war, verlangte man von ihm und den andern noch die Unterſchrift eines Zuſatzartikels, wodurch er ſeine eigene frühere Anſicht verfluchen ſollte; auf ſeine Weigerung hin wurde auch er nach Gallien verbannt, ebenſo Theognis, Biſchof von Nicäa. Arius ſelber wurde nach Illyrien verwieſen.

Conſtantins Wille entſcheidet.

Conſtantin aber hatte ſeinen orientaliſchen Clerus nun kennen und großentheils verachten gelernt. Wie hatten ſich dieſe Männer, welche das Reich aus den Angeln heben konnten, vor ihm gebeugt! Viele [1]) hatten einander durch geheime Anklageſchriften bei ihm verzeigt; er ließ dieſe Libelle verbrennen und vermahnte ſie zur Eintracht! — Vor der Abreiſe war noch großes Feſtmahl bei Hofe: „ein Kreis von „Leibwachen hütete mit blanken Schwertern die Pforte des „Pallaſtes; aber die Männer Gottes ſchritten furchtlos mit„ten hindurch und gelangten bis in die innern Gemächer.“[2]) Der Kaiſer gab ihnen noch Geſchenke und Friedensermahnungen mit auf den Weg. An die Gemeinde von Alexandrien ließ er ſchreiben: „Was dreihundert Biſchöfen gefallen hat, iſt „nichts anderes als der Wille Gottes.“

Weiterer Verlauf.

Allein nun fing der Streit erſt recht an. Conſtantin, der zu der theologiſchen Seite der Frage gar kein innerliches

---

[1]) Socrates I, 8.

[2]) Euseb. l. c. III, 15.

Verhältniß hatte, fand drei Jahre ſpäter, vorgeblich auf Anregung eines von der ſterbenden Conſtantia empfohlenen arianiſchen Presbyters, eine neue Wendung für paſſend, vielleicht ſogar für gerecht. Arius und alle übrigen Abgeſetzten wurden aus der Verbannung zurückgerufen; Hoſius wurde geſtürzt oder verſchwand wenigſtens für ſehr lange Zeit aus den Geſchäften; das Bisthum Antiochien wurde ſo zu ſagen im Sturm genommen und mit einem Arianer beſetzt, wobei ſich die abſcheulichſten Händel ereigneten, und die ohnedieß gefährliche Bevölkerung der Stadt tief aufgerührt wurde. Euſeb von Nicomedien, der bei dieſen Vorkommniſſen die erſte Rolle ſpielte, verſuchte ſich nun auch an dem verhaßten Stuhl von Alexandrien. Allein er fand denſelben nunmehr von einem gewaltigen Gegner, von Athanaſius beſetzt. Dieſes iſt der erſte ganz conſequent durchgebildete von jenen Hierarchencharakteren der mittelalterlichen Kirche; von Kindheit [1]) auf durchdrungen von der Würde des prieſterlichen Amtes, voll von großen Ideen und Zwecken, wie z. B. die Bekehrung von Abyſſinien, ohne Menſchenfurcht oder irgend eine Rückſicht auf Verhältniſſe, die dem Princip in den Weg treten könnten, bereit zu jedem Opfer ſobald es die Sache gilt, zugleich aber hart gegen Andere wie gegen ſich, ohne Fähigkeit, ihren Standpunkt anzuerkennen und in den Mitteln nicht immer bedenklich. Es iſt gar nicht zu verkennen, daß das Schickſal der Orthodoxie die nächſtfolgende Zeit über — ſo weit wir urtheilen können — an ſeiner Perſon hing. Conſtantin verlangt von ihm die Rehabilitation des Arius; er weigert ſich und man läßt ihn gewähren. Darauf bringen die Gegner alberne politiſche Verläumdungen vor, weil Conſtantin nicht religiös zu erbittern war; Athanaſius eilt an den Hof und gewinnt den Kaiſer perſönlich für ſich. Endlich glauben die Gegner

328.

Athanaſius.

[1]) Wie er als Knabe mit ſeinen Genoſſen das Prieſterweſen nachmacht und den Biſchof vorſtellt, erzählen Socrates I, 15. Sozom. II, 17.

9. Abſchnitt. das rechte Mittel gefunden zu haben; ſie verklagen den Biſchof bei Conſtantin als intolerant, als Verfolger der meletianiſchen Sekte, welche zu Nicäa ſich den Kirchenfrieden erworben hatte. Athanaſius war hier wirklich nicht ganz ſchuldlos, allein man hatte die Meletianer abſichtlich gegen ihn aufgehetzt. Der Kaiſer beſtimmt zur Unterſuchung eine Synode, welche zu Cäſarea in Paläſtina ſich verſam-
331. meln ſollte; Athanaſius aber erklärt: vor einer Behörde, die nur aus ſeinen Todfeinden beſtehe, werde er ſich nicht ſtellen. Und noch einmal giebt Conſtantin nach! Doch überwogen zuletzt die unaufhörlichen Anklagen und ſo kam es
335. im folgenden Jahre wirklich zu einer Synode, und zwar in Tyrus, von wo die verſammelten Väter dann ſofort nach Jeruſalem ziehen ſollten, um der Einweihung der Kirche des heiligen Grabes beizuwohnen. Das Präſidium führte ein vornehmer Hofbeamter Dionyſius. Die ſchwerſten Anklagen (S. 276) machte Athanaſius hier glänzend zu nichte, wegen der geringern ging eine parteiiſche Unterſuchungscommiſſion nach Alexandrien, auf deren Ausſagen hin endlich eine Verurtheilung erfolgte; die Arianer triumphirten hier wie in Nicäa die Orthodoxen. Aber faſt im gleichen Augenblick war Athanaſius ſchon wieder am Hofe; „als ich ge„rade (ſchrieb der Kaiſer) in Conſtantinopel einritt, begeg„nete er mir plötzlich mit den Seinigen; Gott iſt mein „Zeuge, daß ich ihn nicht einmal ſogleich erkannte, anfangs „auch gar nichts von ihm wiſſen wollte“ ꝛc. Die Folge dieſes Zuſammentreffens war, daß Conſtantin die Väter von Tyrus zu ſchleuniger Rechtfertigung ihres Betragens und ihrer Beſchlüſſe nach der Hauptſtadt citirte. Da wagten ſie den erſten Ungehorſam; ſtatt aller erſchienen nur die ſechs Häupter der Partei und nun gab Conſtantin, obwohl nicht unbedingt, nach, und verbannte den Athanaſius nach Trier, verfügte aber, daß der Stuhl von Alexandrien nicht beſetzt werden dürfe, offenbar in der Abſicht, den Athanaſius

zu gelegener Zeit wieder einzuſetzen.[1]) Es iſt nicht leicht zu entſcheiden, ob Conſtantin etwa vor dem Trotz der Biſchöfe erſchrack, oder was ſonſt ſeinen Entſchluß leitete; die Kläger ſagten ihm, Athanaſius habe gedroht, die Abfahrt der ägyptiſchen Kornflotte hindern zu wollen, allein dieß glaubte ihnen der Kaiſer wahrſcheinlich nicht, ſelbſt wenn er ſich gläubig ſtellte. Darauf beſchied er den Arius nach Conſtantinopel, wie es ſchien in der huldreichſten Abſicht. Aber nach einem Beſuch im kaiſerlichen Pallaſte wurde Arius 336.
auf der Straße plötzlich unwohl und verſchied gleich darauf in einer nahen öffentlichen Latrine, welche noch nach hundert Jahren als Merkwürdigkeit gezeigt wurde. Ob er Gift bekommen hatte und von wem, bleibt zweifelhaft; Conſtantin hatte kein Intereſſe dabei.[2])

Conſtantin's Kirchenpolitik.

Sein ganzes Streben war offenbar dahin gerichtet, die kirchlichen Parteien in der Schwebe zu halten und keiner ſich bleibend hinzugeben. Er ließ ſie daher abwechſelnd ſiegen und ſorgte nur immer durch kräftige Eingriffe dafür, daß man Ihn und ſeine Macht nicht vergaß. Er ſah wahrſcheinlich von Anfang an, daß der Streit großentheils um des Streites willen geführt wurde und daß alles Verſöhnen am unrechten Orte angebracht wäre. Hierin verſahen es ſeine Nachfolger, weil ſie ſelber ernſtlich in den theologiſchen Fragen befangen waren und der von ihnen unterſtützten Partei die Hände frei ließen zu Gewaltthat und Rache. Bei ihm dagegen konnte die Toleranz in religiöſen Dingen als ein Grundprincip alles Denkens und Handelns gelten; ſie war nur die Aeußerung ſeiner innern Neutralität.

---

[1]) Daß er ihn vor der Wuth der Gegner in Sicherheit bringen wollte, wie in einem Briefe Conſtantin's II. behauptet wird, iſt gar nicht durchaus unwahrſcheinlich. Socrat. II, 3.

[2]) Socrates I, 38 läßt den Arius durch den orthodoxen Biſchof Alexander von Conſtantinopel todt beten und ſucht in ſeiner Beſchreibung des Todesfalles indirekt dem Verdacht der Vergiftung zu begegnen. Sozom. II, 30.

9. Abſchnitt.

Ketzertoleranz.

Ein lebendiges Zeugniß hievon beſitzen wir noch in dem bekannten Ketzeredict,[1]) aus den letzten Jahren vor ſeinem Tode. Der geiſtliche Concipient fährt die Ketzer auf das härteſte an, ſo viele ihrer ſind, Novatianer, Valentiner, Marcioniten, Kataphryger u. a.; allein es bleibt nach allen Schimpfworten dabei, daß man ihnen ihre Verſammlungslocale wegnimmt. Euſeb jubelt: „ſie wurden vertrieben, „ausgetrieben wurden ſie wie die Thiere!" — allein man bemerkt wohl, daß ihm dieſes lange nicht genügte. Von den Novatianern wird ausdrücklich bemerkt, Conſtantin habe ſie nur etwas erſchrecken wollen; eigentliche Verfolgungen trafen wie es ſcheint bloß die Montaniſten oder Kataphryger, welche als Fanatiker gefährlich werden konnten, und auch dieſe blieben wenigſtens in Phrygien, dem Heimatland der Sekte, unangefochten. Es kommen allerdings in Conſtantin's Maßregeln einzelne wunderliche Inconſequenzen vor; nach der Verdammung des Arius ergeht z. B. ein Befehl[2]) an alle Kirchen, deſſen Schriften zu verbrennen, mit den Schlußworten: „Wer ein Buch verhehlt, wird getödtet. Gott erhalte Euch" — allein den Arius ſelber ließ man ruhig in der Verbannung leben und zog ihn nachher wieder zu Ehren.

Blick auf die ſpätern Regierungen.

Nach Conſtantin's Tode verfallen gleich ſeine Söhne ganz perſönlich den kirchlichen Parteien; ſie waren dazu erzogen und die Schändlichkeit ihres Charakters hinderte ſie nicht daran. Sokrates (II, 2) erzählt z. B. wie Conſtantius für den Arianismus gewonnen wurde; ein ungenannt gebliebener Presbyter, welcher ihm das Teſtament ſeines Vaters überbracht haben ſoll und ſich bei dieſem Anlaß am

---

[1]) Euseb. l. c. III, 63—66. Sozom. II, 32. — Ein Geſetz vom J. 326, Cod. Theodos. XVI, 5 nimmt zwar die Ketzer von allen Befreiungen aus, welche den Rechtgläubigen gelten, und droht jenen mit bürgerlichen Laſten aller Art, aber ganz ins Unbeſtimmte hinein.

[2]) Socrates I, 8.

Hofe feſtſetzte, brachte zuerſt den Großkammerherrn Euſebius, einen Eunuchen, auf die arianiſche Seite, dann auch die übrigen Eunuchen; dieſe und der Presbyter gewannen dann auch die Kaiſerinn; endlich entſchied ſich Conſtantius ſelbſt. Darauf parteite ſich die ganze Hofdienerſchaft, die militäriſche Suite und die Stadt Conſtantinopel. Im Pallaſt disputirten Eunuchen und Weiber, während in der Stadt jedes Haus der Schauplatz eines „dialektiſchen Krieges" wurde, und dieſes Weſen verbreitete ſich über den ganzen Orient, während Conſtantin II. und nachher Conſtans im Weſten athanaſianiſch geſinnt waren. Im Verlauf der Dinge kommt es bald zu den ſcheußlichſten Verfolgungen, Verbannungen, Ermordungen; alle Martern und Henkerskünſte der maximiniſchen Zeit kehren ſtellenweiſe wieder;[1]) Abendmahl und Taufe ſogar werden der Gegenſtand polizeilichen Zwanges und die Beſetzung der Biſthümer fällt dem heftigſten Factionsweſen anheim.

Dieſe weitern Kriſen gehören nicht mehr zu unſerer Aufgabe. Neben dieſer von heilloſem Starrſinn und Ehrgeiz, von der abſurdeſten Dialektik zerriſſenen Kirche erwuchs damals der Knabe Julian, kaum gerettet aus dem allgemeinen Mord, den Conſtantius über die eigene Familie verhängt hatte. Ihn und ſeinen Bruder Gallus erzog man auf der Villa Macellum im entlegenen Cappadocien zu Geiſtlichen; ihre Erholung beſtand darin, dem heiligen Märtyrer Mamas eine Kapelle zu bauen. Unter dieſen Eindrücken bildete ſich der künftige heidniſche Reactionär aus.

---

Das kirchliche Leben.

Man darf aber nicht vergeſſen, daß es neben dieſer im Siege ſo raſch ausgearteten Kirche noch eine Religion gab. Die ſchönen ſittlichen Folgen der Einführung des Chriſtenthums entziehen ſich nur allzuſehr dem Blicke, während der dogmatiſche und hierarchiſche Hader ganz unverhältnißmäßig

[1]) Vgl. z. B. Socrates II, 26. 27. 28. 38. IV, 16. Sozom. VI, 14.

9. Abſchnitt. ſich vordrängt. Die großen Männer dieſer und der nächſtfolgenden Jahrzehnde, Athanaſius, Baſilius, Gregor von Nazianz, Hieronymus, Chryſoſtomus tragen wohl neben ihrer Religioſität ein mehr oder weniger ſtarkes Gepräge äußerlicher Kirchlichkeit, und erſcheinen deßhalb einſeitiger, unangenehmer als die großen, ganzen harmoniſchen Menſchen des Alterthums, allein ihr Lebensprincip iſt ein höheres, incommenſurables.

Verhältniß zum Weltleben. Vor Allem darf man die ſittlichen Folgen des Chriſtenthums bei den tiefern Naturen nicht etwa nach der Anſchauung eines Euſeb bemeſſen, welcher ohne Weiteres für den Uebertritt zum Chriſtenthum das irdiſche Glück und die Herrſchaft als Gotteslohn poſtulirt.[1]) Es handelte ſich vielmehr um ein ganz neues Verhältniß zu den irdiſchen Dingen, deſſen man ſich bald mehr bald weniger bewußt wurde. Der große Haufe richtete ſich im Chriſtenthum ſein Leben ein ſo genußreich als es eben ging und als die Sittenpolizei des Staates zuließ; die ernſtern Menſchen dagegen entſagten manchen Genüſſen ganz; und in Betreff ihrer weltlichen Güter fanden ſie ſich theils zur Mittheilung an die Armen und an die Kirchen verpflichtet, theils zu einer gänzlichen Entſagung für ihre Perſon. Die beiden großen praktiſchen Lebensäußerungen des damaligen Chriſtenthumes ſind die Beneficenz und die Aſceſe, wenn wir eine dritte, nämlich die Miſſion bei heidniſchen Völkern als eine faſt ausſchließliche Angelegenheit des Clerus, hier übergehen dürfen.

Behandlung der Sklaven. Was die Beneficenz betrifft, ſo konnte der Chriſt ſie nach dem bekannten Sprichwort zunächſt im eigenen Hauſe ausüben, gegen ſeine Sklaven,[2]) theils durch milde Behandlung, theils durch Freilaſſung (Manumissio). Die Sklaverei an und für ſich galt nicht als unrecht; ſelbſt Klöſter durften noch viel ſpäter Sklaven beſitzen; doch wurde es

[1]) Euseb. l. c. I, 3. 4. 18. u. a. a. O.

[2]) Vgl. Möhler, geſammelte Schriften und Aufſätze, Bd. 2.

ſchon frühe als ein gutes Werk betrachtet, zu manumittiren, wie denn unter Dioeletian der römiſche Stadtpräfekt Chromatius 1400 Sklaven frei ließ. Am Ende des vierten Jahrhunderts kommen in dem andächtigen Kreiſe des heiligen Hieronymus noch viel maſſenhaftere Freilaſſungen vor, allerdings bei Solchen, welche der Welt überhaupt entſagten; doch verlangte bereits gleichzeitig Chryſoſtomus die unbedingte Abſchaffung der Sklaverei. Martin von Tours, als er in ſeiner Jugend Soldat war, behielt zwar ſeinen einzigen Sklaven, übte ſich aber in der Demuth', indem er demſelben oft die Schuhe auszog und ihn bei Tiſch bediente.[1]) Bereits Conſtantin hatte durch Geſetze[2]) das Recht der Herrn über Leben und Tod der Sklaven aufzuheben geſucht, obwohl die rechtliche Diſtinction zwiſchen dem Tod des Sklaven „nach" Mißhandlungen und „in Folge" von Mißhandlungen dem Herrn immer eine leichte Ausflucht gewährte. Wird doch ſelbſt der Fall geſetzt, daß ein Sklave unter den Schlägen eines natürlichen Todes „durch Schickſalsnothwendigkeit" ſterben könne! — Die Heiden blieben theoretiſch bei ihrer alten Anſchauung des Sklavenweſens ſtehen; Themiſtius will den geborenen Sklaven keine Fähigkeit zu höhern menſchlichen Geſinnungen zutrauen und Macrobius verhandelt ganz ernſtlich darüber, ob ſie überhaupt Menſchenrang hätten und ob die Götter ſich auch um ſie bekümmerten.[3]) Faktiſch war aber ihre Behandlung bei den Heiden wohl keine ſchlimmere.

Wohlthätigkeit.

Die Wohlthätigkeit im engern Sinne, welche theils auf der Anſicht von der Nichtigkeit der irdiſchen Güter, theils auf der Pflicht zur Linderung von Armuth und Elend beruhte, hat wohl, ſo wie ſie ſich äußerte, große ſtaatsökonomiſche Bedenken gegen ſich. Bisher innerhalb der Kirche einem beſondern Amte, den Diakonen anvertraut, war ſie

[1]) Sulpic. Sever. Vita S. Mart. I.

[2]) Cod. Theodos. IX, 12. — Verbot daß kein Jude einen Chriſten zum Sklaven haben dürfe, bei Euseb. vita Const. IV, 27.

[3]) Themist. *Βασανιστής*. — Macrob. Sat. I, 11.

9. Abſchnitt. ſeit jeher von vielen Unwürdigen gemißbraucht worden, allein in jenem Kriegszuſtande der Ecclesia pressa hat es etwas ſehr Großartiges, daß man nicht näher zuſah; es war das Ergebniß einer hohen, auf Alles gefaßten Stimmung. Ueberdieß konnten die Diaconen bei dem localen Charakter ihrer Aufgabe den Einzelnen eher prüfen und kennen lernen. Jetzt dagegen wird ohne weitere Rückſicht das Almoſen maſſenweiſe in allen Geſtalten vertheilt. Unſere Zeit mit ihrem Ruf nach Arbeit kann dieß nicht verſtehen noch billigen, es iſt aber die Frage, ob (abgeſehen von einem agrariſchen Geſetz) ein anderer Ausweg offen ſtand in einem Reiche, welches faſt ausſchließlich Agriculturſtaat war und dabei die Vertheilung des Grundbeſitzes zu einer ſo großen Ungleichheit hatte gedeihen laſſen, in einem Reiche deſſen Städte großentheils mit beſitzloſem Proletariat angefüllt, deſſen Landbevölkerungen dagegen ſo geſchwunden waren, daß aller Orten mit Barbarencolonien nachgeholfen werden mußte? Ein coloſſales Almoſen an die Stadtbewohner, das aber nicht als ſolches betrachtet wurde, war ſchon ſeit Jahrhunderten im Gebrauch, nämlich die Lebensmittelvertheilungen, zuerſt beſchränkt auf die Stadtrömer, welche die Herrn des Reiches zu ſein vorgaben, dann in Geſtalt kaiſerlicher Gnade ausgedehnt auf eine Menge der wichtigern, endlich auch auf kleinere Städte. Das Reich, deſſen Einnahmen großentheils in Naturalien eingeliefert wurden, ſpeist die Städte mit dem Ertrag des platten Landes. Einzelne Bewilligungen dieſer Art werden auch in der conſtantiniſchen Zeit neu ertheilt.

Die großen Anſtalten. Mit der Einführung des Chriſtenthums werden dann zunächſt der Kirche neben ihrer Staatsdotation außerordentlich bedeutende Mittel durch Schenkungen zugewieſen; aus beiden Quellen iſt ſie fortan die Almoſen zu beſtreiten mehr oder weniger verpflichtet. Es wurden oben (S. 414) die verſchiedenen Anſtalten aufgezählt, welche nun von wohldenkenden Biſchöfen und Gemeinden aus dieſen Fonds geſtiftet wurden, jene Xenodochien, Ptochotrophien, Gerokomien,

Noſokomien und Orphanotrophien, als deren Ideal und Inbegriff die gegen Ende des vierten Jahrhunderts erbaute Baſilias, die Gründung Baſilius des Großen betrachtet werden kann.[1]) Es waren überwiegenden Theiles Anſtalten für wirklich Hülfsloſe, und als ſolche eine wahrhaft herrliche Neuerung gegenüber der alten, heidniſchen Welt, wenn gleich auch dieſe längſt angefangen hatte, von Staatswegen nach dieſer Richtung hin einzulenken.[2])

Charakter der Beneficenz des Kaiſers

Der Staat ſelber ließ, wie oben bemerkt, die Kirche machen und gönnte ihr dieſes Mittel des Einfluſſes; ja Conſtantin gab z. B. der Kirche von Alexandrien eine beſondere Annona (Kornrente) zur Vertheilung an die Armen,[3]) neben welcher die allgemeine Annona, die noch Diocletian der Stadt beſtätigt hatte, ohne Zweifel fortdauerte. Jenes war offenbar ein nicht ganz reines Mittel des Proſelytismus, wie denn Conſtantin's Vergabungen überhaupt das Anſehen von Convertitenkaſſen haben. Als er z. B. zu Heliopolis ein Bisthum gegründet hatte und die Stadt doch faſt ganz heidniſch blieb, ſpendete er reichlich zum Unterhalt chriſtlicher Armen, „damit deſto Mehrere ſich zum Worte bekehrten.“[4]) Auch ſeine perſönlichen Almoſen und Unterſtützungen waren gewiß vorherrſchend politiſcher Natur, und

---

[1]) Von ſtaatsökonomiſchem Geſichtspunkt aus waren dieſe Anſtalten ſchon im fünften Jahrhundert dem Heiden Zoſimus (V, 23) ein bedenkliches Aergerniß: „Sie haben den beſten Grundbeſitz an ſich gebracht unter dem Verwand von allem den Armen mitzutheilen; darob iſt alle Welt arm geworden.“

[2]) Es iſt hier vorzüglich an die pueri et puellæ alimentariæ zu erinnern: Nerva, Trajan, Antoninus, Marc Aurel und Alexander Severus warfen nämlich für die Erziehung armer Kinder beider Geſchlechter ſehr große Summen aus, allein nicht in allgemein philanthropiſchem Sinne, ſondern nur für Freigeborne und wie es ſcheint nur für Italier, mit der Abſicht die ſehr dünn gewordene freie Bevölkerung des Centrallandes zu heben.

[3]) Socrates II, 17.

[4]) Euseb. vita C.. III, 58. IV, 28.

2. Abſchnitt. nur ſcheinbar planlos; ſpäter ließ er ſich wohl auch hier von den Prieſtern leiten. Als er ſich nach dem Siege über Maxentius in Rom beliebt machen wollte, vertheilte er mitgebrachtes oder vorgefundenes Geld in Maſſe an Reich und Arm; heruntergekommene Leute von Stand erhielten Geldſummen und Würden; Mädchen von gutem Hauſe bekamen Ehegatten aus ſeinem Gefolge nebſt Heirathsgut; das zerlumpte Bettelvolk auf dem Forum wurde mit Almoſen, Speiſe und anſtändiger Kleidung verſehen, letztere wahrſcheinlich weil die Blöße Aergerniß gab.[1]) In den ſpätern Jahren war der Oſtermorgen der große Schenkanlaß.[2]) Wenn der Hofbiſchof bei ſolchen Gelegenheiten pathetiſch wird, ſo muß man das ſchneidende Wort Ammian's[3]) daneben halten: „Wie „klare Urkunden bewieſen haben, öffnete Conſtantin zuerſt „den Leuten ſeiner Umgebung den Rachen, dann fütterte ſie „Conſtantius vollends mit dem Mark der Provinzen.“ Doch die Geſchenke eines Herrſchers liefern überhaupt keinen Maßſtab, weil man ſelten genau belegen kann warum er giebt und woher er nimmt. Selbſt die Almoſen der alten Helena[4]) haben etwas Politiſches und Zweideutiges. Als ſie den Orient durchreiſte, ſchenkte ſie große Summen an die Einwohner der einzelnen Städte und gab dann noch perſönlich jedem der ihr nahe kam; große Summen theilte ſie auch an die Soldaten aus; außerdem erhielten die Armen Geld und Kleider, Andern half ſie aus Schuldhaft, Verbannung und Vergewaltigung aller Art. Offenbar hatte Conſtantin eine ſolche Rundreiſe des einzigen ganz zuverläſſigen Mitgliedes ſeiner Familie für paſſend und dem Geiſte des Orients gemäß erachtet.[5]) Von ſeinem Finanzſyſtem, auf welchem dieſe

und der Helena.

[1]) Euseb. l. c. I, 43. Andere Kleidervertheilungen, dergleichen ſchon bei frühern Kaiſern, aber nur als Luxusgeſchenk an die Stadtrömer vorkommen, ſ. IV, 28. 44.

[2]) Euseb. l. c. IV, 22.

[3]) Ammian. Marc. XVI, 8.

[4]) Euseb. l. c. III, 44.

[5]) Ihr pomphaftes Auftreten Euseb, l. c. III, 45.

Freigebigkeit beruhte, wird noch weiter mit einigen Worten die Rede ſein müſſen.

Wenden wir uns ab von dem Egoiſten im Purpurgewand, der Alles was er thut und geſchehen läßt, auf die Erhöhung ſeiner eigenen Macht bezieht und berechnet. Mit dieſer innerlich frivolen Staatsgewalt contraſtirt die große, rückſichtsloſe Hingebung ſo Vieler, welche ihr ganzes Vermögen bei Lebzeiten wegſchenkten um ſich „Gott zu widmen;“ die Beneficenz vereinigt ſich auf das innigſte mit der Aſceſe. Männer und Frauen, zum Theil aus den höchſten Ständen, gewöhnt an alle Genüſſe des Lebens, faſſen den Beſcheid, welchen Chriſtus dem reichen Jüngling gab, ſtreng wörtlich auf; ſie verkaufen ihre Habe und geben den Erlös den Armen, um mitten in der Welt, umgeben vom Geräuſch der Weltſtädte, in freiwilliger Armuth rein der Betrachtung der höchſten Dinge zu leben. Andern genügt auch Dieſes nicht; ſie fliehen aus der Welt, und aus der Civiliſation hinaus, als „Entwichene“, als Anachoreten.

Die Aſceſe.

---

Die Geſchichte, welche ſonſt die Urſprünge großer Dinge gern verhüllt, überliefert ziemlich genau die Art und Weiſe, wie das Einſiedlerweſen und aus demſelben das Mönchsweſen entſtand. Kaum giebt es eine Richtung oder ein Ereigniß, welches die ſpätere Zeit des dritten und das vierte Jahrhundert ſchärfer charakteriſirte.

Die Einſiedler.

Es liegt ein Zug in der Natur des Menſchen, daß er, verloren in der großen, bewegten äußern Welt, ſich und ſein eigenes Selbſt in der Einſamkeit wiederzufinden ſucht. Dieſe Einſamkeit wird um ſo viel abgeſchloſſener ſein müſſen, je tiefer er zuvor draußen ſich innerlich entzweit und zerriſſen gefühlt hat. Tritt dann noch von Seiten der Religion das Gefühl der Sünde und das Bedürfniß einer dauernden, unſtörbaren Vereinigung mit Gott hinzu, ſo wird jede irdiſche Rückſicht ſchwinden und der Einſiedler wird Aſcet,

9. Abſchnitt. theils um zu büßen, theils um der Außenwelt gar nichts mehr als das dürftigſte Fortleben zu verdanken, theils auch um die Seele zum beſtändigen Umgang mit den höchſten Dingen fähig zu erhalten. Ganz von ſelbſt wird er ſich durch Gelübde vor jeder Rückkehr in den frühern Zuſtand zu bewahren ſuchen; finden ſich in der Einſamkeit Mehrere vom gleichen Streben beſeelt zuſammen, ſo wird das Gelübde ſowohl als ihr Leben überhaupt den Charakter des Gemeinſamen, der Regel annehmen.

Einen ganz geſunden Zuſtand der Geſellſchaft und des Individuums ſetzt dieß Einſiedlerleben nicht voraus; es gehört vielmehr in Zeiten der Kriſis, da viele gebrochene Gemüther die Stille ſuchen, während zugleich viele ſtarke Herzen irre werden an dem ganzen Erdenleben und ihren Kampf mit Gott fern von der Welt durchkämpfen müſſen. Wer aber dem modernen geſchäftigen Treiben und der allerſubjectivſten Lebensauffaſſung anheimgefallen iſt und von dieſem Geſichtspunkt aus jene Einſiedler gerne in eine Zwangsarbeitsanſtalt ſtecken möchte, der halte ſich nur ſelber nicht für ſonderlich geſund; dieſer Ruhm käme ihm ſo wenig zu als manchen Leuten des vierten Jahrhunderts, welche zu ſchwach oder zu oberflächlich waren, um die geiſtigen Mächte auch nur zu ahnen, die jene Rieſennaturen in die Wüſte trieben. Sehen wir aber ab von dem perſönlichen Gewinn oder Verluſt, den der Ascet in der Thebais oder auf den Gebirgen von Gaza davontragen mochte, ſo bleibt eine ungeheure hiſtoriſche Wirkung übrig, welche der Geſchichtsforſcher auf ſeine Weiſe zu würdigen hat. Jene Einſiedler ſind es geweſen, die dem ganzen geiſtlichen Stande der folgenden Jahrhunderte die höhere, asceticſche Haltung des Lebens oder doch den Anſpruch darauf mittheilten; ohne ihr Vorbild wäre die Kirche, d. h. der einzige Anhalt aller geiſtigen Intereſſen völlig verweltlicht und hätte dann der rohen materiellen Gewalt unterliegen müſſen. Unſere Zeit aber, in der Annehmlichkeit der freien geiſtigen Arbeit und Be-

wegung vergißt es gar zu gerne, daß ſie dabei noch von dem Schimmer des Ueberweltlichen zehrt, welchen die Kirche im Mittelalter der Wiſſenſchaft mitgetheilt hat. 9. Abſchnitt.

Die erſten chriſtlichen Einſiedler ſind Aegypter und Paläſtinenſer, welche in der Nähe ihrer Heimath ſelbſt ein einſames, wenigſtens zurückgezogenes Leben führten, und jüngere Leute zu ſich wie in eine Lehre nahmen.[1]) Allein den Gemüthern eines Paulus (geb. 235, geſt. 341), eines Antonius (geb. 252, geſt. 357), eines Hilarion (geb. 292, geſt. 372) genügte dieſes halbe Eremitenthum nicht; um vor den Verlockungen der Erde völlig ſicher zu ſein und ſich Gott ganz zum Opfer zu bringen, verſchwinden ſie aus der Welt und leben ſechszig, achtzig Jahre in der eigentlichen Wüſte. Manche gerathen auf der Flucht vor den chriſtenverfolgenden Römern in die Einſamkeit hinein[2]) und mögen dieſelbe gar nicht mehr verlaſſen, weil ſie ihnen zur Heimath geworden iſt, und weil ſie ohne Schauder gar nicht an das Leben draußen im Säculum, in der verdorbenen Geſellſchaft denken können. Paulus der Eremit lebte in einem unentdeckbaren Felsverſteck, wo einſt zur Zeit der Ihr Urſprung.

---

[1]) Eine ſolche Anſtalt muß das ἀσκητήριον geweſen ſein, in welchem ſchon im dritten Jahrhundert laut Socrates I, 11 der berühmte Paphnutius erzogen worden war. Vgl. auch des Athanaſius vita S. Antonii. (Nur lateiniſch vorhanden, ed. Commelin.). — Col. 445 wird es als Brauch um das Jahr 270 bezeichnet, daß wer Gott leben wollte, non longe a sua villula separatus instituebatur. Für das Uebrige vgl. Hieronymus, vita S. Pauli und vita S. Hilarionis; Regula S. Pachomii, und deſſen Præcepta, Alles in der venezianiſchen Ausgabe des Hieron. vol. II, pars I. — Von den Briefen des Hieronymus beſ. Ep. 22, ad Eustochium, cap. 33 bis 36. — Sozomenus, hist. eccles. I, 13, III. 14. VI. 20 und 28. — Socrates I, 11. s. IV, 23. s. VI, 7. u. a. a. O. Sulpic. Severus, Dial. I. — Rufinus, beſonders der Anfang des zweiten Buches. — Evagrius I, 21.

[2]) Wie auch Verbannungen Anlaß zum Anachoretenthum geben konnten, iſt aus Euseb. Hist. eccl. VI. 11 zu ſchließen.

9. Abſchnitt. Cleopatra Falſchmünzer ihr Weſen getrieben; an den Wänden ringsum hatten ſie ſich Höhlen zurecht gemacht, in welchen er noch roſtige Amboſe, Hämmer und Prägezeug vorfand; eine uralte Palme überſchattete, ein Quellchen bewäſſerte den ſichern Raum. — Antonius, der ſich zuerſt unweit ſeiner Heimath (bei Herakleopolis in Mittelägypten) auf dem Lande zum Anachoreten vorbereitet, dann ſogar lange in einem Grabmal, ſpäter in einem verlaſſenen Kaſtell voller Schlangen gewohnt hatte, wich endlich vor dem Zudrang der Frommen in jene von Felſen geſchützte Oaſe, von welcher unten die Rede ſein wird. — Hilarion von Tabatha bei Gaza ſucht ſich das verrufenſte Raubrevier ſeiner Gegend, zwiſchen Meer und Sümpfen, abſichtlich aus, um dort zuerſt ohne Obdach, dann in einer kleinen Rohrhütte, nachher in einer ſteinernen Zelle von fünf Fuß Höhe Gott zu dienen. — Die Entbehrungen, welchen dieſe im Ueberfluß erzogenen Menſchen ſich unterzogen, ſind ſo furchtbar, daß nur ein außerordentlicher Organismus ihnen die Spitze bieten konnte;[1]) die Geringfügigkeit und Schlechtigkeit der Nahrung wird — für unſer Gefühl — noch überboten durch den abſcheulichen Schmutz und das Ungeziefer, zu deſſen Duldung dieſe Männer ſich verpflichtet glaubten wie im vierzehnten Jahrhundert ein Bruder Amandus (Suſo) und Andere. Eine Reaction dieſer Art war übrigens ganz natürlich, nachdem die vorhergehenden Geſchlechter in den prachtvollſten Thermen aller Ueppigkeit gedient hatten. Die größte Entbehrung, diejenige des menſchlichen Umganges, mag ganz außer Berechnung bleiben; das einzige geiſtige Mittel der Erhebung war, daß die Eremiten die Bibel auswendig wußten. Dieß ſchützte ſie jedoch nicht gegen die heftigſten innern Kämpfe, welche ſich zum Theil durch ſcheinbar äußere, dämoniſche Anfechtungen kund gaben. Man könnte hier an die Perſonificirung alles Geiſtigen denken, welche dem Alterthum eigen

Ihre Entbehrungen

und Anfechtungen.

[1]) Die Diät des h. Hilarion genau verzeichnet in deſſen Leben, Cap. 11.

iſt, allein es bedarf einer ſolchen Hinweiſung nicht einmal. Bald iſt es die eigene Sinnlichkeit, bald die Erinnerung aus dem frühern Leben, bald der Reſler der Wüſte und ihrer Naturſchrecken, was die Einſiedler mit angſtvollen Viſionen heimſucht. Weltberühmt, jedoch durch Jaques Callot auf immer in das Reich des Burlesken gewieſen, iſt die Erſcheinung des großen hölliſchen Heeres in dem Grabmal, das dem Antonius zur Wohnung diente: „Da öffneten ſich „die Wände, und die Dämonen erſcheinen als Schlangen, „Löwen, Stiere, Wölfe, Scorpionen, Pardel und Bären, „alle brüllend und drohend;“ — andere Male treten ſie in menſchlicher Geſtalt auf, lärmend, pfeifend und tanzend, und ſchlagen den Heiligen halb todt. Noch bunter ſind die Viſionen des Hilarion; jede Nacht erhebt ſich um ihn herum ſpukhafter Lärm aller Arten, Kindergeſchrei, Blöcken von Schafheerden, Gebrüll von Stieren, Schritte eines Kriegsheeres; bei hellem Mondſchein ſtürzt ein Wagen mit wilden Roſſen auf ihn zu, wird aber bei dem Angſtruf: Jeſus! von der Erde verſchlungen; nackte Weiber, reichbeſetzte Tiſche erſcheinen, oder es ſpringen Wölfe und Füchſe vorbei während der Heilige betet; einmal entſteht vor ſeinen Augen ein Gefecht von Gladiatoren, deren Einer ſterbend ihm zu Füßen ſtürzt und mit brechendem Blick ihn um ein Begräbniß bittet. Ja der böſe Geiſt nimmt auch jene ſchauerliche Art an, die das Geſpenſt in Sindbads Reiſen ſo unvergeßlich macht; er ſpringt dem zum Gebet knienden aber etwas zerſtreuten Hilarion rittlings auf den Rücken, ſtemmt ihm höhnend die Ferſen in die Seiten und will ſich gar nicht mehr abſchütteln laſſen. — Am leichteſten werden dieſe Eremiten noch mit gewiſſen Dämonen fertig, welche ganz ehrlich in ihrer wahren Geſtalt, als Satyrn und Centauren erſcheinen und bisweilen ſogar Bekehrung und Fürbitte wünſchen. Der große Hieronymus, der [1]) in Betreff der Centauren nicht

Die Satyrn.

[1]) Vita S. Pauli. c. 7. s.

9. Abſchnitt. entſcheiden will, ob ſie eine bloße Verkappung des Teufels ſeien oder ob die Wüſte wirklich ſolche Geſchöpfe hervorbringe, beharrt dagegen auf der Echtheit des Satyrs, welcher dem heiligen Antonius auf der Reiſe zum heiligen Paulus den Weg wies und ihn um Fürbitte flehte; unter Conſtantius ſei ja eine ſolche Creatur in der Wüſte gefunden, lebendig nach Alexandrien gebracht, und nach bald eingetretenem Tode eingeſalzen nach Antiochien geſandt worden, damit der alldort reſidirende Kaiſer einen Augenſchein nehmen konnte. Der Satyr des heiligen Antonius war übrigens den Bocksfüßen und Hörnern zufolge ein Paniſk, der außerdem die krumme, gebogene Naſe aus der muthwilligen alten Zeit behalten hatte.[1])

Der Einſiedler erhält Zulauf. Nach der Zeit dieſer Beängſtigungen folgt in dem Leben des Asceten eine andere, die er nur mit getheiltem Gefühl betrachten kann. Die hülfbedürftige Welt entdeckt ihn, erkennt in ihm das Hohe und Ungewöhnliche und zieht ihm nach in die Wildniß. Er wird Wunderthäter, nicht durch Myſterien und Phantasmagorien, ſondern durch das bloße Gebet. Hat ſeine Seele Gewinn davon? Muß nicht der geiſtliche Hochmuth in ihm erwachen? Es ſammeln ſich Bewunderer um ihn, die ihre Zellen in die Nähe der ſeinigen bauen und die er allmälig als Schüler anerkennen muß und als Gehülfen bei dem maſſenhaften Zudrang nicht mehr entbehren kann; halb wider Willen wird er ein

Antonius. „Vater", ein Gebieter. Antonius, der dieſe neue Exiſtenz mehrere Jahrzehnde hindurch ausgehalten, flieht um das Jahr 310 nach der innern Wüſte und entdeckt (ſeitwärts von Aphroditopolis) ein Felsgebirge, deſſen rieſelnde Waſſerbäche einen Palmenhain nähren; aber auch hier finden ihn die Brüder auf, und zweien derſelben, dem Peluſian und dem Dolmetſcher Iſaac, muß er erlauben bei ihm zu

[1]) Die Chriſten mußten ſolche Geſchöpfe, von deren Daſein ſie überzeugt waren, wie alle andern Götter und Dämonen für abgefallene Engel oder deren Abkömmlinge von den Menſchentöchtern halten.

wohnen. Von Neuem ſtellt ſich eine große, ununterbrochene Wallfahrt bei ihm ein; Ketzer und Rechtgläubige, hohe römiſche Beamte und heidniſche Prieſter, Geſunde und Kranke ziehen in ſolcher Maſſe herbei, daß es ſich der Mühe lohnt, einen eigenen Poſtkurs mit Kameelen von Aphroditopolis durch die Wüſte bis zu ſeinem Wohnſitz einzurichten.[1] Er hat keine andere Wahl, als in der Höhe des Berges weit über ſteilen Treppen ſich eine ganz unzugängliche Zelle anzulegen, in welche er ſich wenigſtens zeitweiſe zurückziehen kann. Die letzte Angelegenheit ſeines Lebens war, daß ſein Grab verheimlicht werden möchte; denn ſchon lauerte ein reicher Grundbeſitzer der Nachbarſchaft auf die Leiche, um in ſeinem Landhaus — vielleicht aus Speculation — ein Martyrium, d. h. eine Kirche mit dem Grabe des Heiligen einzurichten. Die beiden Schüler haben in der That reinen Mund gehalten, wahrſcheinlich ſelbſt gegen Hilarion. — Hilarion. Dieſer hatte nämlich eine Reiſe nach Aegypten unternommen, welche ebenfalls nichts Anderes war als eine Flucht vor dem ungeheuern Zulauf und vor der ſtets wachſenden Sorge für die tauſende von Miteinſiedlern, die ſich bei ihm, in der Wüſte von Gaza, eingefunden. Seine Biographie, eine der intereſſanteſten Schriften des Hieronymus, ſchildert das Entſtehen und die Art dieſes Zulaufes ganz anſchaulich. Man wußte allmälig in Gaza und deſſen Hafenſtadt Maioma, daß ein heiliger Einſiedler in der Wüſte wohne; eine vornehme reiſende Römerin, deren drei Kinder das Fieber bekamen, pilgert mit ihren Dienerinnen und Eunuchen zu ihm hinauf und bewegt ihn durch vieles Flehen und Jammern, nach Gaza zu kommen, wo er die Kinder heilt. Seitdem[2] dauerte die Wallfahrt zu ihm aus Syrien und Aegypten ohne Unterbrechung, nur daß gerade in der Nähe

[1] Hieron. Vita S. Hilarionis c. 30.

[2] Laut vita S. Hil. 12 und 29 muß das Folgende in die Jahre 310 bis 356 fallen. Am Ende kam es dahin, ut omni genere hominum solitudo per circumitum repleretur.

9. Abſchnitt. das Heidenthum ſich mit der äußerſten Anſtrengung ver-

Sein Kampf mit dem Götzen Marnas. theidigte. Der große Gott Marnas in ſeinem Tempel zu Gaza trat mit Sanct Hilarion in die unmittelbarſte Concurrenz, und es ergab ſich in der vergnügungsſüchtigen Handelsſtadt eine Spaltung, von welcher man ſich nur mit Mühe ein Bild machen kann.[1]) Sie drückt ſich ganz weſentlich aus in jener Menge von Beſeſſenen, welche man unaufhörlich zu dem Heiligen in die Wüſte ſchleppte, und welche gewiß großentheils nichts anderes waren als krankhaft zwiſchen zwei ohnehin dämoniſche Religionen getheilte und gebrochene Menſchen. Theoretiſch war man ſich deſſen allerdings nicht bewußt; es kann der Dämon, nach der ältern verallgemeinernden Anſicht, aus eigenem Belieben ſeine Menſchen, ſogar ſeine Thiere ausſuchen, oder ſich durch Bosheit von Zauberern in dieſelben bannen laſſen, wie denn Hilarion einmal ein beſeſſenes Kameel heilt. Der Dämon wird durchgängig als zweite, von dem Beſeſſenen verſchiedene Perſon aufgefaßt und kann z. B. ſyriſch und griechiſch reden wenn dieſer nur lateiniſch und fränkiſch verſteht. Er iſt eine Perſonification der böſen Heidengötter und hier gewiß vorzugsweiſe des Marnas. Allerdings iſt der Heilige in ſeinem Kampf mit dem Götzen auch einmal vom Princip abgewichen und hat der heidniſchen Magie eine chriſtliche entgegengeſetzt. Von den Circusunternehmern zu Gaza war der eine, ein heidniſcher Stadtbeamter, dem Marnas ergeben und hielt ſich einen Zauberer, der die Pferde des Pa-

Das Chriſtenthum ſiegt im Circus. trons zum Siege antrieb, die des Gegners hemmte. Der letztere, ein Chriſt Namens Italicus, ging zu Hilarion, der ihn zunächſt auslachte und fragte, warum er nicht die Pferde verkaufe und den Erlös den Armen ſchenke? Doch ließ er ſich erweichen durch die Gewiſſenhaftigkeit des Mannes, der lieber von einem Knecht Gottes als von Zauberern Hülfe holen wollte, und durch die Erwägung, daß es ſich

[1]) Vgl. die treffliche Schrift von Stark: Gaza und die philiſtäiſche Küſte, 1852, welche ich leider für den V. und VI. Abſchnitt nicht mehr benützen konnte.

um einen Triumph des gazenſiſchen Chriſtenthums überhaupt handle. Er gab ihm einen Napf voll Waſſer, mit welchem Italicus Pferde, Wagen, Stall, Führer uns Circusſchranken beſprengte. Als das Rennen unter allgemeiner geſpannter Aufmerkſamkeit begann, ſiegten die Pferde des Chriſten bei weitem, und auch die Heiden riefen: „Marnas iſt von Chriſtus beſiegt!“ ſo daß dieſer Tag Vielen zur Bekehrung gereichte. Und doch hatte Hilarion einſt einen todtkranken Circusführer nur unter der Bedingung geheilt, daß er ſeiner bisherigen Beſchäftigung gänzlich entſage.[1])

Wie der Einſiedler Wunderthäter wird, halb wider Willen, ſo wird er auch Mönch;[2]) die Zellen derer, die ihm in die Wüſte gefolgt ſind, bilden allmälig ein monasterium, das ſich mit dem größten Eifer ſeiner Leitung unterzieht.

Der Einſiedler erhält Genoſſen u. Schüler

In Aegypten gab es hiefür ein Präcedens nicht bloß an den jüdiſchen Therapeuten, welche ein Daſein dieſer Art am mareotiſchen See geführt hatten, ſondern auch an jenen in Clauſur lebenden Hierodulen der heidniſchen Tempel (S. 195); außerdem macht das Clima die größte Mäßigkeit nicht bloß möglich ſondern auch nothwendig, und ſelbſt der induſtrielle Charakter des Landes erleichterte einem eheloſen Proletariat mit geringem oder gar keinem Grundbeſitz die Exiſtenz, wie wir ſehen werden. Schon um die verſchiedenen Aufenthaltsorte des Antonius herum hatten ſich unzählige Miteinſiedler geſammelt, denen er durch Gebet, Beiſpiel und Ermahnung voranleuchtete; doch erkannte er ſeinen Lebenszweck keineswegs darin, ihnen eine feſte Conſtitution zu geben, und ſie nach einem beſtimmten Plan zu leiten. Dieß iſt vielmehr das Verdienſt des Pachomius, deſſen Lebenszeit ungefähr die erſte Hälfte des vierten Jahr-

Pachomius der Aegypter.

---

[1]) Hilarion in Concurrenz mit dem Zauberprieſter des Aesculap d. h. Serapis in Memphis, ſ. d. vita, cap. 21.

[2]) Das Wort monachus bezeichnet bekanntlich genau genommen den Einſiedler als ſolchen und wird erſt ſpäter gleichbedeutend mit Cönobit.

9. Abſchnitt. hunderts umfaßt. Als Jüngling hatte er in einem kurzen Soldatenleben den Werth einer geſchloſſenen Disciplin kennen gelernt, und verwirklichte dieſelbe dann in dem berühmten Mönchsdiſtrict Tabenna [1]) in Oberägypten, zwiſchen Tentyris und Theben. Hier waren ſchon bei ſeinen Lebzeiten mehrere Tauſende von Mönchen beiſammen, und die Regel, die er dieſen ertheilte, bekam dann auch Geltung in andern Mönchscolonien, welche theils damals, theils ſpäter entſtanden. Die wichtigſten ſind: diejenige bei Arſinoë in der Gegend des Sees Möris (zur Zeit des Valens 10,000 Köpfe ſtark); die große Niederlaſſung in der nitriſchen oder ſcetiſchen Wüſte [2]) weſtlich vom Delta; die ſogenannten Eremika unweit Alexandrien; endlich die zerſtreuten Monaſterien und einzelnen Zellen am ganzen Strande des mittelländiſchen Meeres [3]) und des mareotiſchen Sees nebſt einigen am rothen Meer und am Sinai. Alles aber übertraf das beſagte Tabenna, wo zur Zeit des Hieronymus nicht weniger als fünfzigtauſend Mönche das Oſterfeſt zu feiern pflegten, die allerdings nicht alle im Centralkloſter (Baum oder monasterium maius) wohnten, ſondern aus allen Klöſtern der zu Tabenna gehörenden Congregation herbeikamen. Wie man ſieht, lagen nicht alle dieſe Colonien in der Wüſte; noch vor dem Schluß des vierten Jahrhunderts giebt es Stadtklöſter, ſchon zum Zweck des Kampfes gegen heidniſche Reſte und Erinnerungen, wie denn z. B. der Tempel des Canopus in der gleichnamigen Stadt zum Kloſter Metanoia (Reue) umgebaut wurde. Der Einrichtung nach ſind die ägyptiſchen Klöſter theils Coenobien oder

Gattungen der Klöſter.

[1]) Die Fragen, ob damit eine Nilinſel Tabenna oder eher eine Ortſchaft Tabenneſus gemeint ſei, erörtert Valeſius zu Sozom. III, 14. im letztern Sinne.

[2]) Nitria heißt wegen der Nitrumgruben die ganze Gebirgsgegend um die Stadt Scetis oder Scyathis. Vgl. beſonders Sozom. VI, 31.

[3]) Sozomenus VI, 29 und 31. Sie trafen in Rhinocorura mit den paläſtinenſiſchen Mönchen zuſammen.

Monaſterien d. h. größere Gebäude für viele Mönche, theils Lauren, d. h. ſie beſtehen aus vielen Zellen, welche in beſtimmter Entfernung auseinander liegen und alſo noch gewiſſermaßen Einſiedeleien vorſtellen. Um die obengenannte Zeit waren mindeſtens hunderttauſend Menſchen in Aegypten dieſer Lebensweiſe geweiht; auch melden ſich neben den Mönchsvereinen bereits die erſten Nonnenklöſter, deren eines, unter der Schweſter des Pachomius um das Jahr 320 ſchon vierhundert Nonnen zählte.

Eine hiſtoriſche Erſcheinung von ſolchem Umfange hat ihren tiefen nationalgeſchichtlichen Grund, und wenn ein Volk darob unterginge, ſo wäre dieß eben nur die nothwendige Form ſeines Unterganges. In Aegypten mußte ſich die ganze religiöſe Frage in lauter Extremen bewegen; nach ſchwerem Kampfe herausgetreten aus dem Fanatismus des Heidenthums, kannte der Aegypter in der Reaction keine Grenzen und glaubte der neuen Religion ſein Leben in einem Sinne widmen zu müſſen, welcher der Symbolknechtſchaft ſeiner Vorfahren analog war. So entſtand dieſes merkwürdige Fakirthum, das letzte weltgeſchichtliche Product des altägyptiſchen Geiſtes, für welchen von da an die Jahrhunderte der Paſſivität beginnen.[1])

Die Regel, welche Pachomius dieſer Heerſchaar gab, war eine Sache der dringendſten Nothwendigkeit, zugleich aber der erſte Schritt zur Veräußerlichung und Unwahrheit; die Aſceſe iſt fortan nicht mehr das Reſultat der freien individuellen Begeiſterung, ſondern eines gemeinſamen Geſetzes, welches die vielen Tauſende ungleichartiger Menſchen dauernd an eine gleichartige Uebung feſſeln ſoll. Und wer der Wahrheit die Ehre geben will, muß zugeſtehen, Pachomius hat einen niedrigen Durchſchnitt angenommen und ſeine Conſtitution ſetzt eine überwiegende Maſſe Unberufe-

[1]) Wenn man nicht in der religiöſen Stellung der fatimidiſchen Khalifen ein letztes Aufleuchten deſſelben erkennen will.

9. Abſchnitt. Arbeit und Induſtrie.

ner voraus, welche vor Allem in Schranken gehalten ſein wollen. — Dieß geſchah zunächſt ſehr zweckmäßig durch die Arbeit, wovon die Klöſter lebten.[1]) Es muß mit dem Aufkommen des Mönchsweſens eine große Veränderung in der ägyptiſchen Induſtrie vorgegangen ſein. Seitdem die Klöſter bei weitem nicht bloß Körbe aus Nilſchilf und Matten producirten, ſondern ſich auch der wichtigen Linnenweberei und Gerberei bemächtigten (mancher andern Producte zu geſchweigen), fanden ſich viele der bisherigen Fabriken des Landes nothwendig im Nachtheil, da jene unſtreitig auf dem allgemeinen Markt zu Alexandrien niedrigere Preiſe ſtellen konnten. Der Oekonom eines großen Kloſters, der die Arbeit zu vertheilen und die Producte zu verſenden hatte, ſtand einem bedeutenden Fabrikherrn gleich. Die einzeln lebenden Mönche konnten ihre Arbeit auch aus der Hand verkaufen und erwarben ſich bisweilen, der Regel zuwider, ein Privatvermögen. Sonſt war es herrſchendes Princip, daß die Mönchsarbeit weniger um der Lebensnothdurft als um des Seelenheils willen angeordnet ſei[2]) und daß der Ueberſchuß an die Armen vertheilt werden müſſe. Vom Feldbau iſt wenig die Rede; dagegen hielten die am Fluß gelegenen Klöſter große Nilfähren, wahrſcheinlich ebenfalls um des Erwerbes willen.

Einſeitigkeit des Lebens.

Neben der Arbeit iſt das Gebet und der Gottesdienſt, nebſt fortlaufenden Caſteiungen aller Art das weſentlichſte Element dieſes künſtlich einſeitigen Lebens. Literariſche Beſchäftigungen darf man im Hinblick auf den Urſprung und die Tendenz deſſelben nicht erwarten; und überdieß, wohin war denn z. B. das weiſe Alexandrien ſammt all ſeiner griechiſchen und orientaliſchen Gelehrſamkeit gelangt? Der Mönch folgte Zwecken und Idealen, welche gegen die heidniſche Ueberbildung und Immoralität die ſtärkſte Reaction

---

[1]) Ἐξ οἰκείων ἱδρώτων wie der heil. Serapion wollte. Sozom. VI, 28.

[2]) Hieronymi ep. 125 ad Rusticum.

ausmachten, und wenn ſonſt zwiſchen den zwei ſittlichen Welten, die man Heidenthum und Chriſtenthum nennt, Punkte der Verſtändigung, ja der Annäherung vorhanden waren, ſo handelte es ſich wenigſtens hier um dauernde, principielle Feindſchaft. Jede Zeile aus der frühern Zeit, von der Hieroglyphe bis zur griechiſchen Currentſchrift, war mit Heidenthum, Götzenthum oder Zauberlehre getränkt, und ſo blieb zum Leſen (ſo weit daſſelbe geſtattet wurde) nur die chriſtliche Andachtsliteratur übrig, die zum Theil erſt von dieſen Mönchen geſchaffen oder aus andern Sprachen in's Aegyptiſche überſetzt werden mußte. Mit der antiken Kunſt ſtanden ſie nicht beſſer als mit der Literatur; von dem Beſuch des Ammonius in Rom wird z. B. ausdrücklich gerühmt, daß er mit Ausnahme der Baſiliken S. Peters und S. Pauls gar nichts angeſehen habe.[1])

Die Disciplin im engern Sinne endlich[2]) geht zunächſt darauf aus, den Mönch von allen frühern Verbindungen, namentlich von der Familie ſyſtematiſch zu iſoliren, ſodann, ihn mit aller Strenge zu hüten und zur Arbeit anzuhalten. Die Regula macht durch dieſen überwiegend negativen Inhalt einen öden, polizeilichen Eindruck und darf ſich deßhalb mit der Regel des heil. Benedict nicht von ferne vergleichen. Die Paragraphen gegen den Spott und die loſen Reden von Kloſter zu Kloſter, gegen Zornmuth und Aufhetzung erinnern recht deutlich an das Land, in welchem man ſich befindet. Auch darauf iſt keine abendländiſche Ordensregel gekommen, die Mönche einzeln in verſchloſſenen hölzernen Sitzen wie in einem Futteral ſchlafen zu laſſen. Aecht ägyptiſch iſt vollends das Geheimthun mit einer vorgeblich myſtiſchen Sprache, die ein Engel dem Pachomius und ſeinen Schülern Cornelius und Syrus beigebracht haben ſollte, und welche (nach den noch vorhandenen Beiſpie-

Disciplin.

[1]) Socrates. Hist. eccl. IV, 23.

[2]) Die Regula Pachomii und ſeine Præcepta, Monita etc. ſind zu ergänzen aus Sozomenus III, 14.

9. Abſchnitt.

len zu ſchließen) in nichts Anderm beſtand als in einer gemeinſam abgeredeten Bezeichnung einzelner Dinge und Perſonen durch die Buchſtaben des Alphabets. Mit dieſen letztern ſoll Pachomius noch eine andere Spielerei getrieben haben, indem er ſeine Mönche nach Begabung und Charakter in vierundzwanzig Klaſſen eintheilte und dieſe nach Alpha, Beta, Gamma u. ſ. w. benannte. Es iſt aber ſchwer zu glauben, daß ein ſonſt ſo praktiſcher Mann ſo unpſychologiſch gehandelt haben ſollte.[1])

Fortdauer des Einſiedlerthums.

Ganz gewiß hat man in dieſen ägyptiſchen Mönchscolonien kein Ideal chriſtlichen Lebens zu ſuchen. Allein daneben dauerte das ächte Anachoretenthum fort, und dieſem müſſen wir, der damaligen Welt gegenüber, eine hohe Berechtigung zugeſtehen. Die meiſten berühmten Einſiedler des vierten Jahrhunderts bringen einen Theil ihres Lebens in den Monaſterien, wenigſtens in den Lauren zu, ziehen ſich aber vorher oder nachher in die tiefere Einſamkeit, wohin ihnen das Kloſter nur Brod und Salz zuſendet. Auch hier ſind ſie nicht immer geſchützt vor geiſtlichem Hochmuth, ſchrecklichen Verſuchungen und phantaſtiſcher Schwärmerei; ihre Büßungen ſind zum Theil wahrhaft mörderiſch; allein nicht nur halten ſie ſich in der Regel für glücklich und ihre Exiſtenz für würdig ausgefüllt, ſondern ſie hinterlaſſen auch manches tiefe und ſchöne Wort,[2]) welches beweiſt, daß ihr Glück kein bloßer Wahn, ſondern aus einer beſtändigen Beſchäftigung mit den höchſten Dingen entſprungen war. Die Namen eines Ammon, Arſenius, Elias, der beiden Macarius und mehrerer Anderer gehören auf immer zu den bedeutenden Erinnerungen der Kirche.

Eine dritte Geſtalt des ägyptiſchen Mönchsthums waren die etwas verrufenen Remoboth, die zu zweien oder dreien in Städten und Caſtellen wohnten und ohne Regel „nach

[1]) Die kindiſche Symbolik der Ordenstracht ſ. bei Sozom. III, 14.

[2]) Aufbehalten in den verſchiedenen Redactionen der Vitæ Sanctorum patrum, auch im Leimonarion des Johannes Moſchus.

Gutdünken" lebten, daher auch oft bittern Streit hatten. Sie erhielten ſich vom Handwerk, das ihnen auf ihre ſcheinbare Heiligkeit hin beſſer bezahlt wurde als andern Leuten. Ihr Faſten wird als ruhmſüchtig getadelt, auch ſollen ſie ſich an Feſttagen bis zur Völlerei ſchadlos gehalten haben.

Die ſpätern Entwickelungen des ägyptiſchen Mönchsthums, ſeine Sekten und ſeine Einmiſchung in die allgemeinen kirchlichen Zerwürfniſſe gehören nicht mehr hieher.

Paläſtina.

In Paläſtina nahm das Mönchsweſen unter Sanct Hilarion ſchon in ökonomiſcher Beziehung eine andere Stellung ein und erhielt daher überhaupt eine von der ägyptiſchen verſchiedene Phyſiognomie. Der Ackerbau und Weinbau überwiegt; viele Mönche haben ſogar ihr perſönliches Eigenthum beibehalten und ſind kaum etwas Anderes als unverheirathete Landwirthe mit bezahlten Knechten. Der Stifter ſelbſt wohnte noch immer in der unbebauten Einöde und es war ihm Leid genug, daß ſich dieſelbe um ſeinetwillen bevölkerte. Die „Villen" mancher ſeiner Genoſſen dagegen, wo Reben und Feldfrüchte gediehen, müſſen eine beſſere Lage gehabt haben. Um ſeine Zelle herum ſcheint zwar mit der Zeit ein eigentliches Monaſterium entſtanden zu ſein, ſonſt aber bilden die paläſtinenſiſchen Mönche eine große weitzerſtreute, wenig zuſammenhängende Laure. In Aegypten konnte Pachomius zum Oſterfeſt alle Mönche ſeiner Congregation, und zum Verzeihungsfeſt im Monat Meſore (Auguſt) alle Vorſteher und Beamten nach Tabenna entbieten, während in Paläſtina Hilarion große periodiſche Rundreiſen machen mußte, um ſeine Leute zu beaufſichtigen. Es begleitete ihn dabei ein Heer von zweitauſend Mönchen, welche anfänglich ihren Proviant mit ſich trugen, nachher aber von den unterweges wohnenden Landbeſitzern geſpeiſt wurden. Da der Heilige auch die entlegenſte, einſamſte Zelle nicht übergehen wollte, ſo führte ihn die Straße öfter in ſaracenſiſche Dörfer, wo er bei dieſem Anlaß als Bekehrer auftrat.

9. Abſchnitt.

Der weitere Orient.

Weiterhin durch das ganze römiſche Aſien und bis in das Saſſanidenreich hinein gab es erweislich ſeit dem Anfang des vierten Jahrhunderts einzelne Anachoreten [1]) und nicht lange darauf auch Monaſterien ſowohl als zerſtreute Anlagen, die den ägyptiſchen Lauren entſprachen. Von dieſer letztern Art war der Mönchsverein am Berge Sigoron bis Niſibis; man nannte dieſe Mönche die Weidenden, weil ſie zu Eſſenszeit mit Sicheln ausgingen um Kräuter zu mähen, die ihre einzige Nahrung ausmachten.[2]) Sonſt waren unter den ſyriſchen Mönchen diejenigen von Edeſſa frühe berühmt, namentlich durch den großen Dämonenbeſchwörer Julian. Für Armenien, Paphlagonien und Pontus war der ſtrenge Euſtathius, Biſchof von Sebaſtia, ein Haupturheber des Mönchsthums, für Cappadocien und Galatien ſpäter Baſilius der Große, der dem orientaliſchen Asceteuleben überhaupt ſeine bleibende Geſtalt zu geben beſtimmt war. In dieſen kältern Gegenden, wo das Leben in zerſtreuten Zellen nicht ſo leicht durchzuführen war, bildeten die Mönche Monaſterien, und zwar meiſt in Städten oder Dörfern.

Das Abendland.

In dem beſonnenern Abendlande fand dieſes unermeßliche Beiſpiel nur langſame Nachahmung. Erſt in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts entſtehen Klöſter in oder bei den Städten und die kleinen Felſen-Inſeln des Mittelmeeres, die ſonſt nur als Verbannungsorte gegolten, füllen ſich mit Eremiten. Begeiſterte Occidentalen reiſen nach dem Orient, um dort das Asceteuleben kennen zu lernen oder auch ihr Leben zu beſchließen. Mitten im Treiben der Städte ſelbſt weihen ſich Männer, Jungfrauen und Wittwen fortwährend einem ſo ſtrengen und andächtigen Wandel wie er nur in einem Kloſter geführt werden mochte. Es iſt die Epoche des heil. Martin von Tours, des heil.

[1]) So z. B. am bithyniſchen Olymp Eutychian und Auranon. Vgl. Socrates I, 13.

[2]) Dieß verallgemeinert Evagrius I, 21.

Ambroſius, auch des heil. Hieronymus, der dieſes ganze Weſen nach ſeinen Licht- und Schattenſeiten kannte und ſchilderte; bei Anlaß Rom's und Paläſtina's werden wir noch in Kürze darauf zurückkommen müſſen.

Ein allgemeineres Raiſonnement über den ſittlich-religiöſen Werth und die hiſtoriſche Nothwendigkeit des Mönchsthums und der ganzen Asceſe wäre hier völlig überflüſſig. Die betreffenden Anſichten werden ſich ewig unvermittelt gegenüberſtehen. Bei einer gewiſſen Sinnesweiſe wird man dieſe Dinge im Leben wie in der Geſchichte haſſen und anfeinden, bei einer andern ſie lieben und loben. Wer aber vom chriſtlichen Standpunkt aus mit jenen alten Helden der Wüſte rechten will, der ſehe wohl zu, daß er nicht als der inconſequentere Theil erfunden werde. Die Lehre von der ſtellvertretenden Buße iſt noch nicht vorhanden, und der Ascet ſteht alſo ganz in ſeinem eigenen Namen da; die Buße giebt ihm damals noch ſo wenig als ein anderes gutes Werk Anſpruch auf die Seligkeit; und dennoch ſtrebt er nach einer abſoluten Verläugnung der Sinnlichkeit und aller weltlichen Beziehungen. Woher dieſe Strenge? Daher daß es überhaupt kein Verhältniß zur äußern Welt mehr giebt, ſobald man gewiſſe Worte des neuen Teſtamentes ernſtlich nimmt und ſich nicht mit Accommodationen durchhilft. Es wird aber, ſo lange es ein Chriſtenthum giebt, auch Gemeinſchaften, Sekten und einzelne Menſchen geben, die ſich dieſer ernſtlichen Auslegung gar nicht entziehen können.

## Zehnter Abſchnitt.

# Hof, Verwaltung und Heer. Conſtantinopel, Rom, Athen und Jeruſalem.

Conſtantin „der Große.“ — Die Hofwürden und Titulaturen. — Die „Freunde“ des Kaiſers und ihre Katuſteophen.

Das Finanzweſen. — Die neue Eintheilung des Reiches und die Trennung der Gewalten. — Das Kriegsweſen.

Die Conſtantinopolis und die wahrſcheinlichen Motive ihrer Gründung. — Die halbheidniſche Grundlegung und Einweihung. — Die Tyche. — Die Zwangsbevölkerung und der Kunſtraub. — Sopater und Kanonaris.

Rom im vierten Jahrhundert. — Das Bisthum und ſein Werth. — Aeußere Geſtalt der Stadt. — Die Römer. — Ausartung der chriſtlichen Gemeinde; die Acceſe. — Der römiſche Pöbel; Panem et Circenses! — Das vornehme heidniſche Rom; der Senat. — Die Bildung. — Das Landleben.

Athen, ſeine Bevölkerung und ſeine Univerſität.

Paläſtina als Heimath der Pilger.

## Zehnter Abſchnitt.

### Hof, Verwaltung und Heer. — Conſtantinopel, Rom, Athen und Jeruſalem.



Conſtantin pflegte zu ſagen: „Kaiſer zu werden iſt eine „Sache des Schickſals; wen aber die Gewalt des Fatums „in die Nothwendigkeit des Herrſchens verſetzt hat, der be„mühe ſich, des Imperiums würdig zu erſcheinen.“ [1])

Conſtantin der Große.

Alles wohl erwogen, war er in der That vor all ſeinen Zeitgenoſſen und Mitregenten der Herrſchaft würdig, ſo ſchrecklich er ſie bisweilen mißbraucht hat. Der Name des „Großen,“ der trotz allen Schmeichlern nur an ſo wenigen Menſchen haften will, iſt ihm unbeſtritten geblieben.[2]) Das übermäßige Lob der chriſtlichen Schriftſteller hat hier nicht entſchieden; ſondern vielmehr der gewaltige Eindruck, den die römiſche Welt von Conſtantin erhalten hatte. Sie war von ihm zuerſt erobert, dann mit einer neuen Religion verſöhnt und in den wichtigſten Beziehungen neu eingerichtet worden. Auf ſolche Beweiſe von Thatkraft hin durfte ſie ihn „den Großen“ heißen, ſelbſt wenn Alles was er gethan zum Schaden ausgeſchlagen wäre. In einer weniger

[1]) Hist. Aug. Heliogab. 33.

[2]) Bereits abſichtlich betont bei dem Zeitgenoſſen Praxageras, ſ. Müller fragm. hist. græc. IV. p. 2: *τὸν μέγαν Κωνσταντῖνον, τῆς μεγάλης ἀρχῆς τὸν ἄξιον ἐπιζητούσης, κ. τ. λ.* wenn es nicht Zuthat des Excerptors Photius iſt.

10. Abſchn. ungewöhnlichen Zeit hätte Conſtantin bei der gleichen Begabung eine ſolche geſchichtliche Stellung ſchwerlich erreicht; er hätte mit dem Ruhm eines Probus oder Aurelian ſich begnügen müſſen. Da ihn aber „die Gewalt des Fatums," wie er ſich ausdrückt, auf die Grenzſcheide zweier Weltalter ſtellte und ihm dazu eine lange Herrſchaft verlieh, ſo konnte ſich ſeine Herrſchernatur ungleich vielſeitiger offenbaren.

Es iſt aber nicht unſere Aufgabe, ſeine Lebensgeſchichte zu ſchildern. Wie im Bisherigen von ſeinem Verhältniß zum Thron und zur Kirche nur die nothwendigen Umriſſe gegeben wurden, ſo darf auch von ſeiner ſonſtigen Regierung nur in Kürze die Rede ſein. Ueber die meiſten der betreffenden Fragen ſteht übrigens das hiſtoriſche Urtheil nicht durchaus feſt, und ſelbſt die Thatſachen ſind nicht ſelten ſtreitig.

Die Hofwürden.

So zunächſt in Betreff der Vervollſtändigung des Hofceremoniells und der Hofwürden. Die ſogenannte Notitia Dignitatum, ein Hof- und Staatskalender vom Anfange des fünften Jahrhunderts, zählt eine reich abgeſtufte Hierarchie der Hof- und Staatsämter auf, welche wohl im Allgemeinen durch Conſtantin ihre Geſtalt erhalten haben mag, wenn ſich dieſes auch nicht direkt beweiſen läßt.[1]) Allein von den einzelnen Hofwürden hatten gewiß ſchon viele unter Diocletian und noch weit früher, etwa ſeit Hadrian, beſtanden.[2]) Das Verzeichniß hat allerdings, da man dieſe Vorgänge nicht näher kennt, etwas Ueberraſchendes, ſo feierlich ſpricht ſich darin der Prunk des Despotismus aus. Ueberall ertönt das Adjektiv „Sacer, geweiht," wo man ſchlechtweg „kaiſerlich" ſagen würde; mehrere Würden ſind z. B. nach dem Sacrum cubiculum, dem kaiſerlichen Gemach u. ſ. w. benannt. Um aber zu einem feſten Schluß zu gelangen, um genau zu ermitteln wie es bei Hofe zuging, müßte man

[1]) Die zugänglichſten Auszüge aus der Notitia u. a. bei Kortüm, Röm. Geſch. S. 418 ff. Fiedler Röm. Geſch. in den Beilagen, u. a. a. O.

[2]) S. die bekannte Stelle bei Aurel. Vict. Epit. 14.

wiſſen, welche von den vielen Aemtern mit einer wirklichen Aufwartung verbunden und welche bloße Titel waren. Giebt es doch noch jetzt Höfe, welche bei einer thatſächlich ſehr mäßigen, ökonomiſchen Einrichtung eine außerordentliche Menge von Ehrenchargen austheilen. — Wie ſehr ſich aber die damalige römiſche Welt an das Titelweſen als Symbol der Rangordnung gewöhnen mußte, lehren die üblichen Ehrenprädicate illuster, spectabilis, honoratus, clarissimus, perfectissimus, egregius, und die Anreden amplitudo, celsitudo, magnitudo, magnificentia, prudentia tua u. ſ. w., welche zum Theil auch die obligate Begleitung gewiſſer Aemter waren. Schon bei Anlaß Diocletian's iſt von der Bedeutung dieſer Neuerungen kurz die Rede geweſen; wir dürfen auch hier vermuthen, daß die betreffenden Fürſten nicht ſowohl willkürlich Neues ſchufen als vielmehr dasjenige conſtatirten und in Form und Regel brachten, was ohnedieß in der Zeit lag. Conſtantin freilich verfuhr dabei mit vollem Bewußtſein; „er erfand (ſagt Euſeb IV, 1) verſchiedene Ehrentitel, um möglichſt Vielen Ehre anzuthun." — Uebrigens mußten die Vorrechte der Hofleute, conſequent gehandhabt und erweitert, allmälig einen neuen Erbadel hervorbringen;[1]) ſie ſind nicht nur aus dem ganzen drückenden Steuerweſen, aus dem Municipalelend herausgehoben in eine höhere verklärte Sphäre, ſondern auch gegen das Schickſal der gemeinen Sterblichen, die „calumnias" geſchützt; die Privilegien gelten nicht nur ihnen, ſondern auch ihren Kindern und Enkeln und dauern auch im Fall der Penſionirung fort. Schon beſaß man eine Ariſtokratie, welche auf erblich werdender Steuerfreiheit beruhte, nämlich die der ſenatoriſchen Familien; hier ließ ſich nun Alles dazu an, eine zweite aus Hofleuten (Palatini) und höhern Beamten zu ſchaffen.

10. Abſchn. Titulaturen.

Allein Conſtantin wußte wenigſtens für ſeine Perſon die Dinge im Gleichgewicht zu halten. Sein Hof war ein

[1]) Vgl. Cod. Theodos. VI. 35. (Geſetze v. d. J. 314, 319, 321, 328.

10. Abſchn. Der Kaiſer und ſeine Freunde.

überaus ſchlüpfriger Boden und wer da ſtand, der mußte wohl zuſehen, daß er nicht falle. In ſeiner nächſten Umgebung hatte der Kaiſer eine Menge „Freunde," „Getreue," „Vertraute" und wie ſie ſonſt heißen; er war keiner von den verſchloſſenen Tyrannen; neben ſeinem beſtändigen „Leſen, Schreiben und Nachdenken"[1]) empfand er die Bedürfniſſe eines expanſiven Gemüthes. Dieß ſchließt jedoch eine große Ungleichheit und Duplicität nicht aus; es giebt Charaktere welche in dieſer Beziehung ganz ſonderbar gemiſcht ſind, aus Hingebung und Falſchheit, aus Bedürfniß nach Umgang und tückiſcher Selbſtſucht, welche letztere ſich bei einem Gewaltherrſcher jener Art in das Gewand der Staatsraiſon zu hüllen pflegt. So ſehen wir wie Conſtantin ſeine „Freunde" zunächſt erhebt und reich macht,[2]) ja ihnen in der kaiſerlichen Kaſſe zu wühlen geſtattet; Mißbräuche, die ſelbſt einem Euſeb die ſchwerſten Seufzer auspreſſen[3]) und bei Ammian (XVI, 8) als ein Krebsſchaden des Reiches anerkannt werden. Plötzlich erfolgen dann Kataſtrophen, welche gewiß oft den ganzen Hof zittern machten; die „Freunde" werden hingerichtet und — wir wagen es unbedenklich zu behaupten — ihr Vermögen wird eingezogen. Vielleicht waren jene Predigten des Kaiſers, wovon oben (S. 400) die Rede geweſen iſt, die warnenden Vorboten, vielleicht auch die unmittelbare Ankündigung des Sturzes. In einer drohenden Stimmung dieſer Art iſt wohl auch das Geſetz[4]) vom Jahre 325 erlaſſen: „Wer, woher, weß Stan„des und Ranges Einer ſei, der gegen einen meiner Rich-

[1]) Aurel. Vict. Epit. 41. — Conſtantin hatte wenigſtens eine geſunde Abneigung gegen die Verſchnittenen, (Euseb. vita Const. IV, 25. Hist Aug. Alex. Sev. 66) die an ſeinem Hofe nie zur Geltung kamen.

[2]) Eutrop. X, 7. — Vgl. Julian, Cäſares, gegen Ende.

[3]) Euseb. vita Const. IV, 29. 31. 54. 55, nachdem er IV, 1 Conſtantins Freigebigkeit auf ganz kindiſche Weiſe gerühmt hat.

[4]) Cod. Theodos IX, 1.

„ter, Großbeamten, Freunde oder Hofleute etwas Ungera-
„des oder Ungerechtes mit Wahrheit zu beweiſen ſich ge-
„traut, der komme furchtlos und wende ſich an mich; ich
„will in Perſon Alles anhören und erkunden, und wenn
„es erwieſen iſt, werde ich mich ſelber rächen ...; rächen
„will ich mich an Dem, der bis jetzt mit erheuchelter Un-
„ſchuld mich betrogen. Denjenigen aber, welcher Anzeige
„und Beweis leiſtet, will ich durch Würden und Gut be-
„lohnen. Und dieß, ſo wahr mir die höchſte Gottheit immer
„gnädig ſei und mich erhalten möge zum Glück und zur
„Blüthe des Staates." Ob Jemand dieſer heftigen Auf-
forderung Folge leiſtete, iſt nicht bekannt, wie denn die ganze innere Hofgeſchichte im Dunkel liegt. Eine Beſſerung erfolgte keinenfalls; gerade im letzten Jahrzehnd ſeines Lebens wird Conſtantin [1]) als pupillus, d. h. eines Vormunds bedürftig verſpottet, wegen der unmäßigen Verſchleuderung. Der ganze Zuſtand hat etwas ſehr Räthſelhaftes; ein raſtlos thätiger Selbſtherrſcher, der ſo weit entfernt iſt, eine erklärte Günſtlingsregierung neben ſich aufkommen zu laſſen und dabei doch ein ſolches Treiben duldet und provocirt, um dann auf einmal mit ſchrecklicher Strafgerechtigkeit dagegen einzuſchreiten — worauf er dann bisweilen eine Uebereilung zu bereuen hat und den Hingerichteten Statuen ſetzt [2]) wie dem gemordeten Criſpus! Man kann in dieſen Dingen einen berechneten Plan oder eine ungleiche, fahrige Gemüthsart erkennen — wir wiſſen zu wenig von Conſtantin, um uns unbedingt für das Eine oder das Andere entſcheiden zu dürfen und möchten am eheſten eine gemiſchte Handlungsweiſe annehmen, wie bereits angedeutet wurde. [3]) Mit

Die ſpätern Hofkriſen.

---

[1]) Bei Aurel. Vict. Epit. 41.

[2]) Anonym. Bandurii, p. 61. und in derſelben Sammlung p. 83.

[3]) Noch eine Hypotheſe möge geſtattet ſein. Conſtantin übernahm 324 den Hof und die Generale des Licinius; mußte er ſich etwa dieſer Leute durch Beſtechung verſichern? Die Verhältniſſe zu dem Clerus des licinischen Reiches waren, wie wir ſahen, auch nicht ganz rein.

10. Abſchn. einigem Pragmatismus und einiger Phantaſie gelangt man leicht dazu, aus den zerſtreuten Nachrichten über Criſpus, die Helena, den Präfekten Ablavius, den Uſurpator Calocerus und den Thronfolger Dalmatius einen Hofroman aufzubauen, der zugleich ſehr intereſſant und doch von Anfang bis Ende unwahr ſein könnte. Jedenfalls galt es als eine allgemeine Wahrnehmung, daß Conſtantin in ſeinem letzten Decennium bei weitem nicht mehr derjenige Regent war wie in der Blüthezeit ſeines Lebens.[1]) Von der völligen Ausartung des Hofes unter ſeinen Söhnen giebt dann Ammian (u. a. XXII, 4) das vollgültigſte Zeugniß.

Finanzweſen. Das Finanzweſen, welches mit dieſen Hofbegebenheiten in engem Zuſammenhang ſtehen mochte, übergehen wir hier ganz, weil die weſentlichen Reſultate fehlen, ſodaß man z. B. nicht weiß, ob die von Conſtantin neu eingeführten Steuern im Ganzen eine Wohlthat oder eine Erſchwerung waren. Die wahre Bilanz des römiſchen Reiches bleibt auch für dieſe Zeit ein Räthſel. In dem ererbten Syſtem war, wie bemerkt, Vieles unbedingt fehlerhaft; von dem was wahrſcheinlich unter Conſtantin hinzukam oder größere Ausdehnung erhielt, iſt das Monopol zahlreicher Induſtriezweige, welche der Staat ſich vorbehielt und durch ſeine Leibeigenen betreiben ließ, ohne Weiteres verwerflich. Man darf nur nicht vergeſſen, daß unſere heutige ſtaatsökonomiſche Erkenntniß dieſe und ähnliche Hüllen noch nicht ſeit langer Zeit abgeſtreift hat.[2]) Die Art der Eintreibung, vor Allem die Decurionen. Haftbarkeit der Decurionen (S. 91) für die Steuern ihres Bezirkes war vielleicht ſchlimmer als die Geldſucht des Staates an ſich. Eine Reihe von Geſetzen[3]) Conſtantin's belehrt uns, durch welche zum Theil verzweifelte Mittel man

[1]) Eutrop. X. 7 und derber Aurel. Vict. Epit. 41: er hieß in den zehn erſten Jahren trefflich, in den zwölf folgenden ein Räuber, in den zehn letzten ein pupillus, unmäßiger Verſchleuderung halber.

[2]) Ueber Conſtantins Finanzweſen, vgl. Manſo a. a. O. S. 181 ff.

[3]) Cod. Theodos. XII, 1. Aus den Jahren 313 bis 331.

ſich dem Decurionat zu entwinden ſuchte: durch Vermählung mit Sklavinnen, durch Flucht in die Armee, durch Beförderung in den Senat, durch Ueberſiedelung in weniger gedrückte Städte, durch Verſteck und Incognito, ſpäter ſelbſt durch Flucht zu den Barbaren. Einen Augenblick hindurch galt auch der Eintritt in den geiſtlichen Stand als Rettung; aber auf plötzlichen Zudrang folgte ein eben ſo plötzliches Verbot (S. 410). Der Staat hat vollauf damit zu thun, das Entwiſchen aus dieſem Steuerverband unmöglich zu machen. Der locale Jammer war um ſo größer, wenn die chriſtlichen Kirchen des Ortes aus dem Stadtgut dotirt wurden, was wenigſtens ſtellenweiſe geſchehen ſein muß.[1])

Neue Eintheilung des Reiches.

Auch die neue Reichseintheilung und Verwaltung darf hier nur mit einem Worte berührt werden. Der Mechanismus der vier großen Präfekturen, deren jede in mehrere Diöceſen zerfiel, von welchen wiederum jede mehrere Provinzen enthielt, hat von außen angeſehen allerlei Gründe für ſich und wider ſich; ob man aber mit deren Erörterung die wahren Motive Conſtantin's in den einzelnen Fällen richtig treffen würde, iſt eine andere Frage. Aus bloßer müſſiger Neuerungsſucht hat er dieſe große, bereits von Dioeletian (S. 69) begonnene Veränderung nicht durchgeführt; im ſchlechteſten Fall beſtimmte ihn etwa das Bedürfniß eines allgemeinen Beamtenwechſels, der nach den gewaltigen Erſchütterungen im Innern des Reiches unvermeidlich erſcheinen mochte; das Hauptziel aber war ohne Zweifel die Gleichmachung der Adminiſtration, die Aufhebung der letzten provinzialen Unterſchiede. Daß die Zahl der Beamten bei dieſem Anlaß ſehr ſtark vermehrt wurde, ließ ſich nicht anders erwarten; wie weit dieß aber auf nutzloſe und drückende Weiſe geſchah, iſt nicht leichthin auszumachen. Das Urtheil hat keinen genügenden Stützpunkt, ſo lange man den Ge-

[1]) Nach einer vielleicht zu allgemeinen Ausſage bei Sozomenus V, 5. Vgl. Manſo a. a. O. S. 228 ff.

10. Abſchn. ſchäftskreis, die Thätigkeit und die Beſoldung dieſer Beamtenwelt nur unvollſtändig und großentheils gar nicht kennt und von dem Verhältniß ihrer Maſſe zur Zahl der Unterthanen vollends keinen Begriff hat.

Trennung der Gewalten. Hochwichtig und vollkommen deutlich iſt nur die Trennung der Civil- und Militärgewalt. Die frühern **Præfecti Prætorio**, welche einſt zugleich die erſten Miniſter und oft die Beherrſcher des Kaiſers geweſen, behalten wohl ihren Titel bei, ſind aber fortan nur die oberſten Verwaltungsbeamten der vier großen Präfecturen Oriens, Illyricum, Italia und Gallia; der Name hat ſeine Bedeutung völlig verändert. Für das Kriegsweſen treten jetzt zwei Großfeldherrn, der **Magister equitum** und der **Magister peditum** auf; ſchon daß ihrer zwei waren und daß ihre Geſchäfte ſich nicht nach Oertlichkeiten, ſondern nach Reiterei und Fußvolk eintheilten, zeigt den tiefern Zweck, welcher dieſer Veränderung zu Grunde lag; jeder Gedanke an Uſurpation wurde erſchwert oder vereitelt, ſo lange einer ohne den andern nichts anfangen konnte. Die allgemeine Trennung der Civil- und Militärverwaltung ging aber auch durch alle Verhältniſſe hindurch; jene gefährlichen großen Provinzialbeamten, welche als Proconſuln, Proprätoren, Rectoren u. ſ. w. auch den Heerbefehl ihrer Gegend inne gehabt und nur mit den ihnen untergeordneten Legaten getheilt hatten, ſollten fortan den Thron nicht mehr in Beſorgniß verſetzen dürfen. Die Folgen dieſer Trennung für das Schickſal des Reiches müßten noch mehr in die Augen fallen, wenn nicht das Haus Conſtantin's durch Familiengräuel den Mangel der Feldherrnuſurpation [1]) erſetzt hätte.

Kriegsweſen. Im Kriegsweſen an ſich betrachtet glaubt man für die Regierung des ſonſt ſo kriegstüchtigen Conſtantin eher Rückſchritte als Fortſchritte annehmen zu dürfen. Die bereits unter Diocletian begonnene, nach dem Sieg über Maxentius

[1]) Die dann mit Magnentius unter gewiſſen Bedingungen doch eintrat.

vollendete Auflöſung der Prätorianer (S. 360) gehört nicht hieher; ſie war eine Sache der politiſchen Nothwendigkeit und das Reich verlor an jener perſönlich tapfern aber bösartigen Schaar nicht viel. Natürlich bildete ſich eine neue Leibwache, die Palatinen.[1]) Das übrige Heer, unter den alten Namen der Legionen, Auxilien u. ſ. w. zerfiel je nach der Garniſonirung (wie es ſcheint) in Comitatenſen, welche in den Städten des Binnenreiches lagen, und in Pſeudocomitatenſen, wozu hauptſächlich die Truppen an den Grenzen und in den Caſtellen derſelben gehörten. In dem großen Sündenregiſter Conſtantin's, womit der Heide Zoſimus deſſen Lebensgeſchichte beſchließt, wird jene Einquartirung der Comitatenſen in die großen Städte ſcharf getadelt (II, 34); dadurch ſeien die Grenzen halb entblößt und den Barbaren geöffnet, die Städte aber ohne Noth in den jammervollſten Druck gebracht worden, während die Soldaten ſelbſt den Theatern und dem Wohlleben nachgehen lernten.[2]) Ganz anders ſei das Reich gehütet geweſen unter Diocletian, als alle Truppen an den Grenzen lagen, ſodaß jeder Barbarenangriff gleich zurückgewieſen wurde. — Die Rechtmäßigkeit dieſes Vorwurfes wird man weder ungetheilt annehmen noch verwerfen können. Die großen Städte mochten wohl auch der Hütung bedürftig ſcheinen. Ob Conſtantin wirklich gegen Ende ſeines Lebens ſo indolent wurde, daß er ſammt ſeinem Heer vor ein paar hundert Taifalen die Flucht ergriff, wie derſelbe Autor (II, 31) meldet, bleibt ſehr zweifelhaft;[3]) zu einem Krieg gegen die Per-

---

[1]) Lange, Hist. mutationum rei milit. Romanor. p. 100 seq. Anders Manſo, l. c. p. 140 seq.

[2]) Joh. Lydus de magg. II, 10. III, 31. 40 klagt namentlich über Entblößung der Donaugrenzen, deren Truppen durch Aſien vertheilt worden ſeien.

[3]) Julian in den Cäſares findet ganz im Allgemeinen, Conſtantin habe gegen die Barbaren lächerlich wenig ausgerichtet und ſie mit Tribut abgelauft.

10. Abſchn. Barbariſirung.

ſer[1]) machte er wenigſtens noch kurz vor ſeinem Tode ſehr bedeutende Anſtalten. — Die zunehmende Barbariſirung des römiſchen Heeres ſelbſt war das nothwendige Ergebniß der Entvölkerung im Innern und der Barbarenanſiedelung[2]) wodurch man derſelben begegnen wollte; auch entzog man den freien Völkern jenſeits der Grenze durch Werbung am ſicherſten die angriffsluſtige junge Mannſchaft. Vorzüglich müſſen die Franken eine große Stelle im Heer eingenommen haben,[3]) wenigſtens konnten ſpäter unter der Dynaſtie des Conſtantin fränkiſche Offiziere bei Hofe das große Wort führen. Die Erhaltung des Staates ging derjenigen der römiſchen Nationalität voran; und auch von dieſer letztern mochte man vielleicht noch hoffen, daß ſie die einverleibten barbariſchen Elemente allgemach bemeiſtern, ſich aſſimiliren würde, wie ſie dieß bei den frühern Eroberungen zur Zeit der Republik und in den erſten Jahrhunderten des Kaiſerthums vermocht hatte.

Ob Conſtantin wirklich eine Vorliebe für die Barbaren hatte, und in welchem Sinne, bleibt unentſchieden. Er wurde angeklagt, zuerſt von allen Kaiſern, Barbaren zu Conſuln gemacht zu haben,[4]) allein dieß läßt ſich nicht näher belegen. In den Verzeichniſſen der Conſuln aus ſeiner Zeit findet man — mit Ausnahme der öfter eintretenden kaiſerlichen Perſonen — faſt lauter Stadtrömer vornehmen Standes. Andere Staatswürden gab er allerdings auch an Barbaren und es mögen dieſes kaum ſeine ſchlechteſten Er-

---

[1]) Deſſen mit Fabeln durchflochtene Motive wir abſichtlich übergehen. Vgl. Joh. Lydus l. c. III, 33. Die Stellen u. a. bei Pauly, Realencycl. VI, p. 794.

[2]) Euſeb's erbauliche Auslegung hievon, vita Const. IV, 6.

[3]) Ueber die Herkunft der vielen andern barbariſchen Heeresabtheilungen, welche im Verlauf des vierten Jahrhunderts zum Vorſchein kommen, vgl. Böckings Commentar zur Notitia dignitatum in part. Orient. cap. 4–8, 25—39; in part. Occid. cap. 5—7, 24 seqq.

[4]) Ammian. Marc. XXI, 10.

nennungen geweſen ſein. Gefangene barbariſche Soldaten ſeiner Gegner hat er auf dem Schlachtfeld zu tauſenden ſeinen eigenen ſiegreichen Leuten mit Geld abgekauft.[1]) — Die ſtärkſte Negation des eigentlich römiſchen Weſens lag aber nicht in dieſem Verhalten gegen die Unrömiſchen, ſondern in der Gründung der „neuen Roma" am Bosporus. Von dieſer muß nunmehr die Rede ſein.

---

Die Constantinopolis.

Welchen Sinn konnte die Gründung einer neuen Hauptſtadt unter jenen Umſtänden haben?

Motive der Gründung.

Der bloße Reſidenzwechſel des Fürſten kam hier nicht ſehr in Betracht. Es ließ ſich vorausſehen, daß der Aufenthaltsort der Kaiſer ſich noch oft und auf lange Zeit nach dem Kriegszuſtande an den verſchiedenen Grenzen werde richten müſſen. Wenn auch unter Conſtantin ſelber im Ganzen eine merkwürdige Waffenruhe herrſchte, ſo haben doch die folgenden Kaiſer des vierten Jahrhunderts die neue Hauptſtadt und ihre Herrlichkeiten in der That nur wenig genießen können. Ein bloßer Reſidenzwechſel hätte auch einen ganz andern Charakter gehabt; Conſtantin hätte etwa in Byzanz wie Diocletian in Nicomedien,[2]) einen neuen Pallaſt gebaut, die Stadt verſchönert, auch je nach Umſtänden ſtark befeſtigt und es ſeinen Nachfolgern überlaſſen, anderwärts etwas Aehnliches zu verſuchen. Der größte Gewinn beſtand für dieſen Fall in der militäriſchen Sicherheit der Centralregierung durch die unvergleichliche Lage der Stadt.

Die ganze Frage über die Wahl des Ortes wird aber außerordentlich erſchwert durch unſere Ungewißheit über Conſtantin's letzte politiſche Pläne. Er vergießt Ströme

---

[1]) Euseb. vita Const. II, 13.

[2]) Ueber den traurigen Verfall dieſer Stadt ſeit Conſtantin vgl. Ammian. Marc. XXII, 9.

10. Abſchn. von Blut für die Herſtellung der Reichseinheit und macht dann doch eine ganz räthſelhafte Theilung. War ſein Beſchluß hierüber ſchon gefaßt, als er die neue Hauptſtadt gründete? man wird es nie ermitteln können. Der Herr der Welt war nicht im Stande, das Schickſal ſeiner Dynaſtie zu leiten und zu ſichern, ſchon weil ſie ein entſetzliches Geſchlecht war. Er mußte es darauf ankommen laſſen, welchem Erben einſt das Reich und die Conſtantinopolis ſchließlich anheimfallen würden.

Die Lage. Die geographiſchen Gründe, welche man ſonſt geltend macht, dürfen wenigſtens nicht überſchätzt werden. Byzanz lag allerdings den am meiſten bedrohten Grenzen viel näher als Rom; die Donau- und Pontusgothen und die Perſer konnte man von hier aus weit beſſer beobachten. Allein mit den Franken und Alamannen war es trotz aller Siege noch nicht ſo zu Ende, daß die ſo weit entlegene Rheingrenze als unbedingt geſichert hätte gelten können. Außerdem iſt es noch eine Frage, ob die Hauptſtadt vorzugsweiſe in eine der am meiſten gefährdeten Gegenden des Reiches gehörte, wo noch vor wenigen Jahrzehnden gothiſche Raubflotten ihr Weſen getrieben hatten. Dießmal erhielt ſie freilich eine ſolche Befeſtigung, daß neun Jahrhunderte hindurch alle Völkerſtürme vergebens an ihre Mauern prallten.

Anſprüche von Illyricum. Byzanz hatte aber noch eine ganz andere geographiſche Bedeutung als bloß die eines uneinnehmbar feſten Waffenplatzes. Erinnern wir uns, welche Rolle das ſogenannte illyriſche Dreieck, d. h. die Ländermaſſe zwiſchen dem ſchwarzen, ägäiſchen und adriatiſchen Meer im dritten Jahrhundert geſpielt hatte; ſeine Feldherrn und Soldaten, darunter die conſtantiniſche Familie ſelber, hatten das Reich gerettet und beherrſcht; es durfte nun die Reſidenz für ſich verlangen, und ſo iſt die Conſtantinopolis zunächſt der Ausdruck und die Ehrenkrone von Illyricum. Eine Ausſage des Zonaras berechtigt zu dieſer Vermuthung; Conſtantin ſoll nämlich Anfangs ſogar an eine Stadt des tiefen Binnenlandes,

Sardica (das jetzige Sofia in Bulgarien) gedacht haben,[1]) wobei ihn offenbar nur die Rückſicht auf das bevorzugte Volk im Reiche leiten konnte.

Die Conſtantinopolis ſollte aber — wohin ſie auch zu liegen kam — überhaupt keine bloße Reſidenz, ſondern der Ausdruck der neuen Zuſtände in Staat, Religion und Leben werden.[2]) Der Gründer hatte hievon ohne Zweifel ein klares Bewußtſein; er mußte ſich einen neutralen Ort ohne Prämiſſen ſchaffen, weil er keinen vorfand. Die Geſchichte hat dieſer That, verdienter oder unverdienter Maßen, den Stempel des Großen, Welthiſtoriſchen aufgedrückt; ſie hat in der Stadt Conſtantins einen ganz eigenthümlichen kirchlich-politiſchen Geiſt, eine ganz eigene Gattung von Cultur entwickelt, den Byzantinismus, welchen man lieben oder haſſen mag, jedenfalls aber als Weltmacht anerkennen muß. Oben der Despotismus, unendlich verſtärkt durch die Vereinigung der kirchlichen mit der weltlichen Herrſchaft; an der Stelle der Sittlichkeit die Rechtgläubigkeit, ſtatt des ſchrankenlos entarteten Naturlebens die Heuchelei und der Schein; dem Despotismus gegenüber eine ſich arm ſtellende Habſucht und die tiefſte Verſchlagenheit; in der religiöſen Kunſt und Literatur eine unglaubliche Hartnäckigkeit zu beſtändiger Wiederholung des Abgeſtorbenen — im Ganzen ein Charakter, welcher viel an den ägyptiſchen erinnert und mit demſelben eine der höchſten Eigenſchaften: die Zähigkeit gemein hat. Doch wir haben es nicht mit den ſpätern geſchichtlichen Perſpectiven, ſondern mit den Anfängen zu thun.

Der Byzantinismus.

---

[1]) Vgl. auch den Anonymus bei **Müller**, fragm. hist. græc. IV. p. 199. Conſtantin pflegte damals oft zu ſagen: Mein Rom iſt Sardica. Es iſt nicht die Gegend von Sardes in Kleinaſien gemeint.

[2]) Wie untergeordnet die Idee der Reſidenz erſchien, geht ſchon daraus hervor, daß die neue Stadt „gleichen Rang mit Rom“ (Sozom. II, 3) erhalten ſollte, während Rom gerade keine Reſidenz mehr war.

10. Abſchn.

Verhältniß zu Rom.

Man nimmt wohl an, daß Conſtantin einen ausgeſprochenen Widerwillen gegen Rom empfunden habe, und daß die Römer denſelben hervorgerufen oder erwiedert hätten durch ihren Abſcheu an ſeiner Vernachläſſigung heidniſcher Ceremonien. Allein es bedurfte deſſen nicht mehr. Seit Diocletian war mit der Nothwendigkeit der Reichstheilungen auch die Untauglichkeit Rom's zur Reſidenz eine klar erkannte Sache. Die Zwiſchenherrſchaft eines Marentius hatte zwar zu Rom's großem Schaden gezeigt, wie gefährlich der hohe alte Name der Weltherrin gemißbraucht werden könne, wenn die Kaiſer ferne im Orient und im Norden ſaßen, allein Conſtantin wußte, daß nach Aufhebung der Prätorianer nichts Ernſtliches mehr zu befürchten war.[1]) Daß er in Rom reſidiren ſollte, erwartete wohl im Ernſte Niemand mehr von ihm. Das Centrum der höchſten Reichsgeſchäfte war lange Zeit in Dioeletian's Cabinet, alſo vorzugsweiſe in Nicomedien zu finden geweſen; ſpäter hatte Conſtantin als Herr des Weſtens, neben Licinius, Rom nur von Zeit zu Zeit beſucht, ſonſt aber ſich meiſt in Gallien und in den Feldlagern aufgehalten. Dem Oſten aber durfte er vielleicht (abgeſehen von den beſondern Anſprüchen Illyricum's) nach dem Siege über Licinius die Hauptſtadt nicht wohl verweigern, ſo wie er auch in andern bedenklichen Beziehungen den Sachen ihren Lauf ſcheint gelaſſen zu haben. Die geheimen perſönlichen Nebenereigniſſe, welche den Sturz des Licinius begleiteten, würden vielleicht auch hier Einiges aufklären können.

Die Bauleidenſchaft.

Endlich war in Conſtantin die Leidenſchaft des Bauens — eine der ſtärkſten die es im Gemüthe mächtiger Fürſten geben kann — offenbar gewaltig entwickelt. Es läßt ſich kein ſolideres äußeres Symbol der Herrſchergewalt denken als Gebäude von bedeutendem Charakter; außerdem iſt das

[1]) Die Zuſammenſetzung der ſpätern Garniſen von Rom ſ. bei Preller, die Regionen der Stadt Rom, S. 30. 31. 93 ff.

Bauen ſelbſt, mit maſſenhaften Kräften raſch gefördert, ſchon an ſich ein Gleichniß des ſchaffenden Herrſchens und für ruhige Zeiten ein Erſatz deſſelben. Vollends gilt eine neue Stadt für den Gründer als das Sinnbild einer neuen Welt. 10. Abſchn.

---

Es gingen der neuen Gründung wunderbare Entſchlüſſe und Verſuche voraus. Außer Sardica hatte der Kaiſer auch Theſſalonich, dann Chalcedon, auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus, im Auge gehabt. Der erſte feſte Entſchluß aber galt keiner andern Oertlichkeit als der Gegend des alten Troja, von wo einſt durch Aeneas die Auswanderung nach Latium und mittelbar die Gründung Rom's ausgegangen. Von hiſtoriſcher Sentimentalität darf hier nicht die Rede ſein, bei Conſtantin ſo wenig als einſt bei Cäſar und bei Auguſtus, welche denſelben Plan gehegt hatten.[1]) Es kamen gewiß ſehr beſtimmte Gründe heidniſcher Superſtition in Betracht, über welche der Kaiſer, wie oben bemerkt, keineswegs hinaus war. Ilion iſt die heilige alte Heimath der Römer; durch irgend einen Schickſalsſpruch, den wir nicht mehr kennen,[2]) waren ſie angewieſen, den Sitz ihrer Herrſchaft einſt wieder dahin zu verlegen, von wo ihre Anfänge entſtammten. Conſtantin begab ſich[3]) in Perſon nach dem berühmten Gefilde, wo an den Grabhügeln der Helden Homer's ſchon ſeit tauſend Jahren geopfert wurde; beim Grab des Aiax, an der Stelle des griechiſchen Lagers, begann er ſelbſt die Umriſſe der künftigen Stadt zu zeichnen. Bereits waren die Thore gebaut, als ihm eines Nachts Gott erſchien und ihn ermahnte, eine andere Stätte zu wählen; darauf entſchloß er ſich für Byzanz. Noch hundert Jahre Conſtantin in Ilium.

---

1) Sueton. Cæs. 79 und die Ausleger zu Horat. Od. III, 3.

2) Wenn nicht das Chron. paschale, ed. Bonn. p. 517 genügt: Conſtantin habe ein Orakel erhalten, wonach die Herrſchaft Rom's dem Untergang nahe ſein ſollte.

3) Sozomenus II, 3. Kürzer Zosim. II, 30.

10. Abſchn. ſpäter ſahen die bei Troja Vorüberfahrenden vom Meere aus den Bau den er unvollendet gelaſſen. — Wer in dieſer Erzählung einen Kampf der heidniſchen und der chriſtlichen Umgebung des Kaiſers erkennen will, dem kann man wenigſtens nicht widerſprechen. Es iſt wohl denkbar, daß die Hofgeiſtlichen alle Mittel des Widerſtandes in Bewegung ſetzten, als ſich Conſtantin mit weſentlich heidniſchen Ceremonien und Orakeln beſchäftigte.

Halbheidniſche Weihe.

Aber auch bei der Gründung von Conſtantinopel ging es ohne dergleichen nicht ab. Für die Adler, welche beim vorgeblichen Neubau von Chalcedon Meßſchnüre oder Steinchen rauben und über den Bosporus nach Byzanz tragen, mögen ſich Zonaras und Cedrenus verantworten; ähnlicher Art ſind mehrere andere Züge, die nur das Bedürfniß der Zeitgenoſſen nach übermenſchlichen Beziehungen großer Ereigniſſe ausdrücken. Allein Conſtantin hätte ſchon der heidniſchen Bevölkerung des Reiches wegen ſich auf die Superſtition einlaſſen müſſen, und wahrſcheinlich war er auch in ſeinem Innern durchaus nicht frei davon. Er ſelber ſpricht ſich unbeſtimmt monotheiſtiſch und dabei ſehr geheimnißvoll aus: „wir haben die Stadt auf Gottes Befehl mit einem ewigen Namen beſchenkt.“ [1]) Welches iſt dieſer ewige Name? Wahrſcheinlich nicht Conſtantinopolis, vielleicht nicht einmal Neurom (νέα Ῥώμη), ſondern Flora oder Anthuſa, die Blühende, welches auch der prieſterliche Geheimname Rom's war.[2]) Der Gott aber, welcher dieſe Benennung befahl, war ſchwerlich der Chriſtengott. Auch das Traumgeſicht, womit ſpätere Chroniſten den Kaiſer beehren [3]) — ein zerlumptes Weib bittet ihn um Kleidung — hat durchaus keinen chriſtlichen Charakter.

---

[1]) Cod. Theodos. XIII, 5.

[2]) Joh. Lydus de menss. IV, 51, Chron. Paschale ed. Bonn. pag. 528.

[3]) Die Stellen bei Ducange, Cpolis christiana, l, I. p. 24.

Die feierliche Grundlegung der weſtlichen Ringmauer fand Statt [1]) den 4. November des erſten Jahres der 276ſten Olympiade, d. h. des Jahres 326, als die Sonne im Zeichen des Schützen ſtand, der Krebs aber die Stunde beherrſchte. Kurz vorher war der Thronerbe, vielleicht auch ſchon die Kaiſerinn hingerichtet worden. Es war die Zeit, da Conſtantin ſich mit dem Neuplatoniker Sopater (S. 404) enge befreundet hatte, und dieſen finden wir auch bei der Gründung als Teleſten thätig,[2]) d. h. er vollzog gewiſſe ſymboliſche Handlungen, welche das Schickſal der neuen Stadt magiſch ſichern ſollten. Außer ihm wird auch ein Hierophant Prätextatus, wahrſcheinlich ein römiſcher Pontifex, namhaft gemacht. Es ging ſpäter eine Sage,[3]) unter der Porphyrſäule auf dem Forum von Conſtantinopel, welche das Standbild des neuen Gründers trug, liege das Palladium, welches er insgeheim aus Rom weggenommen. Dieß wäre ein wahres Telesma geweſen, dergleichen zur Abwendung von Plagen und Bannung des Glückes im Alterthum ſo manche waren vollzogen worden; noch Apollonius von Tyana z. B. hatte gerade in Byzanz [4]) durch ſolche Mittel dem Austreten des Fluſſes Lycus, den läſtigen Flöhen und Mücken, dem Scheuwerden der Pferde u. a. Uebeln abgeholfen.

Die Telesmata.

---

[1]) Der Anonymus bei **Banduri, Imperium orientale, Tom. I. pag. 3.** — Anders **Codinus ed. Bonn. p. 17.** — Laut **Glycas, para IV**, war ein berühmter Aſtronom Valens herberufen worden, um der Stadt das Horoſcop zu ſtellen; er weiſſagte ihr ein Beſtehen von 696 Jahren.

[2]) **Joh. Lydus de mens. IV, 2.**

[3]) **Chron. paschale. ed. Bonn. p. 528.** — Beim **Anon. Banduri p. 14** wird dem Palladium beigegeben: *καὶ ἕτερα πολλὰ σημειοφορικά.* — Auch die zehn vergrabenen Körbe, ebendaſelbſt, haben den Werth eines Telesma.

[4]) **Malalas. l. X. ed. Bonn. p. 264.** — **Anon. Banduri. p. 15. 36. 42.** Apollonius genoß bei den ſpätern Byzantinern einen mythiſchen Ruf; ſie verſetzten ihn in die Zeit Conſtantin's.

10. Abſchn. Dießmal handelte es ſich aber für die Stadt des Byzas nicht mehr um ſolche Kleinigkeiten, ſondern um das Weltſchickſal, welches an dieſe Stätte gefeſſelt werden ſollte. Die ältere Geſchichte der Stadt, auf welche man jetzt mit geſteigertem Intereſſe hinblickte, die alten Mythen und Orakel, welche ſich auf ſie deuten ließen, Alles ſchien voller Ahnungen einer großen, der Erfüllung ſich nähernden Zukunft. Noch durch das kräftige Aufraffen aus dem ſchweren Unglück unter Septimius Severus und Gallienus, namentlich durch die heldenmüthige Vertheidigung gegen den Erſtern hatte Byzanz die Augen der Welt auf ſich gezogen; jetzt war es zu ihrer Herrſcherinn beſtimmt.

Wir wollen es nicht verſuchen die alte oder die neue Stadt zu beſchreiben; nur was für Conſtantin ſelber bei dieſem großen Unternehmen charakteriſtiſch iſt, darf hier in Kürze erwähnt werden.

Die Ceremonien. Er ſelber bezeichnete, einen Speer in der Hand, den Lauf der Ringmauer. Eine Sage, die ſich hier anſchließt,[1]) iſt vielleicht nicht ganz zu verwerfen; ſeine Begleiter fanden, er ſchreite zu weit aus und Einer wagte die Frage: „wie weit noch, Herr?“ — worauf er antwortete: „bis der ſtehen bleibt, der vor mir her geht,“ als ſähe er ein überirdiſches Weſen vor ſich herwandeln. Es iſt wohl möglich, daß er es für zweckmäßig fand, wenn die Andern ſolches glaubten oder zu glauben vorgaben. Ob die übrigen Ceremonien wirklich nichts anderes waren als eine Wiederholung der bei Rom's Gründung vorgekommenen, wie ſie Plutarch im eilften Kapitel des Romulus ſchildert,[2]) mag dahin geſtellt bleiben. Vierthalb Jahre ſpäter, den 11. Mai 330, erfolgte unter abermaligen großen Feſtlichkeiten[3]) und prächtigen Circusſpielen die Einweihung des Neubaues und die Namengebung: Conſtantinopolis. Daß Conſtantin die Stadt der

[1]) Bei Philostorg. II, 9.

[2]) Anſicht Gibbons, Cap. XVII, Anmerk. 28.

[3]) Am genauſten in den Beilagen zum Anonymus des Banduri, p. 98.

Gottesmutter Maria geweiht habe, iſt entſchieden eine ſpätere Erdichtung. Beim Lichte betrachtet weihte er ſie vor Allem ſich ſelber und ſeinem Ruhm. Es genügte ihm nicht, daß ſchon der Name, daß jeder Stein an ihn erinnerte, daß mehrere Prachtdenkmäler ihm ausdrücklich gewidmet waren; alljährlich am Einweihungstage ſollte eine große vergoldete Statue, welche ihn vorſtellte mit der Tyche, d. h. dem Schutz- Die Tyche.
genius der Stadt auf der ausgeſtreckten rechten Hand, in feierlichem Fackelzuge durch den Circus gefahren werden, wobei der jeweilige Kaiſer von ſeinem Sitz aufſtehen und vor dem Bild Conſtantin's und der Tyche ſich niederwerfen mußte.[1]) Wer wollte es da den Leuten wehren, wenn auch die oben erwähnte Porphyrſäule mit dem Conſtantinscoloß allmälig einen gewiſſen Cultus erhielt, wenn man Lichter und Weihrauch davor anzündete und Nothgelübde that? Der Arianer Philoſtorgius giebt dieß (II, 17) den Chriſten Schuld und kann damit gegen alle Widerrede Recht haben, denn wo der Weltherrſcher mit einem Beiſpiel wie jenes voranging, durften Chriſten und Heiden ungeſcheut ſeine Vergötterung ſelbſt bei lebendigem Leibe ausſprechen.[2])

Dieſer nämliche Geiſt drückt ſich auch in der Art und Weiſe aus, wie die neue Stadt zwangsweiſe bevölkert und bevorzugt wurde. Ihre Gleichberechtigung mit Rom wurde ganz buchſtäblich aufgefaßt und demgemäß erhielt ſie dieſelben Einrichtungen, Behörden und Vorrechte,[3]) hatte ſie doch auch ſieben Hügel wie das Rom an der Tiber! Vor allem einen Senat mußte ſie haben, auch wenn man nicht wußte Der Senat.
wozu; höchſtens brauchte etwa der Hof Figuranten bei Proceſſionen. Eine kleine Anzahl römiſcher Senatoren ließ ſich

---

[1]) Chron. Paschale, ed. Bonn. p. 530.

[2]) Man konnte ſich vielleicht damit entſchuldigen, daß Conſtantin in den Coloß hinein ein Stück des wahren Kreuzes (Socrates I, 17) verborgen hatte. Unten das Palladium, oben — wie wir ſehen werden — ein zum Conſtantin metamorphoſirter Apoll, und darin die Reliquie!

[3]) Sozom. II, 3.

10. Abſchn. allerdings durch äußere Vortheile, durch Palläſte und Landgüter zur Ueberſiedelung bewegen; und wenn eine ſpätere Sage [1]) Recht hätte, ſo wäre ſogar dieß nur durch die feinſte Zuvorkommenheit möglich geworden, indem ſie der Kaiſer durch identiſche Wiederholung ihrer römiſchen Villen und Palläſte am Ufer des Bosporus überraſchte. Auch ein prächtiges Senatslokal [2]) baute er ihnen; allein weder die Bilder der Muſen, welche einſt auf dem geweihten Helikon aufgeſtellt geweſen, noch die Statuen des Zeus von Dodona und der Pallas von Lindos, die jetzt an der Pforte des Gebäudes prangten, waren im Stande der Nichtigkeit der neuen Corporation abzuhelfen.

Künſtliche Bevölkerung. Außer den Hofleuten, Offizieren, Beamten und Senatoren mußte die neue Stadt auch eine ihrer würdige Volkszahl bekommen. Der heilige Hieronymus bemerkt zum Weihejahr: „Conſtantinopel wird eingeweiht, während faſt „alle Städte entblößt werden." Dieß gilt zunächſt in Bezug auf die Bevölkerung. Sei es, daß Conſtantin die Erſchütterung aller Verhältniſſe in dem beſiegten liciniſchen Orient zu Zwangsanſiedelungen benützte oder daß er durch ſchlechte Lockungen anderer Art ſich ein Reſidenzvolk ſammelte — jedenfalls erreichte er was er wünſchte. Dieſer Wunſch, in der grellen und boshaften Faſſung des Heiden Eunapius,[3]) lautet folgendermaßen: „aus den unterwor„fenen Städten führte er nach Byzanz ein Volk zuſammen, „damit recht viele Betrunkene im Theater abwechſelnd ihm „klatſchen und den Wein von ſich geben möchten; es gefiel „ihm der Jubelruf von Leuten, die ihrer Sinne nicht mäch„tig waren, und er hörte ſich gerne nennen von Denen,

[1]) Beim Anonymus des Banduri, l. c. p. 4. In ſpätern Zeiten meinten die Byzantiner, Conſtantin habe geradezu den ganzen Senat von Rom hergeholt und dort überhaupt nur den armen Pöbel zurück gelaſſen. Liudprandi Legatio, c. 51.

[2]) Zosim. V, 24.

[3]) Eunap. vitæ philoss., sub Aedesio.

„welche überhaupt an keinen Namen denken, wenn er ſich „ihnen nicht durch tägliche Gewohnheit aufdrängt.“ Es gehört dieß zu der bedenklichen Frage über die Eitelkeit und Lobſucht großer Männer, welche ſo ſchwer zu entſcheiden iſt, wenn nicht ganz ausgezeichnete Quellenausſagen vorliegen. Bei Conſtantin könnte das auffallend eitle, pomphafte Auftreten, über welches mehrere Schriftſteller ſich ausſprechen, gar wohl eine bewußte politiſche Seite gehabt haben.[1] In ſeinem Innern verachtete er ſicherlich die Conſtantinopolitaner. 10. Abſchn.

Die Worte des Hieronymus haben aber noch einen andern Sinn. Das Reich mußte mehr oder weniger gedrückt werden um die Koſten der neuen Anlage aufzubringen. Conſtantin ſoll ſechszig Millionen Franken unſeres Geldes aufgewandt haben,[2] eine Annahme, welche gewiß eher zu niedrig als zu hoch erſcheint, wenn man die Maſſe und Koſtbarkeit der Neubauten erwägt. Eine fortlaufende ſchwere Ausgabe bildete dann die ſeit 332 geregelte Vertheilung von Korn, Wein und Oel, ohne welche dieſe Menſchenmenge gar nicht hätte exiſtiren können. Eunapius (a. a. O.) klagt, daß alle Kornflotten Aegyptens, Kleinaſiens und Syriens dieſen Pöbel kaum zu ſättigen im Stande ſeien. Als er ſchrieb im fünften Jahrhundert, war freilich die Stadt ſchon volkreicher als Rom.[3] Der Aufwand.

Endlich wurden vielen Städten des Reiches ihre Kunſtſchätze geraubt, was für Menſchen griechiſcher Bildung immer das Schmerzlichſte ſein mußte. Von dem Raub und Geraubte Kunſtwerke.

---

[1] Von ſeinen Söhnen verſtand es Conſtantius bei feierlichen Anläſſen ſich wie eine geputzte Statue zu geberden, tanquam figmentum hominis, Ammian. Marc. XVI, 10.

[2] Die Berechnung nach Cedrinus ſ. bei Manſo, a. a. O. S. 75. Nota.

[3] Wie der nicht viel ſpätere Sozomenus II, 3 verſichert. — Um die Bauluſt zu wecken, hatte ſchon Conſtantin jedem neuerrichteten Hauſe einen jährlichen Getreideantheil zugewieſen, vgl. Manſo a. a. O. S. 318.

10. Abſchn. dem Einſchmelzen der Statuen aus koſtbarem Stoffe iſt ſchon oben die Rede geweſen; außerdem handelt es ſich um den ſchändlichſten und maſſenhafteſten Kunſtraub der ganzen Geſchichte, zum Behuf der Ausſchmückung einer neuen Hauptſtadt. Hier iſt Conſtantin weder Heide noch Chriſt, — denn er beleidigte beide Religionen [1]) durch das Verſchleppen der Götterbilder nach Byzanz — ſondern ein ſelbſtſüchtiger Plünderer zur Verherrlichung ſeines eigenen Namens. Es giebt für Denjenigen, welcher die alte Kunſt kennt, keine ſchmerzlichere Lecture als jene Verzeichniſſe der durch und ſeit Conſtantin in Byzanz aufgeſtellten Kunſtwerke,[2]) zumal wenn man ſich ihres Unterganges bei Anlaß des vierten Kreuzzuges erinnert. Zwar darf man nicht immer an die wirklichen Originalien der betreffenden Tempelbilder denken, wenn z. B. bei Euſeb von dem pythiſchen und dem ſminthiſchen Apoll, anderswo von der ſamiſchen Hera, dem olympiſchen Zeus u. dgl. die Rede iſt, aber der Verluſt eines griechiſchen Kunſtwerkes überhaupt iſt unerſetzlich, und dann ſind auch jene Urbilder ohnedieß nicht mehr vorhanden. Die Häufung des Ungleichartigen, z. B. unter den 427 Statuen vor der Sophienkirche, muß von roher und abſcheulicher Wirkung geweſen ſein; in einzelnen Fällen wurde auch auf ganz barbariſche Weiſe an den Statuen geändert,[3]) wie denn Conſtantin einem Apollscoloß ſeinen eigenen rundlichen Porträtkopf aufſetzte, damit er auf der

Ihre Häufung u. Aenderung.

---

[1]) Euseb. vita C. III, 54 verſüßt ſich die Bevölkerung aller Plätze der Stadt mit Heidengöttern durch die Annahme, Conſtantin habe den verrückten Aberglauben auf jede Weiſe in ſeiner Nichtigkeit darſtellen wollen.

[2]) S. beſonders den Anonymus des **Banduri**, l. c. pag. 4, 7, 14, 24, 28, 41. s., 66, und in derſelben Sammlung p. 135—174 die auf Conſtantinopels Kunſtwerke bezüglichen Epigramme aus der Anthologie.

[3]) Die Umgeſtaltung einer coloſſalen Göttermutter zur Orantinn, ſ. bei **Zosimus**, II, 31.

ſchon früher (S. 467, 469) genannten großen Porphyrſäule prange.[1]) Von Rom holte man u. a. eine Anzahl Kaiſerſtatuen herüber; es traf ſich vielleicht zufällig, daß eine des Marentius mit darunter war und alsbald von den Heiden der neuen Hauptſtadt etwas tendenziös angebetet wurde, worauf Conſtantin das Bild weggenommen und die Andächtigen getödtet haben ſoll.[2]) Bei weitem das Meiſte aber kam aus Griechenland und dem vordern Kleinaſien. Einſt hatten römiſche Proconſuln und Kaiſer dieſelben Gegenden geplündert, und man kann es ihnen nachſehen, weil Rom und ſeine Cultur auf eine Ergänzung und Verklärung durch die griechiſche Kunſt welthiſtoriſch angewieſen war;[3]) Byzanz dagegen will nur das Schönſte verſchlingen, damit die Provinzen es nicht mehr beſitzen; es weiß ſeinen Statuen keine andere Ehre mehr anzuthun als durch abergläubige Erklärungen und Anekdoten und durch lahme Nachahmungen antiker Epigramme.

Die Gebäude.

Von den Gebäuden der Conſtantinopolis, welche ebenfalls zum Theil aus Raub, nämlich aus Säulen älterer Bauten der Nachbarſchaft errichtet wurden, können wir uns trotz der reichlich vorhandenen Nachrichten keinen Begriff mehr machen. Die Baukunſt lag in jenem Augenblick in einer Criſis; der Gewölbebau mit ſeinem verhältnißmäßig neuen ſtatiſchen Organismus war eben im entſcheidenden Kampfe begriffen gegen die ohnmächtigen, abgeſtumpften Formen des einſtigen griechiſchen Tempelbaues. Eine bunte, wunderliche Pracht muß der vorherrſchende Charakter der conſtantiniſchen Anlagen geweſen ſein; Kuppeln, Niſchen, runde Hallen, koſtbare Incruſtationen, Vergoldungen, Mo-

[1]) Manſo's (S. 313) Mißtrauen gegen dieſe Ausſage des **Anon. Band.** p. 14 kann ich nicht theilen. Es gab zu viele Präcedentien dafür.

[2]) **De spectaculis**, bei **Banduri**, l. c. p. 92.

[3]) Was hätten wir davon, wenn Rom die Kunſt der unterworfenen Hellenen verſchmäht hätte? Wer dieſer Perſpective etwas nachgeht, wird finden, daß wir von Glück zu ſagen haben.

10. Abſchn. ſaik, ſind die weſentlichen Elemente dieſes reichen und unruhigen Ganzen. Conſtantin's eigene Ungeduld [1]) ſprach ſich gar deutlich in der raſchen, unſoliden Ausführung aus, welche ſich durch baldigen Ruin mehrerer Gebäude rächte und große Reparaturen nach ſich zog.

Die Tempel. Unter ſeinen Bauten befinden ſich neben vielen und prachtvollen Kirchen unläugbar auch zwei heidniſche Tempel.[2]) Der eine, zum Circus gehörig, war den Dioscuren Caſtor und Pollux geweiht, der andere war das Tycheion, das Heiligthum der Tyche oder Schutzgöttinn der Stadt. Wir ſind bereits der alljährlichen Weiheproceſſion im Circus begegnet, wobei die Statue Conſtantin's mit einer kleinen Tyche auf der ausgeſtreckten Rechten einherfuhr. Außerdem werden noch mehrere andere Bilder dieſer Göttinn erwähnt,[3]) deren eines aus Rom hergebracht worden. Offenbar war dieſer Götterraub mehr als ein bloßes Symbol, er ſollte magiſch die Uebertragung der Weltherrſchaft auf die neue Stätte beſiegeln. Der Kaiſer machte wohl die merkwürdigſten Verſuche, der Tyche ihre rein heidniſche Bedeutung zu benehmen; ſie erhielt z. B. ein Kreuz auf die Stirn; ja ſchon bei dem großen Weihefeſte im Jahr 330 ging die Anbetung der Tyche und das kyrie eleison ſonderbar durch einander;[4])

---

[1]) Bezeichnend ſind dafür auch die Geſetze vom J. 334 und 337, Cod. Theodos. XIII, 4, worin alle Künſtler und Bauhandwerker ſteuerfrei erklärt werden, weil man ihrer viele braucht.

[2]) Zosim. II, 31. — Einen dritten Tempel, den der Göttermutter, wollen wir nicht geltend machen, weil deren Statue durch Umgeſtaltung (S. 472 Anm.) einen andern Sinn erhalten haben muß. Die heidniſchen Tempel des alten Byzanz ſ. bei Ducange, l. c. I. p. 14. s. Die Thermen des Oeconomiums erhielten ſieben Niſchen und zwölf Portiken „zur Erinnerung" an die Zahl der Planeten und der Monate. Anon. Banduri. p. 3.

[3]) Anon. Banduri. p. 9. 10. 13. 15.

[4]) Die Beilagen zum Anon. Bauduri. p. 98. — Daß es einen eigentlichen Tychetempel gab, beweist die echte Lesart τυχείῳ ſtatt τειχίῳ bei Sozom. V, 4.

— aber das heidniſche Grundgefühl war und blieb das vorherrſchende. Sogar einem öffentlich aufgeſtellten Kreuz wurde ein Schickſalsamulet eingefügt. Ueber dem Prachtbau des Milliariums nämlich ſah man die Statuen Conſtantin's und Helena's, welche zuſammen ein Kreuz trugen, in deſſen Mitte eine Kette bemerklich war; an dieſer ſollte ein Zauber haften, welcher dem neuen Rom den Sieg über alle Völker und die Sicherheit vor allen feindlichen Angriffen zuwegebringen ſollte; — und auch dieſe Kette nannte man die Tyche der Stadt.[1]) Es iſt möglich, daß dieſer ganze Schmuck neuern Urſprungs war und daß die Bedeutung der Kette bloß in der Phantaſie der Byzantiner exiſtirte, aber Conſtantin hat gewiß durch magiſche Begehungen Anlaß zum Entſtehen ſolcher Sagen gegeben.

Sopater und Kanonaris.

Die Reaction hiegegen von Seite der chriſtlichen Hofleute und Geiſtlichen haben wir bereits in dem Sturz und der Hinrichtung des Sopater (S. 405) zu erkennen geglaubt. Aus der Zeit unmittelbar vor der Einweihung wird noch der Untergang eines andern heidniſchen Philoſophen, Kanonaris, berichtet.[2]) Dieſer trat öffentlich auf und rief dem Kaiſer zu: überhebe dich nicht über die Vorfahren, weil du die Vorfahren (d. h. ihre Sitte und Religion) zu nichte gemacht haſt! — Conſtantin ließ ihn vor ſich kommen und ermahnte ihn, von ſeinen heidniſchen Predigten abzulaſſen; Kanonaris aber rief laut, er wolle für die Vorfahren ſterben und wurde darauf enthauptet.

---

Rom und ſein Bisthum.

Wenden wir unſere Blicke von der übermüthigen neuen Weltſtadt zurück auf die alte.

Rom hatte einen Vorzug behalten, der vielleicht in jenem Augenblick nicht beſonders ſchwer zu wiegen ſchien:

[1]) Anon. Banduri p. 10.

[2]) S. die Beilagen zum Anon. Banduri. p. 98.

10. Abſchn. den anerkannten Vorrang [1]) ſeines Biſchofes vor allen Geiſtlichen des Reiches. Man konnte damals noch nicht ahnen, daß neben den byzantiniſchen Kaiſerthron ein abendländiſcher Hoheprieſterſtuhl zu ſtehen kommen würde, daß einſt die Hierarchie, in Conſtantinopel ſelber durch die weltliche Herrſchaft überſtrahlt, in Antiochien, Jeruſalem und Alexandrien durch Ketzerei und durch das Schwert des Islam's erſchüttert, in Rom der Mittelpunkt einer neuen geiſtigen Welt werden müſſe. Conſtantin's perſönliche Beziehungen zur römiſchen Gemeinde ſind ſehr zweifelhaft; ſeine vorgebliche Schenkung iſt erdichtet; die ungeheure Pracht ſeiner Kirchenbauten und Weihgeſchenke, wie ſie Anaſtaſius Bibliothecarius (Cap. 34) ſchildert, beſchränkt ſich in der Wirklichkeit auf ein verhältnißmäßig Weniges,[2]) wobei man über den wahren Umfang der kaiſerlichen Freigebigkeit überdieß im Zweifel bleiben kann; endlich iſt ſeine vorgebliche Taufe durch den Biſchof Sylveſter im Baptiſterium des Laterans eine bloße Sage, welche aus dem Wunſch entſtand, den arianiſchen Euſebius von Nicomedien durch einen rechtgläubigen Taufprieſter zu erſetzen.[3]) In den arianiſchen Streitigkeiten war dann das römiſche Bisthum weit entfernt, alle Angriffe von ſich abhalten, eine bloß beobachtende und entſcheidende Stellung behaupten zu können;[4]) auch ſpäter gerieth es noch mehr als einmal tief in die kirchlich-politiſchen Stürme hinein und rang ſich nur langſam empor zur Weltmacht.

Das heidniſche Rom.

Einſtweilen gereichte ihm die große heidniſche Majorität in Rom ſelber zu einem bedeutenden Hinderniſſe. Die Phy-

---

1) Vgl. den dritten Kanon der Synode von Conſtantinopel im J. 381.

2) Niebuhr (Vorträge ü. alte Länder- und Völkerkunde S. 399) läßt bloß die alte lateranenſiſche Baſilica gelten.

3) Die weitern Sagen über dieſe Taufe bei den ſpätern Byzantinern gehören als Erzeugniſſe des Mittelalters nicht hieher.

4) Ammian's einſeitige Polemik gegen den äußern Glanz des damaligen römiſchen Bisthums XXVII, 3. Die Biſchöfe kannten Rom gründlich.

ſiognomie der alten Weltſtadt war noch das ganze vierte Jahrhundert hindurch vorherrſchend eine heidniſche.

Seine Bauten.

Dieß galt ſchon äußerlich, in architektoniſcher Beziehung. Es brauchte ſpäter eine lange Zerſtörung und einen beharrlichen Umbau, bis aus dem Rom der Kaiſerzeit das chriſtliche Rom mit ſeinen Baſiliken, Patriarchien und Klöſtern emporſtieg. Noch die Bauten des dritten Jahrhunderts hatten der Verherrlichung des Heidenthumes, ſeiner Cultur und ſeiner Genüſſe im größten Maßſtabe gedient. Die Thermen des Caracalla, des Alexander Severus, des Decius und Philippus, ſpäter die des Diocletian und des Conſtantin, die Ausſchmückung des Trajansforum's, die herrliche Villa der Gordiane, der Sonnentempel Aurelians, die Baſilica und der Circus des Maxentius, endlich jenes vom jüngern Gordian gehegte, von Gallienus vergrößerte, aber nicht ausgeführte Project einer reichen Säulenhalle mit Terraſſen, welche das ganze Marsfeld durchziehen und dann die Via Flaminia bis zur milviſchen Brücke einfaſſen ſollte, — dieß alles charakteriſirt den Baugeiſt jener Epoche. Aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts beſitzen wir noch die Regionenbücher, die allerdings in ihrer echten Geſtalt [1]) dürftiger lauten als in der früher geltenden Interpolation,[2]) welche u. a. über anderthalbhundert Tempel mit Namen aufzählte. Allein durch einen wohlberechtigten Rückſchluß gelangt man doch zu ungeheuern Reſultaten. Die Regionenbücher (ſowohl das ſogenannte Curiosum urbis als die Notitia) ſchildern nämlich nicht den baulichen Inhalt der vierzehn Stadtquartiere, ſondern bloß die Grenzen derſelben und nennen doch ſchon bei dieſem Anlaß eine außerordentliche Menge von Tempeln, Foren, Baſiliken, Thermen, Gärten, Hallen, Gebäuden für Spiele, Statuen u. ſ. w. —

Die Regionarien.

[1]) Bei Preller: Die Regionen der Stadt Rom, Jena 1846.

[2]) Dieſe u. a. in Grævii Thesaurus, Tom. III. unter den falſchen Namen: Publius Victor und Sextus Rufus.

10. Abſchn. aber keine einzige Kirche. Dieß letztere wohl abſichtlich;[1]) denn zur Zeit des Conſtantius und des Theodoſius mußten ſchon viele ſehr bedeutende Kirchen vorhanden ſein, die nur der Heide ignorirte. Man mag ſich aber dieſelben gemäß dem Reichthum und der Macht der chriſtlichen Gemeinde Rom's ſo prächtig und ausgedehnt vorſtellen als man will — ſie konnten doch jedenfalls nicht aufkommen gegenüber der alten heidniſchen Herrlichkeit. Die Zuſammenſtellung des Wichtigſten am Ende der beiden Bücher iſt gerade in den Zahlenangaben unzuverläſſig, doch wird man vielleicht noch unter der Wahrheit bleiben, wenn man zu den achtundzwanzig Bibliotheken, den eilf Foren, den zehn großen Baſiliken, den eilf rieſenhaften Thermenbauten, nur zwei Amphitheater, drei Theater, zwei Cirken u. ſ. w. hinzurechnet, denn dieſe letztern Annahmen ſind ſchon den vorhandenen Reſten nach zu niedrig. Zu dieſen und andern koloſſal und würdig ausgeſtatteten Bauten muß ſich die Phantaſie — die nur mit Mühe folgen kann — noch eine unendliche Fülle des herrlichſten plaſtiſchen Schmuckes hinzudenken, nämlich die vierunddreißig (oder 36) marmornen Triumphbogen und zahlloſe öffentlich aufgeſtellte Statuen und Gruppen. Und dieß Alles maleriſch vertheilt auf Thal und Hügel, belebt und unterbrochen durch Gärten und Baumgruppen (luci), hell durchrauſcht von ſpringenden Waſſern, welche auf neunzehn hochgewölbten Leitungen aus den Gebirgen herniederkamen, um Menſchen und Thiere, Luft und Grün in der gewaltigen Stadt friſch zu halten.[2]) Koloſſal zu bauen haben viele alte und neue Völker verſtanden; die Geſtalt des damaligen Rom's aber wird in der Geſchichte einzig bleiben, weil nie mehr die durch griechiſche Kunſt geweckte Luſt an der Schönheit mit ſolchen Mitteln der äußern Ausführung und mit einem ſolchen Bedürfniß nach prachtvoller Umgebung des

[1]) So Becker bei Preller a. a. O. S. 59.

[2]) Geſchildert in Claud. Rutil. Iter. I, Vers 97. ſ.

Lebens zuſammentreffen wird. Wer in jener Zeit etwa mit den Eindrücken Conſtantinopels nach Rom kam, wie z. B. Conſtantius, als er im Jahr 356 ſeinen Triumph über den beſiegten Magnentius hielt, der konnte nur ſtaunen und verſtummen und meinte jedesmal wenn er etwas Neues ſah, das Allerſchönſte zu ſehen; als der Gipfel des Wunderbaren aber galt, wie wir bei dieſem Anlaß vernehmen [1]), das Forum Trajans mit der Baſilica Ulpia.

Die Römer.

Und all dieſe Herrlichkeit war für eine Bevölkerung vorhanden, deren Zahl von mehrern unſerer jetzigen Hauptſtädte erreicht und übertroffen wird. Die Herrſcherinn des Weltreiches, welches unter Veſpaſian auf hundertzwanzig Millionen Seelen angeſchlagen werden konnte, hatte wahrſcheinlich kaum eine halbe Million Einwohner.[2]) Die neuere Forſchung iſt von den frühern, zum Theil ganz thöricht übertriebenen Annahmen zurückgekommen, ſeitdem die Bodenfläche Rom's und ſeiner Vorſtädte, die große Ausdehnung des unbewohnten, bloß dem Verkehr und der Pracht dienenden Raumes und die Dichtigkeit der Bevölkerung neuerer Hauptſtädte im Verhältniß zum Flächenraum bei der Berechnung zu Grunde gelegt werden.[3]) Man kann ſich in der That fragen, woher nur die Menſchen kamen, welche all die Tempel, Theater, Circen, Thermen und Haine benützen und genießen ſollten. Das Coloſſeum allein konnte vielleicht den ſechsten Theil der ganzen Einwohnerſchaft faſſen, der Circus maximus über ein Viertheil.[4]) Um ſolche Räume zu füllen bedurfte es allerdings eines Volkes, welches ſeit Jahrhunderten von ſeinen Herrſchern dazu erzogen war, welches von Spenden lebte und nichts als einen un-

[1]) Ammian. Marc. XVI, 10.

[2]) Nach Dureau de la Malle, économie polit. des Romains I, p. 299. s. VI. p. 405. Der aurelianiſche Stadtumfang und die Vorſtädte ſind zuſammen gerechnet.

[3]) Ein recht beſonnenes Urtheil zeigt ſchon der alte Keyßler, Neueſte Reiſen, Brief XLVII.

[4]) Nämlich nach der geringern Annahme 150,000 Menſchen.

10. Abſchn. aufhörlichen ſtets geſteigerten Genuß kannte und verlangte. Die bedeutende Menge eheloſer, wenig oder gar nicht beſchäftigter Menſchen, die Einwanderung reicher Provinzialen, die Concentrirung des Luxus und des Verderbens, endlich das Zuſammenlaufen der größten Regierungs- und Geldangelegenheiten müſſen der Bewohnerſchaft Rom's einen Typus mitgetheilt haben, dem ſich nichts Aehnliches an die Seite ſtellen ließ.

Die chriſtliche Geſellſchaft. In dieſer bunten Miſchung, durch alle ihre Schichten hindurch, gab es zwei verſchiedene Geſellſchaften, eine heidniſche und eine chriſtliche. Wie die letztere ſich in den erſten drei Jahrhunderten des Glaubens, zur Zeit der Verfolgungen ausgebildet und benommen hatte, gehört nicht hieher; aus der kritiſchen Zeit Conſtantin's, da ſie gewiß zunahm und ſich innerlich änderte, haben wir keine genügende Kunde; die Schilderungen aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts aber, namentlich bei S. Hieronymus, zeigen ſie bereits ausgeartet. Die Welt mit ihren Lüſten hatte ſich in die obern wie in die untern Klaſſen der Gemeinde von Rom eingedrängt; man konnte eifrig andächtig und dabei ſehr ſittenlos ſein. Fürchterliche Kriſen bewegten zu Zeiten die ganze Gemeinde; aus Ammianus wiſſen wir, daß beim Streit des Damaſus und Urſinus um das Bisthum (366) eines Tages hundertſiebenunddreißig Erſchlagene in der ſicinischen Baſilica lagen. Hieronymus, welcher der Sekretär des ſiegreichen Biſchofs Damaſus wurde, lernte in dieſer Stellung Groß und Klein kennen; er wußte, wie allgemein die Tödtung der noch ungeborenen Kinder war;[1]) er ſah zwei Leute aus dem Pöbel ſich heirathen, wovon der Mann ſchon zwanzig Weiber, das Weib ſchon zweiundzwanzig Männer begraben hatte;[2]) nirgends macht er ein Hehl aus der allgemeinen Verderbniß. Aber am genauſten ſchildert er die

[1]) Ep. XXII. ad Eustochium c. 13.

[2]) Ep. CXXIII. ad Ageruchium. c. 10. Alle Welt war neugierig, wer zuerſt ſterben würde; es war das Weib, und der Wittwer führte wie ein Sieger die Leiche durch den Zulauf von ganz Rom.

vornehmen Stände und gewiſſe Geiſtliche, und zwar in ihrer Wechſelwirkung. Fürſtlich zieht die große Dame, die reiche Wittwe einher, mit vollen rothgeſchminkten Wangen;[1]) ihre Sänfte iſt umgeben von Verſchnittenen. Mit dem nämlichen Gefolge erſcheint ſie fleißig in den Kirchen und ſchreitet Almoſen ſpendend majeſtätiſch durch ein Spalier von Bettlern. Zu Hauſe hat ſie Bibeln auf Purpurpergament mit Gold geſchrieben und mit Edelſteinen beſetzt, kann aber dabei die Armen hungern laſſen, wenn ihrer Eitelkeit nicht gedient wird. Ein Ausrufer geht in der Stadt herum, wenn die Dame zu einer Agape, einem Liebesmahl einladen will. Auch ſonſt iſt bei ihr offene Tafel; unter andern Schmeichlern treten Kleriker heran, küſſen die Frau vom Hauſe und machen eine Handbewegung — zum Segnen, ſollte man glauben? nein, um eine Gabe in Empfang zu nehmen; nichts aber macht die Damen ſo ſtolz als die Abhängigkeit der Prieſter. Dieſe Wittwenfreiheit ſchmeckt viel ſüßer als die Mannsherrſchaft, und giebt überdieß einen Schein von Enthaltſamkeit,[2]) wobei doch Manche ſich durch Wein und Leckerei entſchädigen. Andere freilich die in härenen Kutten gleich Nachteulen einhergehen, beſtändig ſeufzen und doch insgeheim dem gemeinſten Wohlleben fröhnen, ſind um nichts beſſer. Die geſuchten Verhältniſſe geiſtlicher Verwandtſchaft, welche dem naturgemäßen Familienleben Eintrag thaten, ſind dem ſtrengen Kirchenlehrer ſammt und ſonders verdächtig;[3]) da gab es Männer, die ihre Frauen verließen

[1]) Ep. XXII. ad Eustochium c. 16. a. beſonders c. 32.

[2]) Et post cœnam dubiam apostolos somniant. Hieronymus ſchreibt hier an ein vornehmes und frommes Mädchen. Die großartige Ungenirtheit, mit welcher er die Dinge beim Namen nennt, iſt ein Reflex antiker Naivetät, von welcher wir jetzt keinen Begriff mehr haben.

[3]) Ep. CXXV. ad Rusticum. c. 6. Hieronymus bezieht ſich nicht immer ausdrücklich auf Rom, ſchildert aber doch im Ganzen die römiſche Geſellſchaft.

10. Abſchn. und unter frommem Vorwand Andern anhingen; Frauen welche Jünglinge zu geiſtlichen Söhnen annahmen und am Ende mit denſelben in ſinnlichen Umgang geriethen, u. dgl. m. namentlich aber gewiſſe Frömmler, welche als eine Art von Beichtvätern ſich bei Frauen einniſteten und mit denſelben lebten. Die eigentlichen Kleriker kommen, wie bereits angedeutet wurde, nicht beſſer weg. Hieronymus verdammt die Sitte ihres Zuſammenlebens mit geiſtlichen Schweſtern, den ſogenannten Agapeten (ſonſt Syneisakten) unbedingt,[1]) noch ſtärker aber ihr Auftreten in den vornehmen Häuſern, zum Behuf der Erbſchleicherei,[2]) der Herrſchaft und der Ueppigkeit. Einige ſpielen die Aſceten, mit langem Haar, Bocksbart, ſchwarzem Mantel und bloßen Füßen; ſie betrügen ſündige Weiblein durch ſcheinbares Faſten, das ſie durch nächtliches Eſſen wieder einbringen. Andere — den Abbés des letzten Jahrhunderts vergleichbar — laſſen ſich zu Presbytern und Diaconen weihen, nur um die Weiber mit größerer Freiheit zu ſehen; dieſe Art geht zierlich gekleidet, reich toupirt, duftend von Wohlgerüchen, alle Finger von Steinen blitzend; ihrer netten Fußbekleidung zu Liebe ſchweben ſie auf den Zehen; ihr Anſehen iſt eher das eines Bräutigams als eines Prieſters. So etwa mag ſich Jovinian ausgenommen haben „in ſeidenem Kleid, in feinem „Zeug von Arras und Laodicea, rothwangig, mit glänzender Haut, die Haare theils nach hinten, theils über der „Stirn gekräuſelt.“[3]) Einige geben ſich bloß damit ab, Namen, Wohnung und Gemüthsart der Damen zu erkunden. Hieronymus kannte einen ſolchen Geiſtlichen, der ſich durch Herumtragen des bösartigſten Geſchwätzes von einem Haus in's andere wahrhaft furchtbar zu machen gewußt hatte. Er fuhr mit ſchönen raſchen Pferden von früh bis ſpät

Die Geiſtlichen.

---

[1]) Ep. XXII. c. 14.

[2]) Ep. LII. ad Nepotianum. c. 6. — Das Folgende Ep. XXII. c. 28 s.

[3]) Hieron. adv. Jovinianum II, 21.

durch die Stadt, ſodaß man ihn nur den Stadtpoſtillon (Verodarius urbis) nannte; oft überraſchte er die Leute noch im Schlafzimmer; was ihm von Zeug oder Geräthſchaften gefiel, lobte er mit einem ſolchen Ton, daß wer klug war ihm damit ein Geſchenk zu machen pflegte. Selbſt das Bild eines geiſtlichen Wüſtlings der intereſſanten Art fehlt nicht;[1]) mit glühendem Unwillen erzählt Hieronymus, wie der Wolf in die Hürden brach, wir dürfen aber eine Epiſode, die uns bereits in die zweite Generation nach Conſtantin hinabgeführt hat, nicht durch eine geheime Liebesgeſchichte noch weiter ausdehnen.

Nutzen der Klöſter.

Offenbar war die Einrichtung von Klöſtern mit Clauſur, welche den Aſceten ein für allemal von den Verſuchungen des Stadtlebens abſchied, damals ein wahres Bedürfniß. Denn die Asceſe lag unabwendbar in der Zeit, weil die Zahl derer gar zu groß war, welche durch das Zuſammentreffen der alten und neuen Religion und Sitte an ſich ſelber irre geworden waren und in einem extremen Entſchluß ihr Heil ſuchten, ohne ſich doch gegen Rückfälle ſchützen zu können. Hieronymus ſetzt alle Kräfte daran, wenigſtens in dem andächtigen Kreiſe der ihm gehorcht, die völlige Entſagung zum Lebensprincip zu erheben. Möglich daß Vorbild und Ermahnung des einſeitigen aber gewaltigen Mannes den Geſichtskreis und die Gedanken ſeiner Paula, Marcella, Euſtochium lebenslang beherrſcht und ſie gegen alles Erdenglück unempfindlich gemacht haben. Die Eheloſigkeit (S. 412) erſcheint ihm als die unumgängliche Bedingung jedes höhern Lebens, um ihretwillen ſeien ſchon dem jungfräulichen Apoſtel, Johannes, höhere Geheimniſſe offenbar geworden als den übrigen, welche verheirathet geweſen.[2]) Der Einbruch der Völkerwanderung und das drohende

Die Asceſe.

[1]) Er hieß Sabinian und ſündigte auch in Bethlehem. Vgl. Ep. CXLVII.

[2]) Adversus Jovinian. I, 26. Er allein iſt Apoſtel, Evangeliſt und Prophet zugleich. Exposuit virginitas quod nuptiæ scire non poterant.

10. Abſchn. Zuſammenbrechen aller Verhältniſſe — orbis ruit! [1]) — ſchärften ohne Zweifel die Stimmung des Entſagens in ihm und Andern außerordentlich. Es gab ſchon in Rom und im ganzen Weſten (S. 446) viele Männer und Weiber, welchen es mit der Asceſe ein tiefer, bleibender Ernſt war; bereits bevölkerten ſich die Felsklippen des Mittelmeeres und die einſamern Uferſtellen Italiens mit Anachoreten [2]) und bald mit Klöſtern; einzelne Inſeln wurden auch als Todesſtätten von Märtyrern beſucht, wie z. B. eine der Ponza-Inſeln.[3]) Mitten in Rom ſelber war es möglich, in wahrer Abgeſchiedenheit zu exiſtiren, wie z. B. die reiche Aſella, die ihr Geſchmeide verkaufte, mit Brod, Salz und Waſſer in einer engen Zelle lebte, keinen Mann mehr anredete, und nur ausging um die Apoſtelgräber zu beſuchen;[4]) von ihrer Familie war ſie gänzlich getrennt und freute ſich daß überhaupt Niemand mehr ſie kannte. Hieronymus traute ſich die ſeltene Fähigkeit zu, dieſe wahren Stadtnonnen ganz genau von den unechten unterſcheiden zu können.

Was gewiß nicht in der Wirklichkeit fehlte, wohl aber in den Schilderungen des eifrigen Kirchenvaters, iſt das Bild einfacher, wohldenkender Chriſtenfamilien ohne Asceſe und ohne Ausſchweifung. Er giebt am liebſten das Außerordentliche und Extreme.

Die große Maſſe. Zwiſchen dieſe chriſtliche Geſellſchaft und die gebildetern, edlern Heiden des vierten Jahrhunderts hinein ſetzen wir die Schilderung der großen Maſſe in Rom, wie ſie uns,

---

[1]) Ep. LX. ad Heliodorum. c. 16. Vgl. Ep. CXXIII. ad Ageruchium, passim.

[2]) Ep. III. und CXXVII. Vgl. Claud. Rutil. Iter. I, Vers 439, s. 515, s. wo gegen das Mönchsthum auf Capraja und Gergona polemiſirt wird.

[3]) Ep. CVIII. ad Eustochium.

[4]) Ep. XXIV. ad Marcellam.

freilich auch nicht ohne künſtliche Beleuchtung, Ammianus Marcellinus überliefert hat.[1]) 10. Abſchn.

Er beginnt bei Anlaß eines Aufruhrs wegen Mangels an Wein, und lehrt uns das römiſche Volk als ſehr trinkſüchtig kennen, was es jetzt nicht mehr iſt. Die ſeit Conſtantin eingeführten Weinvertheilungen genügten nicht; wer es irgend aufzuwenden hatte, lag ganze Nächte in den Tavernen. Als dem Stadtpräfekten Symmachus nachgeſagt wurde, er wolle lieber mit dem Wein Kalk löſchen, als den Preis herabſetzen, zündete man ihm das Haus an. Wenn irgendwo von Rom die Rede war, hörte man auch gleich von „Krawall und Weinhäuſern" ſprechen. Wie jetzt die Morra, ſo war das Würfelſpiel in und außer der Wirthſchaft der Zeitvertreib, der alle Lücken ausfüllte; dabei ertönte ein ſchnarrendes Geſchrei, welches dem Hörer durch Mark und Bein ging. Wenn das Spiel mit den Teſſerae für vornehmer galt als das mit den Aleae, ſo meint doch Ammian, der Unterſchied ſei nicht größer als der zwiſchen einem Dieb und einem Straßenräuber; leider ſeien die Spielfreundſchaften die einzigen, welche noch die Leute feſt zuſammen hielten. — Die gemeinen Römer waren übrigens noch immer ein trotziges Volk, voller Selbſtgefühl; es gab, ungeachtet des Zuſtroms aus allen Ländern ſeit einem halben Jahrtauſend, noch viele uralte Bürgersgeſchlechter, die ſich auf ihre Namen Cimeſſor, Statarius, Cicimbricus, Pordaca, Salſula u. ſ. w. etwas zu Gute thaten auch wenn ſie barfuß liefen. Bisweilen erging wenigſtens im Theater, der wilde und bedenkliche Ruf: „Hinaus mit den Fremden!" — dieſe Fremden, ſagt Ammian, die doch ihre einzige Stütze und Hülfe ſind! — Der Hauptruf Rom's aber war noch immer: **Panem et Circenses!** — Was das Brod betraf, ſo gab es keine angſtvollern Augenblicke, als wenn die Korn- Panem!

[1]) Ammian. Marc. XIV, 6. XV, 7. XIX, 10. XXVII, 3. XXVIII, 4. u. a. a. O.

10. Abſchn. flotten aus Africa durch Krieg oder widrige Winde aufgehalten wurden; ein Stadtpräfekt Tertullus (359) ſtellte bei einem ſolchen Anlaß dem wüthenden Pöbel ſeine Kinder als ein Pfand vor und beſänftigte ihn damit ſo weit, daß man nach der immergrünen, roſenduftenden Tiberinſel mit dem Dioscurentempel bei Oſtia ziehen konnte, wo ſich ſonſt jährlich das römiſche Volk einen heitern Feſttag zu machen pflegte; dort opferte Tertullus dem Caſtor und Pollux und das Meer wurde ruhig und ein ſanfter Südwind brachte die vollen Flotten herbei.[1]) — Wer von dem müſſigen Volk mit dem ausgetheilten Brod, Wein, Oel und Schweinefleiſch nicht zufrieden war, ſtellte ſich an die Lucke einer Garküche und genoß wenigſtens den Duft der Braten und anderer Speiſen.

et Circenses! Ganz unerſättlich war der Römer aber in all Dem was Schauſpiel hieß. Im vierten Jahrhundert waren es bei weitem nicht mehr die von Staatswegen bewilligten Geldmittel,[2]) welche hier für den Hauptbedarf ſorgten, ſondern die Munificenz der neuernannten höhern Beamten, auch der Senatoren. Es laſtete damit eine ſehr ſchwere Abgabe auf dieſen nicht immer reichen Leuten, indem Jeder nicht bloß aus Ehrgeiz, ſondern noch mehr wegen der Ungenügſamkeit des Volkes ſeine Vorgänger mußte zu überbieten ſuchen. Ein großer Theil der Correſpondenz des Symmachus iſt den Sorgen gewidmet, welche ihm die Aufführungen bei ſeiner und ſeiner Verwandten Beförderung und bei andern Gelegenheiten verurſachen. Seit Diocletian war es mit derjenigen kaiſerlichen Spielverſchwendung vorbei, welche einſt noch dem Carinus die Idee eingegeben hatte, ein halbes Quartier in der Gegend des Capitols mit einem hölzernen

---

[1]) Die Stimmung ähnlicher Schreckensmomente hat auch Symmachus (Ep. II, 6. 7. III, 55. 82. X, 29) verewigt. Man ſuchte ſich bei ſolchen Hungersnöthen durch ganz rückſichtsloſe Ausweiſung aller Fremden — mit Ausnahme des Theaterperſonals! — zu helfen. Ammian. XIV, 6, § 19.

[2]) Summa decreta populi voluptatibus. Symmachi Ep. II, 46.

Amphitheater zu überbauen und daran allen möglichen Schmuck von koſtbaren Steinen, Gold und Elfenbein anzubringen,[1]) worauf dann u. a. ſeltenen Thieren auch Steinböcke und Nilpferde auftraten und Bären mit Seerobben kämpfen mußten. Die Kaiſer ſorgten noch für die Baulichkeiten, wie z. B. Conſtantin den Circus maximus prächtig reſtaurirt hatte (S. 298, Anm.); allein die Aufführungen ſelber waren überwiegend Sache der reichen Würdenträger geworden, welche auf dieſe Weiſe dem Staat ihre ſonſtige Steuerfreiheit bezahlen und ihre Einkünfte ausgeben mußten. Es half nichts, wenn man von Rom fortging; die Steuerregiſtratoren hielten in dieſem Fall, wie es ſcheint, die Spiele im Namen der Abweſenden.[2]) Man war froh, wenn nur für die fremden Thiere der Zoll erlaſſen wurde.[3]) Das wichtigſte war immer die Auswahl der Pferde für die Circusſpiele; hier war es wo der vornehme wie der gemeine Römer ſeine abergläubige Leidenſchaft des Wettens ſtillte, wo für einen Wagenlenker der größte perſönliche Virtuoſenruhm, ja eine Art von Unverletzlichkeit erblühen konnte. Nun hatte ſich der römiſche Geſchmack in dieſer Beziehung dergeſtalt verfeinert, daß man beſtändig mit Pferderacen abwechſeln mußte;[4]) Commiſſionäre durchſtrichen die halbe Welt, um Neues und Außerordentliches zu finden und behutſam nach Rom zu transportiren; Symmachus ſchreibt an dieſe Lieferanten in ſo verbindlichem Tone als an irgend Jemand. Für die Thierkämpfe in den Theatern und im Coloſſeum, für die Jagden (Sylvae) im Circus maximus bedurfte man zunächſt der

Schauluſt des Römers.

[1]) Calpurn. Siculus. Ecloga VII (XI). — Hist. Aug. Carus. c. 19.

[2]) Symmachi Ep. IV. 8.

[3]) Symmachi Ep. V, 62.

[4]) Der Römer unterſchied z. B. die einzelnen ſpaniſchen Racen im Circus genau, ſ. Symmachi Ep. IV, 63. Außerdem vgl. IV, 8. 58. 59. 60. 62. V, 56. 82, 83. VI, 42. VII, 100. s. IX, 20. 24.

10. Abſchn. Gladiatoren, „einer Fechterſchaar ſchlimmer als die des Spartacus;“ auch gefangene Barbaren, z. B. Sachſen, traten bisweilen auf,[1]) doch mag bereits, dem Geiſte der Zeit gemäß, der Kampf von Thieren gegen Thiere überwogen haben. Hier finden wir nun die Spielgeber in einer ewigen Verlegenheit, wie die nöthigen Beſtien beizuſchaffen ſeien, dieſe Bären, die bisweilen ganz abgezehrt oder gar ausgetauſcht ankamen, dieſe libyſchen Löwen, dieſe Schaaren von Leoparden, ſchottiſchen Hunden, Crocodilen und ſelbſt ſolchen Thieren, die gegenwärtig nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen ſind, wie die Addaces und die Pygargi, u. dgl. Es kommt wohl vor, daß die Kaiſer nach einem perſiſchen Siege mit ein Paar Elephanten aushalfen, allein dieß war eine Ausnahme. — Zu dieſem ganzen Treiben gehört noch eine ſceniſche Ausſchmückung des Circus oder der betreffenden Theater, wozu Symmachus einmal die Künſtler aus Sicilien kommen ließ.[2]) Wir können von ihm annehmen, daß er nur that was ſeines Amtes war und innerlich über dieſen Dingen ſtand; es gab aber damals ſo fanatiſche Bewunderer einzelner Gladiatoren wie nur irgend in der frühern Kaiſerzeit. Aus dem vierten Jahrhundert mögen die ſehr ausgedehnten aber ſchon rohen Moſaiken mit Fechterſpielen und Thierkämpfen in der Villa Borgheſe ſtammen, wo den einzelnen Perſonen ſogar die Eigennamen beigeſchrieben ſind; mußte ſich doch die Kunſt oft genug zur Verewigung ſolcher Aufführungen bequemen und ganze Hallen und Faſſaden damit verzieren![3]) — Auch das eigentliche Theater hatte noch ſeine feurigen Liebhaber, darunter Leute von großem Namen, wie jener Junius Meſſala, welcher zur

Die Schauſpielfanatiker.

---

[1]) Symmachi Ep. II, 46. Das folgende aus II, 76. 77. IV. 12. VI, 43. VII, 59. 121. 122. IX, 125. X, 10. 13. 15. 19. 20. 26. 28. 29.

[2]) Symmachi Ep. VI, 33. 42.

[3]) Hist. Aug. Gorddd. c. 3. Carus. c. 19.

Zeit Conſtantin's ſeine ganze Habe, auch die koſtbaren Kleider ſeiner Eltern an die Mimen wegſchenkte.[1]) Ueberhaupt genoß in Rom wenigſtens die „Comödie" noch ein gewiſſes Intereſſe, wenn auch mehr beim gemeinen Mann, deſſen größter Genuß überdieß das Ausziſchen geweſen ſein ſoll, wogegen die Schauſpieler ſich durch Beſtechung zu ſchützen ſuchten. Man darf vermuthen, daß es ſich nur um die Poſſe (Mimus) handelte.[2]) (S. 312. Anm.) Wichtiger war jedenfalls die Pantomime, d. h. das Ballett, welches nach einer vielleicht hyperboliſchen Angabe noch immer 3000 Tänzerinnen nebſt einer Unzahl von Muſikanten beſchäftigte.

Wenn nun in Hinſicht auf Brod und Schauſpiele unſere Geſchichtsquellen den Thatbeſtand hinlänglich genau ſchildern, ſo werden wir dafür über tauſend andere Umſtände, welche das Bild des damaligen Roms vervollſtändigen müßten, vollkommen im Dunkel gelaſſen. Die Kapitalfrage z. B., welches das Zahlenverhältniß der Sklaven zu den Freien war, iſt nicht einmal annähernd zu beantworten, und die verſuchten Annahmen[3]) gehen weit auseinander. Da und dort öffnet ſich ein Abgrund vor den Augen des Forſchers, und geſtattet einen Einblick in jenes Mittelding von Staatsfabrik und Galeere, wo für öffentliche Bedürfniſſe gearbeitet wurde. So die großen Bäckereien für die allgemeinen Brodvertheilungen;[4]) die Vorſteher derſelben (mancipes) hatten im Lauf der Zeit Wirthſchaften und Bordelle darangebaut, aus welchen mancher Unvorſichtige plötzlich in die Fabrik geſchleppt und dort auf Lebenszeit als Sklave eingeſtellt wurde; wem dieß geſchah, der war verſchollen und die Seinigen hielten ihn für todt. Die Römer müſſen um

Sklaven und Freie.

---

[1]) Hist. Aug. Carus. c. 20.

[2]) Theatralem vilitatem nennt ſie Ammian. XXVIII, 4 Ende.

[3]) Vgl. die ingeniöſen Berechnungen bei Dureau de la Malle, l. c. I, 150 s., welche doch Niemanden überzeugen werden.

[4]) Vgl. Socrates, Hist. eccl. V, 18.

10. Abſchn. die Sache gewußt haben, wenigſtens traf dieß Loos vorzugsweiſe Ausländer. Die Behörden vollends hatten ſo ſicher Kunde davon als gewiſſe neuere Regierungen vom Matroſenpreſſen, und wenn Theodoſius bei einem beſtimmten Anlaß dem Gräuel ein Ende machte, ſo darf man deßhalb nicht glauben, daß erſt damals die Entdeckung gemacht worden ſei.

Das vornehme Leben. Was endlich Ammian von dem Leben und Treiben der höhern Stände erzählt, erregt die unabweisbare Vermuthung, daß der brave und tüchtige Mann hier einem Gefühl gekränkter Eitelkeit mehr als billig ſich hingegeben habe. Als Antiochener hatte er jedenfalls kein beſonderes Recht, die Römer herabzuſetzen; als Hofangehöriger des Conſtantius und Julian aber mochte er vielleicht in den großen römiſchen Familien keine ſehr zuvorkommende Begegnung gefunden haben. Vieles von ſeinen Klagen geht auf die Untugenden, welche man den Reichen und Vornehmen zu jeder Zeit und überall zugeſchrieben hat; Anderes bezieht ſich auf jene Zeit überhaupt. Ammian klagt über die monumentale Sucht nach vergoldeten Ehrenſtatuen, während daſſelbe Geſchlecht ſich im vergänglichſten Modetand, in der tiefſten Verweichlichung gefällt; er brandmarkt jene fatale Art, die vorgeſtellten Fremden nach dem erſten Beſuch nicht mehr kennen zu wollen, und ſolchen die man nach längerer Abweſenheit wiederſieht, zu verrathen, daß man ſie nicht vermißt habe. Er ſchildert die Unſitte jener Gaſtmäler, die man nur giebt um Niemanden etwas ſchuldig zu bleiben, und wobei die Nomenclatoren (eine Art von Ceremonienmeiſtern aus dem Sklavenſtande) bisweilen gegen ein Trinkgeld gemeine Leute unterſchieben. Schon zu Juvenal's Zeiten hatte die Eitelkeit Mancher etwas darin geſucht, halsbrechend ſchnell zu fahren und ſich für die eigenen wie für die Circuspferde zu fanatiſiren; auch dieß dauerte noch fort. Viele erſchienen öffentlich nicht anders als mit einer ganzen Proceſſion von Dienern und Hausgenoſſen, „unter dem Com-

„mando der Hausmeiſter mit Stäben zieht zunächſt am 10. Abſchn.
„Wagen einher die ganze Schaar der Webeſklaven, dann in
„ſchwarzer Tracht die Küchenſklaven, ferner die übrige Die-
„nerſchaft des Hauſes, untermiſcht mit müſſigem Volk aus
„der Nachbarſchaft; den ganzen Zug ſchließt ein Heer von
„Verſchnittenen jedes Alters, vom Greiſe bis zum Knaben,
„alles ſieche und entſtellte Figuren.“ — Zu Hauſe aber mußte Die Muſik.
ſelbſt in den beſſern Familien, wie jetzt bei uns, die Muſik
eine Menge geſellſchaftlicher Lücken verdecken. Da ertönte
unaufhörlich Geſang und Saitenſpiel; „ſtatt des Philoſo-
„phen wird der Sänger berufen, ſtatt des Redners der
„Lehrer vergnüglicher Künſte; während die Bibliotheken wie
„Gräber geſchloſſen ſtehen, werden Waſſerorgeln gebaut und
„Lyren ſo groß wie Stadtkutſchen.“ Der Eifer für das
Theater war auch den Vornehmen in hohem Grade eigen,
und die Coketterie mancher Dame beſtand ausdrücklich darin,
theatraliſche Attitüden in leichter Abwechſelung nachzuahmen.
Auch die äußere Geberde ſollte noch immer ein Kunſtwerk
ſein; Ammian kannte einen Stadtpräfecten Lampadius, wel-
cher es übel aufnahm, wenn man das Stylgefühl nicht be-
merkte, mit welchem er auszuſpucken pflegte. — Das Clien-
ten- und Paraſitenweſen mochte ſeine Geſtalt ſeit Juvenals
Zeiten nicht viel verändert haben, ebenſo die Erbſchleicherei
bei Kinderloſen und ſo manche andere Sünden der frühern
Kaiſerzeit; es muß aber mit großem Nachdruck hervorge-
hoben werden, daß Ammian trotz ſeiner übeln Stimmung
von jenen coloſſalen Laſtern und Verbrechen, die Juvenal
züchtigt, faſt gänzlich ſchweigt. Das Chriſtenthum war hier
kaum betheiligt; die große Veränderung in den Gemüthern,
welche den neuen Standpunkt der Moralität hervorrief, war
ſchon im dritten Jahrhundert eingetreten. (S. 291 f.)

Dieſe vornehme Geſellſchaft giebt ſich noch als eine heid- Das Heiden-
niſche zu erkennen zunächſt durch ihren Aberglauben; ſobald thum.
es ſich z. B. um Teſtamente und Erbſchaften handelt, wer-
den die Haruſpices gerufen um in den Eingeweiden der

10. Abſchn. Thiere Beſcheid zu ſuchen; ja ganz Ungläubige mögen doch weder über die Straße, noch zu Tiſche, noch in's Bad gehen, ohne ſich in der Ephemeris, dem aſtrologiſchen Kalender, nach dem Stand der Geſtirne umzuſehen.[1]) Wir wiſſen aus andern Quellen, daß namentlich die große Mehrzahl des Senates bis auf die Zeiten des Theodoſius heidniſch war.[2]) Man that alles Mögliche, um die Prieſterthümer und Ceremonien vollſtändig zu erhalten; wie viel Mühe und Kummer hat es ſich z. B. Symmachus koſten laſſen![3]) Allein neben den öffentlichen Saera wurden auch die Geheimdienſte von den angeſehenſten Römern des vierten Jahrhunderts mit dem größten Eifer betrieben, und zwar, wie oben (S. 236) bemerkt in einer eigenthümlichen Verſchmelzung. Indem der Einzelne womöglich alle üblichen Geheimweihen auf ſich nahm, wollte er ſich ſtärken und zuſammennehmen gegen das überall vordringende Chriſtenthum.[4])

Der Senat. Alles erwogen möchte dieſer heidniſche Senat von Rom noch immer die achtungswertheſte Verſammlung und Geſellſchaft des Reiches geweſen ſein. Trotz den Uebelreden Ammian's müſſen ſich hier noch ſehr viele Männer — Provinzialen wie Stadtrömer — von tüchtiger, altrömiſcher Geſinnung gefunden haben, in deren Familien gewiſſe Ueberlieferungen herrſchend waren, welche man in Alexandrien und Antiochien oder gar in Conſtantinopel vergebens geſucht hätte. Vor Allem achteten die Senatoren ſelber den Senat — asylum mundi totius[5]) Sie verlangten noch einen eige-

---

[1]) Ueber die Fortdauer des Zaubers und der Veneficien vgl. S. 273. Ueber die der einzelnen Götterculte Prudent. in Symm. I, 102, 116, 127, 218, 226, 237, 271, 344, 356, 379, 610 etc.

[2]) Vgl. Zosim. IV, 59 u. a. a. O. Beſ. Prudentius, Peristephanon, Hymn. II, Strophe 112. 5; die Bekehrung der Senatoren Prudent. in Symm. I, 507, 552, 567, 612.

[3]) Für ſeinen religiöſen Standpunkt ſind beſonders bezeichnend Epp. III, 52. IV, 33. VI, 40. VIII, 6. IX, 108. 128. 129. X, 61 etc.

[4]) Die zahlreichen Inſchriften mit Myſterientiteln aus dieſer Zeit geſammelt bei Beugnot, l. c. vol. I.

[5]) Ammian. XVI, 10.

nen, einfach ernſten Redeſtyl,[1]) der nichts Theatraliſches haben durfte; überall ſucht man wenigſtens die Fiction aufrecht zu halten, als ob Rom noch das alte und der Römer noch Bürger wäre.[2]) Es ſind wohl nur große Worte, wenn man will, aber Einige treten doch auf, deren Schuld es nicht iſt, wenn keine großen Dinge mehr daraus entſtehen.[3]) Bei Symmachus ſelber erſcheint der Muth der Fürſprache für Bedrängte[4]) höchſt achtungswerth und wiegt, ähnlich wie der Patriotismus des Eumenius (S. 87) die unvermeidlichen Schmeichelformeln wohl auf, denen er ſich anderwärts unterzieht. Als großer, unabhängiger Herr war er perſönlich über die Titulaturen hinaus,[5]) welche ſo Manchen glücklich machten.

Die höhere Bildung, die in dieſen Kreiſen waltete, darf man ſo wenig als das Uebrige buchſtäblich nach den Ausſagen Ammian's beurtheilen, der den Römern keine andere Lectüre zugeſteht, als den Juvenal und die Kaiſergeſchichte des Marius Maximus, wovon bekanntlich die erſte Hälfte der Hiſtoria Auguſta eine dürftige Bearbeitung iſt. Auf das literariſche Stelldichein beim Friedenstempel (wo ſich auch eine der achtundzwanzig öffentlichen Bibliotheken befand) iſt nicht viel zu geben, indem dort ſogar ein Trebellius Pollio mit ſeiner Waare auftreten durfte.[6]) Wohl aber zeigt der Freundeskreis, den Macrobius um ſich verſammelt, die Umgebung in der ſich Symmachus bewegt, wie viel wahre Bildung in den höhern Ständen noch vorhanden war. Man

Die Bildung.

[1]) Symmachi Ep. I, 89. — Sie nannten ſich untereinander Frater, ibid. V, 62.

[2]) Vgl. u. a. Symmachi Epp. VI, 55. VIII, 41. IX, 67. civicus amor... Romanum nomen u. ſ. w.

[3]) Ein paar Namen altgeſinnter Römer aus der Zeit Conſtantin's durch Epigramme verherrlicht Symm. Ep. I. 2.

[4]) Beſ. Epp. III, 33—36. und X, 34 mit einer gewagten Vorſtellung an Valentinian I.

[5]) Ep. IV, 42.

[6]) Hist. Aug. XXX. Tyr. c. 30 (31).

10. Abſchn. darf ſich durch die (für uns ſehr nützliche) Pedanterie des Erſtern, durch die geſuchte plinianiſche Schreibart des Letztern nicht irre machen laſſen. Es handelt ſich allerdings um eine ſinkende, mehr zum Sammeln und Betrachten als zum Schaffen geeignete Literaturepoche; der Epigone verräth ſich durch ſein Schwanken zwiſchen plautiniſchen Archaismen und den allermodernſten abſtracten Subſtantiven;[1]) ſchon glaubt man die Einſeitigkeit der romaniſchen Völker zu erkennen, welche mit einem Wörterbuch eine Literatur aufrechthalten möchten; in den niedlich gedrechſelten Briefen und Billets des Symmachus iſt unläugbar lauter bewußte Kunſt.[2]) Allein die Verehrung der ältern Literatur, welcher allein wir vielleicht deren Erhaltung verdanken, war für das damalige geiſtige Leben ſo viel werth, als der Cultus Arioſt's und Taſſo's für das jetzige Italien. Das höchſte Geſchenk, welches Symmachus einem Freunde machen kann, iſt eine Abſchrift des Livius;[3]) eine wahre Anbetung genoß vollends Virgil, der unaufhörlich analyſirt, erklärt, auswendig gelernt, zu Centonen verarbeitet und ſogar als Schickſalsbuch (S. 268) aufgeſchlagen wurde. In dieſer Zeit ſchon mochte die Sage das Leben des großen Dichters in das Wunderbare und Zauberhafte zu verkehren begonnen haben.

Das Landleben. Einen flüchtigen Blick verdient endlich auch das Landleben dieſer vornehmen Römer. Derſelbe Mann, der ſeiner Tochter vor Allem das emſige Wolleſpinnen, wenigſtens die Aufſicht über die ſpinnenden Mägde zum Ruhme anrechnet,[4])

---

[1]) Vgl. Symmachi Epp. III, 22. 44.

[2]) Seine Reflexionen hierüber Epp. I, 45. IV, 28. V, 86. VII, 9 etc. Seine bittere Empfindung über die nothwendige politiſche Bedeutungsloſigkeit ſeiner Correſpondenz, II, 35.

[3]) Ep. IX, 13. — Für ſeine ſonſtige literariſche Umgebung und Thätigkeit vgl. III, 11, 13. IV, 34 etc. Ob die Philoſophen, die er beſchützte und empfahl (I, 29, II, 39) Neuplatoniker waren?

[4]) Symmachi Epp. VI, 67. 79.

beſaß Dutzende von Villen, deren ungeheuer ausgedehnte Bewirthſchaftung allein ſchon an Aufſehern, Notarien, Zinseintreibern, Bauleuten, Fuhrleuten und Boten eine ganze Schaar erforderte, der Tauſende von landbauenden Sklaven und Colonen zu geſchweigen. Durch das Ausſterben ſo vieler großer Familien müſſen die Latifundien, welche ſchon längſt „Italien zu Grunde gerichtet," ſich in immer wenigern Händen concentrirt haben. Niemand läugnet, daß dieß im Ganzen ein Unheil war, und die Abhängigkeit Italiens von den africaniſchen Kornflotten beweist es zur Genüge. Auch die Beſitzer ſelbſt waren nicht immer glücklich; von der Regierung mit Verdacht angeſehen, mit Ehrenpflichten überlaſtet, mit Einquartierungen heimgeſucht,[1]) vielleicht auch oft durch eine verwickelte Geldwirthſchaft gedrückt, erfreuten ſie ſich doch nur in beſchränktem Maaß ihrer beinahe fürſtlichen Stellung. Wer aber noch genießen konnte, den mußte die nach Jahreszeiten abwechſelnde Reſidenz auf dieſen Landhäuſern beglücken, von welchen wenigſtens die ältern noch an die Schönheit plinianiſcher Villen erinnern mochten. Symmachus beſaß, um in der Nähe von Rom zu beginnen, Landhäuſer an der Via Appia und am Vatican, bei Oſtia, Präneſte, Lavinium und dem kühlen Tibur, dann einen Landſitz bei Formiä, ein Haus in Capua, ſowie Güter in Samnium, Apulien und ſelbſt in Mauretanien. In einer ſolchen Reihe durften auch Beſitzungen an der paradieſiſchen Küſte von Neapel nicht fehlen. Die Römer gaben hier von jeher dem Golf von Bajä einen für uns nicht wohl begreiflichen Vorzug vor dem neapolitaniſchen; vom Arverniſchen See auf buntbemalter Barke hinauszufahren in das Meer nach Puteoli, galt noch immer als wonnevolle Luſtpartie; über die ruhige Fluth tönte von allen Schiffen Geſang, aus den in's Meer gebauten Villen das Geräuſch froher Gelage, und weit draußen das Plätſchern muthwilliger Schwimmer.[2]) Wenn

Die Villen.

[1]) Vgl. Symmachi Epp. I, 5. 10. II, 52. VII, 66. IX, 40. 48.

[2]) Symmachus VIII, 23 macht für ſich eine abſichtliche Ausnahme.

10. Abſchn. nun hier Lucull mit ſeiner Ueppigkeit das höchſte Vorbild war, und die Einſamkeit,[1]) die man zu ſuchen vorgab, in dieſer mehrere Meilen langen Reihe von Villen und Pallä-ſten kaum gedeihen konnte, ſo wird das echte römiſche Land-leben viel eher in den zur eigentlichen Oekonomie beſtimm-ten Gütern geblüht haben. Hier feierte der Römer vor-züglich gern ſeine Herbſtfreude: „der neue Wein iſt gekel-„tert und den Fäſſern anvertraut; Leitern führen bis in die „Wipfel der Fruchtbäume; jetzt wird die Olive gepreßt; da-„zwiſchen zieht die Jagdluſt den Wildſtätten nach, und ſcharf-„riechende Hunde verfolgen die Spuren der Eber."[2]) Was Die Jagd. die Jagd betrifft, welche nach aller Vermuthung vortrefflich ſein mußte, ſo meint zwar Ammian, die Weichlichkeit Vieler habe ſich mit dem bloßen Zuſehen begnügt,[3]) allein wer ir-gend kräftige Glieder hatte, für den war die Jagd im mög-lichſt weiten Umfange des Wortes ſo gewiß eine Lebensfrage als für den jetzigen Italiener. Auch in dieſem Fache ver-langte man noch ein Gedicht ſtatt eines Handbuches in Pa-ragraphen; wie die Georgica das Landleben überhaupt künſt-leriſch darſtellen ſollten, ſo verherrlichten die Cynegetica und und Halieutica, die zum Theil bis in's vierte Jahrhundert herabreichen mögen, das Waidwerk und den Fiſchfang. — Ein paar Verſe des Rufus Feſtus Avienus,[4]) vom Ende des vierten Jahrhunderts, geben zum letztenmal die Stim-mung wieder, welche das Landleben des römiſchen Heiden beſeelte. „Bei Tagesanbruch bete ich zu den Göttern, dann „gehe ich bei den Knechten auf dem Gut herum und weiſe „Jedem ſeine gemeſſene Arbeit zu. Darauf leſe ich und rufe

---

[1]) Symmachi Ep. I, 8. Campania... ubi alte turbis quiesci-tur;... Lucrina tacita... Bauli magnum silentes... Noch Statius (Sylvæ III, V. 85) rühmt Neapel wegen ſeiner Stille.

[2]) Symmachi Ep. III, 33.

[3]) Alienis laboribus venaturi gehen die römiſchen Großen auf das Land XXVIII, 4, § 18.

[4]) Bei Wernsdorf Poetæ lat. min. V, II. Ad amicos de agro. —

„Phöbus und die Muſen an, bis es Zeit iſt mich zu ſal-
„ben und auf der ſandbeſtreuten Paläſtra mich zu üben.
„Heitern Muthes, den Geldgeſchäften fern, eſſe, trinke, ſinge,
„ſpiele, bade ich und ruhe aus nach dem Abendeſſen. Wäh-
„rend der kleine Leuchter ſein beſcheidenes Maaß von Oel
„verzehrt, ſeien dieſe Zeilen den nächtlichen Camönen ge-
„weiht."

Die letzten Heiden.

Wohl mochten es allmälig Wenige ſein, die noch ganz ungebrochen zu genießen wußten, ſeitdem die Reichsnoth, der Dämonenglaube und die Sorge um das Jenſeits auch die Heiden ſo tief erſchüttert hatten. Jene eigenthümliche Weltanſchauung, welche den edlern Epicureismus und den Stoicismus in ſich vereinigt und das irdiſche Leben der Beſſern zu einem ſo würdigen und liebenswürdigen Ganzen abgeſchloſſen hatte, — ſie war am Ausſterben begriffen. Einen letzten Nachklang davon, aus dem Zeitalter Conſtantin's gewährt das kleine Gedicht des Pentadius [1]) „vom glücklichen Leben." Es ſind aber bloße Erinnerungen aus Horaz, die hier ſchon deßhalb nicht wiederholt werden dürfen, weil man nicht weiß, ob der Verfaſſer im Ernſt dazu hätte ſtehen können.

---

Athen.

Es gab noch eine Stadt in dem alten Weltreiche, die unter Conſtantin vielleicht nirgends genannt wird, nach deren Leben und Fortdauer wir aber doch mit voller Theilnahme fragen dürfen.

Athen, ſchon vom peloponneſiſchen Kriege her in ſeinem Beſtand erſchüttert, war ſeit Sulla's Eroberung mehr und mehr verödet und in's Kleine zuſammengezogen, ſo daß man innerhalb der Mauern ſäete und Heerden weiden ließ, ſelbſt auf der Agora. Im Gymnaſion waren bisweilen die Statuen der Götter und Heroen von dem hochgewachſenen Korn

---

[1]) Bei Wernsdorf l. c. III.

10. Abſchn. verdeckt.[1]) Allein der Lichtglanz des Ruhmes welcher die Stadt umgab, das leichte, angenehme Leben, die herrlichen Denkmäler, die Ehrfurcht vor den attiſchen Myſterien und das Bewußtſein der ganzen helleniſchen Welt von dem was ſie Athen verdankte, — dieß Alles zog fortwährend eine Menge freier, gebildeter Menſchen dorthin; Philoſophen und Rhetoren traten auf und zahlreiche Schüler folgten nach. Seit Hadrian — dem neuen Gründer Athen's, wie ihn die Dankbarkeit nannte — ſchwang ſich das Studium zu einer Art von Univerſität empor, welche durch kaiſerliche Dotation einigermaßen geſichert und ſpäter die wichtigſte Lebensquelle der verarmten Stadt wurde.[2])

Die Athener. Wer in dieſen ſpäten Zeiten noch antik geſinnt war, der mußte vor Allem die Athener lieben. Schön und ergreifend läßt Lucian[3]) ſeinen Nigrinus über dieſes Volk reden, bei welchem Philoſophie und Armuth zuſammengehören und das ſich der letztern nicht ſchämt, wohl aber ſich reich und glücklich fühlt in ſeiner Freiheit, ſeinem mäßigen Leben und in der goldenen Muße. „Es herrſche dort ein „ganz philoſophiſches Klima, das ſchönſte für ſchön denkende „Menſchen; freilich wer Luxus, Macht, Schmeichelei, Lüge, „Knechtſchaft wolle, der müſſe in Rom leben." Aber nicht bloß der Syrer von Samoſate, der es ſich ſonſt mit ſo wenigen Dingen Ernſt ſein läßt, auch ein Maximus von Tyrus, ein Libanius von Antiochien und andere noch Spätere gerathen in's Feuer, ſobald von den Athenern die Rede iſt, wobei es unentſchieden bleiben mag, ob im einzelnen Fall an das alte Athen der Blüthezeit gedacht, oder die Tugenden deſſelben noch in der damaligen Bevölkerung gefunden

---

[1]) Die Chryſoſtomus, welcher in der VII. Rede (ἐυβοϊκός) pag. 103. 105. 106. M. dieſe u. a. Züge mittheilt, kann ſchwerlich eine andere Stadt als Athen im Auge haben. — Vacuas Athenas, ſagt ſchon Horaz. Epist. II, 2, 81.

[2]) Für das Nähere iſt auf die bekannte Abhandlung Schloſſers im erſten Bande des Schloſſer-Bercht'ſchen Archives zu verweiſen.

[3]) Luciani Nigrin. c. 12.

oder vorausgeſetzt werden. Libanius ſagt z. B. von der Verzeihung für Beleidigungen die man rächen könnte, ſie ſei „der Griechen, der Athener, ja der gottähnlichen Men„ſchen würdig." Heliodor der Emeſener läßt eine bei ägyptiſchen Räubern gefangene Athenerinn ſchreiben: „Barba„riſche Liebe ſei noch nicht einmal ſo viel werth als atheni„ſcher Haß."[1]) Dieſe ſpätern Heiden, welchen weder im römiſchen Staatsweſen noch in der chriſtlichen Kirche wohl zu Muthe ſein konnte, ſchließen ſich mit einer wahren Zärtlichkeit an die geweihteſte Stätte altgriechiſchen Lebens an. Glücklich ſchätzt ſich Jeder, der ſein Leben in dieſer Umgebung zubringen darf.

Die Univerſität.

Die Studien aber, um derentwillen Sophiſten und Schüler in Athen ſich ſammelten, trugen das Gepräge der Zeit nur allzudeutlich. Wie Philoſtratus und Gellius für die atheniſche Schule in der frühern Kaiſerzeit, ſo ſind Libanius[2]) und Eunapius[3]) ergiebige Quellen für deren Zuſtand im vierten Jahrhundert und man kann nicht ſagen, daß ſie ſich in der Zwiſchenzeit gebeſſert hätte. Das einſeitige Ueberwiegen der rhetoriſchen Bildung und daneben die Ueberſchwänglichkeit und Myſtik der einzelnen Neuplatoniker, — die Eitelkeit der Docenten und das Factionsweſen ihrer Anhänger, — dieß Alles füllte das ſtille Athen mit einer Unruhe, einem Hader von ganz eigener Art an. Schon der Empfang des Studenten war eine lebensgefährliche Sache; im Piräeus, wenn nicht ſchon am Vorgebirge von Sunium, ſtanden Leute bereit, welche ihm aufpaßten um ihn für dieſes oder oder jenes Auditorium (Didaskaleion) in Pflicht zu nehmen und ihn ſogar durch Drohungen von dem ſchon zu Hauſe gefaßten Beſchluß abwendig zu machen; einzelne Docenten erſchienen plötzlich im Hafen, um ſich ihrer Beute zu

[1]) Heliodor. Aethiop. II, 10.

[2]) Liban. opera, ed. Reiske, vol. I. *Περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης.*

[3]) Beſonders in den Biographien des Julianus v. Cappadocien, des Proäreſius und des Libanius.

10. Abſchn. verſichern. War man dann, etwa unter dem Schutz des Schiffscapitän's, glücklich nach Athen gelangt, ſo fand man ſich in den gewaltſamſten Zuſtand hineinverſetzt; nicht ſelten gab es Mord und Todtſchlag nebſt den dazu gehörenden Criminalunterſuchungen, alles wegen der Lehrerconcurrenz. Zunächſt redete die Landsmannſchaft ein großes Wort in dieſe Dinge; als Eunapius in Athen ſtudirte, hielten die Orientalen vorzugsweiſe an Epiphanius, die Araber an Diophantus, die vom Pontus an ihren göttergleichen Landsmann Proäreſius, welchem auch viele Kleinaſiaten, Aegypter und Libyer anhingen. Allein man war daran nicht gebunden, und überdieß hielt das unaufhörliche Ueberlaufen von Schule zu Schule die Feindſchaften beſtändig in Flammen. Die Studentenſchaft war in bewaffnete „Chöre" getheilt, mit „Proſtaten" an der Spitze; ihre blutigen Händel ſchienen ihnen „eben ſo viel werth als der Kampf für's Vaterland." Hatte man es endlich ſo weit gebracht, daß zwei Parteien, Docenten und Auditoren, zur Verantwortung vor dem Proconſul von Achaja nach Korinth reiſen mußten, ſo wurde in deſſen Gegenwart ein wahrhaft feierlicher rhetoriſcher Wettkampf aufgeführt, zumal wenn es ſich der Mühe lohnte, wenn der Beamte „für einen bloßen Römer ziemlich gebildet" war.[1]) Von irgend einer Art von Collegialität war nicht die Rede. Schon längſt wagte man es nicht mehr, öffentlich in Theatern und Hallen aufzutreten, um nicht ſofortigen, blutigen Tumult zu erregen; die wohlhabendern Sophiſten bauten ſich eigene kleine Haustheater. Eunapius ſchildert uns die dazu eingerichtete Wohnung des Julianus: „ein kleines beſcheidenes Haus, aber es athmete „Hermes und die Muſen, ſo ſehr ſah es einem Heiligthum „ähnlich, mit den Bildniſſen der Freunde des Beſitzers; das „Theater war von Quadern, eine Nachahmung der öffent-

Ihre Parteiung.

[1]) Die Sophiſten bemerkten wohl nicht immer die Ironie, womit einzelne Proconſuln verfuhren. Ein Beiſpiel vielleicht in der Vita Proäresii vel. ed. p. 139. s.

„lichen Theater im Kleinen.“ Wer dagegen ſo arm war als Proäreſius, der anfangs mit ſeinem Freunde Hephäſtion zuſammen nur ein Kleid und einen Mantel nebſt ein paar Teppichen beſaß, mußte ſich helfen wie er konnte. 10. Abſchn.

In den „Chören“ der Studenten herrſchten ſtarke, eingewurzelte Mißbräuche. Schon bei der Ankunft wurden die Neulinge auf einen glänzenden Einſtand und auf dauernde Verbindlichkeiten vereidigt, welche nicht ſelten zur Bekanntſchaft mit Wucherern hinführten. Am Tage wurde viel Ball geſpielt; bei Nacht zog man herum und gab „den ſüßſingenden Sirenen“ Gehör; gemeine Subjekte machten auch wohl raubähnliche Angriffe auf ſchutzloſe Häuſer.[1]) Als Libanius ſich nicht ohne Mühe von dieſen Verbindungen losgemacht hatte, vergnügte er ſich mit friedlichen Ausflügen namentlich nach Korinth. Wahrſcheinlich zogen Viele, wie einſt zur Zeit des Philoſtratus, den noch immer in hohem Werth gehaltenen olympiſchen, iſthmiſchen und andern Nationalfeſten nach. Das Höchſte aber, was ein eifriger Heide von Athen mitnehmen konnte, waren die eleuſiniſchen Weihen. Lebensweiſe.

Dieſes ganze bunte Treiben bewegte ſich zwiſchen den herrlichſten Denkmälern der Welt, in welchen die edelſte Form und die größten geſchichtlichen Erinnerungen ſich zu einer unausſprechlichen Wirkung vereinigten. Wir wiſſen nicht mehr, was dieſe Werke dem Sophiſten des vierten Jahrhunderts und ſeinen Schülern ſein mochten. Es war die Zeit, da dem griechiſchen Geiſt ein Lebensintereſſe nach dem andern abſtarb, bis auf die begriffſpaltende Dialektik und das todte Sammeln. In alter, vielleicht ganz unberührter Herrlichkeit ſchaute das Parthenon der Pallas Athene, ſchauten die Propyläen auf die Stadt hernieder; vielleicht war trotz dem Gothenüberfall unter Decius, trotz den Räubereien unter Conſtantin noch weit das Meiſte von Dem

[1]) Vielleicht läßt ſich damit das berüchtigte Univerſitätsleben von Padua im ſiebzehnten Jahrhundert vergleichen.

10. Abſchn. erhalten, was im zweiten Jahrhundert Pauſanias geſehen und geſchildert hatte. Aber die reine Harmonie der Bauformen, die freie Größe der Götterbilder redete nicht mehr vernehmlich genug zu dem Geiſte dieſer Zeit.

---

Paläſtina. Das Jahrhundert war ausgegangen, ſich eine neue Heimath für ſeine Gedanken und Gefühle zu ſuchen. Für die eifrigen Chriſten war dieſes irdiſch-himmliche Vaterland gegeben: es hieß Paläſtina.

Conſtantin. Wir wollen nicht wiederholen, was Euſeb, Socrates, Sozomenus und Andere über die officielle Verherrlichung des Landes durch Conſtantin und Helena, über die prächtigen Kirchenbauten von Jeruſalem,[1]) Bethlehem, Mamre, auf dem Oelberg u. a. a. O. berichten. Bei Conſtantin war es ein ganz äußerliches Motiv, das die ihn zu ſolchem Aufwand bewog; das Höchſte, wozu er es in der Verehrung heiliger Gegenſtände brachte, war eine Art von Amuletglauben, wie er denn die Nägel vom wahren Kreuz zu Pferdezügeln und zu einem Helm verarbeiten ließ, deren er ſich im Kriege bedienen wollte.[2])

Die Wallfahrt. In zahlloſen Gläubigen aber erwachte unwiderſtehlich der natürliche Drang, Orte die dem Gemüthe heilig waren, in Perſon zu beſuchen. Es iſt wohl wahr, daß der geiſtdurchdrungene Menſch ſolche Wallfahrten entbehren kann, daß ſie das Heilige ſchon halb veräußerlichen, es gleichſam „an die Scholle binden" lehren. Und doch wird, wer nicht ganz roh iſt, einmal wenigſtens den Stätten nachgehen, die für

---

[1]) Es genügt auf die treffliche Monographie T. Tobler's, „Golgatha", zu verweiſen, welche nebſt dem „Bethlehem" deſſelben Verfaſſers eine Menge wichtiger antiquariſcher Fragen erledigt.

[2]) Socrates I, 17. Sozom. II, 1. Die Diskuſſion über den Moment der Kreuzfindung (welche erſt bei Euſeb's Ueberarbeitern erwähnt wird) findet man u. a. bei Sybel u. Gildemeiſter: der heil. Rock von Trier, 2. Ausg. S. 15 f.

ihn durch Erinnerungen der Liebe oder der Andacht geweiht ſind. Im Verlauf der Zeit, wenn aus der Herzensſache eine Sitte geworden, wird das Gefühl des Pilgers wohl leicht in eine Art von abergläubiger Werkheiligkeit ausarten, allein dieß beweist nichts gegen den reinen und ſchönen Urſprung.

Schon ſeit der apoſtoliſchen Zeit kann es nicht an frommen Beſuchen derjenigen Stellen Paläſtina's gefehlt haben, welche mit den Erinnerungen des alten Bundes zwiſchen Gott und den Menſchen die des neuen auf ſo erſchütternde Weiſe verbanden. Vielleicht die erſte weite Wallfahrt[1]) war die des cappadociſchen Biſchofes Alexander, welcher unter Caracalla Jeruſalem — das damalige Aelia Capitolina — beſuchte, „um des Gebetes und der Geſchichte der Orte willen.“ Auch Origenes kam, „um die Fußſtapfen Chriſti, der Jünger und der Propheten aufzuſuchen.“ — Zur Zeit Conſtantin's aber trifft die Sehnſucht nach Paläſtina ſchon ſehr auffallend mit dem geſteigerten Cultus der Märtyrergräber und der Reliquien überhaupt zuſammen.[2]) Jeruſalem iſt gleichſam die größte und heiligſte aller Reliquien, an welche ſich dann noch eine Reihe anderer Weiheſtätten erſten Ranges, viele Tagereiſen lang, anſchließen. Aus dem Stationenbüchlein eines Pilgers von Bordeaux,[3]) welcher im Jahre 333 das heilige Land bereiste, erſieht man, wie ſchon damals die fromme Sage, vielleicht auch die Speculation, das ganze Land mit klaſſiſchen Stellen angefüllt hatte, an deren Echtheit ſpäter auch das Mittelalter nicht zweifelte. Man

Der Pilger von Bordeaux.

[1]) Euseb. Hist. eccl. VI, 11.

[2]) Hieronym. contra Vigilantium I, p. 390 iſt hiefür belehrend. Unter Conſtantius glaubte man z. B. die echten Reliquien des Andreas, Lucas und Timotheus zu beſitzen; er ließ ſie nach Conſtantinopel bringen. Unter Arcadius kommen die Gebeine Samuels aus Judäa nach Thracien.

[3]) Itinerarium Hierosolymitanum, u. a. in der Ausg. des Itinerar. Antonini von Parthey u. Pinder.

10. Abſchn. zeigte das Gemach, in welchem Salomo das Buch der Weisheit geſchrieben, die Blutflecken des Prieſters Zacharias auf dem Boden des ehemaligen Tempels, das Haus des Kaiphas und das des Pilatus, den Sycomorenbaum des Zachäus, und ſo viele andere Dinge, welche den Spott der hiſtoriſchen Kritik herausfordern können. Einige Jahrzehnde ſpäter zählt Hieronymus in der Reiſebeſchreibung der Paula [1]) noch weit gründlicher die Stätten der Andacht von Dan bis Berſeba auf. Er ſelber, ſonſt ſo beſonnen in ſeinen Anſichten über die Reliquien, hat ſich in Bethlehem für den Reſt ſeines Lebens angeſiedelt und Alles was an ihm hing, nach ſich gezogen. Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts lebt in Jeruſalem und der Umgegend eine ganze große Colonie frommer Leute aus allen Gegenden des Reiches in tiefer Entſagung;[2]) „faſt ſo viele pſallirende Chöre als es verſchiedene Völker giebt.“ Es waren darunter Occidentalen von hohem Rang und großem Reichthum, die Alles zurückgelaſſen hatten, um hier in reinerer Stimmung auszuleben als ſie es ſonſt irgendwo vermocht hätten. Wem die Verhältniſſe dieß nicht geſtatteten, der grämte ſich; Hieronymus ſchrieb mehr als einen Brief um Solche zu beruhigen und ihnen zu ſagen, daß die ewige Seligkeit nicht am Beſuch Jeruſalem's hänge.

Die aſcetiſche Colonie.

Die Schattenſeiten.

Und auch dieſe beneidete Exiſtenz war keine ideale. Abgeſehen von der äußern Gefahr durch räuberiſche Saracenen, welche bis vor die Thore von Jeruſalem ſtreiften, hielt ſich noch ganz in der Nähe, in und um Gaza, im peträiſchen Arabien, in Cöleſyrien das Heidenthum mit einer verzweifelten Hartnäckigkeit; ſodann trat das Dämonenweſen, welches ſchon ſo lange her in Paläſtina heimiſch war, in ſo heftiger Geſtalt auf als jemals. Wir kennen bereits Sanct

---

[1]) Hieron. Ep. CVIII, 8. s. Ad Eustochium.

[2]) Vgl. Epp. XLVI. LVIII. LXXI. CVIII. CXXIX. CXLVII. u. a. a. O.

Hilarion als Dämonenbanner (S. 437, 445); Hieronymus ſelber führt uns zu den Prophetengräbern unweit Samaria, wo eine ganze Anzahl Beſeſſener auf Geneſung warteten; weithin hörte man ſie wie mit verſchiedenen Thierſtimmen heulen. Es ſind gleichſam die irren Geiſter, welche über dieſem Schlachtfeld aller Religionen, dem Land zwiſchen Jordan, Wüſte und Meer herumſchweben.



Eine merkwürdige Fügung hat es gewollt, daß Conſtantin auch in dem was er für Paläſtina that, weltgeſchichtlich auf viele Jahrhunderte hinaus wirken ſollte. Ohne den Glanz, welchen er über Jeruſalem und die Umgegend verbreitete, hätte ſich die Andacht der römiſchen Welt und folgerichtig die des Mittelalters nicht mit ſolcher Gluth an dieſe Stätten geheftet und ſie nicht nach einem halben Jahrtauſend der Knechtſchaft unter dem Islam wieder entriſſen.

# Nachträge und Verbeſſerungen

## welche man vor dem Gebrauche des Buches bemerken möge.

Aus Theod. Mommſen's Abhandlung: „Das Edict Dioeletian's de pretiis rerum venalium, vom Jahr 301" hoffte ich eine ſichere Löſung der Frage über die damaligen Werthe und Preiſe (S. 70 f.) hier einſchalten zu können. Allein der gelehrte Verfaſſer geſteht, der wahre Werth der mit * bezeichneten Münzeinheit ſei noch nicht ermittelt und deren Anſatz bei Dureau de la Malle auf dritthalb Cent. beruhe auf erweislich irriger Grundlage. — Abgeſehen hievon bedaure ich noch in mancher Beziehung, dieſe treffliche Schrift zu ſpät erhalten zu haben.

Aus *Origenis* Philosophumena, ed. *Eman. Miller*, Oxon. 1851 iſt nachzutragen:

Zu S. 243: Eine ungleich vollſtändigere Widerlegung der Aſtrologie als bei Gellius findet man hier am Anfang des vierten Buches.

Zu S. 255 u. ff. u. 278: Aufſchlüſſe über Vulgärzauberei und gemeine Beſchwörung der frühern Kaiſerzeit finden ſich hier Buch IV, Cap. 28 bis 42. — Der Verfaſſer führt Alles auf Betrug zurück und giebt folgende Recepte wie 000 Taſchenſpielerkunſtſtücke: Befragung der Götter mit ſcheinbarer Verbrennung von Geſchriebenem (mit ſympathetiſcher Tinte ꝛc.); Eier von innen bunt zu färben; Ziegen zu tödten (durch Verſtopfung der Ohren mit Wachs); Häuſer leicht verbrennbar zu machen; künſtlicher Donner; Berühren von ſiedendem Pech; Wandeln auf Kohlen u. dgl. m.; Erſcheinung des Aſklepios und anderer Götter, des erſtern als einer Feuerflamme, der letztern in einer Schüſſel mit Waſſer (Letzteres ſehr luſtſpielig, indem dazu ein Loch im Boden und ein Untergemach gehören, in welchem die Helfershelfer des Beſchwörers als Götter verkleidet auftreten); Dekote über den Himmel fahren zu laſſen; Mond und Sterne erſcheinen zu laſſen; ein Erdbeben zu machen; bei der Eingeweideſchau Schriftzüge auf die Leber zu practiciren; einen Schädel zum Reden zu bringen u. A. m. — Wie weit ſich ſpäter auch die Neuplatoniker mit ſolchem Betrug einlaſſen mochten, bleibt immer noch ſehr unklar.

S. 321 iſt die vierte Anmerkung, deren Inhalt ſich im zehnten Abſchnitt wiederholt, zu ſtreichen.

S. 403 iſt die Deutung der Tyche als einer dem römiſchen Staatsgenius entſprechenden Gottheit zu ſtreichen. Sie iſt, wie in den ſpätern Erwähnungen richtiger angegeben wurde, eine rein griechiſche Perſonification der betreffenden Stadt, „ein heilbringendes, mit der Stadt geborenes dämoniſches Weſen", laut dem Ausdruck Ottfried Müller's. (Archäologie § 405).

---

S. 286. Z. 6. v. u. ſtatt **Colloſſeums** lies **Coloſſeums.**
S. 329. Z. 2. v. u. ſtatt **L. Lactantius** lies **L. C. Lactantius.**
S. 330. letzte Zeile ſtatt **verhöhnt** lies **verſöhnt.**
S. 342. Z. 7. v. o. ſtatt **Märtyrium** lies **Martyrium.**
S. 349. Z. 16. v. o. ſtatt **Dalmatius** lies **Dalmatius.**
S. 377. Z. 16 u. 22 v. o. ſtatt **alten** und **alte** lies **ältern** und **ältere.**
S. 398. Z. 5. v. o. ſtatt **Herr** lies **Haar.**
S. 407. Z. 6. v. o. ſtatt **wieder** lies **wider.**

# Register.


Ablavius, Präfect 376 Anm. 382. 645.
Achilleus, Uſurpator 148.
Achillescultus 107. 207. 262.
Adonis 186.
Adrianopel, Schlacht bei 373.
Aedeſius 260 f.
Aegypten 31. 131 ff.
Aegyptiſche Religion 132. 141 ff. 192 bis 206. Prieſter 194. 274. Einſiedler und Mönche 433 bis 445.
Aegyptiſche Sprache 143 u. Anm. 205.
Aelianus, der Bagaudenkaiſer 82.
Aemilian I. 23.
Aemilian II. 26. 144.
Africa, das nördliche 152.
Alamannen 29. 80. 85. 351.
Alchymie 151.
Alexander der Große, ſein Andenken 21. als Dämon 262 Anm.
Alexander Severus 15. 305. ſeine Religion 207. 244. 270.
Alexander, Uſurpator in Africa 355 ff.
Alexandrien 13. 133. 137. 145. 147. 149 f. 193. 195 ff. 235. 418.
Allectus 98.
Alterung des antiken Lebens, ſ. d. VII. Abſchnitt.
Amandus der Bagaudenkaiſer 82.
Ammianus Marcellinus 262. 490.
Amor und Pſyche 219.
Anachoreten 431 bis 447.
Antinous 165 Anm. 269.
Antiochien am Orontes 59. 335 Anm. 377. 421.
Antonius der Eremit 433 f. 436 f.
Anubis 201. 203 f.
Aper 36.
Aphaca 185. 268. 406.
Apis 198.
Apollonius von Tyana 207. 251 f. 467 u. Anm.
Araber 111.
Arborius 293.
Architektur 298. 473 f. 477.
Arianismus 418 bis 423.
Armenien 120 ff. 125 ff.
Arnobius 166. 216. 272. 279. 288.
Aceſe 431 ff.
Asclepiodotus 99.
Asprudus, Friede am, 123.
Aſtarte 182.
Aſtrologie 242 ff. 258 f. 269.
Atargatis 183.
Athanaſius 276. 418. 421 ff.
Athen 497 ff.
Atys 186.
Auguſtodunum (Autun) 65. 83. 84. 87. 267. 390.
Aurelian 29. 30 f. 52. 146 f. ſeine Religion 237.
Aureolus 25 ff.
Ausartung, phyſiſche 289 ff.
Avienus 164. 496.
Baal bei den Aſiaten 179 ff. bei den Römern 180.
Bagaudenkrieg 81 ff.
Bahram I. v. Perſien 115. 119.
Bahram II. 51. 116. 120.
Bahram III. 51. 116.
Baliſta 25.
Barbariſirung 259. 295 u. Anm. — des Heeres 460.
Baſiliken, chriſtliche 299.
Baſilius der Große 429. 446.
Beamtenweſen, unter Diocletian 69. unter Conſt. 452. 457.
Bellona 190.
Beſchwörung von Göttern, Dämonen, Seelen ꝛc. 253 ff. 272 ff. von Leichnamen 273 ff.
Beſeſſene 438. 504 f.
Bildniſſe 289. 304. 308 f.

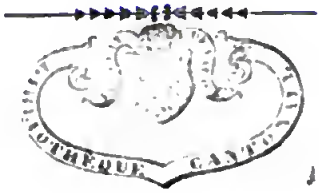
Biſchöfe, ihre Stellung 160 f. 399.
Blemmyer 146. 148 ff.
Bordeaux, ſeine Schule 96.
Bosporaniſches Reich 104 ff.
Boulogne 97. 98.
Britannien 96 ff.
Bukolen in Aegypten 138 ff.
Buſiris, Stadt 149.
Byzanz 9. Neubau 376. 461 bis 478.
Cäſarenernennung 44. 343 f. 351. 367 f.
Caloeerus, Uſurpator 377 f.
Calpurnius Siculus, Dichter 64. 170.
Canopus 197. 261. 440.
Caracalla 12. 175 Anm. 273.
Carauſius 97 ff.
Carinus 36 f. 291.
Carmel 180. 252. 268.
Carneval, deſſen Urſprung 205 Anm.
Carnuntum, Congreß zu, 354.
Carthago 28. 59. 152. 181. 183. 267.
Carus 36. 120.
Celſus 27.
Cherſoneſus (Sewaſtopol) 105.
Chriſten, ihre Zahl 157. wahre Stärke 160. letzte große Verfolgung 325 ff. wahrſcheinl. Vermehrung 362 Anm.
Chryſopolis, Schlacht bei 373.
Cibalis, Schlacht bei, 368.
Circusſpiele 273. 438 f. 486 f.
Claudian 314.
Claudius Gothicus 29 ff. 267. 350.
Clodius Albinus 9.
Coelibat 412. 483.
Coloniſation durch Barbaren 88. 101 f.
Commodus 5. 203.
Conſtans, Sohn C. d. Gr. wird Cäſar 376. S. Reichsantheil 378. Untergang 383.
Conſtantia, Schweſter C. d. Gr. 358. 374. 418. 421.
Conſtantia, Tochter C. d. Gr. 378. 385.
Conſtantin der Große, Herkunft und Jugend 49. 80. Aeußeres 148. 269. Kriege gegen Franken 89. Sarmaten 101. Gothen 102. Feldzug in Aegypten 148. — Verhalten beim Beginn der Chriſtenverfolgung 338. 339 Anm. Seine Uſurpation 346 ff. Verh. zu Maximian 353 ff. Kriege gegen Maxentius 358 ff. gegen Licinius 368. 372 ff. vgl. 310. Reichstheilung 377 ff. Tod 380 vgl. 310. — Religion 263. 363. 389 ff. Chriſtentoleranz 362 ff. Verhältniß zur Kirche, IX. Abſchnitt. Letzte heidn. Sympathien 402 ff. — S. Charakter 346 ff. — S. Hofweſen und Umgang 401. 452. Anſichten über Literatur 315. Rhetorik 318. Eigene Schriften 347 Anm. Wohlthätigkeit 429 f. Verſchwendung 454 f. Finanzweſen 456. 471. Neue Eintheilung des Reiches 457. Kriegsweſen 458. Gründung von Conſtantinopel 461 bis 478.
Conſtantin II. wird Cäſar 368. 376. S. Reichsantheil 378. Untergang 383.
Conſtantinopel ſ. Byzanz.
Conſtantius Chlorus, ſeine Erhebung 44. Siege 85 ff. über Carauſius 98. über Allectus 99. am Pontus 105. gegen die Picten 349. ſ. Religion 263. 390. Fragliche Schonung der Chriſten 340. Sein Tod 349. Seine Familie 349 f.
Conſtantius II. wird Cäſar 376. ſ. Reichsantheil 378. Familienmord 382. Spätere Thaten 383 ff. kirchliche Stellung 424 f.
Conſtantius, Julius, Bruder C. d. Gr. 349. 377. ermordet 382.
Conſulat 24. Anm. 36, Anm. 58. 460.
Coptos, Stadt 149.
Criſpus, Sohn C. d. Gr. 354. wird Cäſar 368 f. Hingerichtet 375.
Crocus der Alamanne 351.
Cyriades 25.
Dalmatius, der ältere und der jüngere 349. ihre Erhebung 377 ff. 381. Untergang 382.
Dämonen 249 ff. 270 ff. 435. 438.
Decius 22.
Decurionen 91. 318. 410.
Deſpotismus 74.
Diocletian, ſeine Thronbeſteigung 36. Her-

kunft 41. Thronordnung 42 ff. Familie 42. 367. Superſtition 47. Anſichten über d. Herrſchaft 54. Bauten 59. 60. Klagen über ihn und Rechtfertigung 67. Sein Charakter 73. 345. Verh. zu Perſien 120 f. Aegyptiſcher Krieg 148 ff. Religioſität 150. 164. 270. 327. Chriſtenduldung 325 ff. Verfolgung 334 ff. Moralität 330. Bildung 333 u. Anm. Vicennalienfeier 343. Abdankung 344 f., vgl. 45 u. 50. Auftreten zu Carnuntum 354. Tod 364.
Diptychen 309.
Dominus, als Titel 53.
Donauſande 103.
Drama 168. 312 Anm.
Druiden 37. 93 ff.
Elagabal, Kaiſer und Gott, 14. 180. 207. 305.
Emeſa 179. 181.
Ephthaliten 119.
Erblichkeit des Thrones 43 ff. 349 f. 352. 364. 385 u. Anm.
Eumenius, der Panegyriker 65. 66. 87. 350.
Euſebius von Cäſarea 346 f. 371 Anm. 374 f. 378. 381. 390. 394. 398.
Euſebius von Nicomedien 418. 420 f. 476.
Eunuchen, ſ. Verſchnittene.
Ewigkeit Rom's 287 f.
Extiſpicium 246. 276 f.
Fauſta, Gemahlin C. d. Gr. 353. ihre Tödtung 375.
Finanzen, ſ. Steuerweſen.
Firmicus Maternus, der heidniſche 244.
Firmicus Maternus, der chriſtliche 222. 263 Anm. 406.
Firmus 31. 146.
Florianus 34.
Franken 80. 96. 97. 383.
Frumentarier 73.
Gades 183. 191.
Galerius, ſeine Erhebung 44 ff. Feldzüge 101. gegen Perſien 121 ff. Verh. zu Dioclettan und zur Verfolgung 328 ff. 338. — Revocationsedict 332. 362. Kämpfe um die Herrſchaft 352 ff. Tod 356.
Gallien 27. 79 ff. allgem. Schilderung 90 ff. Religion 93. 174 ff. Bildung 317.
Gallienus 25. 28. 144 f. 305.
Gallus, Kaiſer 22. 291.
Gallus, Cäſar 377. 382. 425.
Gaza und Umgegend 180. 406. 434 f. 437 ff.
Germanen, im Allgemeinen 99 ff.
Gladiatorſpiele 399.
Gordian, die beiden ältern 18. der jüngere 19. 20.
Gothen 22. 29. 30. 85. (Fragliche Identität mit den Geten 100). 102. 122. 372.
Göttermiſchung 171 bis 208.
Gregorius Illuminator 126.
Hannibalianus der ältere 349. der jüngere 377. deſſen Erhebung 378 f. Ermordung 382.
Harpocrates 201. 206.
Haruspicin 265. 392. 395.
Hecate 201.
Heidenthum, deſſen Schilderung Abſchn. v. u. vi. in Rom 492.
Helena, Mutter Conſtantins 349 u. Anm. 376. 378 u. Anm. 430.
Heliodor, Verf. d. Aethiopica 132. 138 u. Anm. 274. 313.
Heliopolis in Aegypten 193.
Heliopolis in Syrien (Baalbek) 179. 268.
Hercules 63. der tyriſche 191.
Herculier 61.
Hierapolis, Tempel von, 179. 183 ff.
Hieronymus, d. Heil. 320. 437. 447. 480. 483 f. 504.
Hierarchie 159 f. 413.
Hilarion, der Heil. 433 ff. 437 ff. 445.
Himmliſche Göttinn (Urania) 182. 207.
Hofleben und Ceremoniell 52. 55. 325 ff. 452 ff.
Hormuz II. König von Perſien 51. 117. 118 Anm.
Hoſius, Biſchof 419. 421.
Jamblichus 251. 254 ff. 260.

Iberien, Königreich 123.
Jeruſalem 502 f.
Illyricum 462.
Illyriſche Kaiſer 21. 49.
Ingenuus 26.
Jovier 61. 383.
Iſaurien 26. 127 ff.
Iſis u. ihre Prieſter 199 bis 206. die Iſisproceſſion 204. die Iſismyſterien 224.
Julianus, Didius 8.
Julianus, Uſurpator in Italien 37. 80.
Julianus, Uſurpator in Afrika 153.
Julian der Abtrünnige 261. 377. 382. 385. 425.
Kaiſercultus 163. 165 u. Anm. 207. 246. 415.
Kaiſerthum ſ. Reichsgewalt.
Kaiſerwahnſinn 5. 7. 13. 14.
Kanonaris 475.
Ketzeredict C. d. Gr. 424.
Kirche, chriſtliche 157 ff. ihre Verfaſſung 159. Stellung unter Conſtantin 409 ff.
Köln 89.
Kunſt 295 ff. 472 f.
Labarum 392 f.
Lactantius, 271. 279.
Lactantius, der vorgebliche (Verf. d. Buches: de mortibus persecutorum) 46. 57. 67 ff. 327 ff. 337 Anm. 349 u. Anm.
Landleben der Römer 494 ff.
Leibarmee des Severus 10. unter Caracalla 13.
Leuce, Inſel 107.
Libanius 322. 336 Anm.
Licinianus, Erhebung zum Cäſar 369. Ermordung 375.
Licinius, ſ. Erhebung 354. Erſter Krieg mit Daza 356. Zweiter 366. Tödtung der Verwandten ſeiner Gegner 367. Erſter Krieg mit Conſtantin 367 f. Chriſtenverfolgung 370. Letzter Kampf 372. Untergang 374. Charakter 367. Aberglaube 371.
Lollianus 27.
Longus 312.
Lucian 182. 188. 192. 248. 296.
Lydius der Iſaurier 128.
Lyrik 313.
Macrianus 25. 145.
Macrinus 14.
Magie 241. 269 ff.
Magier 113 ff.
Magna mater 187 ff. 222 f.
Magnentius 383.
Mailand 57. 58.
Malerei 301 ff.
Mamertinus der Panegyriker 53. 58. 63.
Mani, Manichäismus 115. 238 ff.
Mare Aurel 4. 277.
Margus, Schlacht bei, 37.
Marnas, der Gott, 180. 438 f.
Martinianus, Cäſar 373 f.
Märtyrer 159. 341.
Marentius 44. 50. ſein Aberglaube 277. Unſitte 291. Reſidenz in Rom 345. Uſurpation 351 ff. Untergang 358 ff.
Maximianus Herculius, ſeine Erhebung 43. 49. Abdankung 45. 49. Bagaudenſieg 83. Feldzüge gegen Germanen 85. gegen Carauſius 98. in Afrika 153. Chriſtenverfolgung 340. Abdankung 345. Neues Auftreten 352 ff. Tod 355.
Maximinus Daza, ſeine Erhebung 45. 344. Aberglaube 269. Chriſtenverfolgung 343. Wird erſter Cäſar 351. Krieg mit Licinius 356. Ende der Verfolgung 363. Letzte Kämpfe u. Untergang 365 f.
Maximin der Thracier 16.
Maximum der Preiſe 70.
Maximus, Philoſoph 260.
Meletianiſche Sekte 409. 422.
Memphis 136. 198.
Minervina, Gemahlin C. d. Gr. 354.
Mithras und ſein Dienſt 228 ff. bei Chlorus und Conſt. d. Gr. 263 f. 391. 398.
Mönchsweſen 439 bis 447. 483.
Monogramm Chriſti 392 f.
Monotheismus der Heiden 247. 249. 262 ff.

Moralität 250. 280. 291. 491.
Moſaiken 300 ff.
Myſterien, die ältern 217, die des Bacchus, der Hecate, der Venus 220, des Sabazios 221, der großen Mutter 222, der Iſis 224, des Oſiris 228, des Mithras 230. Ihre Vermiſchung 236.
Mythologie, ihre Stellung zu Glauben und Kunſt 167 ff. 315 f.
Narſi I. König von Perſien. 51. 118. Anm. 121 ff.
Neapel, Umgegend 495.
Necromantie, bei den Perſern 125.
Nemeſian, Dichter 170.
Nepotianus, Neffe C. d. Gr. 384.
Nero, ſeine Religion 174.
Neuplatoniker 236. 248 ff.
Nicäa, Synode zu 419.
Nicagoras, Philoſoph 251. 404 Anm.
Nicomedien 56. 337.
Numerianus 36. 65. 120.
Obelisken 305.
Odenathus 26 ff. 119.
Olbia 106.
Omina 11.
Optatianus 314 f.
Orakel 265 ff. 405.
Oſiris 200 ff. ſ. Iſis.
Pachomius 439 bis 444.
Palladium 181. 467. 469 Anm.
Paläſtina 112. 445. 502 f. — ſ. Gaza.
Palmyra, Stadt 179. 192. 238.
Palmyreniſches Reich 26. 31. 119. 146. 268.
Panegyriker 62 ff. 320. 353.
Pantheen 208.
Pantomimen 168.
Parthiſches Reich 113. 117.
Paulus der Eremit 433 ff.
Perſiſches Reich, ſ. Saſſaniden.
Pertinax 7.
Peſcennius Niger 9. 175.
Peſſinunt 187.
Philä 150.
Philipp der Araber 20.
Philoſophie 162. 248 ff.
Philoſtratus 251.
Piſo 25.
Plotinus 249. 253. 260.
Poeſie, deren Schickſale 169 ff. 311 ff.
Pontusgegenden 104 ff.
Porphyrius, der Philoſoph 236. 251. 254.
Porphyrſäule C. des Gr. 305. 467. 469. 473.
Poſtumus 27.
Prätorianer 7. 8. 10. unter Diocletian 60. 61. unter Marentius 352. Ihr Untergang 360.
Predigten Conſtantins 400. 454.
Probus 34. 147.
Prudentius, der Dichter 288. 316.
Ptolemäer 133.
Pythagoras 251 f.
Quinquegentianer 153.
Quintillus 30.
Räuber und Raubvölker im Reiche 127 ff. 138 u. Anm.
Regillianus 26.
Regionenbücher 477 f.
Reichsgewalt im III. Jh. 3 ff. unter Diocletian 41 ff. unter Conſtantin, VIII. Abſchn. 415.
Repoſianus, Dichter 169.
Rheinlande 85. 86.
Rhetoren 285 f. 316 ff.
Rom, die Stadt, unter Diocletian 55. 57. Bauten 59. 61. Roma æterna 288. Rom unter Conſtantin 464. und ſpäter 475 bis 497.
Romanſchreiber 132. 224. 312 f.
Romula, Mutter des Galerius 328.
Rutilius Numatianus 288. 314.
Salvian v. Maſſilien 91.
Saper I. 25. 117. 119. 120.
Sapor II, 86. 114. 117. 118. 124.
Saper III, 116.
Sarcophage 301. 303.
Sardica 463.
Sarmaten 101.
Saſſanidenreich, perſiſches 16. 51. 112 ff.
Saturninus 35. 147.

Satyrn 435.
Säulenheilige 185.
Sculptur 301 ff. 310 f.
Seelenlehre 249. 253.
Senat, im II. u. III. Jh. 5 ff. 9. 14. 18. 22. 24. (des galliſchen Imperiums 27). 28. 31 ff. 35. 36 Anm. Unter Dioeletian 55. 57. 58. Unter Conſtantin 361. Später 492 f. Der Senat von Conſtantinopel 469 f.
Senatoriſche Familien 75. 91.
Septimius Severus 8 ff. 273.
Serapis 195 ff. als Saturn 197 u. Anm. bei den Römern 201.
Severin, der Heil. 275.
Severus ſ. Alexander.
Severus Cäſar des Weſtens 45. 344. Auguſtus 351. Sein Untergang 352.
Simon, der Zauberer 208 u. Anm. 272.
Sklaven, deren Stellung 426 f. Zahl 489.
Sonnengötter 179. 201. 231. 237 f. 263.
Sonntagsfeier 397.
Sopater 402. 404 f. 467.
Sophiſten 285 f. 317. 320. 499.
Soſipatra 260 f.
Spiridion, d. Heil., 274.
Steuerweſen, unter Dioeletian 69. 72. (in Aegypten 136). unter Conſt. 456.
Sultanismus 345. 367. 376. 382. 384.
Superſtition der Kaiſer 11. 270. Dioeletians 47.
Sylveſter, röm. Biſchof 419. 476.
Symmachus 322. 487 ff.
Synoden 398. 416. zu Nicäa 419 ff. zu Tyrus 276. 422.
Syrien 446.
Tabenna 440.
Tacitus, Kaiſer 33. 273 Anm. 306. 308.
Taurobolien 222.
Tempelplünderung 407 f.
Tetricus 27. 309.
Theater 168. 488 f.
Thebäiſche Legion 82 Anm.
Themiſtius 209. 321. 427.
Theodora, Tochter Maximian's 44.
Theokraſie 171 bis 208.
Theurgie, ſ. Beſchwörung.
Thiercultus, in Aegypten 142. 198
Tiridates v. Armenien 120 ff. ſein T
Titelweſen 66. 295. 453.
Toleranz Conſtantins 393. Edicte
Tracht, entartete 292.
Träume, gottgeſandte, 196 f. 198 224. 226 ff. 258. 266.
Trebellianus 26. 128.
Trier 86. 89.
Triumphbogen Conſtantin's 290. 363
Troja 465.
Tyche 403. 469. 474.
Tyrannen, die dreißig, 25 ff. 128.
Tyrus, Synode zu, 276. 422.
Unglaube der Heiden 163.
Unſterblichkeitsglaube der Chriſten 160. — der Heiden 214 ff. 222. 231. — der Manichäer 239.
Valens Theſſalonicus 25.
Valens, Cäſar Licin's 368 u. Anm.
Valeria, Tochter Dioeletians 44. 367.
Valerian 23.
Venefícium 273.
Verfolgung, dioeletianiſche 325 ff. V zur Politik 356. Schwankungen Erlöſchen 362. 393.
Verſchnittene, bei Hofe 53. 338 f. 4 als Prieſter 181. 184 ff. 199. als T nerſchaft 190 u. Anm. 481. 491.
Vetranio 383 ff.
Viennalien 46. 50. 339 Anm. 343.
Victoria, Kaiſerin 27.
Victorinus 27.
Virgil 494.
Wallfahrten 502 f.
Wohlthätigkeit 414. 426 bis 431.
Xenophon v. Epheſus 132.
Zenobia 26 ff. 31. 119. 146.
Zoſimus 57.



CH. MAULAZ
RELIEUR
LAUSANNE

Digitized by Google